Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Der Kilimandscharo

Volkens, Georg

Berlin, 1897

urn:nbn:de:gbv:46:1-9227

Visual Library



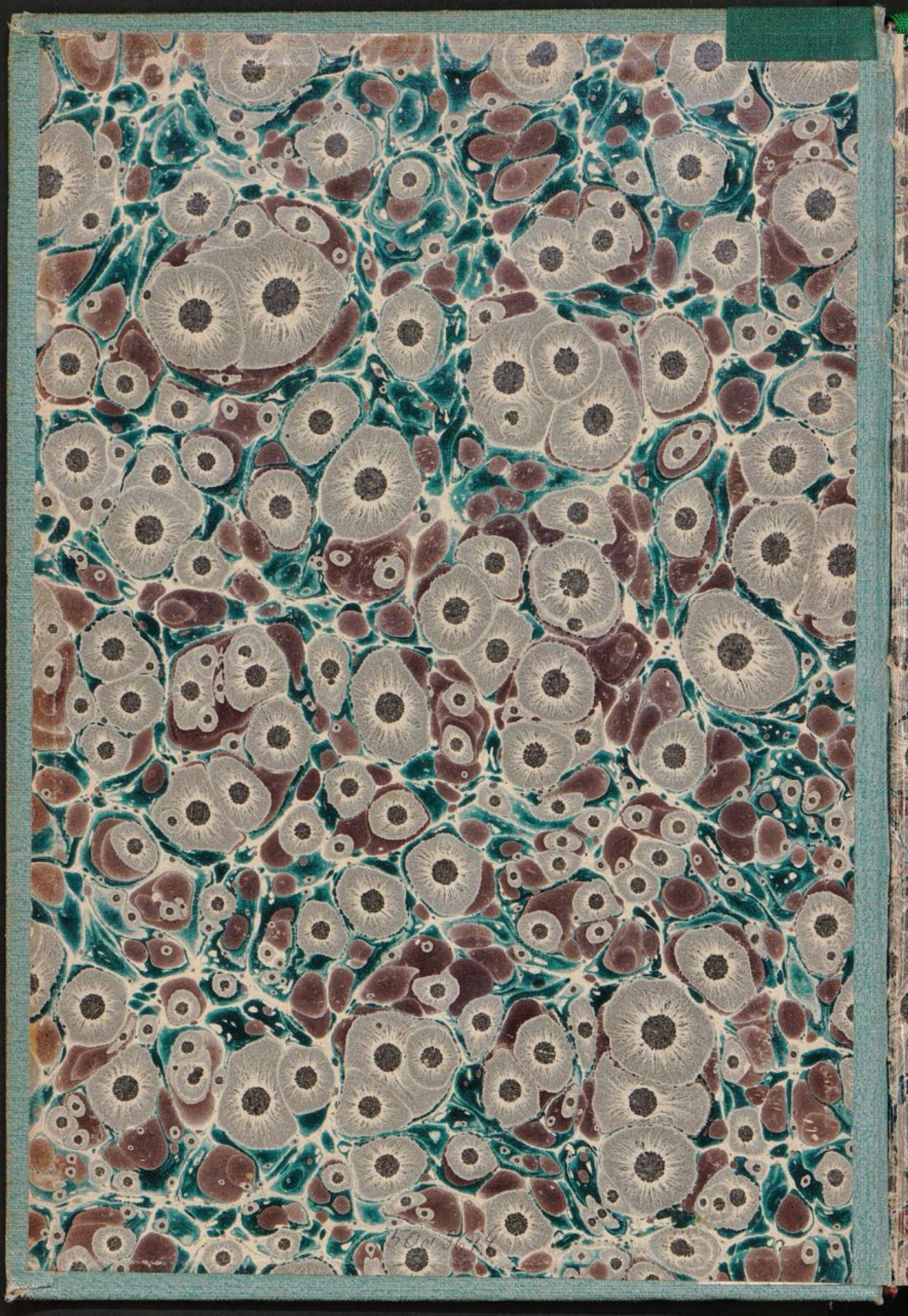
Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der

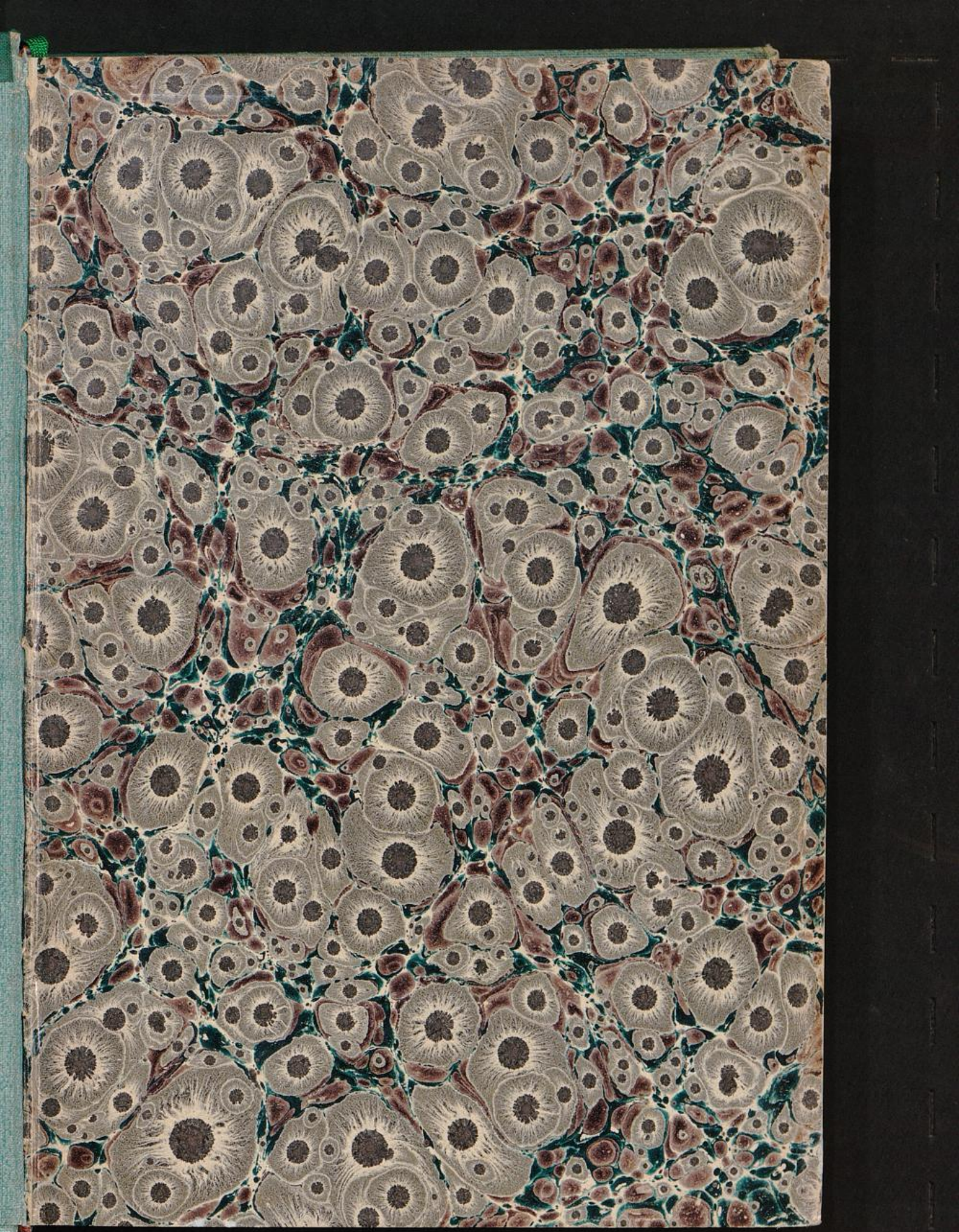
Kilimandscharo

G. Volkens

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der Kilimandscharo.

Darstellung

der allgemeineren Ergebnisse eines fünfzehnmonatigen Aufenthalts

im Dschaggalande

von

Prof. Dr. Georg Volkens

Privatdocent der Botanik an der Universität Berlin

Mit 11 Vollbildern, 28 Textbildern und 1 Karte

BERLIN 1897

GEOGRAPHISCHE VERLAGSHANDLUNG DIETRICH REIMER

(Ernst Vohsen).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen
und der Vervielfältigung der Abbildungen ist vorbehalten.

AZ 4754

Freie Hansestadt Bremen
Staatsbibliothek

~~50 r 3694~~

Druck von Rosenbaum & Hart, Berlin W., Wilhelmstrasse 47.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Dr. CARL LENT

geboren am 6. December 1862 in Dortmund,
gefallen am 25. September 1894 in Rombo Kerua

zum ehrenden Gedächtniss.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



VORWORT.

In den Jahren 1884/85 durchstreifte ich, von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften dazu beauftragt, die ägyptisch-arabische Wüste. Es war damals meine Aufgabe, den Lebensbedingungen der eigenthümlichen Xerophytenvegetation nachzugehen, die in den sonnendurchglühten, wasserlosen Thälern jenes felsigen Hochlandes ein bescheidenes Dasein fristet. Die Ergebnisse der Reise fanden nicht nur Anerkennung in den Kreisen meiner Fachgenossen, sondern erregten auch den Wunsch, den eingeschlagenen Gang der Untersuchung auf andere Gebiete auszudehnen. Vor Allem lag da der Gedanke nahe, dass man an einem Berge, dessen Fuss ausgesprochene Tropenvegetation zeigt und der mit seinem Gipfel bis in die Region ewigen Eises hineinreicht, die Einflüsse von Klima und Standort auf den Bau der Pflanzen ganz besonders leicht würde studiren können. Der Gedanke wurde weiter ausgesponnen und verdichtete sich schliesslich, im Frühjahr 1892, zu dem mir abermals von der Akademie der Wissenschaften ertheilten Auftrage, eine Reise zum Kilimandscharo zu unternehmen und zu sehen, was dort für die gekennzeichnete anatomisch-physiologische Richtung in der Botanik zu erreichen wäre.

Die Mittel, welche aus den Beträgen der Humboldt-Stiftung zur Verfügung standen, genügten nicht, um die Forschungsreise in dem geplanten Umfange durchzuführen, und so ward denn beim Kaiserlichen Auswärtigen Amte angefragt, ob auch von dieser Seite auf eine Unterstützung zu rechnen wäre. Das Auswärtige Amt versprach solche, knüpfte aber an seine Zusicherung die Bedingung, dass mein eigenes Unternehmen

---

Kopfleiste: Wissenschaftliche Kilimandscharo-Station.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit einem anderen vereinigt würde, welches kurz zuvor von der Deutschen Kolonialgesellschaft ins Leben gerufen worden war. Die Gesellschaft hatte sich, nachdem ihr Vorschlag, an verschiedenen Punkten Ostafrikas feste wirthschaftliche Stationen anzulegen, von der Regierung aus finanziellen Gründen abgelehnt werden musste, zu dem dankenswerthen und opferwilligen Schritt bewogen gefühlt, nunmehr auf eigene Hand Fachleute auszurüsten, die den Werth der Einzelländer unseres Schutzgebietes prüfen sollten. Der Kilimandscharo wurde zuerst ins Auge gefasst und der Geologe Dr. Carl Lent und der Forstassessor Wiener für eine Reise dorthin auserwählt.

Ehe ich mich aber noch mit diesen Herren, denen vom Auswärtigen Amte wie mir freie Verpflegung vom Tage unserer Ankunft in Ostafrika an gewährleistet wurde, in ein näheres Einvernehmen setzen konnte, trat ein Ereigniss ein, das alle unsere Pläne zu nichte zu machen drohte. Der Telegraph meldete im Juni, dass die Lieutenants von Bülow und Wolfrum in einem unglücklichen Gefechte wider den Häuptling Meli von Moschi gefallen und die Reste der deutschen Schutztruppe vom Kilimandscharo zur Küste abgezogen wären. Da hiess es denn in banger Ungewissheit warten, monatelang, bis endlich, nachdem Kompagnieführer Johannes die Marangu-Station wieder besetzt hatte, uns im November der Bescheid wurde, wir könnten die Reise nunmehr antreten. Ich fuhr im Dezember nach Tanga ab, während Lent und Wiener vier Wochen später folgten. Die Zeit, die ich dadurch vor dem Aufbruch in das Innere gewann, benutzte ich einmal, um in Gemeinschaft mit dem unermüdlich thätigen und dabei immer liebenswürdigen Bezirksamtmann von Tanga, Baron v. St. Paul-Illaire, einen Ausflug nach den schon damals äusserst viel versprechenden Kaffeeplantagen von Derema und Nguelo zu machen, dann aber auch, um die nöthige Trägeranzahl für die spätere Reise zusammen zu bekommen. Letzteres war damals nicht ganz leicht, da einige Wochen zuvor eine grössere Karawane nördlich Masinde von den Masais überfallen und zersprengt worden war und nun bei den sich als Träger verdingenden Tanga- und Pangani-Leuten zu der Furcht vor einem gleichen Schicksal noch die Besorgniss trat, am Kilimandscharo selbst in kriegerische Verwicklungen hineinzugerathen. So wurde es Anfang März 1893, als wir endlich von Tanga aufbrechen konnten.

In dem Folgenden habe ich mich bemüht, die Ergebnisse meiner Reise, soweit sie nicht von rein botanisch-fachwissenschaftlichem Interesse sind, schlicht und anspruchslos vorzuführen. Ich bin mir wohl bewusst, dass ich des völlig Neuen nur wenig zu bieten vermag. Dank der trefflichen Schilderung Hans Meyer's ist das schöne Bergland, in dem mir ein fünfzehnmonatiger Aufenthalt vergönnt war, in seinen Umrissen allen Kolonialfreunden zur Genüge bekannt. Nur in Einzelheiten wird das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bild, welches der erste kühne Besteiger des Kibo uns in seinen »Ostafrikanischen Gletscherfahrten« gegeben hat, durch meines unglücklichen Kollegen Lent und durch die eigenen Erfahrungen berichtigt, dagegen waren wir in der Lage, es ergänzen zu können und viele Lücken auszufüllen, die naturgemäss bei einem kürzeren Aufenthalt als dem unsrigen bleiben mussten. Was Hans Meyer während desselben geleistet, hat uns manches Mal mit aufrichtiger Bewunderung erfüllt. Als eine weitere, mehr ins Detail gehende Ausführung des von ihm Gegebenen möge vorliegendes Buch betrachtet und dem darin sich aussprechenden Botaniker es verziehen werden, wenn in seiner Darstellung die Schilderung der Vegetationsverhältnisse einen breiteren Raum beansprucht, als sonst in Reisewerken.

Ich schliesse mit einem Danke, den ich Herrn Kompagnieführer Johannes, dem Befehlshaber der Moschi-Station, schulde. Wenn ich meinen Aufgaben am Kilimandscharo, die ja Anderes als das hier Niedergelegte umfassten, so weit möglich habe erfüllen können, so stehe ich nicht an, Johannes ein wesentliches Verdienst daran zuzuschreiben. Indem er mir gestattete, ihn auf seinen zahlreichen Streifzügen zu begleiten, und in jeder Weise bemüht war, meine Pläne zu fördern und sie unter Umständen zu den seinigen zu machen, war ich auf der einen Seite kostspieliger und langwieriger Vorbereitungen für meine Kreuz- und Querzüge überhoben und konnte auf der andern, ledig der Sorgen für Unterkommen und Verpflegung, meine Zeit allein in den Dienst wissenschaftlicher Zwecke stellen. Ich kann nur wünschen, dass allen Naturforschern in Afrika, deren Zahl sich hoffentlich beständig mehren wird, eine ebensolche Unterstützung seitens der Militärbehörden zu Theil wird, wie sie mir wurde durch den immer hülfsbereiten, immer zuvorkommenden Kompagnieführer Johannes.

Dank spreche ich auch aus der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften und dem Kaiserlichen Auswärtigen Amt nicht sowohl für die pekuniäre, als für die moralische Unterstützung, die mir das Wohlwollen zweier so hoher Körperschaften gewähren musste. Der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wie der Humboldt-Stiftung fühle ich mich auch für die Förderung verpflichtet, die sie der Drucklegung dieses Werkes haben angedeihen lassen.

Berlin 1897.

Georg Volkens.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

I.

Inhalts-Verzeichniss.

			Seite
Vorwort.			1
Kapitel	I.	Von Tanga zum Kilimandscharo	35
»	II.	Die wissenschaftliche Station	61
»	III.	Zum Dschalla-See	86
»	IV.	Zum Mawenzi	103
»	V.	Nach Moschi	127
»	VI.	Nach Schira	158
»	VII.	Vom Kibo nach Useri	183
»	VIII.	Rings um den Berg	213
»	IX.	Die Wadschagga	256
»	X.	Klima und Vegetation	323
»	XI.	Die Thierwelt	358
»	XII.	Wirthschaftliche Aussichten	376
Register			

II.

Verzeichniss der Abbildungen.

A. Vollbilder.

		Seite
1.	Der Kilimandscharo vom Süden aus gesehen. Titelbild.	
2.	Succulentensteppe bei Kihuiro	19
3.	Dschalla-See (Deutsche Seite)	79
4.	Senecio Johnstoni	99
5.	Häuptling Meli von Moschi	123
6.	Wasserfall des Unnabaches in Marangu	185
7.	Häuptling Mareale mit seiner Leibwache	215
8.	Krieger im Festputz	225
9.	Wadschaggaweiber, Brennholz und Lebensmittel feilbietend	241
10.	Lobelia Volkensii	301
11.	Lobelia Deckenii	317

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

B. Textbilder.

		Seite
1.	Mwule-Baum	11
2.	Dr. Carl Lent	56
3.	Kongoni-Kuhantilope (Bubalis cokei)	84
4.	Erica-Bäume, mit Flechten behangen	91
5.	Colobus-Affe (Colobus caudatus)	92
6.	Baumschliefer	93
7.	Schaurihaus in Kiboscho	133
8.	Hütte in den östlichen Landschaften	134
9.	Hütte in den westlichen Landschaften	135
10.	Ericinella Mannii und Protea kilimandscharica	165
11.	Euryops dacrydioides und Helichrysum Lentii	166
12.	Juniperus procera	200
13.	Der Mawenzi, von den Bergwiesen im Norden aus gesehen	202
14.	Blick auf den Kibo von Nordwesten aus	209
15.	Haartracht	217
16.	Ohrschmuck	218
17.	Baum mit Maisbündeln	236
18.	Agauria salicifolia und Myrica kilimandscharica	296
19.	Galago crassicaudatus	325
20.	Mus barbarus	327
21.	Ginsterkatze	331
22.	Canis variegatus	332
23.	Gazella thomsoni	339
24.	Columba guinea	342
25.	Spizaëtus occipitalis	343
26.	Turacus hartlaubi	345
27.	Cinnyris gutturalis	347
28.	Synodontis punctulatus	354

III.

Beilage.

Karte des Kilimandscharo.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

I. KAPITEL.

Von Tanga zum Kilimandscharo.

Am 5. März 1893 waren wir endlich so weit, unseren im Hofe der Boma zu Tanga versammelten 110 Trägern und deren 3 Aufsehern zurufen zu können: »Morgen beginnt die Reise! Verschnürt die Lasten!« Beständig »Kilimandscharo« bald schreiend, bald singend, stürzte sich die zerlumpte, aus Angehörigen der verschiedensten Küstenbezirke zusammengesuchte Schaar auf die in Reih' und Glied bereit liegenden Kisten und Kasten. Jedes Sinn strebte danach, ein möglichst kleines Gepäckstück zu erhaschen, denn im ersten Ansturm verbanden sich im Kopf der Leute »klein« und »leicht« zu einem Begriff. Eine Enttäuschung, die in drastischer und komischer Weise zugleich auf den Gesichtern zum Ausdruck kam, konnte nicht ausbleiben. Wie die glücklichen Eroberer einer »kleinen« Last sich anschickten, dieselbe nun auch aufzuheben und fortzutragen, erfuhren die meisten zu ihrem Schaden, dass sie eine besonders schwere erwischt hatten, enthielt dieselbe doch Draht, Munition, Eisentheile oder dergleichen mehr.

Nach einer Stunde wüsten Lärmens, Sichzankens und Wiedervertragens war die Vertheilung erledigt, und jeder ging daran, seine Last, die er während der ganzen Reise zu tragen hatte, nach Negerart zu verschnüren, d. h. sie mit Cocosstricken in ungezählten, sich ohne jede Ordnung verknüpfenden Umwindungen gleichsam einzuspinnen. Dann trat Ruhe ein, alle eilten in die Stadt, um den Rest des erhaltenen Vorschusses an den Mann oder häufiger wohl noch an die Frau zu bringen.

Am anderen Morgen ertönte um 9 Uhr das Kommando: »Haya safari! Die Lasten auf!« Ein dreimaliges Geschrei, bei dem sich sämmtliche Hände gen Himmel streckten, erklang im kräftigsten Gegenlaut, dann erhoben sich die Lasten auf die Köpfe, der Fahnenträger entrollte sein schwarz-weiss-rothes Banner und hinaus ging es zum Thore in langer,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht endenwollender Linie. Als die Letzten, eine Schaar Weiber, die ihren Männern auf einen Tag das Geleit gaben, unter gellendem Zungenschlag die Boma verlassen hatten, schwangen sich meine Gefährten, ehemalige Artilleristen, auf ihre Esel, ich kletterte bedächtig auf den meinen, und nach kurzem Abschied von unsern bisherigen Gastgebern trotteten auch wir, wohl jeder mit Zukunftsgedanken beschäftigt, dem Zuge nach.

Der erste Tag führte uns erst durch Cocosplantagen und Sesamfelder, weiter durch lichten Buschwald, in dem uns die erste und einzige Borassus-Palme*) auf der ganzen Reise zu Gesicht kam, bis zu dem pallisadenumgebenen Wadigo-Dorf Buhuri, in dessen Mitte wir schon kurz nach Mittag Lager schlugen. Es war das vorläufig nicht so ganz einfach, mussten doch unsere Träger und Jungen erst lernen, wie unsere Zelte, Stühle, Tische und Betten aufzustellen waren. Allmählich haben sie das dann begriffen, doch nie in einer Weise, dass unsere Mithülfe ganz entbehrlich gewesen wäre. Namentlich Zelt und Bett, sogenannte »neueste Erfindungen auf dem Gebiete der Reiseausrüstung«, waren viel zu komplizirt, und was noch schlimmer war, so wenig solide gebaut, dass jeder von uns schon am dritten Tage mit dem Flicken beginnen und fast die ganze Benutzungszeit über dabei bleiben musste.

Der 7. März brachte uns eine Ueberraschung. Wie ferner stets mit Tagesanbruch nach raschem Genuss einer Tasse Cacao das Lager verlassend, bogen wir bald in eine Strasse ein, die sich auf den ersten Blick als etwas anderes zu erkennen gab, denn ein gewöhnlicher Negerpfad. Sie war zwei Meter breit ausgeschlagen und ging schnurgerade im öden Steppenbusch dahin. In der Ferne sahen wir auf ihr einen Trupp Menschen, aus dem sich beim Näherkommen ein einzelner Europäer heraushob. Meinen Gefährten war er bekannt, da er mit ihnen zur Ueberfahrt den gleichen Dampfer benutzt hatte, und so stellten sie mir ihn denn als Herrn Ingenieur F. und als einen Mann vor, der, seit 7 Jahren in Ostafrika herumgeworfen, schon die mannigfachsten Schicksale erlebt habe. Hier war er dabei, Vermessungsarbeiten für die Usambara-Eisenbahn zu betreiben als Angestellter und Beauftragter einer Gesellschaft, die ob ihres Muthes zu beglückwünschen ist, aber schwerlich je eine Rente aus dem eben angefangenen Unternehmen erzielen dürfte. Fast anderthalb Jahre später kam ich wieder des Weges und fand die Bahnstrecke glücklich bis auf 9 Kilometer landeinwärts von Tanga vollendet. Zur Zeit sind es deren 40, so dass bei Innehaltung eines gleich langsamen Tempos das nächste Jahrhundert herankommen wird, ehe das vorläufige Endziel Korogwe erreicht ist. Das Werk krankt daran, dass es auf eine viel zu kostspielige Basis gestellt ist, dass man eine Sicherheit und Schnelligkeit des Betriebes er-

*) Südlich, im Hinterlande von Pangani, ist dieselbe häufiger.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reichen wollte, wie sie in Europa angebracht, in Afrika aber zur Zeit gänzlich überflüssig ist. — Herr F., dessen Arbeitspensum gerade erledigt war, marschirte mit uns zu seinem weiterhin in der Nähe des Dorfes Ngomeni errichteten Zeltlager und bewies uns dort, dass er keine Noth zu leiden brauchte. Bei dem Abendessen, das uns zu Ehren wohl besonders lukullisch ausfiel, fehlte auch der Champagner nicht, während das Wasser für unsere Leute von den mühsam herbeigebrachten Dorfinsassen nur für Geld zu erstehen war.

Am nächsten Tage kamen wir aus dem Gebiete, welches seiner Natur und seinen Bewohnern nach noch zur Küste zu rechnen ist, hinaus und betraten Bondëi. Das sich vor uns erhebende Mlinga-Gebirge mit Bergen so hoch wie der Brocken, das mir schon von meiner Usambaratour her bekannt war, nöthigte, die bisher innegehaltene Richtung nach Westen aufzugeben und nach Süden abzuschwenken. Wir durchschritten ein scheinbar fruchtbares Land, das mit Dörfern, Palmenhainen, Sorghum- und Maniokfeldern übersät war, und erreichten um Mittag Sega, eine Niederlassung, in der ich schon einmal einen Tag zugebracht hatte. Wie damals, so empfing uns auch heute der hier als Wali eingesetzte Regierungsvertreter, der Halbblutaraber Abdallah, und führte uns zu seinem Hause, um uns mit Stolz dessen Einrichtung à la Uleia d. h. Europa, dem »Lande der Wunder«, zu zeigen. Wir sahen einen wackligen Tisch, wer weiss wie hierher verschlagen, ein paar Stühle, einen Abreiss-Kalender von Mey & Edlich und, was besonders seltsam mit der sonstigen Umgebung im Gegensatz stand, alle Wände beklebt mit kleinen Bildchen, bausbäckige Kinder darstellend, die, wie die Umschrift besagte, die Wirkungen von Knorr's Suppenmehlen vor die Augen führen sollten.

Sega liegt ganz reizend auf einem kleinen Hügel, fast ringsum von Bergen umgeben. Wir verlebten dort einen schönen Nachmittag und verspeisten am Abend die besten Stücke eines Schafes, das uns Abdallah als Gastgeschenk gespendet hatte, mit vielem Wohlbehagen. Die Quittung darauf brachte uns der nächste Morgen. Zunächst goss es, wie man sagt, was vom Himmel wollte, und hier will man gewöhnlich mehr vom Himmel als in Deutschland; dann war ein Junge Lents in der Nacht an zwei Stellen von einem Skorpion gestochen worden und konnte weder gehen noch stehen; zuletzt zeigte sich beim Aufbruch, dass für drei Lasten die Träger fehlten; sie waren ausgerissen. Den Jungen banden wir auf einen Esel, die Lasten liessen wir bei Abdallah mit der Weisung, sie uns so bald wie möglich nachzusenden, gegen den Regen hatten wir leider kein Mittel. Nach kaum zehn Minuten waren wir so nass, als hätten wir eine Stunde im Wasser gelegen. Von Zeit zu Zeit werfe ich mich auf den Rücken und strecke zum grossen Gaudium der Träger die Beine gen Himmel, um das hineingelaufene Wasser aus den thörichterweise angezogenen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weitschäftigen Stulpenstiefeln zu schaffen. Wie aus einer Kanne fliesst es hinaus. Nach fünf Stunden Marsch durch eine romantische, von uns aber kaum eines Blickes gewürdigte Hügellandschaft, die mit üppigen Bananen-, Sorghum-, Mais- und Papayen-Pflanzungen bedeckt war, erreichen wir das Dorf Bagamoyo, nicht zu verwechseln mit dem Ort gleichen Namens an der Küste. Inmitten desselben schlagen wir bei noch immer strömendem Regen mit vieler Mühe die Zelte auf, denn der Boden ist ein Sumpf, in dem kein Pflock haften will.

Da schwere Regenwolken am Himmel stehen, verzögere ich am 10. März den Aufbruch bis 8 Uhr in der Hoffnung, es werde sich aufklären. Es geschieht nicht, dafür aber treffen von Sega her drei Leute mit unseren dort zurückgelassenen Lasten ein. Wir nehmen sie bis Masinde in Dienst, weiter wollen sie nicht aus Furcht vor den Masais. So setzen wir uns denn in Bewegung, nass noch von gestern her und nach kaum einer halben Stunde abermals von herabstürzenden Wassermassen überfluthet. Der Pfad führt in einem Lande fort, das den Vergleich mit Thüringen nicht zu scheuen braucht; auf Stunden werde ich auch lebhaft an gewisse Partien um Dresden erinnert, denn wir scheinen fortdauernd in einem hügeligen Obstgartengelände zu marschiren. Wie von Menschenhand gepflanzt, halten die Bäume, alle in Höhe und Wuchs an niedere Aepfel-, Birnen- und Kirschbäume erinnernd, unter sich einen ziemlich grossen und gleichen Abstand, dazwischen wuchert in geschlossener Decke kniehohes Gras mit Winden und anderen schönblüthigen Pflanzen untermischt. Häufig ist eine Strychnos-Art (Strychnos Engleri) mit grossen Apfelfrüchten, deren gelbrothes, breiiges, viele Samen bergendes Innere den Negern eine beliebte Speise ist. Wo Regenwasser zusammenfliesst oder nicht so schnell in den Boden sickert als anderwärts, treten auch kleine Gehölze auf, meist nur ein paar Morgen Land umfassend und aus mehr hochstrebenden, dichter zusammengedrängten Bäumen bestehend. Da diese von Lianen reich durchzogen erscheinen, was bei den Bäumen der Obstgartensteppe nicht der Fall ist, wandelt man unter ihnen im Schatten und hat das Gefühl, sich in einem wirklichen Wäldchen zu befinden. Dazu trägt auch bei, dass an solchen Stellen die Grasnarbe durch Krautvegetation und niederes Unterholz ersetzt wird.

Wir erreichen noch vor Mittag unser Ziel für heute, ein Dorf Mruazi, und ich gewinne dadurch Zeit, mich der verschiedenen Kranken anzunehmen, die während der letzten Tage mir oder meinen Begleitern ihr Leid geklagt hatten. Zuerst kommen diejenigen an die Reihe, deren Tumbo (Bauch) nicht in Ordnung ist. Meine stete Frage ist hier: »Mavi mingi ao kidogo?« Die mit »mingi« (viel) antworten, bekommen Opiumtabletten, die anderen müssen eine grosse Weinflasche voll Ricinusöl an den Mund setzen, und ich zähle am Glucksen des »Bierknotens«, wieviel Schlucke

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Mann macht. Nach dem vierten heisst es: »bass! genug!« und dem nächsten blüht das gleiche Labsal. Ein Arzt hat mir später gesagt, dass ich nach veralteten Prinzipien der Medizin kurire, die neuere Medizin schlage gerade das umgekehrte Verfahren ein. Trotzdem bin ich bei der gewohnten Methode geblieben, und es spricht vielleicht für sie, dass ich während meines ganzen Aufenthaltes in Afrika auch nicht einen Todten unter unseren Leuten zu beklagen hatte. — Weniger leicht als solche mit gestörter Verdauung sind die Fusskranken zu behandeln, von denen es auf Märschen immer eine grössere Zahl giebt. Da müssen Geschwüre aufgeschnitten, Dornen herausgezogen, ernstlichere Wunden mit Karbol gewaschen und verbunden werden. Nach einiger Uebung erlernt man auch das und fühlt sich bald als »praktischer« Arzt, zumal wenn einem, wie mir damals, ein grösserer Apothekenkoffer zur Verfügung steht, dessen Medikamenten-Flaschen und -Büchsen auf Zetteln kurze Anweisungen über den Gebrauch der betreffenden »Daua« aufgedruckt tragen.

Der 11. März brachte uns wieder gutes Wetter und damit auch die fröhliche Stimmung zurück. Immer den jähen Abfall des schönen Handëi-Gebirges zur Rechten, legen wir heute zwei der sonst für grössere Karawanen üblichen Tagemärsche zu einem zusammen, um uns dafür morgen in Korogwe, wo »viel Essen« sein soll, einen dem Schwelgen geweihten Ruhetag gestatten zu können. Die Aussicht darauf treibt die Träger vorwärts, so dass es nicht nöthig ist, die am Schwanz des Zuges Befindlichen, die Faulen, Lahmen und Schwerstbepackten, immer und immer wieder zum Aufbleiben anzufeuern. — An solchen Tagen geht einem das Herz auf, und es überkommt einen mit unwiderstehlicher Gewalt der ganz eigenartige Reiz des afrikanischen Reiselebens. Man wünscht, so weiter zu wandern bis an's Ende der Welt. Die Sonne lacht und giesst ihre blendende Lichtfülle über Berge und Steppe, Bienen summen, Schmetterlinge und bunte Vögel tummeln sich in der Luft, aufgescheuchte Antilopen enteilen flüchtigen Fusses, eine dichte Staubwolke hinter sich. Alles lebt und webt und freut sich seines Daseins, am meisten der Neger, dieses grosse Kind, das den Augenblick geniesst, für den das Gestern wie das Morgen zu den gleichgültigsten Dingen auf der Welt gehört. Wie glänzen heute die schwarzen Gesichter, wie überbieten sich die zerlumpten, unter ihrer Last keuchenden Träger in den übermüthigsten Scherzen, und wie einmüthig klingt ihre Freude zuletzt aus in dem schönen, immer und immer wiederholten Liede: »Der Bana mkuba hat einen Bart. Er sammelt Gras. Der Bana mkuba führt uns zum Kilimandscharo!«

Auf und ab geht es auf schlüpfrigen Pfaden, Hügel an Hügel, wohin man sieht, alle sanft gerundet und mit einem lichten Buschwald bedeckt, in dem das Gras uns oft bis zu den Schultern reicht. Gladiolen, eine prächtige rothe Lilie, die Tacca pinnatifida, deren stärkemehlreiche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wurzelknollen gegessen werden, streben darin empor, krautige Schlinger, vor allem Momordica Schimperi mit thalergrossen, wie aus Wachspapier gepressten Blüthen mischen sich ein und geben dem Ganzen den Eindruck eines überaus üppigen, baumbestandenen Weidelandes. Ab und zu werden auch Niederlassungen der Eingeborenen sichtbar, von Bananenpflanzungen, Maniok-, Cajanus- und Sorghumfeldern umgeben und in Buschwerk versteckt, in dem namentlich die vielen verwilderten Orangenbäumchen auffallen. So wandern wir weiter, über den tiefeingeschnittenen, zur Zeit aber wasserlosen Niuzi-Bach fort, bis die Baumvegetation schwindet und auf nunmehr ebenem Boden eine weite Grasflur in die Erscheinung tritt. Wir sind jetzt im Luengera-Thal, einem Wiesenlande, wie es in Ostafrika wenig ähnliche geben wird. Nur auf der weiten Fläche zwischen dem Kilimandscharo und Meru sah ich in gleicher Weise wie hier den Boden so geschlossen von saftigen, weichen, kniehohen Gräsern überzogen und in Masse darin eingestreut Futterkräuter aller Art, Leguminosen vor allem, dazu Erd-Orchideen, Zwiebelpflanzen und die auf trocknerem Grunde so sehr zurücktretenden Compositen. Hier, sollte man meinen, wäre in der That ein Gebiet gegeben, in dem sich auch grössere Rinderheerden das ganze Jahr hindurch mit leichtester Mühe ernähren liessen.

Nachdem wir theils schwimmend, theils auf einer Lianenbrücke den Luengera überschritten hatten, gelangen wir am Nachmittag an den schäumenden und brausenden Pangani, um ihn für heute und morgen nicht wieder zu verlassen. Korogwe, unser Ziel, liegt auf einer Insel in dem meist von einem schmalen Waldstreifen begleiteten Strom und ist von fern schon durch seine Missionsstation gekennzeichnet, mehrere nach europäischer Art gebaute, damals Lehm-, jetzt Steinhäuser am Bergeshang. Unser Lagerplatz, von eben blühenden Kigelia-Bäumen beschattet, war idyllisch schön an der Brücke gelegen, die in das grosse, aus runden Strohhütten bestehende Dorf hinüberführte. Zu einer idyllischen Ruhe gelangten wir freilich vorerst nicht. Kaum waren die Unbequemlichkeiten überwunden, die mit dem Aufstellen der Zelte stets verbunden sind, so erhob sich ein grosses Geschrei, und von allerlei Volk begleitet erschienen zwei alte Weiber vor meinem Richterstuhl. Sie beklagten sich über zwei der uns begleitenden Askaris. Diese seien in ihre Hütten gedrungen, hätten ihnen ihre Bettstellen genommen und, als sie sich widersetzten, unbarmherzig zugeschlagen. Es giebt eine lange Untersuchung, bei der tausend unnütze Worte geredet werden, bis die Soldaten, in die Enge getrieben, schliesslich gestehen und die Kitanden, auf vier Beinen ruhende, mit Baststricken überflochtene Holzgestelle, zurückliefern. Triumphirend ziehen die beiden alten Hexen mit ihnen davon, während den Soldaten Meldung des Vorfalls bei ihrem Vorgesetzten in Masinde verheissen wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach Erledigung des Streitfalls setze ich mich mit meinen Gefährten an den im Freien aufgeschlagenen Tisch, um endlich, es ist 5 Uhr Nachmittags, zu dem ersehnten Mittagessen zu kommen. Da naht neues Unheil. Von der Missionsstation her bewegen sich zwei Gestalten auf uns zu, die eine in ein langes schwarzes, die andere in ein noch längeres weisses Gewand gehüllt. Es sind die beiden hier hausenden Engländer, der Missionar, ein langer, hagerer Mann, von dem man nicht zu sagen weiss, ob er 25 oder 50 Jahre alt ist, und der ihm beigegebene Arzt, ein auf Jamaika geborener Doktor H., den ich schon früher in Magila kennen gelernt hatte. Es entspinnt sich eine langweilige Unterhaltung, einmal, weil man nach Abwickelung der gewöhnlichen Fragen und Antworten nicht recht weiss, worüber man mit einander reden soll, sodann, weil die Sprache selbst Schwierigkeiten macht. Die Engländer verstehen natürlich kein Wort Deutsch, von uns dreien spricht einer mässig, einer sehr wenig, der dritte gar nicht Englisch. Glücklicherweise veranlasst das die beiden Gestalten, die sich wohl in ihrer Einsamkeit von den plötzlich bei ihnen auftauchenden Europäern etwas mehr Anregung versprochen hatten, sich nach verhältnissmässig kurzer Zeit zu empfehlen. Völlig ausgehungert stürzen wir uns jetzt auf das längst aufgetragene Essen, und ohne weitere Störung gelingt es uns diesmal, über Suppe, Ziegenfleisch und Reis bis zum Kaffee zu kommen.

Den folgenden Tag, einen Sonntag, bleiben wir in Korogwe. Da wir am Abend zuvor in der Steppe viel Antilopen gesehen hatten, ziehen Lent und Wiener in aller Frühe aus, um etwas für die Küche zu schiessen. Ich widme mich inzwischen zunächst den Lasten, indem ich viele derselben öffnen und die nassgewordenen Dinge an der Sonne trocknen lasse, sodann mache ich mich fein und pilgere mit meinen Jungen den Berg hinauf, um in der Mission den Gegenbesuch abzustatten. Mit vollem Magen plaudert es sich gemüthlicher heute als gestern mit leerem, mein etwas eingefrorenes Englisch thaut allmählich auf, und ich scheide mit dem Bewusstsein, eine anregende Stunde verlebt zu haben. Unten im Lager wieder angekommen, gebe ich mich vor meinem Zelte, eine Cigarre schmauchend, ganz dem Frieden eines schönen Sonntag-Vormittags hin. Von der Station herüber läuten die Glocken, um mich herum lagern die Träger, kochend, schwatzend, einige auch flickend und ihre Hemden waschend. Aus dem Dorfe bewegt sich eine Heerde Buckelrinder dem Flusse zu, stürzt sich ohne Weiteres in's Wasser, schwimmt herüber und trottet blökend durch das Lager. Aus einem Ziegentrupp, der über die Brücke kommt, greife ich mir ein Mutterthier heraus und, nachdem der Hirte durch ein Geschenk beschwichtigt und mein Junge stripp-strapp-strull gemacht hat, schlürfe ich mit Behagen die warme Milch. Ländliche Stille, ländliche Abgeschlossenheit wohin ich schaue, Vogelgezwitscher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in den Bäumen über mir, Zufriedenheit in mir: es waren zwei köstliche Stunden!

Wiener kehrt mit leeren Händen zurück, Lent bringt eine kleine Antilope, die sein schwarzer Begleiter lebend gegriffen hat und die uns lebend bis Masinde gefolgt ist. Da es also mit der Fleischversorgung unserer Leute aus Jagderfolgen nichts ist, sind wir genöthigt, ein kleines Rind um 18 Rupien zu kaufen und den Trägern zu überlassen. Wie wahre Wilde stürzen sie über das Thier her, im Handumdrehen wird es geschlachtet, in kleine und kleinste Theile zerlegt, diese am Feuer gebraten und verzehrt.

Während wir dem Treiben noch zuschauen, bringt mir ein aus Masinde anlangender Soldat ein Schreiben des dort stationirten Lieutenants Ax. Neben einer Warnung vor Masais, die in der Gegend herumstreiften und einige Leute getödtet hätten, enthält es vor allem die Mittheilung, wir würden demnächst seinem Untergebenen, Feldwebel Markgraf, begegnen und sollten uns aus der Viehheerde, die dieser mit sich treibe, soviel Thiere auswählen, als wir für unsere Leute brauchten. Schon am nächsten Tage in aller Frühe blüht uns dieses Glück. Beim Dorfe Kwa Kobwe stossen wir auf Markgraf, gefolgt von 500—600 Ziegen und Schafen, die kurz zuvor bei einem kleinen Scharmützel den Masais in der Nähe von Masinde abgenommen worden waren. Nach einem kurzen Gespräch mit Markgraf, in dem wir einen mustergiltigen Afrika-Feldwebel kennen lernen und der uns für den weiteren Verfolg unserer Reise viele vortreffliche Winke giebt, ziehen wir mit einer kleinen Heerde von 25 Stück nordwärts weiter, während er unserem Ausgangspunkt Tanga zusteuert.

Nachdem wir das Luengera-Thal in seiner ganzen Breite überschritten haben, tritt das Gebirge wieder dichter an den Pangani-Fluss heran. Es zeigt jetzt insofern einen etwas anderen Charakter, als allenthalben baumentblösste Steilabstürze und nackte Felswände sichtbar werden. Es wird schroffer, dem Harz ähnlich, während es vordem, in Handëi, mehr an Thüringen gemahnte. Bei Sawuza verlassen wir den Fluss, kreuzen den Mschambiozi-Bach und gehen dann auf hügeligem, mit Buschwald bestandenem Terrain bis Kwa Sigi, einem Dorfe, das wieder am Pangani, aber am jenseitigen Ufer liegt. Eine romantische, im Bogen gewölbte Brücke, aus einer einzigen, zwischen Gabelpfosten gehaltenen Brettzeile bestehend, bringt uns hinüber und zu einer grossen Tamarinde, die den landschaftlich schönsten Lagerplatz auf dem ganzen Wege zum Kilimandscharo beschattet. Noch umfächeln uns Cocospalmen, die letzten, denn weiterhin fehlen sie, um erst an der Westküste wieder aufzutreten.

Der frühe Morgen des 14. März führt uns am Fluss entlang, der hier, wo sich ihm das Gebirge bis auf wenige Meter nähert, in mehreren, neben einander gelegenen, tiefen Felsrinnen schäumt und braust. Pan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

danus-Dickichte ziehen sich an seinem Südufer entlang bis Maurui, das eine ähnliche Zugangsbrücke zeigt, wie das kaum eine Stunde entfernte Kwa Sigi. Kurz dahinter mündet der Mkomazi ein, längs dessen wir nunmehr, ohne seiner sichtbar zu werden, weiter marschiren. Eine weite Ebene öffnet sich unseren Blicken, in deren hohem Grase wir fast verschwinden. Stellenweise bedeckt sie auch lichter Busch oder dichtes, mannshohes Gestrüpp. Während einer kurzen Rast tritt unser vortrefflicher alter Führer Abdallah, der Stanley auf seiner ersten grossen Reise zum Congo begleitet hatte, geheimnissvoll an mich heran und flüstert mir zu: »Herr, pass' auf Masai auf! Es sind welche in der Nähe!« Ich nehme darauf zum ersten Male meinen Schiessprügel aus seinem Futteral und lade ihn. Beim Weitermarsch, der im langsamsten Schritt geschieht, damit alles aufbleibt, habe ich mit zwei Soldaten die Spitze, während meine Gefährten sich auf Mitte und Schwanz vertheilen. Es hat etwas ungemein Nervenaufregendes, so unter dem Eindruck einer unsichtbaren Gefahr zu wandern. Die Augen schweifen, ohne dass man es eigentlich will, beständig nach rechts und links, die Ohren spitzen sich förmlich und die Finger bleiben wie angeklebt an dem Kolbenhals des schussbereiten Gewehrs. Es rührte sich nichts. Ohne das geringste Verdächtige gesehen zu haben, erreichen wir Tarawanda.

Der nächste Morgen brachte uns Aehnliches. Ich bin diesmal, einem Rathe Abdallahs folgend, am Ende des Zuges. Während meine Blicke bewundernd auf den Spitzen und Gebirgskuppen ruhen, an denen weisse Nebelstreifen wie wallende Fahnen hängen, schlägt plötzlich das von Mund zu Mund sich fortpflanzende Wort: »Masai!« an mein Ohr. Gleichzeitig sehe ich auch schon, wie ganz vorn eine Reihe Leute ihre Lasten niederlegt. So schnell mein Grauthier kann oder besser will, eile ich zur Spitze. Der Anblick, der sich mir hier bietet, ist ein eigenthümlicher. Auf einer kleinen Blösse in dem von hohen Kandelaber-Euphorbien durchsetzten Gestrüpp grast friedlich eine kleine Eselheerde, und um sie herum hocken Lent und Wiener und die vier uns begleitenden Soldaten, das Gewehr auf die Knie gestützt. Es sind Masai-Esel, wie mir ein eigenthümlicher schwarzer Streifen verräth, der den Thieren vom Nackenfirst zu den Vorderbeinen läuft. Ich lasse die Lasten niederlegen, so weit dies die Träger nicht schon von selbst gethan haben. Mein Puls schlägt schneller dabei, denn ich vermuthe, sowie jetzt ein Schuss fällt, läuft die ganze feige Gesellschaft davon, die Lasten im Stich lassend. Lent und ich umgehen mit je einem Soldaten das Gestrüpp, dringen, so weit wir können, hinein: kein lebendes Wesen! Sind die Hirten geflohen? Halten sie sich versteckt? Lent schlägt vor, die Esel einfach mit uns zu treiben. Aber sie können ja auch irgend einem Dorfbewohner des nicht allzu fernen Tarawanda gehören, werfe ich ein, obgleich mir dies selbst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenig wahrscheinlich ist. Wir brechen schliesslich auf und lassen Esel Esel sein, zum grossen Aerger des Lieutenants Ax, dem wir später den Zwischenfall erzählen. »Immer mitgenommen«, meinte er, »gehörten sie wem, konnte der Mann sie sich ja wieder holen.«

Vor dem heutigen Wege war uns sehr Angst gemacht worden, denn wir sollten den berüchtigten Madumu-Sumpf passiren. Zuerst geht es meist durch Obstgarten-Steppe, die von Bergen umzogen ist, auf deren nahen Höhen zur Rechten wir viele Dörfer der Eingeborenen wie Schwalbennester angeklebt sehen. Die lichtstehenden, niederen Bäume, zwischen deren Kronen wir wandeln, sind meist andere Arten, als in der physiognomisch durchaus gleichen, aber küstennäheren Formation. Die Strychnos Engleri, Bauhinia reticulata, Anona senegalensis scheinen verschwunden, dafür tritt besonders häufig die eben über und über mit roth-violetten Blüthen bedeckte, knorrige Diphaca Kirkii auf. Ueber den grasbedeckten Boden darunter heben sich Capparideen-Sträuche hervor, daneben vereinzelte Sanseviera guineensis, das prächtige, jetzt an der Spitze des Schaftes einen kindskopfgrossen Ballen rother Apfelfrüchte tragende Crinum pedicellatum, Commelina-, Cycnium-, Barleria-Arten und nicht zum wenigsten, zu tausenden, eine niedere, weissblühende Liliacee mit zahlreichen unterirdischen Knöllchen.

Der Madumu-Sumpf, den wir dann erreichen, ist zu unserer Freude noch trocken. Er verräth sich uns nur durch einige noch stehende Lachen und durch eine dichte Schilfvegetation, aus Panicum- und Scirpus-Bülten bestehend. Gebildet wird er durch Uebertreten des Wuruni-Baches, zur Zeit ein träge dahinfliessendes, schlammiges Wässerchen, aus dessen flachem Bett erlenähnliche Bäumchen aufspriessen und eine Scenerie schaffen, wie sie für viele Sumpfgegenden der Mark Brandenburg charakteristisch ist. Auf dem trockneren Steppenboden dahinter entfaltet sich eine Parklandschaft. Gruppen höherer Bäume, von Cissus quadrangularis, Cissus rotundifolia und einer Bauhinia mit fast handtellergrossen, gelben Blüthen durchrankt, vertheilen sich über eine weite kurzgrasige Fläche. Da und dort ragt auch ein einzelner Baum auf, wohl der schönste und auffälligste der ganzen unteren Randzone des Usambara-Hochlandes. Mwule von den Eingeborenen, Sterculia appendiculata von den Botanikern genannt, steigt sein glatter, graugrüner Stamm 30 Meter säulengleich empor, um oben eine strausseneiähnliche Krone eines dichten, platanenblättrigen Laubwerkes zu tragen.

Von einer Thierwelt sehen wir so gut wie nichts. Erst als wir uns einer mit hohem Papyrus bestandenen, von gelbblühenden Jussiaea-Sträuchern umrahmten Sumpfstelle nähern, fällt uns ein Trupp auf verhältnissmässig kurzen Beinen langsam dahinschreitender, schwarzer Vögel auf, die grössten nach dem Strauss, die ich in Ostafrika gesehen habe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Mwule-Baum.

Es sind Hornraben, Titi der Wasuaheli. Der ekelhaften Speise, verfaultes Aas, die sie zu sich nehmen, entspricht ihr ekelhaftes Aeussere, ein plumper Leib, ein langer, bläulich-schwarz getönter, nackter Hals, ein dicker, mit kräftigem Schnabel bewehrter Kopf, zu dessen Seiten wie an der Kehle rothe, an ähnliche des Truthahns erinnernde Klunkern herabhängen.

Kurz nach Mittag gelangen wir an den Mombo-Fluss und schlagen, nachdem er von uns auf Eselsrücken durchritten ist, an seinem jenseitigen Ufer das Lager in einer Umgebung auf, die uns zum ersten Mal den Eindruck einer wirklich tropischen macht. Obgleich die Sonne noch fast im Zenith steht, herrscht doch ein Halbdunkel, so sehr dämpfen die durch Lianen verschlungenen Kronen mächtiger Baumriesen das herabfluthende Licht. Vier Arten sind es vorzugsweise, ein wie aus vielen Einzelstämmen zusammengewachsener Ficus, eine Parkia mit bündelweise herabhängenden armlangen Schoten, eine Pterygota und ein mir unbekannter Baum, in dessen kugelrunden, sternartig aufspringenden Früchten die Samen gleich Geldrollen übereinander liegen. Eine meterhohe, schwarze Erdschicht, aus den verfaulenden Resten einer untergegangenen Vegetation gebildet, bedeckt darunter den Boden und haucht eine feuchtheisse Stickluft aus. Ganze Schaaren von Affen springen von Ast zu Ast, und, um das Bild vollständig zu machen, bricht gegen Abend ein Gewitter los, das uns, auf einem Spaziergang begriffen, bis auf die Haut durchnässt.

Fröstelnd erheben wir uns am nächsten Morgen vom Lager, und wie aus einem Munde ertönt es beim Cacao: »Heute habe ich mir sicher was geholt«. Die Bestätigung bleibt nicht aus, die ersten Symptome eines Dysenterie-Anfalles zeigen sich, aber ein Trost hält uns aufrecht: Masinde ist nahe, Masinde, das Capua, in dem wir uns von allen Strapazen zu er-

holen gedenken. Immer das Gebirge mit seinem gleichlaufenden, zerrissenen und oft bis zur halben Höhe fast senkrecht abfallenden Kamm zu unserer Rechten, nähern wir uns ihm auf einem Gelände, das in seiner Vegetationsdecke ein sehr wechselvolles Bild gewährt. Bald schreiten wir in einem Wäldchen zwischen Kandelaber-Euphorbien (E. Reinhardti und E. Nyikae) dahin, bald kreuzen wir sandige Stellen, auf denen Tausende von Exemplaren einer gelbroth blühenden, stammlosen Aloë wie von Gärtnershand ausgepflanzt erscheinen, bald endlich umfängt uns dichtes Gebüsch, überragt von Dum-Palmen, Kigelien, Sterculien und Akazien. Schon um $9^1/_2$ in der Frühe erreichen wir unser Ziel, der Fahnenträger voraus, wir und die Karawane in leidlicher Ordnung hinterdrein. Lieutenant Ax, der Leiter der mit etwa 80 Soldaten belegten Station, empfängt uns herzlich und liebenswürdig und führt uns, nachdem wir rasch in einem uns angewiesenen Zimmer die Kleider gewechselt haben, an einen reichlich gedeckten Frühstückstisch. Eine anregende, mit den heitersten Scherzen gewürzte Unterhaltung, in der namentlich mit dem zufällig vor kurzem hier angelangten Geologen Lieder die wechselseitigen Erlebnisse ausgetauscht werden, hält uns für mehrere Stunden beisammen. Die Flasche geht herum, die Herzen gehen auf, und hätte uns drei nicht alle halbe Stunde ein innerer Drang hinausgetrieben aus dem fröhlichen Kreise, wir würden vergessen haben, dass wir uns an einem der ungesundesten Plätze Ost-Afrikas befinden.

Die Militärstation Masinde, welche einmal die Karawanenstrasse zum Kilimandscharo sichern, dann vor allem aber auch den einflussreichen Häuptling der Waschambaa, Simbodja, in seinen Maassnahmen überwachen sollte, liegt malerisch auf einem kleinen Hügel, hinter dem das sonst den Mkomazi-Fluss parallel begleitende Gebirge in Form einer kesselartigen Schlucht zurücktritt. Vor der Station stehend überschaut man nach Westen gewandt die weite Steppenebene, in welcher der versumpfte Strom träge dahinfliesst, dann gegenüber auf der anderen Uferseite den allmählich aufsteigenden, bis zur Spitze bewaldeten Mafi-Berg. Nach Norden zu schliessen sich an ihn die Ngai-Berge und weiterhin eine Kette vereinzelter kleinerer Hügel, die als Ausläufer des Pare-Gebirges auf unserem Weitermarsch stets zur Linken sichtbar blieben.

In Masinde verweilten wir 2 Tage, theils um unsere Lasten revidiren zu können, theils um den Trägern Gelegenheit zu geben, sich für die folgenden Tage des Mangels den Leib zu füllen. Das haben sie denn auch redlich gethan, so redlich, dass ich, nur um die gestörte Verdauung wieder herzustellen, nachher binnen kurzer Zeit einen ganzen Liter Ricinusöl zum Ausschank brachte.

Da wir auf Ersuchen des Stationschefs eine Anzahl in Masinde lagernder Regierungslasten zum Kilimandscharo mit hinaufnehmen sollten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir ausserdem einige unserer Leute wegen Krankheit zur Küste zurückschicken mussten, bedurften wir für die Weiterreise etwa 20 neuer Träger. Nur Simbodja selbst konnte uns diese schaffen, und er wurde deshalb zu einem Schauri nach der Station befohlen. Pünktlich zur angesetzten Stunde erschien er, von einigen Speerträgern begleitet.

Auf den ersten Blick erkannte man, das ist ein Mann, der über seine Umgebung durch Intelligenz und Energie um Haupteslänge emporragt. Dem Anschein nach zwischen 60 und 70 Jahre alt, nach Versicherung anderer aber bereits über 80, bot er das Bild eines steifnackigen, verschmitzt dreinschauenden Bauern. Mit der Miene und dem Gebahren eines Gleichberechtigten setzte er sich in der Schaurihütte, in der wir fünf Europäer ihn erwartet hatten, uns gegenüber auf eine Bank, rekelte sich ein paar Mal und spie dann als eifriger Betelkauer wiederholt zu Boden. — Lieutenant Ax eröffnete das auf Kisuaheli geführte Gespräch, indem er unser Begehren nach Trägern vorbrachte. Ohne Weiteres versprach Simbodja, die verlangte Zahl zu stellen, freilich nur bis Kisuani und für eine Entschädigung von 5 Rupien für den Mann. Während er sprach, schlenkerte er behaglich die goldene Uhrkette hin und her, die aus einem Knopfloch seines gewöhnlichen Negerhemdes herabhing; sie gehörte wahrscheinlich, wie viele andere Gegenstände, die er jetzt zum Verkauf ausbot, Herrn Dr. Hans Meyer, den er, wie bekannt, zur Zeit des Araberaufstandes gefangen hielt und gänzlich ausraubte. Ich nahm dann Gelegenheit, ihn nach dem Stande der Pocken zu fragen, die einem uns in Tanga zugegangenen Schreiben des Chefs Johannes zufolge in einigen Dörfern längs unseres ferneren Weges arg herrschen sollten. Er gab beruhigende Versicherungen; es seien viele Leute gestorben, aber jetzt könne die Krankheit als erloschen betrachtet werden. Für uns war das insofern wichtig, als wir sonst eine andere als die geplante Route für den Weitermarsch hätten wählen müssen.

Der Abschied von Simbodja war kurz. Wir schüttelten uns die Hände und grinsten uns gegenseitig dabei an. Jeder wusste vom Andern, was für Wünsche dieser für ihn im Herzen trug: er überantwortete uns im Stillen seinen Freunden, den Masais, und wir gönnten ihm, dem gefährlichsten, nur gezwungen zu uns haltenden Feinde deutscher Herrschaft ein baldiges, möglichst wenig sanftseliges Ende. Zwei Jahre später trat dieses ein.

Im Morgengrauen des 18. März verliessen wir Masinde, einmal in frohem Gedenken der heiteren Stunden, die wir in Gesellschaft zweier liebenswürdiger Menschen dort verbracht hatten, dann aber auch nicht ohne Besorgniss für die kommenden Tage und das, was sie uns bringen möchten. Der schwierigere Theil der Reise lag vor uns; es hiess jetzt, durch meist unbewohnte Gegenden marschiren, wo die Verpflegung der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Karawane erschwert war, das Wasser mangelte und die Gefahr eines feindlichen Angriffs der Masais immer drohender wurde. Die eigene Person tritt bei solchen Besorgnissen ganz zurück, wenigstens kann ich das ohne Ueberhebung von mir sagen, aber das Schicksal von 130 Menschen ist einem mehr oder weniger in die Hand gegeben, und dieser Gedanke lastet auf einem wie eine schwer zu erfüllende Pflicht, die man übernommen.

Begleitet von acht Askaris und geführt von einem schwarzen Unteroffizier, dem Tschausch Schomba, bewegt sich unsere Karawane zwei Stunden lang vorwärts unter Dum-Palmen und Kandelaber-Euphorbien. Um acht Uhr ist der Mkumbara, ein kleines Nebenflüsschen des Mkomazi, und damit zugleich der letzte Wasserplatz bis morgen Mittag erreicht. Es wird Halt gemacht und abgekocht, nachher erfolgt Füllung aller vorhandenen Gefässe. Wir selbst haben in Masinde einige Leute mit leeren Petroleum-Tins ausgerüstet, die Träger behängen sich mit Flaschen aller Art, mit hohlen Kürbissen und was sie sonst an Geräthen haben auftreiben können, in die sich Wasser giessen lässt. Jeder trägt auch einen Packen Mundvorrath bei sich, ein Säckchen Mehl oder Maniokknollen, Bananen, auf einen Stock gespiesste Fleischstücke, lebende, an den Füssen über den Rücken hängende Hühner u. s. w.

So geht es vorwärts von zehn Uhr an fast ununterbrochen bis Nachmittags vier Uhr. Es ist typische Steppe, durch die wir wandern, ein ebenes Land, nur in der Ferne von Bergen begrenzt. Zu anderen Zeiten mag auch sie ihre Reize haben, jetzt, gegen Ende der Trockenperiode, wirkt sie langweilend, einschläfernd möchte ich sagen; man zieht dahin, ohne der Umgebung besonderes Interesse abgewinnen zu können, das Auge schweift wohl umher, aber es findet keine Ruhepunkte, an denen es mit Befriedigung haften könnte. Die Vegetation ist eine sehr eigenthümliche. Ab und zu erhebt sich eine einzelne, grosse Schirmakazie mit weissen, zu kleinen kugeligen Köpfchen vereinigten Blüthen, dazwischen vertheilen sich im ganz lichten Bestande zwei bis vier Meter hohe Bäumchen einer Commiphora, sehr vereinzelt auch Anaphrenium- und Salvadora-Büsche und niedere strauchige Akazien, deren paarweise abstehende, weisse Dornen durch Insektenstiche entweder an der Basis kugelig oder in ihrer ganzen Länge spindelförmig aufgeblasen erscheinen. Gras tritt ganz zurück, es wird entweder durch eine zu kleinen Rasenflecken zusammenschliessende Blepharis ersetzt, oder der Boden bleibt auch nackt. Was aber besonders charakteristisch ist und mich veranlassen könnte, hier von einer Sanseviera-Steppe zu sprechen, das ist eine zugleich oder auch streckenweise ganz rein vorhandene Staudenvegetation, die sich in der Hauptsache aus drei Arten zusammensetzt, aus Sanseviera cylindrica, S. Ehrenbergii und S. Volkensii. Am auffälligsten ist die erste. Da ragen aus der Erde, zu hunderttausenden, grüne, glatte, bis zwei Meter lange Knittel auf, unten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

armdick, ein wenig gebogen und sich zu einer harten, stechenden Spitze verjüngend. Kein Laie wird sie für Blätter halten, und doch sind es Blätter, solche, die aus einem unterirdischen Wurzelstock entspringen, und zwar immer einzeln, in kaum handbreiten Abständen und zu geraden, oft mehrere Meter langen Reihen hinter einander geordnet. Es ist gar nicht so selten, dass vier solcher Reihen im Quadrat oder Rechteck zusammenstossen und dass man dann den Eindruck bekommt, eine von Menschenhand aus Pallisaden hergestellte Hürde für Ziegen oder Schafe vor sich zu haben. Sanseviera Ehrenbergii wird kaum weniger hoch und ist auch kaum weniger häufig, aber ihr Aussehen ist ein ganz anderes. Ein kurzer Stamm trägt, ähnlich wie wir es bei unseren Iris-Arten sehen, zwei Zeilen sich unten scheidig umfassender, flacher, meterlanger und ebenfalls in eine stechende Spitze auslaufender Blätter. Einzelne Exemplare sah ich auch in Blüthe, in eine halbmannshohe Rispe verlängert, die mit kleinen, weissen Blumen und runden Beerenfrüchten bedeckt war. Sanseviera Volkensii ist unscheinbarer, sie füllt die Lücken zwischen den ersten, besonders gern unter Bäumen vereinigten aus, in Form kniehoher Büschel fast cylindrischer und meist streifig gefleckter Blätter. Als Produzenten einer werthvollen Faser dürften alle drei noch einmal eine Bedeutung gewinnen und das um so mehr, als sie strichweise, so in gleicher Breite auch auf dem rechten Ufer des Mkomazi, in ungeheuren Mengen vorkommen, dem Gelände ein bizarres, zugleich aber auch in seiner starren Einförmigkeit trostloses Gepräge aufdrückend.

Am Fusse des Lassa-Berges, einer einzelnen aus der Ebene aufsteigenden Kuppe, wird zum Abend das Lager aufgebaut. Hatten wir bisher der Sicherheit wegen uns begnügt, nachts einige sich ablösende Wachen aufzustellen, so gilt es für die Zukunft, umfassendere Vorsichtsmaassregeln zu treffen. Sowie die Zelte stehen, werden sämmtliche Träger und Soldaten ausgeschickt, um allerlei Dornengestrüpp in der Umgebung des Lagers niederzuschlagen und zu einem dichten Verhau rings um dasselbe aufzuschichten. Wir bauen eine Boma, wie der technische Ausdruck lautet. Solche ist, wenn wie bei uns über hundert Leute daran arbeiten, in einer guten halben Stunde hergerichtet und entspricht ihrem Zweck insofern vollkommen, als kein nackter oder halbnackter Neger sie zu durchbrechen vermag. Die nach allen Seiten starrenden, oft eisenharten Dornen würden ihn jämmerlich zerfleischen.

Unser Steppenmarsch setzt sich am nächsten Tage bis gegen Mittag fort. Zahlreiche, längs des Pfades verstreute leere Strohhülsen bezeichnen uns unterwegs die Stelle, wo einige Wochen zuvor Masais eine Karawane überfallen und sich nach Flucht sämmtlicher Träger den geraubten Cognac haben schmecken lassen. Ein bald darauf fern am Horizonte auftauchender grüner Streifen giebt uns das Ziel an, dem wir für heute zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zusteuern haben; es ist wieder der Mkomazi-Fluss, dessen Ufer, wie die fast aller afrikanischen Ströme, von einem schmalen Saum hochstämmiger, grosslaubiger Bäume begleitet werden. Aussen an diesen Saum lehnt sich hier, dem Laufe des Flusses ständig folgend, ein Streifen, der mit Dumpalmen oder einer glattstämmigen, weisse Traubenblüthen tragenden Akazie bestanden ist, während den Uebergang zur Steppe mehr als mannshohe Suaeda-Büsche vermitteln.

Der Uebergang über den Fluss gestaltete sich nicht ganz einfach. Wohl war eine Brücke, ein Paar neben einander liegender, unverbundener Baumstämme vorhanden, aber diese Brücke führte nicht über das Wasser fort, sondern lag einige Fuss tief unter dem Wasserspiegel. Es hiess also, sich langsam auf einen Stock gestützt hinüberzutasten, ein Unternehmen, das der freigehende Europäer ja ohne Schwierigkeiten ausführt, der 50 bis 60 Pfund aber auf dem Kopf balancirende Träger nur unter steter Gefahr auszugleiten. Fällt er und wird vom Strom fortgetrieben, so kann er leicht eine Beute der Krokodile werden. Vereinzelt lauern diese immer an solchen Uebergangsstellen, und die Schüsse, die man, mehr einer Sitte folgend als Erfolg verhoffend, beständig während des Passirens der Karawane rechts und links in's Wasser feuert, schrecken sie nur wenig. Wir kommen glücklich hinüber, auch unsere Esel, die einfach vom Uferrand mit Gewalt in die Fluth hinabgestossen werden, erreichen noch im Besitz ihrer sämmtlichen Beine die andere Seite.

Eine kurze Strecke hiernach durch Maisfelder fortschreitend, gelangen wir zum Dorf Kihuiro, auf weiter Sandfläche wie eine Oase am Sasseni, einem Nebenflüsschen des Mkomazi, gelegen. Das Dorfoberhaupt, das sich mit seinen Akiden einstellt, sobald wir uns einigermaassen häuslich eingerichtet haben, bringt uns neben vielem Kolbenmais und Mehl einen stattlichen Ziegenbock. Das Gegengeschenk von sieben Rupien befriedigt ihn erst, nachdem wir ein grosses Trinkglas voll Daua Uleia, europäische Medizin, d. h. Cognac, hinzugefügt haben. Auf einen Zug leert er das Glas, ohne dass sich die geringste sichtbare Wirkung eingestellt hätte. Selbst der alkoholfesteste Europäer wäre meiner Meinung nach danach umgefallen.

Am Nachmittag, als wir dem aus etwa 40 Hütten bestehenden Dorfe einen Besuch abstatten, stellt sich Regen ein, von uns wenig beachtet, wie wir aber bald merken sollten, einen bedeutsamen Wendepunkt in unserer Reise darstellend. Die Massika mkuba, die grosse Regenzeit, war mit ihm endgültig hereingebrochen. — Während es draussen munter plätschert, sitze ich abends, bis zwei Uhr nachts, in meinem Zelt und lese in den Zeitungen, die mir in Masinde zugegangen sind, endlose Reichstagsreden über den Zukunftsstaat. Verschuldeten es die dadurch hervorgerufenen grübelnden Gedanken, verschuldeten es Schaaren von Musquitos,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die über mich herfielen und durch die Kihuiro berüchtigt ist, kurz ich kann keinen Schlaf finden und erhebe mich morgens wie zerschlagen vom Lager. Den unvorsichtig vom Bett aus auf den Boden gestellten Fuss ziehe ich schleunigst zurück, er ist bis über die Knöchel mit zähem Schlamm überzogen. Es giesst noch immer!

Alles trieft in der Steppe, in die wir von neuem hinausziehen. Die Träger fluchen, denn ihre Lasten, besonders die Zelte, sind durch das aufgesogene Wasser um vieles schwerer geworden. Sie selbst, welche die Nacht auf der blanken Erde zubrachten, gleichen wandelnden Schmutzsäulen; ihre am Leibe klebenden Lumpen sind mit einer dicken, rothbraunen Kruste überzogen. So geht es trübselig weiter. Die Umgebung fesselt mich nicht, und doch ist sie zwischen Kihuiro und Ndungu, wie ich mich bei meinem Rückmarsche im Juli 1894 überzeugte, für den Botaniker die interessanteste auf dem ganzen Wege zum Kilimandscharo. Es ist eine reine Succulenten-Steppe, das dürrste und unfruchtbarste Gebiet, welches man sich denken kann, aber gerade darum von einer Vegetation bedeckt, wie sie mir in ähnlicher Seltsamkeit nur in den trockensten Wüstenstrichen Aegyptens begegnet ist. Jede Pflanze ist eigentlich eine Karrikatur. Im Anfange treten noch Bäume im geschlosseneren Bestande auf, deren kurzer, mannsdicker Stamm eine grüne Krone fingerstarker, durchaus blattloser, theils hängender, theils ineinandergeschobener Zweige trägt. Es ist die Euphorbia Tirucalli, sicher wild an dieser Stelle, während sie an der Küste, ebenso wie in Abyssinien, angepflanzt zu sein scheint. Weiterhin giebt es nur noch wenige von dem allenthalben gemeinen Cissus quadrangularis oder C. rotundifolia durchrankte Bäumchen, Acacia, Salvadora, eine Gymnosporia mit ihren Rand zenithwärts richtenden Blättern und Anaphrenium abyssinicum. Dafür ist hier die sandige Ebene auf stundenweite Entfernungen, so weit man sehen kann, mit knie- bis mannshohen Gewächsen bedeckt, die — durch nackten oder mit einem Stachelkraut (Blepharis Togodelia) überzogenen Boden isolirt — lauter einzelne Gruppen bilden. Jede Gruppe besteht in der Hauptsache aus dornigen Cactus-Euphorbien,*) aber um und zwischen diese vertheilen sich andere Proletarier des Pflanzenreichs, wie ich sie genannt habe, die womöglich noch struppiger und ruppiger denn diese aussehen. Caralluma codonoides reckt armstarke, vierkantige und bedornte Sprosse auf, die an der Spitze einen kindskopfgrossen Ballen fast schwarzer und furchtbar stinkender Blüthen tragen, ein Adenium mit knolligem Stamm, sarcocaulonartigen Zweigen und schmal lanzettlichen Blättern breitet daneben rothleuchtende, duftende Sterne aus, eine Kleinia überragt beide mit bleichem,

*) Euphorbia heterochroma und eine andere noch unbeschriebene Art mit kurzen, langbedornten, dreikantigen, breitgeflügelten Gliedern.

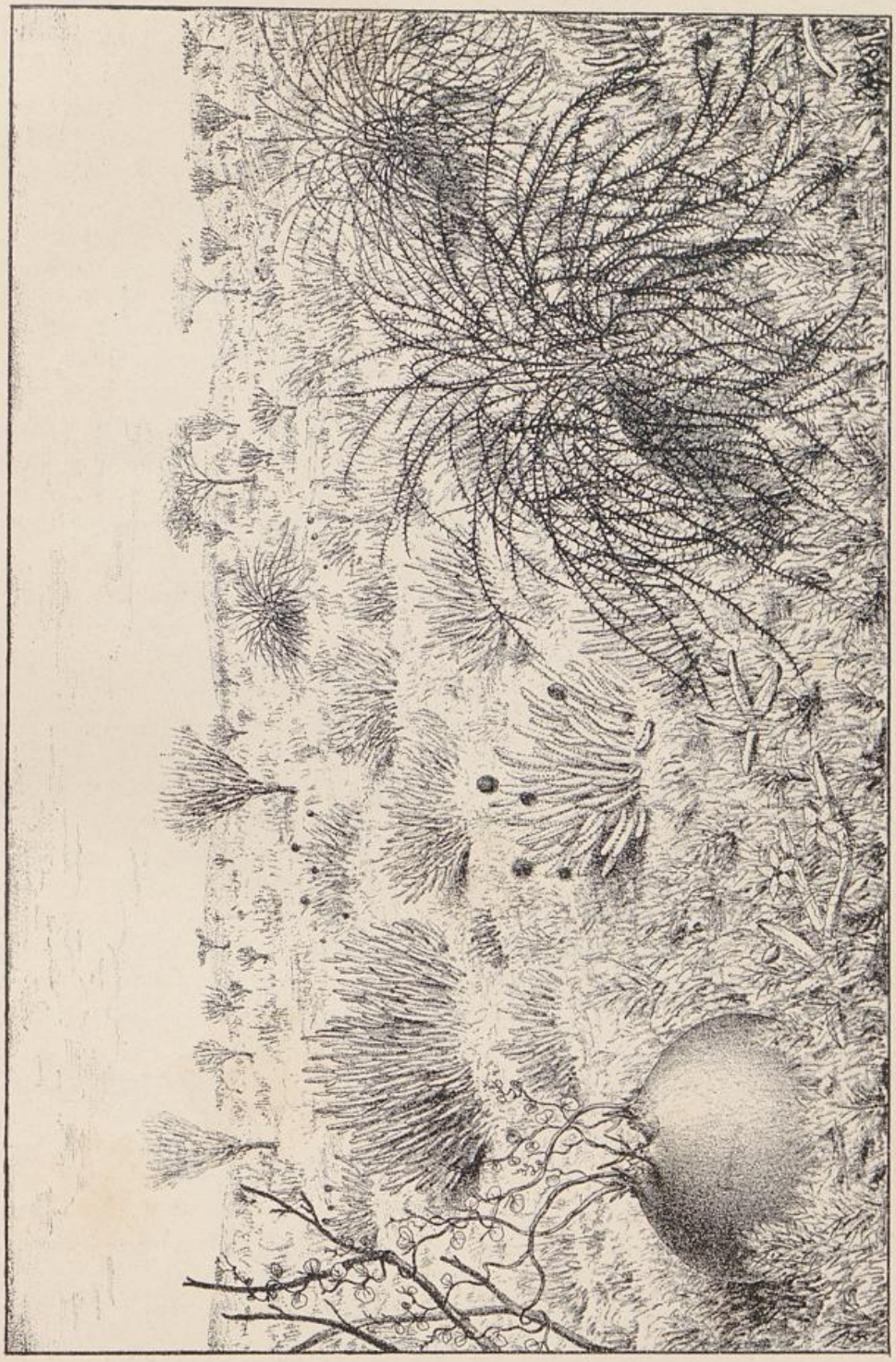
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

blattlosem, aber saftstrotzendem Astwerk. Auch die schon erwähnten drei Sansevieren vermissen wir nicht, dazu eine vierte breitblättrige Art, wenngleich sie hier den Succulenten gegenüber zurücktreten. Lücken werden ausgefüllt durch das überall in unserer Kolonie den schlechtesten, dürrsten Boden verrathende, gelblich blühende Talinum caffrum, als Seltenheit von einer Stapelia mit korallenartigen, dem Sande aufliegenden Stachelzweigen und über thalergrossen, braun marmorirten Blumen. Die sonderbarsten Gebilde aber, die wir hier und dort das Centrum einer Pflanzengruppe einnehmen sehen, sind meterbreite und fast ebenso hohe gewaltige Knollen, abgerundeten Blöcken gleich, von denen die einen glatt wie mit hellfarbigem Leder überzogen, die anderen rauh gekörnt und dunkelgrün erscheinen. Es sind zwei Pflanzenarten, die zu den merkwürdigsten ganz Ost-Afrikas gehören. Die eine, die erste, Pyrenacantha malvifolia, lässt zur Trockenzeit überhaupt nichts weiter als den zu so unförmigen Verhältnissen aufgetriebenen Stamm erkennen; erst wenn die Regen nahen, entspringen der oberen Wölbung desselben unten kaum daumstarke Sprosse, die, mit malvenartigen Blättern besetzt, im umgebenden Buschwerk sich emporschlingen. Die andere, Adenia globosa, trägt dauernd am Gipfel ihres Knollenstammes kaskadenartig bogig zur Erde biegende oder an Bäume und Sträucher sich anlehnende und aufsteigende grüne Ruthenäste, die, statt Blätter zu führen, mit nadelspitzen, konischen, harten Dornen bewehrt sind. Wehe dem Unglücklichen, der, vom Pferde oder Esel geschleudert, in dieses Gewirr von allseitig starrenden Marterwerkzeugen fallen sollte, er würde sicherlich nicht ohne die schwersten Wunden davonkommen.

Die Berge rechts, die noch dem jetzt hinter uns liegenden Usambara angehören, verschwinden allmählich in der Ferne und machen während unseres Marsches durch diese eigenartige Steppe näheren, niederen Kegeln Platz, während links sich ein neuer, mehr und mehr ansteigender Gebirgszug erhebt. Er verräth uns, dass wir Pare betreten haben, ein Land, das sich durch seine Konfiguration, wie durch seine Bewohner von den umliegenden Gebieten ziemlich scharf unterscheidet. Der Gegensatz wird für uns in die Augen springend, als wir beim Dorfe Ndungu, in dessen Nähe wir wieder seit vielen Tagen auf Affenbrotbäume stossen, uns anschicken, hart am Rande des Goma-Baches noch früh am Tage das Lager herzurichten. Statt der bisherigen offenen oder durch lebende Hecken, auch Pallisaden geschützten Ortschaften tritt uns hier, wie auch schon in Kihuiro, eine sich um die zusammengedrängten Kegelhütten herumziehende Flecht-Boma entgegen, d. h. ein hoher, nur mit einem schmalen Thor versehener Wall aus kreuzweise durch Lianen verbundenen armdicken Stangen.

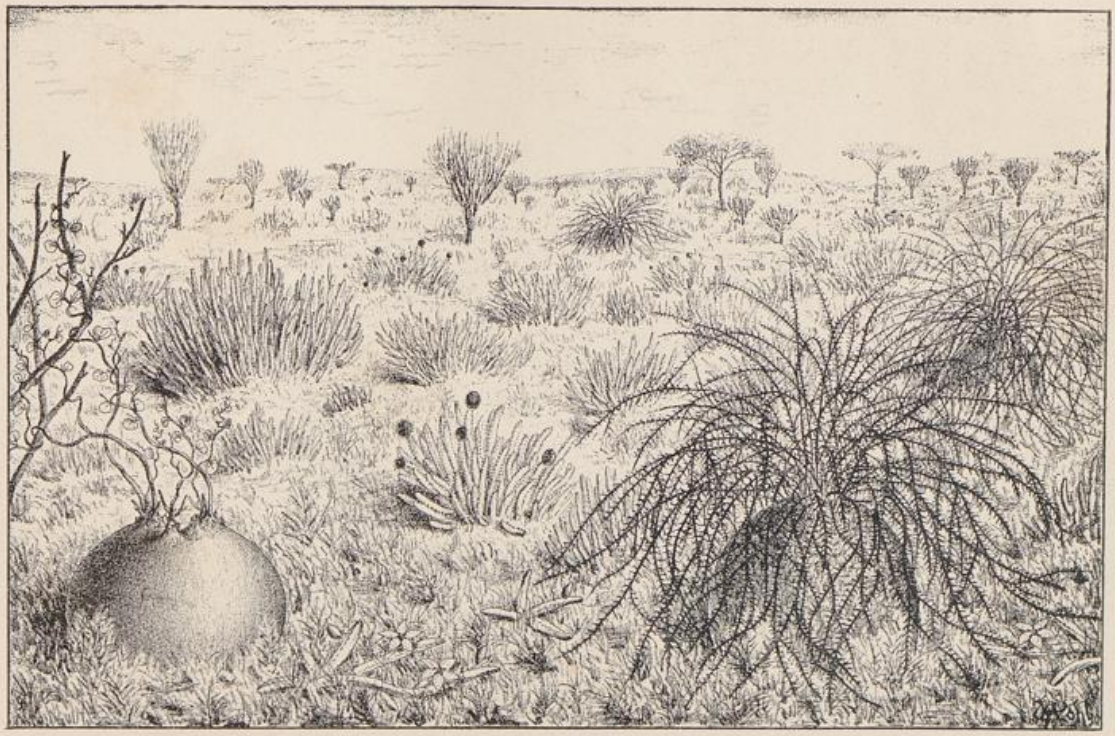
Die Bewohner des Dorfes, dessen alter, knickstiefliger Yumbe uns ein mageres Gastgeschenk von drei Hühnern und einem Korb Mais spendet, machen einen stumpfsinnigen, herabgekommenen Eindruck. Von ihrer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Pyrenacantha malvifolia. Stapelia. Caralluma. Adenia globosa.

Succulenten-Steppe bei Kihuiro.



Pyrenacantha malvifolia. Stapelia. Caralluma. Adenia globosa.

Succulenten-Steppe bei Kihuiro.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bravour giebt uns ein Scherz Zeugniss, den sich Kollege Lent erlaubt. Als etwa 50 bis 60 Männer und Weiber uns ziemlich nahe auf den Leib gerückt sind, um dem Treiben der Weissen zuzuschauen, springt er plötzlich hervor, eine eben erschlagene und an einem Bindfaden befestigte Schlange in der Luft schwingend. Ein Schreckensgeheul ausstossen und wie besessen dem Dorfthor zustürzen, war eins. Selbst Kerle, die einen mächtigen, Verderben drohenden Speer mit armlangem Blatt in der Rechten führen, schliessen sich der allgemeinen Flucht an. Am Thore angekommen, bildet alles einen wirren Knäuel. Da die schmale Pforte nur einen durchlässt, jeder aber der erste sein will, kommt keiner hinein. Wir haben lange nicht so gelacht.

Der Uebergang über den Goma-Bach am nächsten Morgen war nur für unsere Esel ein unangenehmer; sie versanken so im Schlamm, dass sie nach jedem Schritt von neuem wieder ausgegraben werden mussten. Wir selbst gelangten, immer das anfangs schroff, später sanfter aufsteigende Gebirge dicht zur Linken, ungefährdet nach Gondja, wo wir den prächtigen, wohl 30 Meter herabstürzenden Thornton-Wasserfall zu bewundern Gelegenheit fanden, und am folgenden Tage, meist durch ein licht mit Busch oder vereinzelten, niederen Strauchakazien bestandenes Grasland marschirend, nach Kisuani.

Einer Scene auf diesem Wege, bei dem wir die Mokanda-Kette überquerten und, wenn es nicht »wie mit Mollen« gegossen hätte, uns an prächtigen Landschaftsbildern erfreut haben würden, will ich hier darum Erwähnung thun, weil sie ein Bild giebt von den abenteuerlichen Zwischenfällen, an denen jede Inlandsreise reich ist. Wir hatten ein flaches Bachbett durchwatet und am anderen Ufer in einem lianendurchwirkten Waldstreifen ein provisorisches Lager geschlagen; nach dem Essen sollte es bis zum Abend weitergehen. Ein Tisch für uns ist hart am Wege aufgebaut, drei als Stühle zu benutzende Kisten umstehen ihn. Im Halbkreis dahinter brennen die zahlreichen Feuer, an denen die Träger ihren Mehlbrei bereiten, über das Ganze wölben sich dicht verschlungene Baumkronen, in denen Affen ihr Spiel treiben.

Es wird gemeldet: »Chakulla tayari! Das Essen ist fertig!« Als wir die Suppe binnen haben, gebe ich einem Jungen den Auftrag, vom Koch eine Flasche Cognac zu holen; er bringt statt dessen eine Flasche Champagner. Da solcher nur für Krankheitsfälle bestimmt ist, will ich die Flasche zurücktragen lassen, aber da fällt es meinen Gefährten ein, dass sie ja noch immer an Durchfall litten, ausserdem heute der 22. März, der Geburtstag des alten Kaiser Wilhelm sei. Nicht ungern gebe ich klein bei; der Pfropfen knallt.

Eben haben wir den Manen des Kaisers das erste Glas gebracht, da entsteht vor uns eine Bewegung, und es erscheint eine Bande wild

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufgeputzter Waschambaa, von denen die letzten vier eine rohe Bahre schleppen. Sie setzen dieselbe an unserem Tisch nieder, und wir erkennen darauf einen Sudan-Soldaten, der scheinbar in den letzten Zügen liegt. Wie ich dabei bin, ihm eine Untertasse voll Champagner einzuflössen, drängt sich ein Weib, das sich seit Masinde unserer Karawane angeschlossen hatte, durch den Kreis der Umstehenden hindurch und sagt dann im gleichgültigsten Tone von der Welt: »Das ist mein Mann!« Sie hatte zu ihm nach Kisuani gewollt, woher er jetzt als Todtkranker kam. Wir spenden noch einige Medikamente, dann setzt sich die Gruppe wieder in Bewegung nach Masinde zu, während wir unser Essen vollenden. Unserer Stimmung hatte die Scene wenig Abbruch gethan, ein Zeichen, wie abgestumpft man auf solchen Reisen gegen menschliche Leiden wird. Das Gefühl, dass man jede Stunde Aehnlichem ausgesetzt ist, mag Ursache dieser Gleichgültigkeit sein.

Kisuani ist für die Reise zum Kilimandscharo ein wichtiger Platz, erstens weil es gilt, statt der Masinde-Träger hier neue anzuwerben, sodann aber auch, weil es der Ort ist, wo man sich für die folgenden Tage mit Proviant zu versehen hat. Letzteres ist, wenn man 130 Esser bei sich hat, keine so leichte Sache. Dazu kam noch, dass das Geld der Ostafrikanischen Gesellschaft von hier an keine Gültigkeit mehr hatte; fortan nahmen die Eingeborenen nur noch Perlen und Zeug als Zahlungsmittel. In der Werthschätzung beider bestand ein ganz merkwürdiger Unterschied. Während bei den Perlen die geringste Abweichung in Grösse und Farbe von den gerade in Mode befindlichen vollkommen genügte, um sie werthlos zu machen, war es bei dem Zeuge ganz gleich, ob es von guter oder schlechter Beschaffenheit war, ob es schmal oder breit lag. Der Verkäufer verlangt so und soviel Mikono d. h. Unterarmlängen Stoff für seine Waare; bekommt er die von einem Manne zugemessen, der nicht allzu kurze Arme hat, so ist er zufrieden, ob es Elsasser Drell oder indisches Spinnengewebe ist. Wir erfuhren von dieser Thatsache, als unsere Leute für eine Last Schundzeug (40 Mikono zu $2\frac{1}{2}$ Rup.) gerade so viel Maismehl erhandelten, als für eine Last guten, schweren Stoffs (40 Mik. zu 7 Rup.). Leider hatte man uns thörichter Weise in Tanga fast nur mit letzterem ausgerüstet.

Wir hatten erwartet, in Kisuani bis zur Lösung der Träger- und Proviantfrage mindestens zwei bis drei Tage rasten zu müssen. Dank unserem Tschausch Schomba kamen wir mit einem aus. Der Mann, ein Manyema, von dem Paul Reichardt in seinem Buch eine während des Aufstandes ausgeführte Heldenthat erzählt, der erste Schwarze in der Schutztruppe, der dekorirt worden ist, hatte, ob mit oder ohne Absicht, das Märchen ausgesprengt, dass wir ganz besonders hochstehende Reisende wären. Die nächste Folge davon war, dass schon am Abend des ersten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tages drei Häuptlinge erschienen, von denen der eine ein Schaf, der zweite eine Ziege, der dritte, wahrscheinlich nur um seine Vorgänger zu überbieten, einen prächtigen Ochsen bringt. Sklaven schleppen ausserdem soviel Mehl und Mais herbei, dass wir im Ueberfluss fast ersticken. Nachdem jeder ein Gegengeschenk, zum Theil aus bunten Tüchern bestehend, empfangen, werden sie alle für den nächsten Morgen zum Schauri bestellt, ihnen auch aufgegeben, die Weiber mit Esswaaren in unser Lager zu schicken.

Dieses ist innerhalb der Umzäunung der eine Viertelstunde vom Dorf befindlichen Militärstation hergerichtet, einer Anlage, die damals von aussen nach den räumlich ziemlich ausgedehnten Bauten viel versprach, im Innern aber nach dem Betreten einem das Wort zu Gemüthe führte: Der Schein trügt. Zur Zeit bestand die ganze Besatzung aus zwei Mann, einem Ombascha, d. h. Gefreiten, und einem Gemeinen, jener nur mit einer schwarzen Haut, dieser dazu mit einer schwarzen Seele begabt, denn es beliebt ihm, seinen Vorgesetzten ab und zu durchzuprügeln.

Am 23. März entwickelt sich in unserem Lager ein vollständiger Markt; haufenweise erscheinen die Weiber mit Mehl, Mais, Zuckerrohr, Hühnern, und wo man hinschaut werden Perlen abgezählt, wird Zeug gerissen und der erstandene Mundvorrath, zu wurstförmigen Ballen gerollt, in kleine Säckchen eingenäht. Ueberall entspinnt sich bei dem Handel Streit, aber überall, wo er ernstlich wird, ist auch unser Schomba in der Nähe und macht Handel und Streit durch ein paar oberfaule Witze glatt. So ist die Proviantfrage schon gelöst, als die Häuptlinge zum Schauri erscheinen.

Von ihnen gilt es jetzt, die nöthigen Träger herauszuschlagen. Lent und ich sitzen am Tisch unter dem Vordach meines Zeltes, Schomba steht zur Seite, vor uns hocken, auf ihre Speerschäfte gestützt, die drei Häuptlinge. Schomba beginnt zu reden, erst langsam und eindringlich, dann immer schneller und schneller — ein erstaunlicher Speichelfluss! Wir verstehen bald kein Wort mehr, die Häuptlinge wahrscheinlich auch nicht, denn ihre Muttersprache ist ja Kipare. Während dessen habe ich einige Cognacflaschen entkorkt und lasse sie herumgehen. Ich komme Schomba zu Hülfe; er macht die Kerle mit Redensarten be—trunken, ich mit Alkohol. Nach einer Viertelstunde vollkommener Sieg, die Häuptlinge versprechen, für morgen wenigstens dreissig ihrer Leute zu stellen.

Sie hielten Wort. Kurz vor unserem Aufbruch erschien die Gesellschaft, typische Wapare, verkommene, trotzdem sehnige Gestalten, die mehr Fett auf der Haut, als unter ihr gewahren lassen. Bekleidet sind sie nur mit einem kleinen Zeugschurz um die Hüften, dafür tragen sie um so grössere Bogen, fast mannslange, in den Händen und cylindrische Lederköcher voll vergifteter Pfeile über dem Rücken. Von ihrem Haar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erkennt man gar nichts, man meint sie trügen Perücken, hergestellt aus lauter federspulstarken, halbfingerlangen, rothbraunen Klunkern. In Wahrheit sind dies doch ihre eigenen Haare. Sie theilen diese in viele hundert kurzer Strähnchen, deren jedes mit einem kittartigen Gemisch aus Hammelfett und rother Erde in der Weise überzogen wird, dass keines mit dem anderen verklebt, sondern frei beweglich bleibt. Diese Wapare, von denen immer zwei abwechselnd eine Last tragen, bildeten auf dem ganzen ferneren Marsche eine gesonderte, durch ihre Schweigsamkeit ausgezeichnete Gruppe in unserer Karawane. Die Küstenleute, die überhaupt schon jeden Inlandneger als einen »Schensi«, einen Heiden, verächtlich über die Achsel ansehen, weigerten sich, gemeinsam mit ihnen zu essen, was uns später nicht wunderte, als wir die Gesellen selbst über todte Aasgeier und Schmutz-Milane wie hungrige Wölfe herfallen sahen.

Kurz hinter Kisuani stossen wir am 24. März in der Steppe, die hier wieder aus Grasland mit darüber spärlich vertheilten Akazien, einzelnen Commiphora-Bäumen und Kandelaber-Euphorbien besteht, auf eine Karawane, die uns entgegenkommt. In lauter kleine Gruppen getheilt, die grosse Abstände zwischen sich lassen, ziehen an uns wohl während einer Zeit von zwei Stunden ebenso sonderbare als uns damals verdächtig vorkommende Gestalten vorüber. Es sind zum grössten Theil Waniamwezi, alle unglaublich zerrissen und zerlumpt, aber alle mit Vorderladern oder Speeren bewaffnet. Viele tragen Elephantenzähne, darunter solche von Mannslänge und darüber, andere treiben ganze Trupps von Eseln vor sich her, die in zur Seite herabhängenden Ledertaschen gleichfalls Elfenbein schleppen.

Das Auffälligste aber ist eine ganze Schaar von Masai-Frauen und -Kindern. Da sahen wir denn zum ersten Male leibhaftige Angehörige dieses gefürchteten Volkes vor uns, aber in welch einem wahrhaft erbarmungswürdigen Zustand! Ich hätte nie geglaubt, dass ein Mensch so mager, so über alle Maassen elend werden könne, wie ich es hier an diesen Geschöpfen sah; es waren wandelnde Gerippe, besonders die Kinder, von denen manche gewiss kaum vier Jahre zählten. Wie Fledermausflügel standen von ihren Todtenköpfen die Ohren ab, und, ohne eine Miene zu verziehen, starrten sie uns mit den mongolenartig geschlitzten Augen an. Wir fragten natürlich einige der Waniamwezi, wie sie denn zu den Masais kämen, und erhielten von allen die gleiche Antwort: sie gingen freiwillig mit, weil sie sonst Hungers sterben müssten. Das Mysteriöse, welches der ganzen Karawane anhing, wuchs dadurch für uns und erreichte den höchsten Grad, als zum Schluss zwei Weisse vor uns auftauchten, die eine schwarz-weiss-rothe Flagge vor sich hertragen liessen. Der eine war ein ziemlich dicker Mann, auf einem Esel reitend, der andere eine lange, hagere Gestalt zu Fuss, beide, wie uns ein einziger Blick belehrte, keine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche, sondern Griechen. Sich weit vom Wege entfernend, liessen sie uns schweigend und ohne Gruss an sich vorüber. Bezeichnend ist, dass die Küstenneger alle Griechen, die allmählich in Ostafrika immer zahlreicher werden, Schensi Uleia d. h. »europäische Wilde« nennen.

Sobald wir die Karawane hinter uns gelassen, stiegen vor uns die Ngurungani-Hügel auf, mässige Höhen, die nach zweistündigem Marsch überschritten sind. Am jenseitigen Fuss, wo sich eine weite, rings von Bergen eingeschlossene Steppenebene vor uns öffnet, wird Rast für die Nacht gemacht. Das zum Trinken, Kochen und Waschen nöthige Wasser liefert eine in der Nähe gelegene Regenpfütze, Wasser freilich, das einer meiner Gefährten als Jauche bezeichnet, sich aber dann doch seinen Thee daraus brauen lässt.

Am 25. März geht es anfangs durch überaus langweiliges, licht mit Akazien und wenigen anderen Dornbäumen bestandenes Flachland, links noch immer der gleichmässig fortlaufende, mit Buschwald bedeckte Gebirgszug, rechts in weiter Ferne der hochaufragende Ndea-Berg. Später, als sich die Bäume verlieren und der Pfad durch reine Grassteppe fortläuft, wird es interessanter, weil sich plötzlich ein reiches Thierleben vor unseren Augen entfaltet. Ganze Rudel von Antilopen und Gazellen äugen, leider aus schusssicherer Ferne, zu uns herüber, Zebra und wilde Esel begleiten uns im munteren Trabe, und Dutzende von Perl- und Feldhühnern werden von uns vergeblich ersucht, sich für den Kochtopf gewinnen zu lassen. Man lernt hier kennen, wie schwierig eine Jagd ohne Hunde ist. Alles, was nach dem Schuss noch die Möglichkeit hat, auch nur eine kurze Strecke zu fliegen oder zu laufen, ist für den Jäger, der sich mit Suchen nicht lange aufhalten kann, in den meisten Fällen verloren. Gestrüpp und Gras bilden so dichte Massen, dass sie das angeschossene Wild gleichsam verschlucken.

Unter einem weitausladenden Affenbrotbaum, in dessen Krone wir die ersten Papageien bemerkten, kleine, graue Vögel mit lichtgrünem Bauch und Hinterleib, machten wir heute Telekesa, d. h. kochten zu Mittag ab, um dann weiter zu marschiren. Wir klimmen jetzt empor, höher und höher, bis die Aneroide auf 1000 Meter deuten. Das Vegetationsbild ändert sich dabei vollständig. Zuerst tritt Obstgartensteppe auf, nur aus Laubbäumen gebildet, dann Buschwald, in dem neben hochstämmigen Kandelaber-Euphorbien besonders eine baumartige Aloë in die Augen fällt. Auch die Farbe des Bodens wechselt; statt der rothen Lateriterde, auf der wir von der Küste an fast ausschliesslich gepilgert waren, haben wir schwarzen, metallisch schimmernden Eisensand unter den Füssen, das Material, aus dem die Wapare, wenigstens theilweise noch, ihre langblattigen Speere verfertigen.

Auf der Höhe des Passes angekommen, liegt die weite Fläche des Jipe-Sees vor uns. Ein freudiges Ah! will sich unserer Brust entringen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber es bleibt in der Kehle stecken: unter Donner und Blitz entladet sich ein Gewitter, das binnen wenigen Minuten das Hemd am Leibe kleben macht. Die Steppe, die schon wiederholt am heutigen Tage den Charakter eines Sumpfes angenommen hatte, ist in kürzester Zeit in einen See verwandelt, und der abwärts führende, tief eingeschnittene Pfad, von dem es kein Abweichen giebt, wird zum rauschenden Bach. Man tappst in ihm vorwärts, mit seinem Esel um die Wette die Ohren hängend lassend, vollständig apathisch. Im Anfang, wenn man wieder einmal mit einem Bein oder mit beiden zugleich in eines der vielen Löcher gerathen ist, stösst man wohl noch einen Fluch aus, dann verstummt auch dieser. Man schwimmt weiter wie ein todtes Stück Holz.

Um 4 Uhr wird Halt gemacht. Auf einer Kiste sitzend, warten wir auf die Träger, die unsere Zelte und Betten schleppen. Sonst gab es wohl ein Donnerwetter, ein trockenes freilich, wenn sie sich zu weit hinten gehalten hatten, heute bleiben wir kühl bis an's Herz hinan, das Gefühl absoluter Wurstigkeit ist über uns gekommen. Es regnet die ganze Nacht weiter, unaufhörlich, in Strömen; der Himmel scheint rings in Flammen zu stehen. »Maji Kununua« — »Hier ist Trinkwasser zu kaufen« — heisst der Platz, wo wir genächtigt; wir hatten Trinkwasser am Morgen, soviel um darin ertrinken zu können.

Als ich mich erhebe — es ist Sonntag —, aus dem feuchten Bett in die feuchten Kleider schlüpfe und vor das Zelt wate, bietet sich mir ein Bild, das den ärgsten Sanguiniker melancholisch gestimmt haben würde. Grau in grau ist es gemalt und zwar mit Wasserfarben! Es giesst vom Himmel, dass man keine zwanzig Schritte weit sehen kann. In Gruppen stehen die Träger beisammen, wie Espenlaub zitternd, bildet doch das Zeug, das sie anhaben, einen einzigen, den ganzen Rumpf bedeckenden »kalten Umschlag«. Es ist keine Möglichkeit, ein Feuer anzuzünden, denn allenthalben steht das Wasser knietief. — Unter dem Vordach seines Zeltes sitzt Dr. Lent im Lehnstuhl. Da sein noch von Masinde her datirendes Leiden sich in den letzten Tagen bedeutend verschlimmert hat, frage ich nach seinem Befinden. »Ich muss mich tragen lassen, zu gehen vermag ich nicht«, ist seine Antwort. Ich eile zu meiner Privat-Apotheke, um das afrikanische Universalmittel zu holen, gebranntes Wasser, so man Cognac nennt. Es schlägt nicht an bei dem Kranken, also stärkeres Geschütz: Champagner! Die erste Küchenlast, die ich öffnen lasse, zeigt mir einen breiigen, undefinirbaren Inhalt: Zucker, gemahlener Kaffee, Butter, Kakao, Mostrich haben sich mit eingedrungenem Wasser »innig gesellt«! Schon die zweite Kiste aber enthält den gesuchten Feuertrank, und eine halbe Flasche davon genügt, um den Schwächezustand des Freundes soweit zu heben, dass er erklärt, den Weitermarsch auf Eselsrücken versuchen zu wollen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Um acht Uhr schwimmen wir ab, ohne Gesang, ohne Scherzwort, stumm, wie es in Wasser lebenden Geschöpfen geziemt. Als ich an einer Wendung des Weges von einer Höhe zurückschaue auf die mit jedem Schritt sich weiter aus einander ziehende Karawane, da tritt ein Bild mir vor die Seele, vor dem ich oftmals bewundernd gestanden habe: Spangenbergs Zug des Todes! Eine regenschwangere Steppenlandschaft, ein in die Unendlichkeit sich ausdehnender Pfad, bevölkert mit Menschen, die traurig und düster dahinziehen; vornweg eine Schaar Kinder, hier unsere Jungen, dahinter ein Ritter, hier Dr. Lent, gebeugt, schwer krank auf seinem Esel sitzend und einen grossen, weissen Bademantel wie ein Leichentuch um sich geschlagen.

Wir wollten heute bis Muanamata, aber schon um ein Uhr sehen wir ein, dass es nicht weiter geht. Das stundenlange Vorwärtsstampfen in Schlamm und Morast hat die Träger so ermüdet, dass die Sicherheit ihres Ganges, ihre geradezu bewundernswerthe Kunst, auch im Fallen noch ihre Last in der Schwebe auf dem Kopf zu behalten, mehr und mehr in die Brüche geht. Noch ein Bach, dessen Fluthen uns bis an die Hüften reichen, wird überschritten, dann am jenseitigen Abhang die Boma hergerichtet. Volle drei Stunden währt es, bis unser getreuer Abdallah, die stete Schwanzspitze der Karawane, mit dem letzten Mann erscheint und meldet: »Alle sind jetzt da!«

Um drei Uhr lässt der Regen nach, und eine halbe Stunde später bricht sogar die Sonne durch die Wolken. Im Nu gleicht das ganze Lager einem Trockenplatz, im Nu ist auch die alte Fröhlichkeit wieder vorhanden. Sie wächst noch, als wir dem Koch den Auftrag geben, den von Kisuani her mitgetriebenen Ochsen zu schlachten. Nuss Rupie und Mavi, die beiden Witzbolde der Karawane, überbieten sich, um bei ihren Zuhörern immer neue Lachsalven zu entfesseln. Und mit wie einfachen Mitteln wirken sie! Das Kunststück des einen ist, das Eselsgeschrei, allerdings sehr täuschend, nachzuahmen, der andere giebt gleichfalls Töne von sich, solche, die gewisser Begleiterscheinungen wegen zwar Entrüstung erregen, daneben aber hier wie überall sonst in der Welt auf den gemeinen Mann einen erheiternden Einfluss ausüben. — Mich fröstelt am Abend, ich braue mir einen steifen Grogk, der aber seine erwärmende Wirkung versagt. Als ich mich zur Ruhe begebe, thue ich es mit dem Gedanken: Morgen hast du das Fieber!

Und so war es auch, aber es ist mässig, jedenfalls hindert es mich nicht, ein Schauspiel zu geniessen, das uns alle nach den Mühsalen der letzten Tage mit sattem Behagen erfüllt. Von der aufgehenden Sonne mit Licht überstrahlt, steigt im Norden das Ziel vor uns auf, dem wir seit drei Wochen gerade mit heissem Bemühen zugesteuert sind. »Eh Bana, Kilimandscharo!« hallt es mir von allen Seiten aus dem Munde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vergnügt grinsender Leute entgegen, als ich in das Freie trete. Da thürmt er sich gen Himmel, der Riese, in der Richtung, gegen die zwanzig und mehr Arme sich ausstrecken. Als wolle er uns eine Entschädigung bieten, zeigt er sich in der Gestalt, in der er allein von wahrhaft grossartiger Wirkung ist. Der Fuss unsichtbar, vom wallenden Morgennebel und Streifenwolken verhüllt, darüber hinaus, wie aus einem Meere auftauchend, die beiden durch einen Sattel verbundenen Gipfel, der Kibo, einem gigantischen, oben abgestrichenen Schneehaufen vergleichbar, und rechts daneben der Mawenzi, ein spitzer, ausgefressener Zackenkegel, an den sich gen Osten eine langsam absteigende Mauer ansetzt. Sieht man den ganzen Berg vom Fusse an frei, so ist der Totaleindruck bei weitem nicht so imposant. Die Bemerkung, welche fiel, als wir ihn am Abend desselben Tages in seiner vollen Grösse sahen: ein aus einander gelaufener Lehmhaufen, auf den oben Kalk gespritzt ist, klingt freilich sehr verächtlich und ist übertrieben, enthält aber doch etwas Wahres. Der Fuss ist zu breit, 90 Kilometer, der Anstieg zu allmählich, als dass ein vom malerischen Standpunkt aus wirksames Bild zu Stande kommen könnte.

Am 27. März ziehen wir am Jipe-See entlang, dessen blitzende, von zahlreichen grossen Wasservögeln, darunter Pelikanen, belebte Wasserfläche freilich nur theilweise zwischen dem hohen Schilf und Binsenröhricht seiner Ufer sichtbar wird. Jenseits von ihm erheben sich aus der unübersehbar nach Osten ausgedehnten Steppe zwei Hügel, nach dem Begleiter v. d. Decken's Kersten-Hügel genannt, die der Landschaft ein typisch ägyptisches Gepräge aufdrücken. Man meint über den Nil herüber, unvermittelt aus der Wüste aufsteigend, zwei von Menschenhand errichtete Pyramiden zu sehen. Eins fehlt allerdings zur Zeit, um die Täuschung vollkommen zu machen: die Trockenheit des Pharaonenlandes.

Zu unserer unangenehmen Ueberraschung merken wir dies, als unser Weg, der bis dahin meist immer durch reines Grasland fortführte, plötzlich an einer hohen grünen Mauer zu enden scheint. Schilf (Cyperus alopecuroides) ist es, so hoch, dass es einen Reiter noch weit überragen würde. Zwischen hindurch windet sich ein Pfad oder besser gesagt eine mit Wasser gefüllte, knietief eingeschnittene Rinne, die es nur gestattet, darin vorwärts zu kommen, wenn man immer den einen Fuss genau vor den anderen setzt. Alle Nase lang kommt ein tieferes Loch, in welches man bis zum Bauche versinkt, nie aber ohne dass man zuvor einen Halt suchend in das grüne Mauerwerk zur Seite gegriffen hätte. Fluchend lässt man jedesmal sofort wieder los, denn die messerscharfen Blattränder haben zu den zahlreichen blutenden Schnittwunden neue gefügt, aber immer klammern sich doch wieder die Hände instinktiv an den tückischen »Strohhalm«.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So stapfen wir eine Stunde lang vorwärts, ein Spaziergang, dessen Annehmlichkeit dadurch erhöht wird, dass bald vor, bald hinter einem ein Träger in's Fallen kommt. Hoch im Bogen fliegt dann allemal, da hier ein Balanciren nicht möglich ist, die Last in das aufspritzende Wasser. Und merkwürdig, wie ein Butterbrot bekanntlich stets auf die Sonntagsseite fällt, so sind die im feuchten Element versinkenden Kisten und Kasten meist solche, auf denen geschrieben stehen sollte: Vor Nässe zu bewahren.

Nach Passirung des Sumpfes windet sich der Pfad den stets links zur Seite gebliebenen Bergzug hinauf und läuft am Hange fast geradlinig fort. Ausnahmsweise ist es wieder einmal möglich, ihn auf Eselsrücken zurückzulegen, und um wieviel besser geniesst sich von diesem aus die wirklich prächtige Landschaft, gebildet von dem in voller Ausdehnung übersehbaren, 20 Kilometer langen Jipe-See, der Steppe mit den Kersten-Hügeln und den in der Ferne auftauchenden Taita-Bergen. So weit es das Fieber zulässt, fühle ich mich wieder behaglich, zumal als einige gelegentliche Sonnenblicke die Kleider am Leibe schnell trocknen lassen. Mit Interesse ruht das Auge des Botanikers während des Rittes auf die auch hier wieder auftretenden und schon erwähnten »vegetabilischen Steinklötze« von zweierlei Art und Färbung.

Wir nähern uns Muanamata, wo ein kleiner Posten von einem schwarzen Unteroffizier und vier Soldaten stationirt sein sollte. Jetzt ist er eingezogen, wie wir hören, da trotz der gegentheiligen Versicherung Simbodjas die Pocken im Orte noch immer herrschen. Es veranlasst uns das, nachdem wir noch einmal einen scheusslichen Sumpf »genommen« haben und wieder nass wie die Katzen daraus gelandet sind, weitab von dem nur aus wenigen Hütten bestehenden, im Halbkreis von Bergen umzogenen Neste zu lagern. Mein Fieber hat während der letzten Stunden zugenommen, so dass ich mich um den Sohn des »grossen Makoko«, der eine Ziege bringt, gar nicht kümmere und mich in's Bett begebe. Von Schlaf ist freilich nicht viel die Rede, denn ohne Unterlass prasselt ein Regenguss nach dem anderen gegen die dünnen Zeltwände.

Der folgende Tag führt uns dicht am See entlang, fast ständig durch eine Gegend, die ganz ausgesprochen den Charakter eines im englischen Stile jung angelegten Parkes trägt; hier und da Gruppen zusammenstehender, allerdings niedriger Bäume, Buschwerk, meist aus der Suaeda monoica bestehend und vereinzelte grosse und kleine Tuffs bildend, weite Flächen bedeckt mit einem kurzen, dem salzhaltigen Boden angedrückten Grase, dazwischen überall scheinbar mit gelbem Kies bestreute, geschlängelte Wege, in Wahrheit seichte Wasserrillen, die völlig vegetationslos sind. Gelegentlich treten auch wiesenähnliche Strecken auf, die vor allem dem Auge darum eine angenehme Abwechselung bieten, weil

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie zur Zeit mit tausenden und abertausenden zu Trauben geordneter Sternblumen (Chlorophytum macrophyllum) übersät erscheinen. Neben der Pflanzenwelt ist auch das Thierleben ein reiches, denn wo man auch hinschaut, kreuzen sich die Fährten grossen und kleinen Wildes, besonders häufig die der Rhinocerosse und Flusspferde. Von letzteren sehen wir auch mehrere Exemplare, allerdings nur, wie sie aus dem seichten Ufersaum des Sees die gewaltigen Köpfe emporstrecken.

Nach einigen Stunden Marsch erreicht der Jipe-See sein Ende, indem er in einen grossen, westwärts abbiegenden Sumpf, den Papyrus-Sumpf, übergeht. Wir verschanzen uns am Rande desselben besonders sorgfältig für die Nacht, da Masai-Gefahr bestehen soll. Mir wird diese Nacht für lange Zeit im Gedächtniss bleiben, denn sie ist wohl die unangenehmste meines Lebens. Ich hatte am Nachmittag, angelockt durch die üppige Vegetation von Dattelpalmen und Croton-Bäumen, die hier längs des Papyrusdickichtes ein etwa hundert Schritt breites Wäldchen schaffen, mich während mehrerer Stunden den Miasmen des Sumpfes ausgesetzt. Sei es aus diesem, sei es aus anderem Grunde, kurz das Fieber, welches ich ja schon seit einigen Tagen als Embryo im Leibe trug, wächst urplötzlich am Abend zu einem Unthier heran, das mich platt auf die Kitanda streckt. Wie gern möchte ich schlafen, aber unmöglich; gerade heut ist der Tanzteufel in die Träger gefahren. Ueberall bilden sich Gruppen im Lager, die unter schreiendem Gesang und Händeklatschen wie Besessene die Erde stampfen. Die Bewegungen sind nicht gleich bei den einzelnen Gruppen, wie die Tänze nicht gleich sind, gleich ist nur, was sie alle im Tanze zum Ausdruck bringen wollen — eine sehr irdische Liebe. Wie athme ich auf, als mit beginnender Nacht ein tüchtiger Platzregen losbricht, der die Gesellschaft in ihre schnell aus Gras errichteten Hütten scheucht. Nun wirst du schlafen können, dachte ich. Da fängt es in meinem Leib an zu rumoren; zum Fieber, das mich erst in eisiges, dann in kochendes Wasser taucht, gesellt sich ein neuer Anfall von Dysenterie. Endlich nach Mitternacht finde ich Ruhe, ich schlafe sogar, eine halbe Stunde vielleicht, dann ein scheussliches Erwachen: der Sturm hat mein Zelt umgeworfen!

Mit unsäglicher Mühe, vom Fieber geschwächt, befreie ich mich von der auf mir lastenden Segelleinwand, der Flinte, der grossen Botanisirtrommel und was sonst noch auf mein Bett gestürzt ist. Da liege ich nun, vom Frost geschüttelt, in dunkler Nacht, bei strömendem Regen, im heulenden Sturme. Es dauert zehn Minuten, ehe ich mich soweit ermannt habe, um aufzustehen und nach der Laterne zu suchen. Ich finde sie, auch die Schachtel Zündhölzer, beide heil und ganz. Sowie das Licht schimmert, kehrt auch die Entschlossenheit zurück. Ich wecke meine Jungen, diese einige Träger, und nach einer halben Stunde liege ich wieder, nass zwar, aber doch geborgen, unter einem schützenden Dache. Nie habe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ich den ersten Schimmer des neuen Tages so begrüsst, wie im Lager am Papyrussumpf.

Ich dränge zum Aufbruch in der Hoffnung, die mich nicht täuscht, durch die Bewegung des Marsches wärmer und damit froheren Muthes zu werden. Der Sumpf bleibt fortgesetzt zu unserer Rechten, ein scheinbar undurchdringliches Gewirr jener hier fünf Meter hohen Cyperaceen, die isolirt so ungemein dekorativ, im geschlossenen Verbande aber so langweilig wirken wie ein weit ausgedehntes Kornfeld. Die Gegend, eine fast reine Suaeda-Steppe, wird erst wieder schöner, als die Berge unmittelbar bis an den Sumpf herantreten, und wir genöthigt sind, die Karawane aufwärts und dann am Hange entlang zu leiten. Da es ausnahmsweise während voller drei Stunden auch nicht regnet, kann der Blick frei in die Höhe schweifen und der Kräutersammler und Wurzelgräber sich an den sonderbaren Baumgestalten erfreuen, die in lichtem Bestande neben allerlei Dornsträuchern den Abfall des Gebirges fast bis zur Spitze bedecken. Von neuem treten Affenbrotbäume auf, deren schwammiger, unförmiger Stamm zu der mageren Laubkrone in seltsamem Kontrast steht; Euphorbien, wie zu Stein erstarrte Gebilde einer längst vergangenen Zeit, strecken ihre kantigen Aeste senkrecht zum Himmel; Akazien spannen als grosse Sonnenschirme ihr Blätterdach aus und schützen ein Haufwerk darunter versammelter zarterer Gewächse vor den sengenden Strahlen des Tagesgestirns.

Der Weg senkt sich allmählich wieder und um eine Ecke biegend stehen wir plötzlich vor einem Einschnitt, auf dessen Sohle der hier aus dem Papyrussumpf heraustretende Pangani träge dahinfluthet. Ein belebtes Bild entfaltet sich vor unseren Augen. Gerade ist eine Karawane, vom Kilimandscharo kommend und von einer grösseren Anzahl Soldaten begleitet, in voller Arbeit, ihren Uebergang über den Fluss zu bewerkstelligen. Eine lange Reihe von Trägern, verteufelt »wild« aussehende, mit Pfeil und Bogen bewaffnete Wapare, schreitet im Schatten mächtiger Sykomoren und mit Früchten beladener Dattelpalmen den jenseitigen Steilabsturz hinunter, während andere, bereits bis zum Bauche im Wasser und auf lange Stäbe gestützt, sich vorsichtig auf einer unsichtbaren, im feuchten Element verborgenen Brücke forttasten. Die Soldaten sind zuerst hinüber, stossen auf die unsrigen, und nun geht es an ein Händeschütteln, ein Umarmen, ein ewiges Wiederholen der Begrüssungsformel: »Yambo, yambo, yambo sana!« dass man meint, in eine europäische Damen-Kaffeegesellschaft gerathen zu sein.

Als der letzte Mann auf unserer Seite ist, schritten wir selbst hinunter. Die grössere Zahl der Träger sehe ich ohne Unfall hinübergelangen, nur eine Kiste fällt ins Wasser, wird aber durch schnelles Zugreifen noch glücklich vorm Wegtreiben gerettet. Bis zum Knie tappse auch ich dann hinein und finde nach einigen Versuchen in zwei fussbreit von einander

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entfernten, unter dem Wasserspiegel fortlaufenden Baumstämmen sichere Stützpunkte. Langsam glitsche ich vorwärts, einen Fuss vorschiebend, den anderen nachziehend. Schon triumphire ich, als das Unheil naht: die Stämme liegen nicht parallel. Immer weiter weichen sie aus einander, immer weiter treibe ich das »Beine seitwärts spreizt«, endlich langt es beim besten Willen nicht mehr zu, ich kann weder vorwärts, noch rückwärts. Ein zweiter Koloss von Rhodus stehe ich da, ja in noch unangenehmerer Situation, denn der hatte seine Füsse doch wenigstens im Trocknen. Vielleicht schwebte ich heute noch so in Hangen und Bangen, wenn mich ein von Seiten meiner Gefährten erschallendes Gelächter nicht hätte kurz entschlossen und möglichst elegant, die Hacken zusammen, in die Höhe springen lassen. Plumps! ging's bis zum Nabel hinein, weiter aber nicht, denn meine Sohlen fanden tiefer gelegene Brückenbalken, auf denen ich wohlgemuth zum Ufer gelangte.

Nicht weit von der Uebergangsstelle erhoben sich eine Stunde darauf unsere Zelte, dicht am Fluss und im Rücken gedeckt von den malerischen, schroff aufsteigenden Nashorn-Hügeln. Der spätere Nachmittag wurde der Jagd gewidmet, und führe ich als Beweis für den Wildreichthum der Gegend an, dass mir auf einer kaum einstündigen Wanderung vom Fluss in die angrenzende, von Dumpalmen erfüllte Steppe ein Krokodil, zwei verschiedene Antilopenarten, eine Hyäne, mehrere Klippschliefer und eine beträchtliche Anzahl von Perl- und Feldhühnern zu Gesicht kamen. Heim brachte ich nichts davon, was mich um so mehr verdross, als ich bei meiner Rückkehr zum Lager hörte, Bana Lent habe »Njama kuba« d. h. ein gross Stück Fleisch geschossen. — Schon auf das Gerücht hin war die ganze Schaar der Träger, hundert und mehr, in die Grasflur hinausgestürmt, um den Braten herbeizuschleppen. Es war schon fast Nacht, als sie ihn brachten, eine starke Kongoni-Antilope. Das Thier war im Feuer todt niedergestürzt und hätte darum von den Küstenleuten, die sich äusserlich zum Muhamedanismus bekennen, nicht gegessen werden dürfen. Der Ritus verlangt, dass noch im Leben der Halsschnitt ausgeführt wird. Die fleischhungrige Gesellschaft hatte sich aber zu helfen gewusst. Einer trat wie unabsichtlich dem Leichnam auf den Schwanz und brachte dadurch die Quaste am Ende in eine hin- und herspielende Bewegung. Gleich war der ganze Chor eingefallen: »Hei lewet noch, hei lewet noch, hei wackelt mit'n Schwoof!« und ritschratsch, schnitt einer noch nachträglich dem Thiere die Gurgel durch.

Unvergleichlich war unser schwarzer Unteroffizier wieder bei der Fleischvertheilung. In der Vorahnung dessen, das da kommen würde, hatte er sich mit einer drei Meter langen Palmblattrippe bewaffnet und neben der Zerlegungsstätte auf einen Stein gestellt. So lange man sich, um die besten und vor allen Dingen grössten Bissen zu bekommen, noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit Schimpfen und Gestikuliren begnügte, verhielt er sich ganz ruhig; als aber die Thätlichkeiten begannen, trat auch er in Aktion. Wie einen Flamberg schwang er seine Rippe und liess sie immer da, wo der Haufen am dicksten war, auf die Wollköpfe niedersausen. Heulend stoben die Getroffenen aus einander, jeder aber noch im Fliehen bedacht, schnell einen Fussknochen, ein Brust- oder Lendenstück aufzugreifen und für seinen Kochtopf zu retten.

Der folgende Tag fand uns im Bereiche des Kilimandscharo. War er auch selbst durch schwere Regenwolken, die bald ihre Wassermassen entluden, vom Fuss bis zum Gipfel völlig verhüllt, so verriethen uns doch allenthalben in der von Zebraheerden bevölkerten Steppe umherliegende Lavabrocken, dass wir sein Gebiet betreten hatten. Langsam, fast ohne es zu merken, stiegen wir ständig aufwärts, um gegen Mittag nicht weit vom Ufer des tief eingeschnittenen, brausend und tosend über Felsen stürzenden Himo-Flusses das letzte Lager zu beziehen, natürlich wieder nass bis auf die Haut. Letzteres machte uns diesmal nichts, wir achteten es kaum, so sehr war unsere Seele von Befriedigung erfüllt, dem langerstrebten Ziele nahe zu sein.

Noch einmal am Morgen des 31. März — es war, wie wir erst später erfuhren, der Charfreitag — genossen wir die theils komischen, theils ärgerlichen Scenen, die sich jedesmal beim Aufbruch wiederholten, dann ging es immer steigend, erst in dichtem, von Bergbächen durchzogenem Buschwald, dann auf schmalen, feuchten Wegen zwischen Bananenhainen hindurch einem freien Platze zu, auf dem uns mit einem Schlage eine neue fremde Welt umfing. Um zwei Sudansoldaten, die uns ein freundliches Begrüssungsschreiben des Herrn Stationschefs Johannes übergaben, gruppirte sich eine grössere Anzahl Wadschagga, Männer und Weiber, theils blosse Neugierige, theils Abgesandte des namentlich durch Hans Meyer bekannt gewordenen Mareale, des Häuptlings von Marangu.

Auf einem umgefallenen Baumstamm sitzend und eifrig Bananen schleckernd, benutzen wir die Zeit, bis unsere Träger herangekommen sind, um uns bei den demnächstigen Freunden und getreuen Nachbarn nach Möglichkeit anzubiedern. Die Männer, meist schlanke, braune Gestalten von Mittelgrösse, angethan mit einem röthlich gefärbten, auf der Schulter zusammengeknüpften und darum beim Gehen die halbe Körperseite unbedeckt lassenden Zeugstück, wurden nicht müde, uns ein über das andere Mal »n' Morgen« zu wünschen, das einzige deutsche Wort, das neben militärischen Kommandos und derben Schimpfwörtern, wie sie den Kasernenhöfen eigenthümlich sind, bisher Eingang am Kilimandscharo gefunden hat.

Als wir all' das Neue, das uns entgegentrat, genügend in Augenschein genommen hatten, ordneten wir unsere Karawane, um mit ihr bei unserem Eintreffen auf der Marangu-Station doch einen halbwegs guten Eindruck

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu machen. Als Kavalleristen setzten wir uns zum Fahnenträger an die Spitze, hinter uns kam als wichtigste Persönlichkeit der Koch, dann die neun gleichgekleideten Jungen, die Soldaten, der lange Schlangenleib der Träger und zuletzt die drei Aufseher. Es war 10 Uhr, als wir die Gebäude der Station, von hoher Steinmauer umschlossen und von einer lustig im Winde spielenden deutschen Flagge überragt, auf einer kleinen Höhenzunge vor uns aufgebaut sahen. Kompagnieführer Johannes empfing uns mit einigen herzlichen Worten und geleitete uns zum Frühstückstisch, an dem die beiden anderen Insassen der Station, Premierlieutenant Kötzle und Oberarzt Dr. Brehme, beide dem Klima inzwischen erlegen, unserer bereits harrten.

Das Ziel war erreicht, am 109. Tage meiner Abreise von Deutschland. Wie wird es weiter werden? das war die innerlich gestellte Frage, mit der ich Messer und Gabel zur Hand nahm.

II. KAPITEL.

Die wissenschaftliche Station.

Unsere Hoffnung, nunmehr am Orte der Bestimmung angelangt, uns ungesäumt unseren wissenschaftlichen und wirthschaftlichen Aufgaben hingeben zu können, erfuhr schon am Tage der Ankunft in Marangu eine herbe Enttäuschung. Um das zu verstehen, sei mit ein paar Worten auf vorhergeschehene Dinge zurückgegriffen. Nach der Besitzergreifung des Kilimandscharo hatte die deutsche Macht ihren Sitz in Moschi aufgeschlagen. Das war ganz von selbst gekommen, denn nur mit Hülfe Mandara's, des allgewaltigen, reich mit Feuerwaffen versehenen Häuptlings dieser Landschaft, konnte der damalige Befehlshaber der deutschen Schutztruppe daran denken, einen Einfluss am Berge zu gewinnen, beziehungsweise sich überhaupt dort zu halten. An dieser Sachlage wurde auch nichts geändert, im Gegentheil, sie wurde verschärft, das Gebot, im Lande Mandara's zu bleiben, wurde dringender, als der nächstmächtige Häuptling Sina von Kiboscho durch den erfolgreichen Zug v. Wiffmann's geschlagen und für lange Zeit geschwächt am Boden lag. Da wird Dr. Carl Peters zum Reichskommissar für das Kilimandscharo-Gebiet ernannt. Sein erstes ist, im August 1891, Moschi zu verlassen und in Marangu beim Häuptling Mareale eine Station zu erbauen. Die Gründe, die er dafür angiebt,*) sind nur dann stichhaltig, wenn es politisch gleichgültig gewesen wäre, in wessen Landschaft man sich festsetzte. Anfang Februar 1892 verlässt Dr. Peters den Berg, um in die deutsch-englische Grenzregulirungs-Kommission einzutreten. Sein Nachfolger wird Freiherr von Bülow, dem Lieutenant Wolfrum beigegeben ist. In einer Zeit, wo letzterer allein auf der Station weilt, im Mai 1892, geschieht es, dass eine Abtheilung von drei Sudan-Askaris nach Moschi entsandt wird. Auf dem Wege dahin, in Kirua,

*) Deutsches Kolonialblatt 1891. II. Jahrg. p. 456.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

versucht der eine der Soldaten, einem Kinde die Lebensmittel, die es zu Markte trägt, mit Gewalt zu entreissen. Auf das Geschrei des Kindes eilen Erwachsene herbei, und es kommt zu einem Streite, in dessen Verlauf die Soldaten von ihren Schusswaffen Gebrauch machen. Zwei Eingeborene werden getödtet, die anderen, dadurch erbittert und an Zahl zunehmend, zwingen die Soldaten zur Flucht und stechen einen, der zurück bleibt, nieder. Meli von Moschi, der seinem verstorbenen Vater Mandara im November des Jahres zuvor in der Regierung gefolgt war, erbietet sich darauf, als Oberherr von Kirua, für den getödteten Soldaten eine Viehbusse zu stellen, wird aber damit vom Lieutenant Wolfrum abgewiesen. Es kommt zu Verhandlungen, in die auf Ansuchen Meli's die elsässischen Missionare von Kilema eingreifen, natürlich in dem Sinne, einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen. Dem Verlangen, bis zum Eintreffen des Freiherrn von Bülow eine Geisel zu stellen, entspricht Meli, indem er seinen Hauptakiden (Rathgeber) als Gefangenen zur Marangu-Station entsendet. Dieser Akide wird nächtlicherweile von einem Wachtposten der Station erschossen, ob wegen eines wirklichen oder nur vermeintlichen Fluchtversuchs ist unentschieden. Wieder geben sich die Missionare Mühe, ein Uebereinkommen bei den Parteien zu erzielen, diesmal aber nach beiden Seiten hin ohne Erfolg. Fumba, der Häuptling von Kilema, schliesst sich Meli an, indem er alle Wege, die von Marangu in seine Landschaft hinüberführen, durch Gräben und Dornenverhaue absperren lässt. Damit herrscht offener Kriegszustand.

Im Juni kehrt Freiherr v. Bülow nach Marangu zurück und beschliesst, in Gemeinschaft mit Lieutenant Wolfrum einen Zug nach Moschi zu unternehmen. Ungefährdet gelangt er dahin und bis in die Nähe der ehemaligen Militärstation. Dort wird er am 10. Juni angegriffen und fällt zugleich mit Wolfrum bald nach Eröffnung des Gefechtes. Der Rest der Truppe, soweit er nicht ebenfalls den Kugeln des Feindes erliegt, zieht sich kämpfend und unter Verlust des mitgeführten Geschützes zur Ebene zurück und erreicht noch am selben Tage Marangu. Weshalb nun die als Führer bleibenden Unteroffiziere, von denen der eine freilich verwundet wurde, hier nicht abwarteten, ob ein Angriff erfolgen werde, ist mir unklar; genug, sie geben, nachdem sie einen Eilboten zur Küste entsandt haben, die Station auf und marschiren ebenfalls zur Küste ab. Mareale, der Häuptling Marangu's, ist jetzt ganz seinen Feinden Meli und Fumba preisgegeben. Es ist nicht genug anzuerkennen, dass er trotzdem nicht, nur um sich selbst zu retten, noch im letzten Augenblick gemeinsame Sache mit ihnen macht. Im Gegentheil, er besetzt mit seinen Leuten die verlassene Station, nachdem er das ganze darin zurückgelassene Eigenthum der deutschen Macht zu seinem Freunde Kinabo von Rombo Mku in Sicherheit gebracht hat. Sein Vertrauen wird belohnt. Meli versäumt es in seiner Siegesfreude, den Krieg wider unseren Verbündeten fortzusetzen, und bevor er noch seine ständige

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Drohung, in Marangu einfallen zu wollen, in Ausführung gebracht hat, trifft Kompagnieführer Johannes ein, begleitet von einer aus 150 Sudanern bestehenden Ersatztruppe. Ihm folgen später noch weitere 300 Mann unter Führung des Freiherrn von Manteuffel. Aus welchen Gründen sei dahingestellt, Thatsache ist, dass letzterer die Instruktion mitbringt, ein kriegerisches Eingreifen auf jeden Fall zu vermeiden. Friedensverhandlungen lehnt Meli jetzt natürlich ab, und so bleibt von Manteuffel schliesslich nichts übrig, als wieder abzuziehen. Ein längeres Verweilen ist ihm schon darum unmöglich, weil Marangu und die deutschfreundlich gebliebenen Landschaften eine so grosse Truppe auf die Dauer nicht zu ernähren vermögen.

Von da ab herrscht bis zur Zeit unseres Eintreffens eine Art bewaffneten Friedens. Kompagnieführer Johannes erklärt uns gleich am ersten Tage, dass er für unsere persönliche Sicherheit kaum viel weiter einstehen könne, als die vier Kanonen des Forts reichten. Der ganze Westen des Berges wäre verschlossen, denn eine halbe Stunde von Marangu ab seien alle Wege gesperrt und überdies von feindlichen Posten bewacht. Nach Osten gehe sein schützender Einfluss nicht über die dem Häuptling Mareale unterstehenden Landschaften hinaus und im Norden, den Berg aufwärts, bezeichne der $1^1/_2$ Stunden höher gelegene Wald die Grenze, bis zu der wir uns ohne militärische Begleitung bewegen dürften. Diese Eröffnung war nicht tröstlich und sie drückte uns um so mehr nieder, als Johannes uns keine Aussicht bieten konnte, dass eine baldige Aenderung der Sachlage eintreten würde. Die Truppenmacht, die ihm zur Verfügung stände, wäre zu klein, um gegen Meli offensiv vorzugehen.

Das war es aber nicht allein, was uns jede Freude über die glücklich zurückgelegte Reise gründlich vergällte. Wir hatten als selbstverständlich gehalten, denn gegentheilige Eröffnungen waren uns, in Europa wenigstens, nicht gemacht worden, dass wir in den Räumen der Marangu-Station unseren dauernden Aufenthalt würden nehmen können. Davon konnte nun, soviel lehrte uns ein einziger Blick, gar keine Rede sein. Als Behausung von 150 Sudanern und deren Weibern, Kindern und Boys stellte die Station eine von hoher Steinmauer umgebene, mit Bastionen, Gräben und Stacheldrahtzäunen versehene Miniaturfestung dar, auf deren quadratischer Grundfläche ein Wirrsal von niedrigen Hütten eben Platz hatte. Das Gebäude, in welches wir sechs Europäer, der Führer, der Lieutenant, der Arzt und wir drei Hinzugekommene, uns mit vielem guten Willen hineinzupferchen hatten, war ein aus Lattenwerk und Erde errichtetes, in der Hauptsache mit Bananenblättern gedecktes Häuschen, welches gerade soviel Raum bot, dass man darin ohne anzustossen an einander vorbeikam. An die Entfaltung irgend welcher wissenschaftlichen Thätigkeit war hier nicht zu denken. Wollten wir also nicht statt des uns gewährleisteten freien Unterkommens ein Unterkommen im Freien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geniessen, wie der damalige Gouverneur v. Soden scherzend berichtet hatte, so blieb uns nichts weiter übrig, als möglichst schnell an die Errichtung einer eigenen, von der Militärstation losgelösten Behausung zu gehen. Die Begründung einer besonderen wissenschaftlichen Station, gegen die man sich gesträubt hatte, war nun doch unvermeidlich. Wochenlang, so sahen wir ein, war damit jedes Herantreten an unsere eigentlichen Aufgaben lahm gelegt. — Noch eine dritte Widerwärtigkeit kam hinzu. Während ich selbst mich schnell erholte und auch Dr. Lent seine Krankheit, Dysenterie, mit bewunderungswürdiger Energie niederzwang und bald von ihr befreit war, siechte Forstassessor Wiener immer mehr dahin. Er musste sich entschliessen, zur Küste und von da nach Europa zurückzukehren.

Schon am nächsten Tage nach der Ankunft begeben wir uns, von Johannes geführt, auf die Suche nach einem geeigneten Platz für den Hausbau. Wir finden ihn bei 1560 Meter Meereshöhe — 150 Meter höher als die Militärstation — auf einer nach Süden vorspringenden Hügelzunge, die uns einen freien Blick über das vorgelagerte, bananenbesäte Kulturland, den Jipe-See bis hin zu dem malerisch im Halbkreis nach Norden sich öffnenden Ugueno-Gebirge gewährte. Die Ausschau nach Westen wehren die Kilema- und die sich anschliessenden Kirua-Berge, während im Osten die Rombo-Hügel und weiter aufwärts der Höhenzug von Mamba das landschaftlich äussert reizvolle Bild begrenzen. Im Rücken, nach Norden, steigt der Kilimandscharo weiter empor, ganz allmählich, höher und höher, wir sehen die dunkle Zone des Gürtelwaldes, die Bergwiesen und Lavafelder darüber und endlich, wenn auch selten nur unverhüllt, den Kibo und Mawenzi in ihrer hehren Majestät. Mit zwanzig unserer Träger, die es uns gelingt, als Arbeiter zu gewinnen, während die anderen den Rückmarsch antreten, beginnen wir das Terrain von Buschwerk zu klären, einen provisorischen Weg heraufzuführen, durch Abzweigung eines Wasserlaufs eine Leitung am Bauplatz vorüberzuziehen und sind nach einer Woche soweit, an die Herrichtung der Häuser selbst gehen zu können. Unsere Leute bauen zunächst für sich eine Anzahl von Hütten, so dass ein förmliches kleines Dorf entsteht, dann stecken wir das Stationshaus ab, sowie zwei kleinere Gebäude, von denen das eine die Küche und ihren Beherrscher, das andere unsere Jungen aufnehmen soll. Eines Eselstalls, der ebenfalls geplant war, können wir entrathen, denn alle drei Thiere gehen kurz hinter einander an Fliegenstichen und dem nasskalten Klima zu Grunde. Besondere Schwierigkeiten bei der Ebenung des Bodens machen gewaltige Lavablöcke, die ausgegraben werden müssen und von denen mehrere erst entfernt werden können, nachdem sie durch Scheiterhaufen erhitzt und darauf folgendes Uebergiessen mit Wasser in einzelne Stücke zersprengt worden sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für den eigentlichen Bau gewinnen wir Mareale. In einem Schauri, das der Kompagnieführer leitet, erklärt er sich gegen Zahlung von zweihundert Rupien nicht nur bereit, von seinen Unterthanen die nöthigen Stangen und Hölzer im Walde schlagen, sondern auch die Häuser unter Dach bringen zu lassen. Um ihm den von Lent entworfenen Plan des Hauptgebäudes klar zu machen, zeige ich ihm ein auf dem Bauplatz selbst gefertigtes kleines Modell, und seine Fragen beweisen uns, dass er sehr wohl verstanden hat, worauf es uns ankam. Damit es möglich wäre, ringsherum eine Barasa, eine gedeckte Veranda, zu führen, hatte Lent ein Dach ausgeklügelt, das von einem kurzen, der Langseite parallelen First aus nach allen vier Himmelsrichtungen gleichmässig abfallen sollte. Um Thüren zu sparen, deren Herstellung wegen des Mangels jeglichen Brettes Schwierigkeiten machte, war ein einziger nach aussen sich öffnender und als Esszimmer zu benutzender Mittelraum beabsichtigt, von dem aus man rechts und links durch Portieren in je zwei Wohnzimmer gelangen konnte. So schien alles »im Lothe«, und wir sahen uns schon im Geiste nach vier Wochen den Palast beziehen.

Indessen es kam anders. Der natürlichen Faulheit fast aller Neger, so auch unserer biederen Wadschagga, gab die noch immer in gleicher Stärke fortbestehende Regenzeit einen sehr gelegenen Vorwand, unsere Geduld auf die härteste Probe zu stellen. Zwar treffen in grösseren und kleineren Trupps Eingeborene Marangu's und des benachbarten Mamba mit den geschlagenen Hölzern ein, auch bringen Weiber in langer Kette Baststreifen und dünne Lianen zum Zusammenflechten des Gerüstwerks, aber alles geht so langsam, vollzieht sich in so grossen Intervallen, dass drei Wochen vorüber sind, bevor nur das nothwendigste Material beisammen ist. Der 22. April wird endlich bestimmt, um mit der Aufführung des Gebälkes zu beginnen. Mareale erscheint zu dem Zweck in Person auf dem Bauplatz, begleitet von wenigstens zweihundert seiner Leute. Während die einen Löcher zum Einsetzen der Stützpfosten in den Boden graben, stürzen sich die anderen auf die bereitliegenden rohen Stämme, um sie fortzuschleppen und aufzustellen, und dies alles geschieht mit einem Eifer und einer Geschwindigkeit, dass es uns ganz unmöglich ist, die Arbeit des Einzelnen zu kontrolliren. Im Handumdrehen sind die vier Wände des Haupthauses durch ebenso viele Reihen von schenkelstarken Pfosten gekennzeichnet, die sämmtlich oben in eine natürliche Gabel auslaufen. Mareale visirt selbst, damit die Reihen gerade werden, was zu erreichen für den Neger immer ein Kunststück bedeutet; er lässt auch ein Tau spannen, um sich zu vergewissern, dass die Gabeln gleiche Höhe vom Boden haben. Es geht zu wie in einem Ameisenhaufen, alles läuft, schreit und gestikulirt durch einander. Besonders da wir der Kidschagga-Sprache nicht mächtig sind, sehen wir bald die Unmöglichkeit ein, hier fördernd

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eingreifen zu wollen. Wir müssen die Leute ihre Arbeitswuth austoben lassen und sehen zu, erheitert zuweilen durch die sonderbarsten Scenen. Da springen ein Dutzend der braunen Burschen aus Mamba und ein zweites Dutzend aus Rombo herbei und packen einen Balken, die einen am Kopf-, die anderen am Fussende. Aber statt ihn nun herzuzutragen, beginnt ein Zerren, die Mamba-Leute ziehen nach vorwärts, die anderen nach rückwärts. Dabei ein Schimpfen und Drohen, ein fortwährendes gegenseitiges Anbrüllen, aus dem uns nur so viel klar wird, dass jede Partei behauptet, den Stamm geschlagen und nun auch allein Anrecht zu haben, seine Aufstellung in die Hand zu nehmen. Wie beim Tauziehen haben abwechselnd die einen und die anderen das Uebergewicht; kaum haben sich die achtundvierzig Beine drei, vier Schritt auf uns zubewegt, so weichen sie auch schon ebensoweit wieder zurück. Wenigstens zehn Minuten geht das so hin und her, dann, ganz allmählich, werden die Schimpfworte milder, die Bewegung rhythmischer, der und jener fängt an zu lachen, die Umstehenden gruppiren sich am Kopf- und Fussende des Stammes zu zwei Haufen, klatschen taktmässig mit den Händen und jetzt, nach einer Viertelstunde, tanzt die ganze zweihundert Mann starke Schwefelbande, immer mit dem Balken in der Mitte, wie besessen und unter Freudengeheul auf dem Bauplatz umher. Natürlich ist von da ab an ein weiteres Arbeiten nicht zu denken, und wir sind froh, als sich die Schaar, ihr Häuptling an der Spitze, Mann hinter Mann zu einer langen Reihe ordnet, die im Laufschritt und unter Gesang den Berg abwärts eilt.

Viele Tage vergehen darauf, ohne dass ein einziger Mann erscheint. Zwar hören wir mitunter, wenn es zufällig einmal nicht regnet, wie gegen Sonnenuntergang auf allen benachbarten Höhen Leute in Antilopenhörner blasen und lassen uns sagen, dass dies ein Signal sei, um die Krieger für den nächsten Morgen zur Arbeit zu rufen, aber wenn wir dann von der Militärstation zur Baustelle kommen, warten wir vergeblich, niemand lässt sich sehen. Schliesslich rücken wir Mareale auf den Leib und beschweren uns. Nachdem er ruhig unsere Klagen und Vorwürfe angehört hat, meint er lächelnd: »Wenn es regnet, bleiben meine Leute zu Hause, da kann ich nichts machen und übrigens, giebt es bei Euch in Europa nicht auch viele faule Menschen?« Wir waren entwaffnet.

Am 18. Mai kehrt Chef Johannes von einem Zuge zurück, den er zu dem befreundeten Sina von Kiboscho unternommen hatte. Sein Erstes ist, mit uns den Bau zu inspiziren. Er findet ihn weit zurück, und die geringe Macht Mareale's über seine Unterthanen kennend, schlägt er uns nunmehr vor, das Werk mit zwanzig Suaheli-Askaris zu Ende zu führen. Mit Freuden gehen wir darauf ein. Johannes leitet jetzt selbst den Bau. Bald ist das Gerüstwerk eines unteren, flacheren Daches fertig, aber wie wir ein zweites, steileres darüber zur Aufstellung bringen wollen, neigt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich das ganze Gebäude erst langsam, dann schneller gen Norden. Eine Untersuchung ergiebt als Resultat, dass die braven Wadschagga eine Anzahl Stützpfosten der einen Langseite kaum fingertief in den Boden versenkt haben. Kurz entschlossen wird das ganze Haus wieder der Erde gleichgemacht und von neuem angefangen. Während die Askaris eifrigst daran arbeiten, richten wir mit unseren eigenen Leuten die Küche und die für unsere Jungen bestimmte Hütte her. Letztere ist am 1. Juni so weit, dass Lent und ich sie vor der Hand selbst beziehen und dadurch die Herren der Militärstation endlich in den Stand setzen, ihre an und für sich schon so beschränkten Räumlichkeiten nicht ferner noch mit uns theilen zu müssen. Auch der Bau des Hauptgebäudes, dessen Plan sehr vereinfacht worden ist, schreitet rüstig vorwärts. Sowie das doppelte Giebeldach seinen 30 cm starken Belag trockner, zwischen Sparren eingeklemmter Bananenblätter empfangen hat, werden die aus schenkelstarken Längshölzern bestehenden Haus- und Zimmerwände innen und aussen dicht mit sogenannten Fitos, daumenstarken Stangen, belegt und das so gebildete Fachwerk durch Lehmausfüllung zu einer soliden Mauer umgewandelt. Thüren und Fenster sind vorläufig als einfache Löcher ausgespart. Am 21. Juni ist Richtfest, und als die Wände sich einigermaassen ausgetrocknet erweisen, wird am 28. durch unseren Einzug die wissenschaftliche Kilimandscharo-Station für eröffnet erklärt.

Noch drei weitere Wochen vergehen mit dem Bau eines meteorologischen Häuschens, eines Schuppens und der Herstellung der gesammten inneren Einrichtung. Kein einziger unserer Leute ist ein Fundi, ein Handwerker, keiner im Stande, mit Hobel und Säge, mit Stemmeisen und Löthkolben etwas Vernünftiges anzufangen. Einige der Geschickteren lernen wir an, aber in der Hauptsache müssen wir doch alles selber machen, Thüren und Fensterladen, Tische, Stühle, Speiseschrank und was sonst zur allernothwendigsten Ausmöblirung gehört. Ja, hätten wir nur Bretter gehabt, aber die einzigen, die uns zur Verfügung stehen, sind kurze Stücke, gewonnen aus alten Petroleumkisten, in die man an der Küste geringwerthigere Waaren zu verpacken pflegt. Dennoch wird eine Einrichtung geschaffen, die uns befriedigt, darum vor allem, weil sie der eigenen Hände Werk ist. Als sie vollendet ist, wird an die Verbesserung der Umgebung unserer Station gegangen, indem Lent sich dem Wegebau widmet, während ich selbst einen Garten schaffe, der uns zunächst mit Gemüse versorgen, später auch als Versuchspflanzung dienen soll.

Beide gewohnt, auf äusseren Komfort zu verzichten, fühlten wir uns in dem neuen Heim ganz behaglich und dies um so mehr, als eines Tages die Kunde anlangt, die Wiedereroberung der verlorenen Landschaften am Kilimandscharo sei beschlossene Sache, Gouverneur v. Schele rücke mit einer ansehnlichen Streitmacht heran, um den Krieg wider Meli von Moschi

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und seine Verbündeten zu führen. Am 7. August hatten wir denn auch die Ehre und die Freude, den Herrn Oberst in unseren Räumen begrüssen zu können.

Bei uns weilte damals Bruder Blanchard von Kilema. Mit seinen beiden Amtsgenossen den P. P. Gommenginger und Flick war es ihm geglückt, sich kurz zuvor, auf die Nachricht vom Anrücken der deutschen Schutztruppe hin, heimlich aus der Mission zu entfernen, und während jene mit den wenigen Zöglingen, die ihnen geblieben waren, sich nach Taveta wandten, war er nach Marangu geflüchtet, um dem Schauplatz der kriegerischen Ereignisse näher zu sein. Wie diese letzteren sich abspielten, mag dem amtlichen Bericht entnommen werden, den Oberst von Schele geliefert hat. Er schreibt: »Am 31. Juli traf die 3. Kompagnie, am 2. August der Stab, die Manjema und die 5. Kompagnie, sowie die aus Masinde und Kisuani mitgenommene Verstärkung, am 4. August die 4. Kompagnie in Marangu ein. Nachdem die Kompagnien sich von dem Marsche hier retablirt hatten, trat das Expeditionskorps in Stärke:

1.	Kompagnie	(Johannes)	5	Europäer	116	Farbige
3.	»	(Podlech)	6	»	124	»
4.	»	(Mergler)	4	»	113	»
5.	»	(v. Elpons)	5	»	110	»
Kombinirte	»	(Ax)	3	»	103	»

den Vormarsch auf Moschi an. Die Station Marangu blieb unter Lieutenant v. Dobeneck mit 60 Mann besetzt. Die vom Kompagnieführer Johannes eingezogenen Nachrichten und angestellten Rekognoscirungen hatten als günstigste Angriffsrichtung auf die allen Nachrichten nach stark befestigte Boma des Meli diejenige von Südwest bezeichnet; das Expeditionskorps marschirte deshalb in drei Märschen am Südfuss des Kilimandscharo-Gebirges nördlich der Landschaft Kahe herum und erreichte am 11. August nachmittags den Punkt, von wo aus der Angriff erfolgen sollte, ungefähr 4 bis 5 Kilometer von der Boma entfernt. Um 6¼ Uhr am nächsten Tage wurde der Vormarsch aus dem Lager in befohlener Weise angetreten. Um 7 Uhr 20 Min. stiess die Spitze auf den Gegner, bog nach rechts aus und marschirte auf; die Kolonne, welche zu Einem auf dem Wege folgte, marschirte in folgender Weise auf: Kompagnie Ax, Verlängerung Kompagnie Johannes in der rechten Flanke, Kompagnie v. Elpons in Kompagniekolonne mit 100 Meter Abstand hinter dem rechten Flügel; Kompagnie Mergler mit gleichem Abstand in gleicher Formation hinter dem linken Flügel; 100 Meter hinter der Queue der Flügelkompagnie Kompagnie Podlech als Reserve, dahinter, unmittelbar aufgeschlossen, sämmtliche Lasten u. s. w., dahinter die Bedeckung unter Lieutenant Kielmeyer. Gleich nach dem Aufmarsch der Kompagnie Johannes war das 6,5-Centimeter-, das Maxim-Geschütz und das 3,7-Centi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meter-Geschütz in Front genommen und die beiden ersteren in Wirksamkeit getreten. Das Maxim-Geschütz versagte schon infolge seines Alters und seiner Abnutzung nach den ersten paar Schüssen, das 6,5-Centimeter-Geschütz warf Granaten in den gegenüberliegenden Bananenhain, in welchem der Gegner anscheinend ziemlich stark sass, und in der vermuthlichen Richtung auf die Boma des Meli. Nachdem der Aufmarsch in oben beschriebener Weise vollendet war, wurde der Vormarsch um 8 Uhr 27 Min. mit dem gesammten Korps angetreten. Das Terrain war durch dichten, übermannshohen Dornbusch fast überall derartig unübersichtlich und ungangbar, dass es nicht möglich war, die geschlossene Formation und Verbindung zwischen den einzelnen Theilen aufrecht zu erhalten. Um 8 Uhr 40 Min. entwickelte sich auf dem rechten Flügel ein sehr scharfes Feuergefecht; ich begab mich dorthin, zog die Kompagnie Podlech bis 100 Meter heran und fand die Kompagnie Ax im Gefecht an der ersten Vertheidigungslinie des Gegners. Dieselbe bestand aus einem über 4 Meter tiefen, unten ganz spitz zulaufenden Graben in harter Erde und einem Schützengraben am jenseitigen Rande, hinter welchem der Gegner lag. Als ich hinkam, hatte die Kompagnie Ax bereits dreimal einen vergeblichen Anlauf gegen die Stellung des Gegners gemacht, Lieutenant Ax war gefallen und Feldwebel Mittelstädt verwundet, mehrere Askari todt und verwundet, und der in der Kompagnie noch übrige Europäer, Sergeant Weinberger, meldete mir, dass es nicht möglich wäre, ohne Weiteres die Stellung des Gegners zu nehmen. Ich befahl, dass die Kompagnie an Ort und Stelle liegen bleiben sollte, und begab mich zur Kompagnie v. Elpons, welche dicht an die rechte Flanke angeschlossen war. Die Kompagnie, welche gleichfalls Feuer bekommen hatte, war nach der halben rechten Flanke aufmarschirt. Ich gab den Befehl, mit dem rechten Flügelzug die rechte Schulter vorzunehmen und zu versuchen, den Feind durch den Druck auf seine Flanke aus der Stellung hinauszubringen.

»Die Fühlung mit den Kompagnien Johannes und Mergler war gänzlich verloren gegangen. Nachdem dieselbe durch den Adjutanten Lieutenant von Schrenck um 9 Uhr wieder hergestellt war, erfuhr ich, dass der Kompagnieführer Johannes dieselbe Schlucht, ohne auf erheblichen Widerstand zu stossen, passirt hatte und mit der Kompagnie Mergler auf seinem linken Flügel ungefähr 300 Meter vorwärts Stellung genommen habe. Das Terrain war so buschig und so unübersichtlich, dass man auf diese kurzen Distanzen selbst absolut nichts von einander sehen konnte. Kompagnieführer Johannes bat, mit der ganzen Masse wieder auf ihn aufzurücken, auch schon deshalb, weil er durch unser eigenes Feuer von der rechten Flanke gefährdet war. Während des Sammelns des Expeditions-Korps hinter der Kompagnie, welche Bewegung vom Gegner von der rechten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Flanke her unter scharfem Feuer gehalten wurde, so dass die abmarschirenden Kompagnien des öfteren halten und durch Salven den Gegner zurückweisen mussten, wurde dasselbe von der linken Flanke gleichfalls durch starkes Feuer des Gegners belästigt, so dass das Maxim-Geschütz, welches dank der Geschicklichkeit und Ruhe des Oberbüchsenmachers wieder hergestellt war, in Wirkung gesetzt wurde. . . . Nachdem um 12 Uhr 40 Min. alles bis auf die Verwundeten versammelt war, wurde der zweite Angriff auf die Boma angesetzt. Die Entfernung zu ihr wurde auf ungefähr noch 500 bis 800 Meter taxirt.

»Ein Theil der Anmarschrichtung, welcher mit dichten Bananen besetzt war, war durch die als Bundesgenossen erschienenen Leute des Sultans Sina unter Führung des Schausch Murgan Mohamed und zehn Mann unter leichter Belästigung durch den Gegener durch Niederhauen gangbar gemacht worden. Trotz dieses dichten Aufmarsches und des theilweisen Entfernens der hindernden Bananen trennte sich die linke Flügelkompagnie und die Queue, bei welcher ich mich befand, von der Kompagnie Johannes und der rechten Flanke und gelangte 1 Uhr 10 Min. in die Boma Mandara's, des Vorgängers von Meli, welche ohne Widerstand besetzt wurde.

»Während die von mir ausgeschickten Erkundungen nach dem Kompagnieführer Johannes noch nicht zurück waren, erhielt ich um 1¼ Uhr von ihm die Meldung, dass die Boma Meli's auch ohne Widerstand besetzt sei. Es stellte sich heraus, dass die beiden Bomas thatsächlich nur zwei Minuten auseinanderlagen, trotzdem hatte Niemand vom anderen etwas gesehen oder gehört. Beide Bomas bestanden aus etwa 5 Fuss hohen, festen Steinwällen, unter vorliegendem, dichtem Gebüsch. Die Boma Mandara's war jedoch zum Theil verfallen, während die Boma Meli's sich in vorzüglichem Zustande befand. Das in derselben befindlich gewesene grosse Haus des Meli war abgebrannt, ob von ihm selbst angesteckt, oder durch unsere Granaten entzündet, konnte nicht konstatirt werden. Der Gegner, welcher durch den Angriff der kombinirten Kompagnie doch erschüttert war, war geflohen und hatte sich in die östlich der Bergfläche, auf welcher beide Bomas gelegen sind, befindliche, scharf eingeschnittene Schlucht zurückgezogen.

»Um ungefähr 2 Uhr sah man aus der Schlucht, in welcher von den diesseitigen vorgeschickten Patrouillen ein permanentes Feuergefecht geführt wurde, zahlreiche Gegner im Gebüsch den jenseitigen Hang emporsteigen. Es wurden das Maxim-Geschütz, das 6,5-Centimeter- und später auch das 3,7-Centimeter-Geschütz dagegen in Thätigkeit gesetzt, und die Kompagnien Podlech und Mergler gaben Salven, sowie zahlreichere Gegner sichtbar wurden. Die Entfernung betrug etwa 500 Meter. Es ist anzunehmen, dass der Gegner hierbei noch erhebliche Verluste gehabt hat; denn nachdem auf einem 1500 Meter entfernten Hügel noch eine starke Ansammlung von

Menschen sichtbar wurde, wohin mit dem 6,5-Centimeter-Geschütz noch einige glückliche Schüsse abgegeben wurden, erschien auf dem jenseitigen Hange eine grosse deutsche Flagge, und es wurde von jenseits herübergerufen und um Frieden gebeten. Da kein Gegner mehr sichtbar war, wurde das Feuer eingestellt und ein Unterhändler hinübergeschickt, um weiteres zu erfahren. — Der diesseitige Verlust beträgt: Todt Lieutenant Ax und 4 Askari; schwerverwundet Feldwebel Mittelstädt und 12 Askari; leichtverwundet 11 Askari. Die heute eingetroffenen Unterhändler geben ihren Verlust auf 80 Todte und 60 Verwundete an.«

Während die eben wiedergegebenen Ereignisse in Moschi ihren Verlauf nahmen, lebten wir selbst vom 8. bis zum 15. August in banger Ungewissheit. Vage und aufregende Gerüchte dringen täglich zu uns, in wechselnder Folge bald den Sieg kündend, bald vollständige Niederlage. Bruder Blanchard berichtet, dass noch vor seiner Flucht aus Kilema dort Moschi-Leute erschienen seien und in einem grossen Kriegsschauri beschlossen hätten, gemeinsam mit den Unterthanen Fumba's vom Norden her durch den Wald in Marangu einzufallen. Wurde dieser Plan zur That — und er ist, wie wir später erfuhren, nur durch das rechtzeitige Eingreifen der Schutztruppe verhindert worden — so blieb uns nichts weiter übrig, als einem Rathe des Gouverneurs folgend zur Militärstation auszureissen, unsere eigene, soeben mit vieler Mühe fertiggestellte aber vom Feinde niederbrennen zu lassen. Mitten in all dieser Unruhe wird Lent von einem heftigen Fieberanfall daniedergeworfen; Blanchard und ich müssen uns abwechseln, um an seinem Bett zu wachen. Am 11. früh, als ich eben beim ersten Morgengrauen etwas eingeschlummert bin, fahre ich jäh empor. Lebhaftes Flintengeknatter dringt an mein Ohr. Die Wamoschi kommen, ist mein erster Gedanke. Ich stürze aus dem Hause auf den Vorplatz, wo alle unsere Leute bereits versammelt sind. Die Schüsse fallen in Kilema drüben, wir sehen dort allenthalben Hütten in Flammen und Rauch aufgehen. Ein Dschaggajunge, der Kisuaheli spricht, bringt Aufklärung. Mareale hat während der Nacht seine Leute in Kilema einfallen lassen, und jetzt sind sie dabei, todt zu schlagen, was ihnen in den Weg kommt, vor allem aber möglichst viel Vieh zu stehlen. Gegen Mittag kehren die »Sieger« zurück. Gruppenweise ziehen sie an unserer Station vorüber, meist mit Speer und Schild, nur wenige mit alten Vorderladern bewaffnet, alle, um eventuell besser ausreissen zu können, das Tuch, welches sonst den Körper bedeckt, so zusammengewickelt tragend, dass es sich wie ein gedrehtes Tau um die Hüften legt. Ihre Beute ist nicht bedeutend, hundert Ziegen und Schafe vielleicht, ein halbes Dutzend Rinder; sie selbst sind mit dem Erfolge wenig zufrieden und erklären ihn damit, dass die Kilema-Leute sehr kali d. h. tapfer gewesen seien.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der 15. August bringt uns die Erlösung aus unserer ungewissen Lage. Chef Johannes kommt mit seiner Kompagnie auf dem Ebenenwege von Moschi her und berichtet uns nicht nur den Sieg, sondern auch den weiteren Verlauf der Dinge. Als am Tage nach dem Gefecht, dem 13. August, sich keine Unterhändler Meli's einstellen, giebt der Gouverneur unseren Verbündeten, den Kriegern Sina's von Kiboscho, die in Stärke von etwa 800 Mann erschienen sind, den Auftrag bezw. die Erlaubniss, in alle vom Feinde verlassenen Schamben einzudringen, noch vorhandenes Vieh wegzutreiben und die Hütten anzuzünden. Darauf wird auf einem der deutschen Stellung gegenüberliegenden Hügel, wo sich Meli im Gebäude der ehemaligen englischen Missionsanstalt aufhält, eine Fahne gehisst, und gleichzeitig bewegt sich ein Zug zu Thal in das Lager des Obersten, der Speere, Elfenbeinzähne und das im Gefecht gegen v. Bülow eroberte Geschütz überbringt. Die beiden Akiden, die den Zug führen, wollen Friedensunterhandlungen anknüpfen, werden aber durch eine etwas brüske Anrede so eingeschüchtert, dass sie eine Gelegenheit benutzen, um sich heimlich wieder davon zu machen. Kommt Mohamed nicht zum Berge, so geht der Berg zu Mohamed, überlegt man sich in der Frühe des 14. August und schickt erst den Neger Schundi, dann, als dieser nicht zurückkommt, den Askari Simba zu Meli hinauf. Er habe Angst und käme nicht, ist seine Antwort. Jetzt macht sich Johannes selber auf, nur von einem Getreuen begleitet. In halber Höhe des Berges kommt ihm Meli entgegen. Die 50 Krieger, die er um sich hat und die alle mit Hinterladern bewaffnet sind, legen auf Johannes' Befehl die Waffen nieder und bleiben zurück. Am ganzen Leibe zitternd nimmt der gedemüthigte Häuptling die Hand, die ihm der Sieger entgegenstreckt. Mit leiser Stimme erklärt er, sich unterwerfen und alles thun zu wollen, was man von ihm verlange, nur das Leben möge man ihm lassen. Gleich zum Gouverneur mit hinunterzugehen, kann er sich nicht entschliessen, er werde morgen kommen. Das hat er denn auch gethan und den Frieden unter der Bedingung geschlossen, dass Kilema und Kirua künftig unter die Oberhoheit Mareale's, Uru unter die Sina's von Kiboscho gestellt werden solle. Nebenher natürlich muss er sich verpflichten, eine Viehbusse zu zahlen und nicht nur das gesammte Material, sondern auch die Arbeitskraft seiner Unterthanen für den Bau des neu zu errichtenden Moschi-Forts umsonst herzugeben. Er mag sich gewundert haben, so leichten Kaufes davongekommen zu sein. In der That war es aber das Richtigste, ihn und sein Land milde zu behandeln, so sehr es uns damals auch gegen den Strich ging. Hätte man strengere Maassregeln angewandt, was wäre die Folge gewesen? Die Moschi-Leute hätten ihr Gebiet verlassen und sich in andere Landschaften begeben, wo man sie, sobald sie sich einer bestimmten, die Naturalisation bedeutenden Ceremonie unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würfen, überall mit offenen Armen aufgenommen haben würde. Moschi wäre verödet und die neue Station von vornherein in Bezug auf Verpflegung in der schwierigsten Lage gewesen.

Nach der Niederwerfung Meli's blieb noch übrig, seinen Verbündeten Fumba von Kilema zum Frieden zu zwingen. Um dies möglichst ohne Blutvergiessen zu erreichen, war Johannes von Moschi nach Marangu aufgebrochen. Auf seinen Wunsch begiebt sich Bruder Blanchard noch am Tage seiner Ankunft mit einem Missionsknaben aus Kilema, der zu Mareale geflohen war, an den Himo-Bach, welcher Marangu von Kilema trennt. Auf einen hinübergeschickten Ruf erscheinen mehrere Krieger und erklären, er als Missionar habe nichts zu fürchten, er solle kommen und mit Fumba sprechen. Blanchard thut es und gelangt unbehelligt zur Mission. Gleich darauf stellt sich hier Fumba ein und berichtet, er habe bereits zu P. Gommenginger nach Taveta geschickt, damit dieser als Friedensvermittler wirke. Am 16. August kehrt Blanchard nach Marangu zurück, begleitet von zwei Akiden Fumba's, die Speere als Zeichen der Unterwerfung bringen. Damit ist der Krieg beendet.

Für uns folgen noch einige unruhige Tage. Nach einander treffen Baumeister Wilken, der das Moschi-Fort bauen soll, und der Geologe Lieder ein. Letzterer ist auf einer Tour nach Irangi unterwegs, benutzt aber hier die Gelegenheit, um sich Johannes, dem ein Theil des Expeditionskorps unterstellt ist, für einen Streifzug nach Aruscha Yu hin anzuschliessen. Am 24. August kommt der Gouverneur wieder nach Marangu zurück. Bei dem Siegesfest, das in der Militärstation in Form eines opulenten Mahles gefeiert wird, erlange ich seine Zusicherung, uns einen Ersatzmann für Forstassessor Wiener auswirken zu wollen. Ich schlage ihm den durch seine Reisen in Usambara bekannten Gärtner Holst dazu vor. Am 27. August rückt das Expeditionskorps, soweit es nicht für den Zug nach Aruscha Yu in Moschi geblieben ist, zur Küste ab, und wir sind nunmehr nach fünf in Sorge und Unruhe verbrachten Monaten endlich soweit, frei und ungehindert unseren wissenschaftlichen Bestrebungen nachgehen zu können.

Da meine eigenen Aufgaben mir mein Thätigkeitsgebiet vorzugsweise in den oberen Regionen des Kilimandscharo zuweisen, ist es mein Nächstes, dort oberhalb des Waldes eine Hütte zu bauen. Sie soll mir die Möglichkeit schaffen, bei meinen ferneren Exkursionen aufwärts der ständigen Mitnahme von Zelt, Bett und anderem entrathen zu können. Von zwei Dschaggaführern und elf eigenen Leuten begleitet, mache ich mich am 31. August auf den Weg. Einen Pfad einschlagend, welcher der mittlere von den dreien ist, die oberhalb Marangus sich weiter den Berg empor ziehen, gelange ich nach anderthalb Stunden an den Rand des Gürtelwaldes und diesen, der hier von grösseren und kleineren Wiesen unterbrochen ist, in weiteren drei Stunden durchschreitend an den Fuss eines rundlichen Hügels. Ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erkannte auf den ersten Blick, dass derselbe mit einer Kuppe identisch wäre, die wir von den Hinterfenstern unseres Stationshauses täglich in NNO. vor Augen und einer übermüthigen Laune folgend darum Bismarck-Hügel getauft hatten, weil ihr kahler Scheitel drei einzelne, gerade aufstrebende Bäume trug. Unterhalb dieses Hügels lasse ich am nächsten Tage auf einer Wiese, da wo sie ein wenig in den Wald einspringt und im Halbkreise durch die Bäume gegen Wind geschützt ist, von meinen Leuten den Bau der Hütte beginnen. Ich selbst gebe mich in den Frühstunden ganz dem Sammeleifer hin, den der Anblick zahlreicher, eben blühender Pflanzen in mir erregt hatte. Viele darunter sind mir aus den Sammlungen Hans Meyer's vertraut, dazu aber kommen andere, die ich zwar der Art nach nicht kenne, die ich aber ohne Weiteres in europäische Gattungen wie Viola, Campanula, Cardamine, Oxalis, Cerastium u. s. w. einzureihen vermag.

Meiner und meiner Leute Thätigkeit setzen bald Nebel ein Ziel, die schliesslich so undurchdringlich werden, uns so vollständig einhüllen, dass man kaum drei Schritte weit zu sehen vermag. Die Nebel halten fast den ganzen Tag ununterbrochen an, und auch am folgenden Tage treten nur ganz gelegentlich Lücken darin auf, die uns bald einen Blick nach Norden zum Mawenzi, bald abwärts zur Ebene gewähren. Entmuthigt trete ich den Rückmarsch an, um besseres Wetter für einen neuen Vorstoss nach oben abzuwarten.

Schon am 11. September führe ich ihn aus, diesmal in Gemeinschaft mit Dr. Lent. Der Führer Mkumbo, den uns Mareale als besonders zuverlässig zugesagt hatte, erschien nicht zur festgesetzten Stunde. Wir warten bis acht Uhr, dann brechen wir ohne ihn mit zwanzig Trägern auf und verfolgen denselben Weg, den ich allein gemacht hatte. Um ein Uhr bei der angefangenen, erst im Stangenwerk fertigen Hütte angekommen, muss ich Lent zugeben, dass dieselbe zu weit östlich liege, es auch gerathener sei, sie noch weiter aufwärts vorzuschieben. Wir verfolgen daher nach kurzer Rast den Weg, der uns hergebracht, weiter nach Norden, sind aber sehr bald abermals so von Nebelmassen umfluthet, dass es uns nur gelingt, durch fortwährendes Schreien und gelegentliches Abfeuern der Jagdgewehre unsere Leute zusammenzuhalten. Der Weg theilt sich an einer Stelle, wo von Neuem Wald beginnt, den ich bei meiner ersten Besteigung definitiv hinter mir gehabt zu haben glaubte. Die rechte Abzweigung führt an seinem Rande entlang nach Useri, wie uns ein mitgenommener Dschaggajunge sagt; wir verfolgen ihn gerade aus, durchkreuzen den Wald steil aufwärts wandernd in einer halben Stunde und treten auf die nunmehr bis zum Mawenzi hin offene Bergwiese hinaus. Das zu sehen, vermochten wir freilich damals nicht, denn undurchdringlicher Nebel herrscht noch immer. Die Situation wird unbehaglich, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Träger murren, wir selbst haben keine Ahnung, wo wir uns denn befinden. Ich komme schliesslich mit Lent überein, allein weiter zu wandern, er solle sich in der Nähe umschauen, ob er nicht eine wasserhaltige Schlucht fände, in der wir lagern könnten. Ich kehre um drei Uhr resultatlos wieder um und stosse auf der Kuppe eines scheinbaren Rückens, der sich zu beiden Seiten steil abwärts senkt, auf Lent, dessen Suchen ebenfalls keinen Erfolg gehabt hat. Der Dschaggajunge erklärt auf Befragen, der Abhang rechts umrahme ein Schimo kuba, ein grosses Loch, das am Grunde Wasser führe, »gerade wie der Dschalla«. Ich klettere hinunter und überzeuge mich, dass ich mich in der That in einem Kraterkessel befinde, indessen Wasser fehlt, wenn auch eine üppige Sumpfvegetation für ein gelegentliches Vorhandensein spricht. Wie ich, nicht gerade rosig gestimmt, wieder emporkomme, finde ich neben Lent den Führer Mkumbo stehen; er war uns über Stock und Stein gefolgt und hatte uns trotz des Nebels, der es schon fast völlig Nacht hatte werden lassen, doch noch gefunden. Er erschien uns jetzt als Retter in der Noth und hatte es dem zu verdanken, dass er mit einer vorwurfsvollen Ansprache ob seiner Unpünktlichkeit davonkam. Von ihm geleitet gehen wir bis zum Walde zurück und finden darin an einem von Ost nach West sich hinziehenden Pfade, der später zur Landschaft des Häuptlings Kalula hinabsteigt, ein schmales Bachbett, in dem noch einige Lachen stehen. Wir verbringen hier, nachdem wir unsere infolge der Kälte ganz apathisch gewordenen Träger mit Gewalt zum Aufschlagen des Zeltes und zum Sammeln von Feuerholz gebracht haben, eine sehr ungemüthliche Nacht.

Der folgende Tag entschädigt uns dafür. Bei herrlichem Sonnenschein gelangen wir, erst pfadlos direkt nach Norden aufwärts wandelnd, zum sogenannten oberen Verbindungswege und marschiren auf demselben westwärts weiter bis an den Fuss des Kifinika, eines kegelförmigen Seitenvulkans, der dem Südhange des Kilimandscharo bei etwa 2700 Meter aufgesetzt ist. In einer kleinen Mulde, an deren Grunde das Orna mdogo genannte Bächlein verläuft, machen wir Halt, denn Lent wie mir kommt gleichzeitig der Gedanke: Hier ist gut Hütten bauen. Der Platz scheint uns allseitig gegen Wind gesichert, daneben ist fliessendes Wasser und, was für ein dauerndes Lager von gleicher Wichtigkeit ist, auch Brennholz in Fülle vorhanden. Ein kilometerbreiter Waldstreifen, der die Mulde im Westen begrenzt, vermag es zu liefern und besseres noch ein kleiner Hain von Erica-Bäumen, der sich im Osten befindet.

Am 14. September ist der Hüttenbau vollendet. Eine kleinere, aber solider hergestellte, die wir Kifinika-Hotel taufen, ist für uns selbst bestimmt, eine grössere soll unsere Leute aufnehmen, hat aber nicht lange ihrem Zweck gedient, denn wenige Monate später brannte sie ab. Dem Hotel geben wir auch eine innere Ausstattung in Gestalt eines Tisches und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zweier Bettgestelle, also keine übermässig luxuriöse und dennoch so trauliche, dass ich mich jetzt noch mit Freuden der vielen Stunden erinnere, die ich hier, weitab vom Getriebe der Menschen, schreibend und meine Sammlungen ordnend, verbrachte.

Unsere Absicht, noch eine zweite bei 3600 Meter gelegene Schutzhütte zu erbauen, ist nicht zur Ausführung gekommen. Bei einer Tour, die wir wieder gemeinsam vom 5. bis 11. October unternahmen und auf der wir, wieder viel von Nebeln beeinträchtigt, den Berg bis zur Höhe von 4000 Metern bestiegen, fanden wir zwar zwischen Klippen in der Nähe der Muë-Bachschlucht, ungefähr in der Mitte zwischen Kibo und Mawenzi, einen sehr geeigneten Platz, aber die vielen anderen Arbeiten, die jetzt auf uns einstürmten, liessen uns den Plan aufgeben.

In den Kapiteln, die diesem folgen, gebe ich die Schilderung einiger wichtigeren Exkursionen in der Reihenfolge, wie ich sie unternahm, als der Stationsbau vollendet und der Krieg beendet war. Sie lehren, dass ich so ziemlich in alle Landschaften gekommen bin und dass ich den Berg allseitig, auch in seinen unbewohnten Theilen und in den verschiedensten Höhenlagen kennen gelernt habe. An dieser Stelle will ich noch kurz über das Leben berichten, wie es sich »zu Hause« abspielte und daran anknüpfend die traurigen Ereignisse erwähnen, die nach meiner Rückkehr zur Küste den Arbeiten der wissenschaftlichen Kilimandscharo-Station ein so jähes und so unerwartetes Ende bereiteten.

Jeden Morgen um $6^1/_2$ tönt im gemeinsamen Esszimmer eine Weckuhr; natürlich bleiben wir dann noch ein Weilchen liegen, aber um $^3/_4$ geht es hinaus, hurtig mit Windeseile, denn um 7 müssen wir die Instrumente ablesen: Barometer, Hygrometer, Thermometer u. s. w., für die auf dem Vorplatz ein besonderes kleines Wetterhäuschen gebaut ist. Bei dem Gange, der mich zum Wasserthermometer in der Stationsleitung hinabführt, werfe ich einen Blick in den Garten, um nachzuschauen, was gekeimt hat, was blüht, was gereift ist. Um $7^1/_2$ sehen wir uns am Kaffeetisch wieder, der inzwischen vom du jour-habenden Jungen hergerichtet ist. Neben der Kanne, in der das aus gepressten Würfeln hergestellte braune Getränk sich findet, steht zunächst ein Teller mit Brot. Unser Koch versteht solches kaum weniger gut zu machen, als ein deutscher Bäcker. An Roggenmehl haben wir $2^1/_2$ Centner von der Küste mitgebracht, dieses verbäckt er je nach unserem Wunsch entweder allein oder mischt es mit einheimischem Uimbimehl. Als Hefe nimmt er Pombe, das Eingeborenenbier, und als Backofen dient eine gewöhnliche Kasserolle. Nachdem er den Teig als flachen Kuchen eingefüllt hat, setzt er den Deckel auf und umgiebt das Ganze ringsum, oben und unten mit Brennholz. So stellt er alle vier Tage sechs Brote her.

Das Brot will geschmiert sein. Dazu benutzt Lent dänische Butter, wie sie uns mit gelegentlichen, von der Küste her anlangenden Karawanen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in verlötheten Blechdosen gesendet wird. Die Eingeborenen bereiten zwar auch Butter, und zum Braten benutzen wir sie, nachdem sie gründlich ausgewaschen worden ist, zum Essen in natura aber eignet sie sich nicht, da sie bald mehr, bald weniger deutlich nach Kuhurin schmeckt. Die Wadschagga spülen nämlich ihre Milchgefässe mit solchem aus, um das darin enthaltene Salz der Butter mitzutheilen. Ich selbst verwende Schweineschmalz, das sehr gut mundet, sobald man es mit Zwiebeln, die in unserem Garten prächtig gedeihen, nochmals umgeschmolzen hat. — Auf das Brot will man »was drauf« haben. Zu dem Zweck steht ein grosser Holländer Käse auf dem Tisch, bei den griechischen Krämern, die sich überall in Ostafrika an die Fersen der Schutztruppe heften, für 30 Mark erstanden. Wem der Käse nicht behagt, kann auch Wurst haben, in Sackleinewand genähte und aussen in eine dicke Kalkschicht eingehüllte Salami. Die Schlussbemme wird mit Honig bestrichen.

Es ist 8 Uhr geworden, und nun meldet sich der Koch, um zu fragen, was er als Mittag- und Abendessen kochen solle. Im monatlichen Turnus giebt ihm der eine oder der andere von uns Antwort. Der vom Küchendienst freie hat dem gleichzeitig hereintretenden Aufseher die Arbeiten zu bestimmen, die unsere Leute, 20 bis 30 an der Zahl, während des Tages über auszuführen haben. Der eine Theil muss Vorbereitungen für die nächste Expedition treffen, der Rest wird im Garten oder mit Wegebau beschäftigt. Der weitere Vormittag, nachdem zuvor noch die etwaigen Kranken, meist an Beingeschwüren Leidende, ihre Behandlung erfahren haben, bleibt uns für die eigenen wissenschaftlichen oder sonstigen Arbeiten, freilich nicht ungestört. Um 10 Uhr erscheinen die Eingeborenen, die nicht eher aus ihren Hütten hervorkriechen, als bis die meist recht empfindliche Morgenkühle vorüber ist, und bringen allerlei für den Tagesbedarf. Ein paar Weiber schleppen grosse Bündel Brennholz herbei, das wir nicht nur zum Kochen, sondern auch für unsere Leute brauchen, die, ohne Abends am Feuer zu hocken, nicht leben zu können meinen. Jedes Weib erhält 25 blaue oder goldgelbe, zu einem Strang vereinigte Perlen für ihr Holzbündel; sie geht erst, nachdem sie sich aufs Gründlichste überzeugt hat, dass sie gut sind, d. h. die zur Zeit in Mode befindliche Grösse und Farbennuance aufweisen. Dann kommt der Buttermann und die Honigfrau, ganz nackte, oft sehr hübsche Kinder bringen trockene Bananenblätter, um die Ritzen im Hause zu verstopfen, andere bieten Bananen, Bohnen, Mehl, Milch an, manche auch irgend ein lebendes oder todtes Thier für unseren zoologischen Garten, ein drahtumsponnenes Gehege, oder Lent's Skelettsammlung. Alle wollen bezahlt sein, dieser in Perlen, jener in Zeug.

Um 12½ Uhr kommt der Koch mit der Meldung: »Das Essen ist fertig.« Sein Gesicht und sein Hemd streiten sich, was am meisten glänzt, sein Gesicht vor Vergnügen, sein Hemd vor Fett. Wir wissen, dass er

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

uns die besten Bissen wegstibitzt, sonst würde er nicht jeden Tag dicker, aber wir verbinden ihm doch das Maul nicht, denn er ist ein geschickter, ewig dreckiger, ewig fideler Kerl. Unsere Jungen tragen das Essen auf, erst Suppe, aus Knorr's Suppentafeln bereitet, dann Fleisch. Die Militärstation hat es übernommen, uns mit diesem zu versorgen, und, von einigen Unterbrechungen abgesehen, während der sie selbst Mangel litt, haben wir es immer genügend frisch, meist sogar als lebendes Vieh, Ziege oder Schaf, erhalten. Die Form, in der uns das Fleisch bei Tische gereicht wird, ist verschieden; wir bekommen Beefsteaki, Ross (Roastbeef), Gurra (Goullasch), Korrets (Kotelette), Jui (Leber), also eine ziemliche Auswahl und meist schmackhaft gedünstet oder gebraten. Weniger erfreulich sah es am Anfang mit dem Gemüse aus. Da gab es an einem Mittag Bohnen und am Abend Viazi (Bataten) und am anderen Mittag Viazi und am Abend Bohnen. Später indessen, als der Garten uns mit seinen reichen Erträgen zu versorgen begann, wurde es besser, und wir konnten tagtäglich im Genuss von Kartoffeln, Schoten, grünen Bohnen, Blumenkohl, Spinat, Rettig, Radieschen, Salat u. s. w. schwelgen. Als Nachtisch werden Bananen, in Honig gedünstet, oder Bananenkuchen zugetragen, letzterer besonders eine Delikatesse, die wir damals mit dem besten Apfelkuchen auf eine Stufe stellten. Eine Tasse Kaffee, wozu eine lange Pfeife geraucht wird, beschliesst das Mahl.

Um 2 Uhr werden wieder die Instrumente abgelesen, am Nachmittag Pflanzen gesammelt, getrocknet, in Spiritus gelegt oder etikettirt, beziehungsweise von Lent kartographische und geologische Notizen gemacht. Unsere Leute, die früh von 8—12 und nachmittags von 2—5 Uhr arbeiten, überlassen wir jetzt, um ungestört zu sein, ganz dem Aufseher. Gemacht wird dann freilich nicht allzuviel, um so mehr geschwatzt, gesungen, ab und zu auch, wenn sie sich ganz unbeobachtet wähnen, einer der bekannten übermüthigen Suaheli-Tänze in Scene gesetzt. Dabei können sie sich abmühen, dass ihnen der Schweiss in Strömen hernieder-rinnt.

Um 6½ Uhr, wo es bereits dunkelt, vollzieht sich das Abendbrot, meist so wie am Mittag, nur ohne Suppe. Getrunken wird zu beiden Hauptmahlzeiten Pombe, das einheimische, wie Lehmwasser aussehende und fast ganz alkoholfreie Bier. Um 9 wird wieder abgelesen, um 11 zu Bett gegangen, nachdem zuvor Aufzeichnungen gemacht, in Büchern nachgelesen, Tagebuch geführt, Briefe geschrieben und die Ausgaben notirt worden sind.

Abwechslung in dieses einförmige, aber doch darum seines Reizes nicht entbehrende Stationsleben bringen kleine Jagdausflüge in die nächste Umgebung, deren Ergebniss freilich zumeist nur zwei Arten von Feldhühnern, fünf verschiedene Taubenspezies, Nashornvögel, der prächtig ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeichnete Kurukuru, ein Helmvogel, und zeitweise auch Papageien sind. In der Trockenzeit wird gegen Abend in dem Schwimmbassin, das Lent in unsere Leitung hat einschalten und so tief ausgraben lassen, dass man auch einen Kopfsprung wagen darf, ein Bad genommen. Der Sonntag-Nachmittag ist der Geselligkeit geweiht, indem wir theils Besuche machen, theils solche empfangen. Der Lieutenant und der Arzt in der Marangu-Station, die elsässischen Missionare in Kilema sind uns zu vertrauten Freunden geworden, in deren Gesellschaft manche anregende Stunde verbracht wird. Gegen Ende Oktober vermehrt sich auch unser eigener Haushalt um einen Kopf. Der Gärtner Holst, um dessen Entsendung ich den Herrn Gouverneur gebeten hatte, trifft von der Kaffeeplantage Buloa in Usambara bei uns ein. Leider verweilt er nur vier Monate, wozu beiträgt, dass keine Gewissheit darüber zu erlangen ist, ob er sich als Angestellter der wissenschaftlichen Station zu betrachten habe. Als das bezügliche Dekret endlich anlangt, ist er bereits zur Küste abgegangen, um eine Stelle am Versuchsgarten in Dar-es-Salam anzunehmen. Er erfreut sich deren nur wenige Wochen, dann erliegt sein geschwächter Körper der Dysenterie, dieser Geissel Ostafrikas, die mehr zu fürchten ist als das Fieber.

Ein paar Worte seien dem Verhältniss zu unseren Arbeitern gewidmet. $1\frac{1}{2}$ Jahre haben Lent wie ich mit einem grossen Theil derselben ununterbrochen zusammen gelebt, und das nicht nur auf Reisen, sondern auch in der viel engeren und vielseitigeren Berührung, die ein gemeinsamer Aufenthalt in der gleichen Station mit sich bringt. Beide sind wir zu der Ansicht gekommen, dass ein solch himmelweiter Unterschied, wie er oftmals als zwischen Schwarz und Weiss bestehend gepredigt wird, durchaus nicht vorhanden ist. Mit der Beurtheilung der guten und schlechten Charaktereigenschaften der Neger geht es genau so, wie mit der Beurtheilung der Dienstboten bei uns zu Hause. Eine Herrschaft, die ihren Bediensteten ihr Recht werden lässt, die Menschen in ihnen sieht, an deren Freuden und Leiden theilzunehmen keine Herabwürdigung, sondern eine Pflicht ist, die wird auch keinen Grund haben, in das Klagelied über schlechte Dienstboten einzustimmen. Was sind es denn für Leute, die man in den Küstenstädten immer mit dem Stock in der Hand, immer mit einem Fluch auf den Lippen hinter ihrem Diener herlaufen sieht: Gernegrosse, die daheim ihre Stiefel selber geputzt haben und die es jetzt kitzelt, ein Bana, ein Herr, zu sein, und zu ihnen gesellen sich die von Haus aus Brutalen, die Dummköpfe und Narren, die in dem Neger ein Thier sehen, weil sie zu geistesträge oder zu aufgeblasen sind, um sich in seinen Gedankengang, vielleicht nicht einmal in seine Sprache hineinzuleben. Auch wir hatten unsere Nilpferdpeitsche, in Anwendung gekommen aber ist sie nur zwei Mal, das erste Mal bei einem Diebstahl, der noch dazu nicht an unserem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eigenthum verübt war, das andere Mal bei direkter Auflehnung eines Berauschten gegen seinen Vorgesetzten.

Alle unsere Leute waren Wasuaheli, wenigstens stammten sie von der Küste, wenn auch einzelne im Innern geboren sein mochten. An allen haben wir die Erfahrung gemacht, dass ein freundliches Wort, eine ernste Mahnung, ein guter oder schlechter Witz, ein angedrohter oder durchgeführter Gehaltsabzug genügte, um mit ihnen fertig zu werden und auch Zufriedenstellendes mit ihnen zu leisten. Gleich waren sie sich nicht, es gab Fleissige und Faule, Dumme und Kluge, Gutmüthige und Böswillige darunter, aber in keinem anderen Verhältniss wie in jeder europäischen Gemeinschaft. Ich halte es darum für unangebracht, wenn in einem Handbuch, wie dem der Suaheli-Sprache von Seidel, aus welchem doch eine grosse Zahl unserer jungen, hinübergehenden Beamten ihre ersten Kenntnisse schöpft, gleich in der Einleitung, wohl aus Burton's Werk entlehnte, Sätze stehen, wie: »Die Wasuaheli haben eine boshafte Denkweise. Sie bewillkommnen dich höflich und sind im Herzen schon entschlossen, dich zu tödten. Sie excelliren in der Falschheit des Negers. Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit kennen sie kaum dem Namen nach. Der Msuaheli ist ein unverbesserlicher Bettler. Seinen sinnlichen Neigungen fröhnt er ohne die geringste Selbstbeschränkung u. s. w.« Eine Charakterisirung, die uns Deutsche mit denselben Worten »an die Wand malt«, wäre ganz ebenso richtig. Die Wasuaheli sind nicht besser und nicht schlechter wie wir; sie sind anders wie wir und darum halten wir sie so lange für minderwerthig, als bis uns das Abweichende ihres Charakters in seinen ursächlichen Momenten klar geworden ist und wir uns entschliessen, dem Rechnung zu tragen. Selbst ihre Intelligenz schätze ich nicht geringer als die des Durchschnitts-Europäers, ja, wenn ich die Wahl hätte, eine ohne Ansehen herausgegriffene Schaar zehn- bis zwölfjähriger Wasuaheli und ebensoviel gleichaltrige pommersche, posensche oder ostpreussische Bauernjungen unterrichten zu müssen, ich wäre nicht im Zweifel, dass ich mit den ersteren weiterkommen würde.

Ueber die Eingeborenen des Kilimandscharo, die Wadschagga, erlaube ich mir in Bezug auf ihre moralischen Qualitäten schon darum kein Urtheil, weil ich ihre Sprache nicht gelernt habe. Unsere Leute kamen mit ihnen im Allgemeinen gut aus, ihre einzige Klage war, dass sie zu — sittlich seien. Wenn eine Reihe unserer Arbeiter nicht über ihren sechsmonatigen Kontrakt hinaus bei uns aushielt, so geschah dies in der That hauptsächlich darum, weil es ihnen in Marangu unmöglich war, ein temporäres Verhältniss mit einem Weibe zu knüpfen. Nicht sinnliche Motive allein liessen sie das als einen Mangel empfinden, sondern vor Allem das Bedürfniss, ein Wesen um sich zu haben, das ihnen die Sorge um Einkauf und Bereitung der Lebensmittel abnahm. Schliesslich, im Laufe der Zeit,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fanden sie fast alle in dieser Beziehung einen Ausweg, indem sie sich erst bei benachbarten Dschagga-Familien durch kleine Handreichungen anbiederten und dann, wenn die Freundschaft geschlossen war, sich bei der betreffenden Hausmutter gleichsam in Pension gaben. Diese holte sich alle zehn Tage die acht Unterarmlängen Zeug, die jeder neben seinem Monatslohn als Zehrgeld empfing, und lieferte dafür täglich das Essen. Ein Stock, in den Kerben geschnitten wurden, diente dazu, die Parteien immer auf dem Laufenden zu erhalten, was sie gegeben und empfangen hatten. Trotzdem kamen Streitigkeiten vor, und fast immer stellte sich bei einer von uns angestellten Untersuchung heraus, dass man versucht hatte, sich gegenseitig übers Ohr zu hauen. Geschäft bleibt Geschäft, gilt auch hier, und den anderen durch kleine Kniffe überlisten, heisst erlaubt, denn Handel und Wandel beruhten darauf.

An Monatslohn empfingen unsere Leute 12, der Aufseher 15, der Koch 25, die Jungen je nach ihrer Leistungsfähigkeit 8—14 Rupien. Natürlich konnten sie mit dem Gelde in natura hier nichts anfangen, und bis zum Januar 1894 wären wir auch gar nicht in der Lage gewesen, ihnen welches auszahlen zu können. So bildete sich ein Checkverkehr heraus. Wollte ein Mann sich beispielsweise von einem Eingeborenen eine Ziege kaufen, so gab ich ihm à conto seines Guthabens einen Barua, einen Zettel, auf dem verzeichnet war, dass die wissenschaftliche Station für die und die Summe einstände. Mit diesem Zettel begab sich der Mann zu einem der beiden Griechen oder dem Engländer, die anfangs in Marangu, später in Moschi einen Laden hielten, und erwarb dafür soviel an Zeug oder Perlen, als er zu seinem Handel brauchte. Des Krämers Sache war es, den Barua später bei der Gouvernementskasse in Tanga, mit der wir im monatlichen Abrechnungsverkehr standen, zur Begleichung zu präsentiren. Als uns und den Militärstationen später Geld heraufgeschickt wurde, vereinfachte sich das Geschäft, vorläufig wenigstens, durchaus nicht. Die Soldaten der Schutztruppe wie unsere Leute trugen jetzt nicht mehr einen Zettel zum Krämer, sondern baares Geld und dieser gab dafür die Tauschmittel, die sie im Verkehr mit den Eingeborenen nöthig hatten. Nun hätte es keinen Sinn gehabt, den Krämer sein Geld zur Küste und uns ebendaher ständig neues in baarer Münze heraufschicken zu lassen. Man kam also überein, dass der erstere seine Ueberschüsse monatlich an die Stationskassen gegen einen Check wieder abführte, mit anderen Worten, dieselben Rupienstücke wanderten ständig von uns zu unseren Leuten, zum Krämer und wieder zu uns zurück; die Eingeborenen wurden von der Einführung des Geldes gar nicht berührt. Allmählich mag sich das ändern. — Die Ersparnisse, die unsere Leute machten, waren je nach ihrer Individualität sehr verschieden. Einzelnen konnte ich an der Küste weit über 100 Rupien auszahlen, anderen, welche die gleiche Zeit und bei demselben Lohn gedient hatten, nur ein paar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pesa; man sieht, es gab Geizige und Verschwender und dazwischen alle Abstufungen, gerade wie in Deutschland.

Ich verliess die wissenschaftliche Kilimandscharo-Station am 25. Juni 1894, um zur Küste und weiter nach kurzem Aufenthalt in Dar-es-Salam und Zanzibar nach Europa zurückzukehren. Ich hielt den Bestand dessen,



Dr. Carl Lent.

was ich aufgab und mitgeschaffen hatte, für gesichert, wenn mir auch auf einen im April 1893 abgegangenen Bericht im Januar des nächsten Jahres nichts weiter als der Bescheid geworden war, wir dürften »bis auf Weiteres« bleiben. Meine Aufgaben waren erledigt, während Dr. Lent zur Fertigstellung namentlich seines Kartenmaterials noch bis zum Frühjahr 1895 ausharren wollte. Trübe und heitere Stunden hatte ich mit dem treuen Genossen getheilt, ein festes Freundschaftsverhältniss war zwischen uns

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entstanden. Wie konnte es da anders sein, als dass der Abschied für den einen wie den andern ein schwerer wurde. Von Lent und allen, auch den zurückbleibenden Leuten geleitet, zog ich zur Steppe hinab, um unten am Himo mein erstes Lager zu schlagen. Um 6 Uhr am nächsten Morgen trenne ich mich von Lent. Mit einem letzten Händedruck heisst es: »Auf Wiedersehen!« Es ist uns nicht beschieden gewesen. Genau drei Monate später, als ich selbst in der Heimath schwer krank am Fieber darnieder liege, wird mir die Kunde: Lent*) und sein Begleiter Dr. Kretschmer in Rombo Kerua ermordet. Wie war das gekommen?

Wenige Monate vor meinem Abmarsch hatte ich von dem letztgenannten einen in Witu aufgegebenen Brief mit der Anfrage bekommen, ob sich einem Arzt und Zoologen auf unserer Kilimandscharo-Station ein

*) Carl Lent war am 6. Dezember 1867 in Dortmund als Sohn des seit 1879 in Soest ansässigen Dr. med. Carl Lent geboren. Schon als Gymnasiast zeigte er eine ausgesprochene Neigung zur Naturwissenschaft, insbesondere zur Geologie. Mit Eifer und Ausdauer durchstreifte er die nähere und weitere Umgebung seiner Vaterstadt und sammelte geologische und paläontologische Gegenstände. Nachdem er Ostern 1886 mit einem ausgezeichneten Reifezeugniss das Soester Gymnasium verlassen, studirte er auf Wunsch seines Vaters zunächst zwei Jahre die naturwissenschaftlichen Fächer der Medizin, die ersten drei Semester in Greifswald, das vierte in Freiburg, wo er im Frühjahr 1888 die ärztliche Vorprüfung mit dem ersten Grade bestand. Noch ein weiteres Semester blieb er in Freiburg, während dessen er sich nun seinem Lieblingsstudium, der Geologie, widmete. Dann genügte er zunächst seiner Militärpflicht als Feldartillerist in Soest und bezog im Herbst 1889 für ein Jahr die Universität Wien. Dort fand er Gelegenheit, sich bei den ersten Männern der geologischen Wissenschaft, Suess, Neumayr u. a., soweit fortzubilden, dass er sofort als Assistent am geologisch-mineralogischen Institut der Freiburger Universität eintreten konnte. In dieser Stellung blieb er bis zum Mai 1892. Als Gegenstand seiner Doktor-Dissertation wählte er die Untersuchung der geologischen Verhältnisse des Schwarzwald-Randes zwischen Staufen und Badenweiler. In der unglaublich kurzen Zeit von 1½ Monaten hatte er die geologische Aufnahme dieses grossen Gebietes vollendet und ein glänzendes Zeugniss seiner Fähigkeiten und seines eisernen Fleisses abgelegt. Wie nicht anders von ihm zu erwarten war, errang er sich (Dezember 1891) den Doktorgrad mit der höchsten Auszeichnung.

Seine wissenschaftlichen Interessen und Studien waren stets sehr vielseitige gewesen. Neben seinen speziellen Fächern, Geologie und Mineralogie, hatte er in alle verwandten Zweige der Naturwissenschaft möglichst tief einzudringen versucht; in Zoologie, vergleichender Anatomie, Chemie und Geographie war er gut beschlagen; daneben nahm er lebhaften Antheil an der Entwickelung unserer Kolonien, namentlich Ost-Afrikas. Auch hatte er durch vielfache Reisen seinen Anschauungskreis möglichst zu erweitern verstanden. Von Greifswald aus besuchte er Rügen, Bornholm, Schweden und Dänemark, von Freiburg aus lernte er die ober- und niederrheinischen Gebirge, den Schweizer Jura und die Westalpen auf geologischen Exkursionen gründlich kennen. Theils unter Leitung seiner Wiener Lehrer, theils allein besuchte er die östlichen Alpen, die Hohe Tatra, Ungarn und den Karst. Diese Reisen gestalten sich für ihn besonders fruchtbar durch seine vielseitige wissenschaftliche Vorbildung und sein hochentwickeltes zeichnerisches Talent, welches ihm ermöglichte, das Gesehene mit wenigen charakteristischen Strichen festzuhalten.

So vereinigte er als 24jähriger Mann in seltener Weise die Fähigkeiten und Kenntnisse in sich, deren ein Forschungsreisender bedarf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dankbares Feld wissenschaftlicher Thätigkeit biete. Da ich kurz zuvor selbst dem Auswärtigen Amt die Entsendung eines Zoologen als dringend erwünscht vorgeschlagen hatte, trafen hier Angebot und Nachfrage glücklich zusammen, und ehe ich noch Ost-Afrika verliess, hörte ich bereits, dass Dr. Kretschmer in Begleitung eines Forstgehilfen Steiner von Mombassa zum Kilimandscharo aufgebrochen sei. Er widmete sich hier, als neueingetretenes Mitglied der wissenschaftlichen Station, wie es scheint, vor allem zunächst dem Zusammenbringen einer Vogelsammlung. Was folgte, entnehme ich einem amtlichen Bericht des Lieutenants Eberhard von der Moschi-Station.

Er schreibt: »Dem kaiserlichen Gouvernement melde ich gehorsamst, dass Dr. Lent und Dr. Kretschmer der wissenschaftlichen Station Marangu am 25. September in der Rombo-Landschaft Kerua (Häuptling Leikturu) mit sieben Trägern überfallen und ermordet wurden. — Die Aussage des in nächster Nähe des Dr. Lent gebliebenen Hauptaugenzeugen Boys Abdallah ist folgende: Genannte Herren brachen am 24. September nachmittags von Marangu auf, marschirten nördlich der Landschaften Mamba, Msai Yu, Muika, Mengue, Keni, Tschimbi, Mku nach Kerua, woselbst sie ausserhalb der Landschaft Lager aufschlugen. Am Morgen des Aufbruchs und nach demselben begleiteten eine grosse Zahl von Rombo-Leuten innerhalb der Bananen ihre Karawane. Sämmtliche Warombo waren mit Speeren bewaffnet und zeigten eine feindliche Haltung. Trotzdem marschirten die Herren weiter. Dr. Lent hatte innerhalb Kerua den Weg nach Useri verloren und fragte deshalb ein Rombo-Weib nach demselben. Die Frau lief unter grossem Geschrei davon. Inzwischen sammelten sich immer mehr Rombo-Leute. Ein weiter rückwärts gehender Träger wurde von den Warombo durch einen Speerstich verletzt. Dr. Lent, der die Verwundung und die immer drohender werdende Haltung der Rombo-Leute sah, rief diesen zu, dass er keinen Krieg wolle, sondern nur, um das Land aufzunehmen, durchziehe und nach Useri wolle. Er wolle, zum Zeichen seiner friedlichen Absichten, Zeug u. s. w. geben, und warf einem der Leute gleichzeitig sein Taschentuch hin. Die Leute verlangten, dass Lent sein Gewehr niederlege und ihnen die Hand gebe. Während Lent ihrem Wunsche willfahrte, wurde er durch einen Speerstich in die rechte Seite getödtet. Dr. Kretschmer, etwas rückwärts von Lent, kniete nieder, schoss einen der Warombo nieder und wurde dann ebenfalls ermordet. Von den fliehenden Trägern wurden sieben niedergestossen. Augenzeuge Abdallah nahm inzwischen Lent's Gewehr auf, schoss noch einmal auf die Warombo und lief dann ebenfalls davon. Die beiden Leichen wurden von den Warombo verbrannt, und konnte ich nur noch deren Gebeine finden, die nach Marangu gebracht und hier beigesetzt wurden. — Einen Theil der Lasten schickte Kinabo nach Marangu zurück. Die von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den beiden Herren mitgeführten wissenschaftlichen Aufzeichnungen konnten bis jetzt noch nicht aufgefunden werden.«

Ueber die Bestrafung der Schuldigen meldet Eberhard dieses: »Am 27. September Nachmittags brach ich, nachdem vorher die westlich Moschi gelegenen Landschaften aufgefordert wurden, Hülfstruppen zu stellen, mit Herrn Dr. Widenmann und 38 Askaris nach Marangu auf, woselbst die Nachricht von der Ermordung der beiden Herren bestätigt wurde. Am 29. September marschirte ich nach Kinabo's Boma (Landschaft Mku), woselbst die Hülfstruppen sich auf erhaltenen Befehl hin zu versammeln hatten. Hier trafen am gleichen Tage ein: die Häuptlinge Meli, Mareale, Mbaraku, Sohn Fumba's von Kilema, Koimbere von Mamba, Lengaki von Msai Yu, Ciga von Msai Tschini, Madschele von Tschimbi, Ileto von Keni, Mawere von Kondeni, Bararia von Muika, Leikibona von Kerua (westliche Seite), Schundi und Akida Seale von Sina. Die Gesammtzahl der Krieger mochte 2000—2500 Mann, mit Gewehren und Speeren bewaffnet, betragen. — Am 30. September früh sechs Uhr brach ich von Kinabo auf, marschirte durch die Landschaft Uschiri, dann südlich Kerua (Leikibona) zwischen Kerua (Leikturu) und Mrau hindurch und griff von der Ostseite an. Um acht Uhr morgens begann der Angriff von Seiten sämmtlicher Wadschagga. Ich hatte von vornherein die Absicht, die Askaris, als zu gering an Zahl und der Kampfesart der Warombo unkundig (Krieg in unterirdischen Gängen und Höhlen), nicht in das Gefecht zu führen, sie vielmehr als persönliche Reserve zu benutzen. Um elf Uhr war die Boma Leikturu's genommen. Als Strafe für die Ermordung der beiden Europäer wurden drei gefangene Rombo-Leute gehängt, ein grosser Theil der Hütten niedergebrannt, Bananenschamben niedergeschlagen und das auffindbare Vieh mitgenommen. Die Verluste betrugen nach Angabe Mareale's auf feindlicher Seite etwa 104 Todte und viele Verwundete. Auf deutscher Seite waren 4 Mann todt und 10 verwundet. Von den Askaris wurde Niemand verletzt. Für die Station wurden 20 Stück Rindvieh und 53 Stück Kleinvieh erbeutet. — Der Häuptling Leikturu ist nach Useri geflüchtet, welche Landschaft den Befehl erhielt, ihn sofort auszuliefern. Der Leikturu gehörige Theil der Landschaft Rombo Kerua wurde zwischen den Häuptlingen Leikibona und Ngamene getheilt.« Auch Leikturu wurde, wie ich hinzufügen will, später ergriffen und in Moschi aufgehängt.

Die That war gesühnt, der grosse Verlust aber, den die deutsche Wissenschaft, die koloniale Sache erlitten hatten, damit nicht ausgeglichen. Leider muss Lent einen Theil seiner schon fertigen Kartenblätter, vielleicht um noch Korrekturen einzufügen, bei jener ihm ein schreckliches Ende bringenden Expedition mit sich geführt haben. Im Nachlass vermisste ich sie. Aber trotzdem, was geblieben ist, was er geleistet hat in der kurzen Spanne seines Lebens, es sichert ihm ein dauerndes Gedenken in der Wissen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaft, in den Herzen aller Deutschen. Tiefes Mitgefühl und Bedauern ergriff weite Kreise und kam auch dadurch zum Ausdruck, dass die Universität Wien, wo er zwei Semester studirt hatte, eine Tafel widmete, die ihn den Commilitonen für alle Zeit als ein Muster treuer Pflichterfüllung vor Augen stellt.

Die wissenschaftliche Kilimandscharo-Station war verwaist mit seinem Tode. Noch weilte der Forstgehilfe Steiner eine kurze Zeit auf ihr, dann, nach dessen Zurückberufung, wird sie geschlossen. Kompagnieführer Johannes setzt es zwar durch, dass später ein Landwirth Gilcher sie als Wohnsitz zugewiesen erhält, um in ihrer Nähe Kulturen europäischer Produkte anzulegen, aber auch er hat sie verlassen müssen, und so ist sie dem Verfall preisgegeben. Wird sie jemals wieder aufleben? Ich hoffe es, denn man wird zu der Erkenntniss kommen, dass Naturwissenschaft und Technik auch am Kilimandscharo die Wege ebnen müssen, die allein zu einem wirthschaftlichen Gedeihen führen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

III. KAPITEL.

Zum Dschalla-See.

Im Frühjahr 1893 tauchte in Marangu das Gerücht auf, ein Deutscher wolle mit 30 bis 50 Bauernfamilien zum Kilimandscharo kommen und in einer der im Osten gelegenen Rombo-Landschaften eine Ansiedelung begründen. Alle, die mit den Verhältnissen auch nur einigermaassen vertraut waren, konnten hierzu nur den Kopf schütteln. Man liess es indessen dabei bewenden, da man glaubte, eins der vielen Projekte vor sich zu haben, die müssige Köpfe bald hier, bald da an der Küste heute aushecken, um sie morgen bei der ersten sich einstellenden Schwierigkeit wieder fallen zu lassen. Um so grösser war die Ueberraschung, als Ende Mai über die Besiedelungsfähigkeit Rombos amtlich Bericht eingefordert wurde. Man erfuhr jetzt, dass ein ehemaliger Gastwirth aus Zanzibar drauf und dran sei, den geplanten Burentrek in Scene zu setzen. Schon im Oktober, nachdem jeder Theilnehmer 1000 Mark eingezahlt, sollte die Ausreise von Tanga vor sich gehen. — Obwohl nun Kompagnieführer Johannes keinen Moment im Zweifel war, dass von dem Unternehmen dringend abzurathen sei, entschloss er sich doch, die bezeichnete Landschaft vor Abgang seines Berichtes selber in Augenschein zu nehmen. Der Aufforderung, ihn dahin zu begleiten, entsprach ich mit Freuden.

Am 11. Juni, als verschiedene Anzeichen auf eine kleine Unterbrechung der schon seit Mitte März herrschenden Regenzeit hindeuteten, setzte sich unser Expeditionskorps in Bewegung. 30 Soldaten und ebensoviele Träger bildeten seinen Kern, einige Dutzend Dschagga-Krieger, die Avantgarde eines grösseren Trupps, der zwei Tage später mit dem Häuptling Mareale an der Spitze folgen sollte, schlossen sich als eine Art fliegender Kolonne hinten an. Es war ein äusserst malerisches Bild, wie der Zug, aus der Stacheldraht-Umzäunung der Boma heraustretend, sich einer grossen Schlange gleich den steilen, grasigen Abhang hinunterwand,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an dessen Fuss der Unna-Bach Schnellen und Kaskaden bildend dahinfliesst. Vorn die Soldaten, theils dunkelhäutige Sudaner mit thierischem Gesichtsausdruck, theils gelbe, oft geradezu mädchenhaft dreinschauende Abyssinier, beide in kleidsamer, aus Bluse, Kniehose und blauen Gamaschen bestehender Uniform; dann die Träger, Küstenleute zumeist, auf dem Kopf Zelte und Betten, Kisten und Kasten balancirend, zuletzt die Eingeborenen, ein Haufe brauner, Schild und Speer tragender Gestalten, alle »frisch gestrichen«, d. h. über und über mit zerlassenem Hammeltalg beschmiert.

Schnellen Schrittes, an einem Schiessstand und der Reitbahn des ehemaligen Reichskommissars Dr. Peters vorbei, ist der Bach von uns nach wenigen Minuten erreicht und ebenso wie ein bald folgender, der die Ostgrenze Marangus bildet, auf dem Rücken eines Dschagga-Mannes überquert. Nach Mamba, der benachbarten Landschaft, heisst es auf schlüpfrigem Pfade emporklimmen, dann geht es zwischen dichtem Gebüsch und Bananenschamben hindurch nieder zur Kischorro-Schlucht, einem Längsthal, in dem sich Vertreter der Steppenflora, Akazien und Albizzien, mit solchen des Uferwaldes, hochstämmigen Ficus-, Bersama- und Gardenia-Arten, zu einem seltenen Gemisch vereinen. Kurz nach dem jenseitigen Anstieg treten wir auf einen ebenen, mit Gras und einzelnen Bäumen bewachsenen Platz hinaus, der uns lebhaft an die Schützenwiesen kleinerer Orte in der Heimath erinnert. In der That haben wir es mit einer solchen, in Dschagga übersetzt, zu thun. Es ist der Ngoma-Platz Mambas, d. h. die Stätte, wo sowohl öffentliche Feste, Tänze und grössere Hochzeitsfeierlichkeiten, als auch allgemeine, das Wohl des Staates betreffende Berathungen abgehalten werden. Hier ist der Brennpunkt des Gemeinwesens, das zeigt sich auch heute, als wir quer hinüber auf eine grosse Menge Volks zuschreiten, die dort versammelt ist. Offenbar war das Gerücht von dem Nahen des Kompagnieführers, der wie kein anderer es verstanden hat, sich die Sympathien der Eingeborenen zu erwerben, in überraschender Schnelle unserem Zuge vorausgeeilt, und alles strömte herbei, den Bana mkuba zu begrüssen. In erster Linie sind natürlich die beiden Häuptlinge gekommen, der schlanke, hagere Mlaui und sein, wie es scheint, körperlich und geistig aus der Art geschlagener Sohn Kuimbere. Beide haben mit ihren Akiden, ihren Räthen, unter einem Baum, dessen Krone fast allein aus einem mistelähnlichen Schmarotzer (Loranthus) besteht, als abgesonderte Gruppe Aufstellung genommen. Das freudige Lächeln, mit dem sie den Wazungu die Hände entgegenstrecken, beweist, dass das frühere, leider nur zu berechtigte Misstrauen geschwunden und offener Zuneigung gewichen ist.

Mlaui interessirt uns besonders. Er ist ein Mzee, ein alter Mann, aber das lebhafte Auge, unterstützt von einem sich pfiffig spitzenden Lippenpaar, verleiht dem runzeligen Gesicht eine gewisse Frische. Der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

braune, hohle Kürbiss, in Grösse und Gestalt einer ausgewachsenen Spreewald-Gurke gleich, den er als Schmuck bis zur Mitte in einem Ohrläppchen stecken hat, stört uns nur sehr wenig, sind wir doch gewöhnt, an gleicher Stelle bei anderen Wadschagga Dinge wie Patronenhülsen, Porzellanbüchsen, runde Holzklötze, die grössten Spundzapfen übertreffend, eiserne Drahtspiralen u. s. w. »baumeln« zu sehen. Ein anderer Zierrath fesselt unsere Aufmerksamkeit schon mehr. Um den rechten Oberarm, dicht unter der Achsel, trägt er eine mehrere Centimeter breite Elfenbeinspange,*) deren Form eine ganz eigenthümliche ist. Wohl am besten kann man solche zur Vorstellung bringen, wenn man sich zwei der sogenannten Schlittenknochen des Huhns mit ihren freien Enden im spitzen Winkel gegen einander gelöthet denkt. Das Ganze, ein Geschenk Mandaras, des ehemaligen allgewaltigen Häuptlings von Moschi, ist von einem einheimischen Künstler hervorragend sauber und nett aus einem Stück geschnitzt und weist auf einen Zahn von geradezu ungeheuerlichen Dicken-Dimensionen.

Nach einer kurzen Besprechung, welche die Bezahlung verschiedener, für die wissenschaftliche Station gelieferter Baumaterialien zum Gegenstande hat, marschiren wir weiter. Das Land, von zahlreichen natürlichen und künstlichen Wasserläufen durchzogen und dicht mit Pflanzungen besetzt, wird ungemein wellig. Kaum haben wir die tiefe Kiwinda-Schlucht überschritten, stehen wir bereits vor einer neuen, Muambo genannt, und wie jene mit üppiger Baumvegetation erfüllt. Sie bezeichnet zugleich die Grenze einer neuen Landschaft oder besser eines Komplexes von Landschaften, denn jenseits liegen drei solcher, Sai Yu, Sai Tschini und Kondeni, mit den Häuptlingen Lengaki, Siga und Mawere über einander. Alle zusammen stellen nur einen schmalen Streifen dar, der im Osten von der Mbanga-Schlucht eingefasst wird. Als fast 100 Meter jäh hinunterstürzender Abgrund öffnet sich dieselbe zu unseren Füssen; aber der Weg führt an ihr entlang, aufwärts nach Norden, bis zu einer Stelle, wo eine herüberziehende Lavabank ein Durchqueren ermöglicht. Die Landschaft Muika, die wir jetzt betreten, gehört mit zu den reicher bebauten des östlichen Kilimandscharo. Besonders nach Süden zu, wo auch der Häuptling Bararia seine Boma hat, reiht sich in fast geschlossenem Zuge eine Bananenschamba an die andere. Da wir seiner Hoheit erst auf dem Rückweg unsere Aufwartung machen wollen, halten wir den bisher verfolgten Pfad auch ferner ein und kommen in ein Gebiet, das, wenigstens zu jener Zeit, jeder menschlichen Niederlassung entbehrte. Wohl $1\frac{1}{2}$ Stunden lang geht es immer zwischen niedrigem Gestrüpp, mit dem Grascampinen

*) Aehnliche Armspangen tragen auch die Masai, die Wakamba und Wakikuyu. (Siehe in v. Höhnel's Reisewerk: Zum Rudolph- und Stephaniesee die Abbildung p. 391.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abwechseln, auf glattem Wege dahin. Dabei tauchen rechts und links wie vor uns zahlreiche runde, unbewaldete Kuppen auf, scheinbar regellos zerstreut, in Wahrheit aber zu drei Parallelketten angeordnet, die erst weiter nordwärts sich vereinen. Von Hans Meyer mit dem hier unbekannten Namen Wadschimba-Hügel bezeichnet, gehören sie, wie mir Kollege Lent, der vier Wochen später denselben Weg ging, auseinander setzte, einer grossen Eruptionsspalte an, die sich vom Mawenzi in nordöstlicher Richtung zur Steppe hinabzieht und zu der auch, wiewohl er etwas aus der Linie hinaustritt, der Vulkan des Dschalla-Sees zu rechnen ist.

Wir überschreiten die erste der Ketten in einer Art Pass und wenden uns dann abwärts an der mittleren entlang bis zu einer Stelle, wo diese plötzlich abbricht. Es giebt sich ganz von selbst, dass hier eine kurze Rast gemacht wird. Wie ein einziger Blick auf das vor und unter uns ausgebreitete Land belehrt, ist ein bedeutsamer Abschnitt der Tour erreicht. Während wir es auf der ganzen vorhergehenden Strecke mit mehr oder minder breiten Rücken zu thun hatten, die durch Schluchten und Furchen radial von einander geschieden waren, schauen wir jetzt auf eine grosse, 3—4 Kilometer breite Mulde hinab, in der zahllose Bananen einen geschlossenen grünen Wald bilden. Rings umher steigen isolirte, kahle Hügel auf und auch diese zeigen einen abweichenden Charakter. Besonders die vor uns, zu deren Seiten die Mulde unmerklich und scheinbar direkt in die Ebene übergeht, tragen Rillen und rothgetönte Einbrüche, wie man sie ganz ähnlich, von Regenbächen gebildet, an den sandigen Bergen der Havelufer und anderer märkischer Flüsse gewahrt. Der geologische Aufbau — soviel erkennen wir, auch ohne Fachmann zu sein — ist ein anderer geworden; wir sind aus der Lavabedeckung hinausgekommen und befinden uns jetzt in einer Tufflandschaft.

Mittlerweile hat sich die Sonne geneigt, und da es gilt, an das Nachtlager zu denken, steigen wir zur Mulde hinab, ohne indessen in die Bananen-Schamben selber einzudringen. Am Fusse eines Hügels werden die Zelte hergerichtet. Es fällt uns dabei auf, dass keiner der doch sonst so neugierigen Eingeborenen sich zeigen will. Wie wir aber mit dem Glase die umliegenden Hügel mustern, löst sich das Räthsel. Allenthalben hinter Gebüsch hervor und über kleine Erdschwellen hinweg lugen braune Köpfe auf das fremdartige Treiben der so plötzlich vom Himmel herabgeschneiten Gäste. Besser ist besser, haben sie gedacht, erst mal ausreissen und das Leben in Sicherheit bringen. Sind es Freunde, die da gekommen sind, so ist es ja immer noch Zeit, sich ihnen vorzustellen. In der That haben sie sich bald von unseren friedlichen Absichten überzeugt. Als die Häuptlinge Ngowe von Muengue und Ngatschi von Mriti, die zusammen, der eine im Norden, der andere im Süden, das Land beherrschen, nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kaum einer halben Stunde im Lager erscheinen, stellen sich allmählich auch ihre Herren Unterthanen ein. Zuletzt bringen sie sogar ein Geschenk und was für eins. Erst geschleppt, dann auf eigenen Füssen, wälzt sich auf den Kompagnieführer, der im Stuhl lehnt, ein Schaf zu, das geradehin »schweinische« Dimensionen zeigt. Es erstickt im Fett, es blökt nicht, es grunzt. Hinten sieht man einen Schwanz bis zur Erde hängen, so dick und schwer, dass ihn beim Laufen ein Mann wie eine Schleppe nachträgt. Vorn verschwindet der Kopf fast ganz in Wülsten und Ballen von Fett, die sich vom Hinterhaupt bis zur Kehle ziehen. Zwei mächtige, pralle Hautbeutel, offenbar entartete Drüsen enthaltend, schlottern, der eine von der Brust, der andere zwischen den Vorderbeinen herab. Uns widert das Thier an, einem Mastviehzüchter aber würde bei dem Anblick wahrscheinlich das Herz im Leibe gelacht haben.

Während die Leute sich daran machen, das Schaf zu schlachten und zu zerlegen, steigen wir auf den kahlen Hügel, der sich im Osten dicht neben unserem Lager etwa 100 Meter erhebt. Wir übersehen von dort — bei 1550 Meter Seehöhe — im Osten wie im Süden die Steppe, zur linken durch die lange Kette der Ukamba-, zur rechten durch die der Taita-Berge abgeschlossen. Zwischen beiden zieht sich eine Reihe vereinzelter Berge hin, deren Gestalt auf Vulkane schliessen lässt.

Bei dem Abendmahl, das uns nach dem Abstieg aufgetragen wird, haben wir Gelegenheit, uns von der Ausdauer und Schnelligkeit zu überzeugen, die alle Dschagga-Leute im Laufen entwickeln. Bei der Rast, ehe wir uns zur Mulde hinabwendeten, war dem Kompagnieführer eingefallen, dass das Salz in der Proviantkiste vergessen sei. Er übergiebt darauf einem der uns begleitenden Krieger einen Zettel und schickt ihn zur Marangu-Station zurück. Jetzt, wie wir uns niedersetzen, tritt der Mann, ohne auch nur das geringste Zeichen von Ermüdung zu zeigen, mit dem Gewünschten an unseren Tisch. Er hatte für den doppelten Weg noch nicht die Zeit gebraucht, die uns der einfache gekostet hatte.

Am nächsten Morgen brechen wir erst spät auf. Wir warten auf die Rückkehr eines kleinen Kommandos, das schon vor Sonnenaufgang abmarschirt ist, um südlich der der Mulde vorgelagerten Hügel nach einem Wasserplatz zu suchen. An diesem, ist unsere Absicht, zu lagern, wenn wir nach einigen Tagen den Weg zum Dschalla-See nehmen werden. Wir vertreiben uns die Zeit mit einem kleinen Spaziergang in die nächste Umgebung. Besondere Reize hat dieselbe nun gerade nicht, wächst doch auf dem mageren, sandigen Boden im weiteren Umkreise der Bananen-Pflanzungen nichts als das niedrige Uimbi-Getreide (Eleusine), untermischt mit einzelnen kümmerlichen Mais- und Cajanus-Stauden. Dafür wird uns aber das Vergnügen zu Theil, Bekanntschaft mit den Damen des Landes zu machen, die sich gestern verborgen hatten. Besonders zutraulich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind sie zwar auch heute nicht, aber sie halten doch soweit Stand, dass man sie in ihrem Aeusseren mustern kann. Es sind kleine, indessen wohlproportionirte Gestalten, gewöhnlich dunkelbraun, einige lichtgelb. Das Gesicht hat, wenn man von dem Kraushaar absieht, durchaus nichts Negerhaftes, die Nase ist schmal, die Lippen gar nicht oder nur ganz wenig gewulstet. Als einzige Bekleidung tragen sie ein Röckchen aus Ziegenleder, das von den Hüften bis handhoch über das Knie hinabreicht. Vorn, wo es zusammengehalten wird, ziehen sich an den Kanten zwei Streifen entlang, die mit blauen und rothen Perlen nach sehr einfachem Muster besetzt sind. Für die etwas mangelhafte Bekleidung, die »leider« namentlich den Busen unverhüllt lässt, wird das Auge durch überaus reichen Schmuck entschädigt. Während um die Oberarme sich Drahtgewinde schlingen, ähnlich den Sprungfedern unserer Matratzen, aber die Windungen hier dicht auf einander liegend, stecken die Hand- und Fussgelenke in Ringen aus eingeführtem Zinn, die an Stärke und Gewicht die Glieder der dicksten Ankerkette übertreffen. Schnüre aller Art um den Hals gewunden, kleinere Zinnspiralen in den Ohrläppchen kommen hinzu, vor allem aber ein origineller und wirklich hübscher Schmuck des Haupthaares. Da sind unzählige Strähnchen gebildet und auf jedes kleine, weisse und bunte Glasperlen in einer Fülle gereiht, dass man glauben könnte, auf dem Kopf sitze ein reichgesticktes, kokett wirkendes Mützchen. In allen Landschaften des Westens haben wir bisher nichts dergleichen gesehen und deutet auch dies darum auf eine eingetretene Scheidung.

In der That bedeuten die Wadschimba-Hügel, die wir gestern überschritten haben, nicht bloss einen Wechsel im geologischen Aufbau des Landes, auch ein solcher im Charakter der Bewohner vollzieht sich mit ihnen. Zwar sind es augenscheinlich Wadschagga auf beiden Seiten, aber sicher sitzt hier, wie besonders auch aus dialektischen Verschiedenheiten der Sprache hervorgeht, ein anderer Menschenschlag als in Muika und Marangu. Auf den Karten werden die Landschaften östlich der Hügel gewöhnlich unter dem Namen Rombo zusammengefasst, ein Wort, welches Leute wie Mareale so oft von Europäern gehört haben, dass sie es jetzt selber gebrauchen. In Wahrheit ist Rombo oder besser noch Urombo nichts weiter als der Name eines Häuptlings, der vor wenigen Generationen als kriegerischer Held eine besonders grosse Rolle in dieser Gegend des Berges gespielt hat.

Als das Kommando, das den gesuchten Wasserplatz gefunden hat, gegen 9 Uhr zurückkommt, brechen wir das Lager ab. Unser Weg, der sich im Grossen und Ganzen bisher immer in östlicher Richtung gehalten hatte, wendet sich jetzt, dem Abfall des Kilimandscharo folgend, fast direkt nach Norden. Daher kommt es auch, dass Kibo und Mawenzi, die heute ausnahmsweise mal ihre Wolkenhaube abgelegt haben, mit jedem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schritt, den wir thun, sich merklich gegen einander verschieben. Der erstere verschwindet immer mehr hinter dem anderen. Wir marschiren am mittleren Hange des Hügels, den wir gestern bestiegen, auf fast ebenem Pfade dahin. Im weiteren folgen einzelne Uimbi-Felder, dann wieder Grasflächen. Der Blick schweift dabei ständig nach rechts, wo die ungeheure Ebene zu unseren Füssen in einer Weise sich ausdehnt, dass man nirgend sagen kann, hier fängt sie an, und dort hört der Berg auf. So unmerklich vollzieht sich der Abfall.

Schon nach $1\frac{1}{2}$ Stunden nähern wir uns wieder Bananen-Schamben und damit menschlichen Wohnstätten. Es ist die Landschaft Keni. Da wir für heute in dieser zu bleiben entschlossen sind, schicken wir, sowie die Zelte in einer kleinen Lichtung aufgebaut sind, nach dem Häuptling, Ileto mit Namen. Es verlangt uns nicht gerade, den Herrn kennen zu lernen, aber wir wünschen, von ihm Führer zu erlangen. Schon auf dem Wege hierher nämlich haben wir im Norden eine ziemlich hohe Kuppe entdeckt, von der wir uns eine freie Rundsicht über das Gebiet versprechen, und dorthin wollen wir am Nachmittag.

Um 2 Uhr brechen wir auf, von Ileto selbst geführt. Nachdem eine Steinboma besichtigt ist, die aber nichts besonders Merkwürdiges aufzuweisen hat, gehen wir durch einen förmlichen, von Hecken gebildeten Hohlweg zwischen Pflanzungen bis zu einem grossen, mit uralten Feigen bestandenen Platz. So dicht verflechten sich dort die Kronen der Riesenbäume, in denen zahllose Affen und gewaltige Nashornvögel ihr Spiel treiben, dass das Sonnenlicht nur ganz gedämpft hindurchzubrechen vermag. Etwas eigenthümlich Weihevolles lagert über der Stätte. Und in der That, sie ist eine Art Nationalheiligthum. Hier hat der Held Urombo gewohnt, von dem uns mehrfach auf das Bestimmteste versichert wurde, er sei so gross gewesen, dass er über alle Bananen habe wegschauen können. Das ist nun aber doch wohl stark übertrieben. Wenn die Bananen auch in dem weniger fruchtbaren Rombo bei weitem nicht die Höhe erreichen, wie in den westlichen Landschaften, so müsste der Herrscher der Erzählung nach immer die Länge von fast 3 Metern gehabt haben. Gross war Urombo indessen jedenfalls an kriegerischen Thaten und gross die Klage, als seine Leute aus einem Feldzuge gegen die Masais nur den abgeschnittenen Kopf ihres Führers nach Hause brachten.

Der Hügel, den wir aufsuchen wollen und auf den wir nach einer guten Stunde Marsch etwa ankommen, bietet uns nicht das, was wir von ihm erhofft hatten. Nicht bloss ist die Aussicht, namentlich nach den Seiten, wie nach Norden hin durch zahlreiche andere Kuppen und Berge gehindert, auch das, was wir sehen, ist äusserste Monotonie. Alle Bodenerhebungen sind von gleichmässig rundlichen Formen, alle mit kniehohem Grase überzogen, über das nur hier und da eine Aloë ihre gelben oder

rothen Blüthen hinaushebt. Ein Lichtblick wird uns nur, als das Auge über die Steppe gleitend sich nach rechts wendet. Da leuchtet aus gelbgebrannter, trostloser Umgebung herauf der Wasserspiegel eines kleinen Sees, des Dschalla, der Perle des Kilimandscharo-Gebietes.

Am 13. Juni führt uns der immer dem Norden zugewendete Marsch, nachdem die tiefe, ein jetzt trocknes Bachbett enthaltende Njia-Schlucht passirt ist, in die Landschaft Tschimbi mit dem Häuptling Madschele. Der Charakter des Gebietes wird ein anderer, wieder mehr dem ähnlich, den wir von Marangu her gewohnt sind. Die kahlen, gerundeten, oberflächlich aus lockerem Sande bestehenden Kuppen ziehen sich mehr bergaufwärts zurück, allenthalben stossen wir auf grosse, freiliegende Blöcke, ab und zu auch auf anstehendes Gestein. Eine zweite baumreiche Schlucht, Schinika genannt, ist bald erreicht und mit ihrer Ueberquerung auch bereits wieder eine neue Landschaft, die von Mku. Die Fruchtbarkeit muss hier grösser sein, denn nicht nur erlangen die Bananen eine stattliche Höhe, auch Mais und Bohnen stehen um vieles vortrefflicher, als in Keni und Mriti. Der Gang zwischen den Schamben hindurch ist geradezu prächtig. Die hochstämmige Aloë Volkensii, die eben an meterhohen Inflorescenzen hunderte von leuchtend rothen Blüthen entfaltet hat, bildet rechts und links ein förmliches Pallisadenwerk, das oben wie im Feuer glänzt.

Es ist noch sehr früh am Tage, als wir auf dem ebenen, mit einzelnen Bäumen bestandenen Ngomaplatz Mkus anlangen, bereits erwartet von Kinabo, dem Häuptling. Derselbe macht gerade keinen besonders fürstlichen Eindruck, es ist ihm auch nicht an der Wiege gesungen worden, dass er noch einmal eine so hohe Rangstufe erklimmen würde. Mareale hat ihn, nachdem er die eingeborene Herrscherfamilie mit Stumpf und Stiel ausgerottet, von einem einfachen Bauern zum Mangi erhoben. Es war das ein sehr schlauer Streich, denn gerade hier bedurfte er eines Mannes, der mit ihm steht und fällt. Mku ist nämlich seine Zufluchtsstätte, in die er sich zurückzieht, sowie sein Thron, wie dies ja schon geschehen ist, mal wieder ins Wanken gerathen sollte. Hierhin hat er seinerzeit auch, wohl in Kisten verpackt, das gesammte Inventar geschafft, das die Besatzung der Militär-Station Marangu nach dem Tode v. Bülows und Wolfrums bei ihrem unrühmlichen Abzuge in Stich liess. Warum aber gerade nach Mku wurde uns klar, als wir einer Einladung Kinabos folgend, die Boma besichtigten, in der er zu residiren pflegt. Ich stehe nicht an, dieselbe für die bedeutendste fortificatorische Leistung zu halten, die im ganzen nördlichen Ost-Afrika existirt. Zwar ist auch die Boma Sinas von Kiboscho ein achtunggebietender Bau und aus den Berichten Wiffmanns wissen wir, welche Schwierigkeiten ihre Einnahme machte, aber hier — des bin ich sicher — würden diese noch ganz andere, viel erheblichere gewesen sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von Eingeborenen ist sie meiner Meinung nach überhaupt nicht zu erobern, es sei denn, dass die Vertheidiger, durch Abschneiden des Wassers etwa, zur freiwilligen Uebergabe gezwungen würden.

Den Ngomaplatz querend, sahen wir im Norden desselben nichts weiter, als eine etwa 3 Meter hohe Steinmauer, über die von innen her Bananen und andere Baumkronen hinwegragten. Erst auf eine einladende Handbewegung Kinabos, die zweifellos das: »Bitte, treten Sie näher« ersetzen sollte, wurden wir auf ein halbovales Loch aufmerksam, das, der Einschlupföffnung eines Bienenkorbes gleich, ganz dicht am Boden ausgespart erschien. In tiefster Kniebeuge krochen wir da hinein und mehrere Schritt, soweit als die Mauer dick war, in einem Gange fort. Jenseits daraus hervortauchend, sahen wir uns einer zweiten Mauer gegenüber. Diese lief der ersteren parallel und fiel wie jene so schräg nach innen ab, dass zwischen beiden ein Pfad entstand, auf dem man sich gerade eben Mann hinter Mann fortbewegen konnte. Wir verfolgen ihn etwa 50 Schritt, und fällt uns dabei die ausserordentliche Akkuratesse auf, mit der die oben wenigstens noch 2 Meter breiten Wälle ohne Bindemittel aus unregelmässigen, grösseren und kleineren Steinen zusammengefügt waren. Da standen weder Blöcke aus der Flucht der übrigen heraus, noch zeigten sich Lücken; so glatt und eben, als es das angewandte Material durch blosses Aneinanderpassen der Bruchflächen ohne künstliche Bearbeitung überhaupt zulässt, stiegen rechts und links die Wände empor, bei ihrer Höhe natürlich jede Uebersicht verhindernd. Wir kriechen abermals durch ein gangartiges Loch am Boden und finden uns abermals zwischen zwei kaum einen Schritt breit von einander abstehenden Steindämmen. Viermal wiederholt sich dann noch das Gleiche, bis wir zuletzt ganz »damisch« von dem beständigen Zick-Zacklaufen und überzeugt, dass wir ohne Führung aus diesem Irrgarten nimmer hinausfinden würden, förmlich aufathmend auf einen grossen, rechteckigen Hofraum hinaustreten. Neben einzelnen höheren Cordia-Bäumen sind auf demselben Häuser und Hütten verschiedener Bauart vertheilt. Am meisten in die Augen fällt ein Gebäude, das uns Kinabo mit vielem Stolz als sein Machwerk bezeichnet. Und in der That, er kann sich dessen rühmen. Zwar ist es nur ein einfaches 17 Meter langes, $4^1/_2$ Meter breites und 6 Meter hohes Giebelhaus, aber die saubere Art, mit der hier die dicke Graspolsterung des Daches wie der Aussenwände dem aus Pfosten und Latten bestehenden Gerüstwerk aufgebunden ist, hat ihresgleichen nicht am ganzen Kilimandscharo.

Durch eine nur mit der Axt zugehauene Bretterthür, von denen sich je eine an den schmalen Seiten des Hauses befindet, treten wir in das stockdunkle Innere. Erst als ein Feuerbrand als Leuchte erhoben wurde, vermögen wir zu erkennen, dass das Haus im Kleinen ist, was die Boma im Grossen, ein Labyrinth. Durch Bretterwände, die nur ganz schmale

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gänge zwischen sich lassen, ist eine Unzahl von Kämmerchen und Verschlägen hergestellt, in denen, wie wir uns überzeugen, theils zwei-, theils vierbeinige Geschöpfe friedlich bei einander wohnen. Der Aufforderung Kinabos hierauf die oberen, unter dem Dach befindlichen Räume zu besichtigen, wo er seine Vorräthe aufgespeichert habe, entsprechen wir nicht. Auch in die anderen Hütten des Hofes werfen wir nur einen flüchtigen Blick, aus Diskretion; zeigt uns doch gleich die erste, dass darin eins der zahlreichen mit Zinn- und Perlenschmuck überladenen Weiber des Häuptlings untergebracht ist. Mit Interesse und Verständniss ruht dagegen unser Auge auf einigen zwischen den Hütten zerstreuten Brauhäusern. »Bei Kinabo giebt's die beste Pombe«, darüber sind alle bierehrlichen Wadschagga so einig, wie wir ebenso bierehrliche Deutsche es über den Satz sind: »Es geht halt nichts über ein gut' Glas Münchner«. — Brauhäuser, oder besser gesagt Vorrathskammern für das wichtigste Ingredienz zur Pombebereitung, das Eleusinekorn, habe ich in gleicher Art in allen Landschaften von Rombo bis Moschi, dann auch in Madschame und Schira gesehen, aber nirgends in solcher Zahl und Grösse wie hier in Mku. Wir treten an eins derselben näher heran. Auf dicken, runden, etwa 1 Meter hohen Pfosten, die in armlangen Abständen zusammen einen Kreis von 5—6 Meter Durchmesser bilden, ruht als Kegelmantel ein unten überspringendes Dach, dessen Spitze sich wohl 6 Meter über dem Boden erhebt. Hier, wo die Steppe fast bis zu 1400 Metern Seehöhe am Berge hinaufsteigt und darum langhalmiges Gras leicht zu haben ist, bildet dieses die Bedeckung, anderswo treten die Basaltheile trockener Bananenblätter an seine Stelle. Wir schlüpfen unter das Dach und treten auf ein Podium. Ringförmig umgiebt dasselbe die aus Flechtwerk hergestellten, den Dachkonturen parallelen Wandungen eines auf Rosten ruhenden Riesentopfes. Ein Mann muss auf die Schultern eines anderen steigen, wenn er zum Zwecke der Füllung oder Entnahme die obere enge Oeffnung erreichen will. Ich lasse mich die Mühe nicht verdriessen und klettere hinauf, um hineinzuschauen. Da die Ernte noch nicht lange zurückliegt, finde ich den Bottich noch fast bis zum Rande gefüllt, aber nicht, wie ich erwartet hatte, mit den rübsamenähnlichen Körnern des Getreides selbst, sondern mit den Aehren, halbfingerlangen, kammartig mit Spelzen besetzten Spindeln, die zu 5—10 doldig von einem Punkte ausstrahlen.

Was mit diesen später geschieht, erfahren wir draussen. Nachdem der Drusch durch Ausklopfen vollzogen, werden die bereits zum Quellen gebrachten Körner in Schweinetrögen ähnlichen, aus einem Stammstück herausgeschnitzten Holzgefässen mit Wasser übergossen, das zuvor eine Zeit lang mit zerstampften reifen Bananen gekocht worden und dadurch schon einen gewissen Zuckergehalt bekommen hat. Die Maische wird dann zum Zweck der Gährung in dickbauchige, 20 und mehr Liter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fassende, hals- und fusslose Thongefässe übergefüllt. In solchen kommt das fertige Bier auch zum Verkauf. — Wer »Lichtenhainer« kennen und schätzen gelernt hat, wird auch die Dschagga-Pombe' nicht verachten. Sie ist ein zwar trübes, aber nicht erhitzendes und wegen des reichlichen, mitzugeniessenden, aus gekeimten Getreidekörnern bestehenden Bodensatzes auch nahrhaftes Getränk. Leute, die es sich leisten können, wie Mareale z. B., nehmen daneben kaum viel andere Speise zu sich, sind dann freilich am Schluss ihres Tagewerkes zumeist in »gehobener« Stimmung.

Kinabo führt uns, nachdem wir den ersten Hof gemustert, noch in eine Reihe anderer, so lange bis wir der ewigen Kriecherei durch Löcher und des Entlangwanderns zwischen hohen, sich scheinbar regellos kreuzenden Steinwällen müde sind. Wir lernen nicht viel Neues. In einem finden wir eine Heerde stattlicher Ziegen, die sich ihr Grünfutter aus Naturkrippen — gabelig gezogenen Erythrina-Bäumchen — schmecken lassen, in einem anderen stehen wieder Weiberhütten, ein dritter birgt einen Trupp fremdländischer Gäste, aus dem Hinterland von Mombassa stammender Jäger, die hierher gekommen sind, um mit vergifteten Pfeilen auf Elephanten zu pürschen.

Es ist Mittag vorbei, als wir wieder ins Freie treten.

Reges Leben herrscht in dem inzwischen hergerichteten Lager. Während ein Theil der Sudaner sich mit Ringkämpfen ergötzt, ist ein anderer dabei, die von den Mku-Leuten herbeigeschleppten Nahrungsmittel in so viele Häufchen zu sondern, als unsere Expedition Köpfe zählt. Jeder wird nicht nur von den aufgestapelten vegetabilischen Landeserzeugnissen, Bananen, Bataten (Ipomoea), Yams (Dioscorea), Colocasien, Bohnen (Vigna und Dolichos) ein reichlich bemessenes Quantum erhalten, auch Fleisch, ein den Trägern sonst unerschwinglicher Leckerbissen, steht in Aussicht. Eine feiste Buckelkuh, mehrere Ziegen und Fettschwanzschafe, die in der Mitte des Platzes angebunden sind, bilden den Gegenstand lebhafter Erörterungen. Einige dividiren bereits die vorhandene Fleischmasse mit der Zahl der vorhandenen Mäuler und scheinen, soweit es die vergnügt schmunzelnden Gesichter beurtheilen lassen, zu einem befriedigenden Resultat gekommen zu sein. Leider stimmte ihr Exempel nicht. Lebhaftes Flintenknallen verkündet gegen 3 Uhr Nachmittags, dass Mittesser im Anzuge sind. Mareale und Ileto erscheinen, beide begleitet von Leibwachen, ihren Askaris, wie sie sie neuerdings zu nennen belieben. Ein wahrhaft komischer Anblick. Vornweg, hoch zu Esel, galoppirt Mareale, »ein reitender Schneidergeselle« bemerkt Unteroffizier H. sehr treffend. Wohl um seinen Unterhäuptlingen gehörig zu imponiren, hat er sich à la Uleia herausstaffirt. Seine an und für sich schon hagere Gestalt erscheint in der eng anliegenden Joppe und den eng-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lischen Beinkleidern noch um vieles schmächtiger; den Kopf schmückt ein hoher Cylinder, unter dem vorn, über der Stirn, der Saum einer weissen, baumwollenen Zipfelmütze, rechts und links die handlangen Holzstifte hervorstehen, die er im oberen Rand der Ohrmuschel zu tragen pflegt. Der eine Fuss steckt in einem gelben Schaftstiefel, der andere ist nackt. Hoheit haben unterwegs ein Drücken verspürt und kurzerhand die unbequeme Hülle ausgezogen.

Während die Fürsten zu Kinabo in die Boma kriechen, um dort unter sich bei Pombe den Abend zu verleben, berathschlagen wir eine für morgen zu unternehmende Excursion nach Uschiri, der nächsten, im Norden von Mku belegenen Landschaft. Mareale hat sie vor einigen Jahren nach Tödtung aller Mitglieder der eingeborenen Herrscherfamilie gänzlich zerstört, wie er sagt, aus politischen Rücksichten, in Wahrheit aber wohl, weil es ihm an der Zeit schien, wieder einmal eine Vermehrung seines Besitzthums an Ochsen, Ziegen und Weibern eintreten zu lassen. Uschiri war jetzt unbewohnt und musste darum in erster Linie in's Auge gefasst werden, wenn man an eine Besiedelung des östlichen Kilimandscharo denken wollte.

Was wir nun freilich mit Rücksicht auf ein solches Unterfangen in den letzten Tagen selbst geschaut und daneben erfragt, hatte unsere von vornherein nicht günstige Meinung noch um ein bedeutendes herabgestimmt. Fast in dem Maasse, wie wir von Westen nach Osten resp. Norden fortgewandert waren, wurde das Land zusehends trockener. In Marangu, Mamba, bei Bararia, überall in den Thälern und Schluchten fliessendes Wasser, die Schamben sich weit, bis 1700 Meter wenigstens, am Berge hinaufziehend, unten nach der Ebene zu ein Mischwald, der mit Aussicht auf Erfolg in Kulturboden umgewandelt werden könnte. In Muengue und Mriti das ganze bebaute Land eine einzige, wohl durch Stauwässer fruchtbar gemachte Mulde ausfüllend, darüber wie darunter kahle, öde Sandhügel. Weiterhin alle Bäche versiegt; hier in Mku, wo trotzdem das Aussehen der Pflanzungen noch ein relativ besseres war, die ganze Landschaft zur Zeit auf zwei Löcher angewiesen, die kaum mehr als 6 cbm des lebenspendenden Nasses enthielten. Und man wünschte sich noch Glück dazu. In den Landschaften jenseits des Lumi kämen, hiess es, bald Wochen, wo die Eingeborenen allein von dem Wasser lebten, das sie durch Auspressen der Bananen-Schäfte gewönnen. Damals fiel uns die ausserordentliche Trockenheit um so mehr auf, als wir in Marangu noch mitten in der grossen Regenzeit drin steckten, und wir nahmen an, dass diese hier entweder nicht so ausgiebig oder nur von kürzerer Dauer sein müsste. Beides ist richtig. Kompagnieführer Johannes, der Anfang Dezember abermals nach Rombo marschirte, bemerkte dort jetzt zu seinem Staunen eine viel grössere Wassermenge in den Flussthälern als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Moschi und Kiboscho. In der That scheint im Osten die kleine Regenzeit zu herrschen, wenn im Westen die grosse herrscht und umgekehrt. Wie dem aber auch sein mag, der Osten ist im Ganzen auf alle Fälle bei Weitem trockner als der Westen, das beweist nicht nur das jedem auffällige hohe Hinaufsteigen der Steppe an den Hang des Berges, das beweist dem pflanzenkundigen Auge vor Allem auch die allseitige Verbreitung von Vegetationstypen, die nur einem auf lange Zeit ausdörrenden Boden eigenthümlich sind, und wie wäre das anders zu erwarten. Auf der einen Seite des Kilimandscharo der gewaltige Kibo, dessen immerwährende Schneebedeckung nicht nur als unversiegliches Reservoir, sondern zugleich auch als Anziehungscentrum für Niederschläge wirkt, auf der andern Seite der Mawenzi, die herabgekommene Grösse, die schon vom Dezember ab nur noch Spuren von Schmelzwasser zu vergeben hat. Dazu kommen noch, namentlich wenn man das Phänomen mit Rücksicht auf die Besiedelungsfähigkeit der einzelnen Landschaften näher begründen will, die Ungleichheiten im geologischen Aufbau des Gebietes. Als allgemeine Regel kann da gelten, dass überall, wo Tuff ansteht, die kulturfeindliche Dürre eine ausgesprochenere ist, als in den Strichen, wo Lavabedeckung herrscht.

Bei etwas Sprühregen setzen wir uns früh gegen neun Uhr in Marsch. Trotzdem wir am Nachmittag zurück sein wollen, hält es der Kompagnieführer doch für angezeigt, alle Soldaten mitzunehmen. Es ist nicht unmöglich, dass es zu einem Zusammenstoss mit der Dschagga-Bevölkerung kommt, die jenseit des Lumi unter vielen kleineren Häuptlingen lebt. Sie hat sich stets deutschfeindlich gezeigt, und der Zug, den Reichskommissar Dr. Peters hierher unternommen und bei dem der Unteroffizier Schubert sein Leben einbüsste, hat die gegentheilige Wirkung gehabt, die beabsichtigt war. Das Volk, das unter den Raubzügen und Sklavenjagden Mandaras ganz besonders zu leiden gehabt und darum wohl von vornherein gegen alles Fremde von tiefem Misstrauen beseelt war, hat sich seitdem noch mehr als früher in seinem wenig zugänglichen Distrikt, Mkulia genannt, eingeschlossen gehalten.

Die drei Häuptlinge Mareale, Ileto und Kinabo schliessen sich unserer Exkursion an und mit ihnen eine Schaar von wenigstens hundert ihrer Krieger. Ein Theil derselben ist mit Flinten, Vorder- und Hinterladern, bewaffnet, die meisten indessen führen noch das einheimische Kriegsgeräth, Schild, Speer und ein eigenthümlich geformtes Schwert, das in roth gefärbter Lederscheide steckt. — Wir bewegen uns eine Zeit lang, nachdem wir rechts hinter der 1450 Meter hoch gelegenen Boma Kinabos herumgegangen und die erwähnten, in einem Bachbett befindlichen Wasserlöcher passirt, stets bergauf, bergab zwischen Schamben fort, bis zu einer Stelle, wo der Pfad sich scharf nach Osten scheinbar zur Ebene hinab-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

senkt. Später hat Kinabo auf Johannes' Wunsch eine breite Strasse direkt zum Lumi durchschlagen lassen, jetzt müssen wir uns noch bequemen, den bedeutenden Umweg zu machen. Es ist typische Steppe, in der wir wandern; selbst die Schluchten, wie die des Morale, des Grenzbaches nach Uschiri hin, und weiterhin die tief eingeschnittene des Kikongo, zeigen nur schwache Anklänge an die üppige Vegetation, die wir im Westen in solchen gewohnt sind. Ihren Grund füllen zumeist Akazien, die Hänge sind mit Aloë, Euphorbien und anderen Succulenten bedeckt. Der Pfad steigt zum Schluss wieder nördlich an einer grasigen, baumlosen Berglehne hinauf und zieht sich an dieser wohl eine Stunde lang fort.

Pflanzen sammelnd bin ich etwas weit in's Hintertreffen gerathen, als plötzlich Flintenschüsse, etwa ein Dutzend, in schneller Folge abgefeuert an mein Ohr dringen. So rasch es geht, eile ich nach vorn, aber nur um zu erfahren, dass der Feind bereits Fersengeld gegeben. Unten im Grunde waren fast völlig nackte Kerle, die über den Lumi aus Kerua, einer der Landschaften Mkulias, herübergekommen waren, mit dem Schneiden von Viehfutter beschäftigt gewesen. Die Spitze der oben am Hange auftauchenden Karawane erblicken, zu ihren Speeren greifen und dieselben unter Kriegsgeschrei drohend schwingen, war eins. Aber der Muth hielt nicht Stand. Ein paar über ihre Köpfe weggeschickte Kugeln hatten genügt, um sie zur schleunigen Flucht zu veranlassen.

Kurze Zeit nach diesem Zwischenfall stehen wir an dem wohl 150 Meter tiefen und oben gewiss über 600 Meter breiten Einschnitt des Lumi, oder besser des Ungassi, denn jener erste Namen ist den Wadschagga unbekannt. In zahlreichen Krümmungen, zwischen und über mächtige in seinem Bett zerstreute Tuffblöcke brausend, windet sich der Fluss, jetzt etwa 8 Meter breit und gewiss nicht mehr als 1 Meter tief, zu unseren Füssen der Ebene zu. Nur wenige zerstreute höhere Bäume, sonst Gras und niedriges Buschwerk, schmücken die steilen, hier und da auch von nacktem Fels gebildeten Abfälle; erst ganz weit unten verräth saftig herauf leuchtendes Grün, dass dort eine üppigere Vegetation die Ufer begleitet. — Oben von unserem Standpunkt, 1550 Meter hoch, überschauen wir, flussaufwärts gewandt, eine leicht gewellte Platte, die, soweit sie sich am Einschnitt des Lumi entlang zieht, allenthalben deutliche Spuren einer ehemaligen Bebauung gewahren lässt. Da entwuchert, stellenweis von verwilderten Bananen durchsetzt, dem humusreichen Boden nicht nur dasselbe dichte Gestrüpp, wie es in Marangu und sonst die aufgegebenen, einige Jahre sich selbst überlassenen Pflanzungen überzieht, auch Reste von Wasserleitungen entdecken wir, daneben niedrige, auf die übliche Terrassirung des Ackergrundes deutende Steinwälle. Zweifellos hat hiernach die Landschaft Uschiri, bevor sie von Mareale verwüstet wurde, ganz den gleichen Charakter gehabt, wie wir ihn drüben, uns

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jetzt nordwärts kehrend, auf dem linken Ufer des Flusses, in Mkulia, erkennen. In ungefähr gleicher Höhe mit uns dehnt sich dort, für das Auge scheinbar eine geschlossene Masse bildend, ein Bananen-Wald aus, der nur hier und da von einzelnen kahlen, grasbedeckten Höhen unterbrochen wird.

Wir sind daselbst nicht unbemerkt geblieben, dazu haben wohl inzwischen die gewaltsam vertriebenen Kerua-Leute mündlich Kunde von dem gefahrdrohenden Anrücken weisser Männer gebracht. Ueberall, wo lichte Stellen einen Ueberblick gestatten, sehen wir nackte oder in ein Ziegenfell gehüllte Gestalten sich geschäftig hin- und herbewegen. Gross- und Kleinvieh, in Trupps aus den Schamben zusammenkommend, klimmt, zu eiliger Flucht getrieben, an den Hügeln empor, die sich über das Kulturland hinausheben. Man bringt sein Besitzthum auf alle Fälle in Sicherheit, in unterirdische Höhlen und Gänge, die da und dort mit unsäglicher Mühe ausgehoben sind; aber man rüstet sich auch zur Gegenwehr. Immer grösser wird die Zahl der Krieger, die uns gegenüber auf der anderen Seite der Lumi-Schlucht Aufstellung nimmt. Sie springen und tanzen, schlagen unter gellendem Geheul Speer und Schild zusammen, gebährden sich ganz als Wilde, »wie sie im Buch stehen«. Es ist nicht die Absicht des Kompagnieführers, ihnen eine Lektion zu ertheilen, er verspart sich das für eine Zeit, wo mit dem Hauptübelthäter am Kilimandscharo, Meli von Moschi, aufgeräumt sein wird; aber er will doch zeigen, dass wir den Donner in unserer Hand haben. Drei Salven knattern hinüber, in den Windungen der Schlucht ein hundertfältiges Echo erweckend. Für die uns begleitenden Dschagga-Leute sind sie ein willkommenes Signal, nun auch ihrerseits den »Kampf« zu eröffnen. Haben sie bei der grossen Entfernung, die sie vom Feinde trennt, auch keine Aussicht etwas zu treffen, so macht es doch Freude, ganz ohne Gefahr für das eigene Leben lustig knallen zu können. Sie hören bald von selber damit auf. Es beginnt plötzlich zu regnen, anfangs wenig, dann stärker und stärker. Da hebt erst dieser seinen Schild als Dach über den Kopf, jetzt jener, andere, die keinen besitzen, stellen sich dicht an einander gedrängt mit unter, kurz, in wenigen Minuten ist die ganze eben noch so kampfesmuthige Gesellschaft in Gruppen aufgelöst, die kein anderes Bestreben haben, als sich möglichst gut vor den fallenden Tropfen zu schützen. Lachend ertheilt darauf der Kompagnieführer den Befehl zum Rückmarsch, haben wir doch den Zweck unserer Excursion, die Landschaft Uschiri kennen zu lernen, genügend erreicht. — Um 4 Uhr am Nachmittag langen wir wieder auf dem Ngoma-Platz Kinabos an.

Nach dem Abendessen sitzen wir im Zelt noch lange beisammen und tauschen unsere Meinungen über die Zukunft des Kilimandscharo im Allgemeinen und über die Möglichkeit einer Besiedelung Uschiris im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Besonderen aus. Beide sind wir darüber einig, dass an letztere nicht gedacht werden kann, bevor nicht wieder Frieden am Berge herrsche, Meli von Moschi niedergeworfen sei. Dann möge ein Versuch gemacht werden, aber — auch darin klingen wir zusammen — nicht geringe Mühe und Arbeit wird es kosten, um hier festen Fuss zu fassen. Seinen Lebensunterhalt will der Ansiedler gewinnen, dazu die Möglichkeit haben, durch Vertrieb irgend welcher Produkte einen Ueberschuss zu erzielen. Kann er das erstere? Er hat eins, etwas, was mehr werth ist, als wenn er den gebratenen Tauben nur sein Maul zu öffnen brauchte. Er kann arbeiten am Kilimandscharo, überall in den Höhenlagen von 1300—2000 Meter und das genau so, wie er es daheim in Bayern, in Pommern, in der Rheinprovinz oder Schlesien zu thun vermag. Die Wärme steigt nicht höher als auch bei uns an heisseren Sommertagen, die Kälte sinkt in einigen Nächten der Regenzeit bis auf 6° C. herab. Fieber und Dysenterie können mitgebracht, aber schwerlich hier erworben werden. — Mit dem, was der Eingeborene anbaut, wird sich der deutsche Bauer auf die Dauer nicht begnügen wollen. Eleusine, Bananen, Colocasien, Bataten, Dioscoreen, vier verschiedene Bohnen-Arten (Vigna sinensis, Dolichos Lablab, Phaseolus vulgaris, Cajanus indicus) werden als Bereicherung seines Speisezettels angenehm sein, Kartoffeln und Brotkorn vermögen sie ihm nicht zu ersetzen. Das ist aber gerade der Vorzug des Kilimandscharo, den er allem übrigen deutschen Kolonialbesitz voraus hat, Kartoffeln und Korn, dazu jede Art von Gemüse werden gedeihen, ebenso, vielleicht besser noch als in der Heimath. Der Ansiedler darf freilich nicht glauben, genau so weiter wirthschaften zu können, wie er es zu Hause gewohnt war. Die Ungleichheit der Niederschläge erfordert einerseits Drainirung, andererseits Anlage eines Berieselungs-Systems. Ohne Säge- und Mahlmühlen dürfte es ferner für die Zukunft ebensowenig gehen, wie ohne eine ausgedehnte Anwendung der einfacheren landwirthschaftlichen Maschinen. In Wind und Wasser finden sich genügend Betriebsmittel, auf die Verwerthung einheimischer, menschlicher Arbeitskräfte ist es jedoch am besten, von vornherein zu verzichten. Kapital ist nothwendig, um über die Uebergangsperiode hinwegzukommen, über die Zeit, wo es noch gilt, Lebensmittel von Eingeborenen zu erwerben. Solche haben einen durch nichts gerechtfertigten, noch immer steigenden, ganz ungemein hohen Preis, sind auch nur verständlich, wenn man daran denkt, dass ihn die Sudaner der Schutztruppe machen, Kerle, die mit der grössten Seelenruhe für ein Huhn 2 Rupien bezahlen. Fleisch ist geradezu unerschwinglich, verlangt und bekommt doch Mareale für ein Rind, das gewiss nicht die Hälfte des Gewichts eines gewöhnlichen deutschen hat, 80—90, für eine magere Ziege 5—7 Rupien. Dabei ist schwerlich daran zu denken, dass mit Viehzucht hier eher Erfolge erzielt werden, bevor

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht andere als die einheimischen Rassen zur Einführung gelangt sind. Mit dem Schwein sollte man vor allem den Anfang machen.

Wie steht es nun mit der Gewinnung von Exportprodukten? Einer unserer hervorragendsten Afrikareisenden hat einmal »von einer verwirrenden Fülle sehr mühelos zu hebender Reichthümer« gesprochen, auf die man »als Pflanzenkenner nur aufmerksam zu machen brauchte, um die jungfräulichen Gebiete unserer Kolonien commerciell auszubeuten«. Ich gestatte mir, anderer Meinung zu sein, bin freilich »nur« Pflanzen-Physiologe, der sich sein bisschen Pflanzen-Kenntniss so nebenbei erworben hat. In Ost-Afrika giebt es nirgends mühelos zu hebende Reichthümer, und ich bin entartet genug, zu sagen: Gott sei Dank! Ich habe während der Zeit, die ich am Berge weilte, vom Lumi im Osten bis nach Schira im äussersten Westen, von 900—4600 Meter Seehöhe rund 2000 Pflanzen-Arten gesammelt, von denen mir die ganz überwiegende Zahl, wenn auch nicht der Art, so doch der Gattung nach schon damals bekannt war. Würde mich nun jemand fragen, von welchen derselben, die so ziemlich, von Seltenheiten abgesehen, die Flora des Kilimandscharo ausmachen, versprichst du dir denn eine lohnende Ausfuhr, so würde ich von der Fülle keineswegs verwirrt werden, ich würde klipp und klar antworten: Von keiner einzigen. Ich würde aber hinzufügen: Was nicht ist, kann werden. Was der Kilimandscharo später in den Welthandel einzuschiessen hat und einschiessen wird, das müssen wir ihm erst zuführen. Manches, wie die Kautschukliane, die in den Schluchten der Steppenflüsse am Fusse des Berges, wahrscheinlich auch in dem Walde von Kahe und Aruscha wild vorkommt, dürfte in der Nähe zu haben sein, anderes, wie Cinchona, Kampferbaum u. s. w., müsste durch Vermittlung eines besonderen in Ost-Afrika zu begründenden Versuchsgartens dem Ansiedler in die Hand gegeben werden. — Von einem Plantagenbetrieb, der auf Gewinnung von Kaffee, Kakao, Vanille und ähnlichem ausgeht, verspreche ich mir nichts. Alle Reisenden, die bisher den Kilimandscharo schilderten, haben ihn ungefähr in demselben, jedenfalls in dem günstigeren Jahresabschnitt besucht. Alle sind meiner Meinung nach zu dem Auftragen satterer Farben auch dadurch verleitet worden, dass sie nach einem langdauernden, öden Steppenmarsch hierher kamen. Auf der Folie des gelben, dürren Sandbodens glänzten die wasserdurchflossenen Dschagga-Landschaften wie kleine Paradiese. Neben den verbrannten Akazien und anderem Dornengestrüpp spiegelten die Bananen-Haine und Uimbi-Felder eine berückende Fülle wieder. Da konnte selbst der einem nüchternen Beobachter fast nordisch anmuthende obere Gürtelwald als »tropischer Urwald« erscheinen.

Am 15. Juni in aller Frühe verlassen wir Kinabos gastliche Landschaft und wenden uns erst ein gut Stück des gekommenen Weges zurück,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

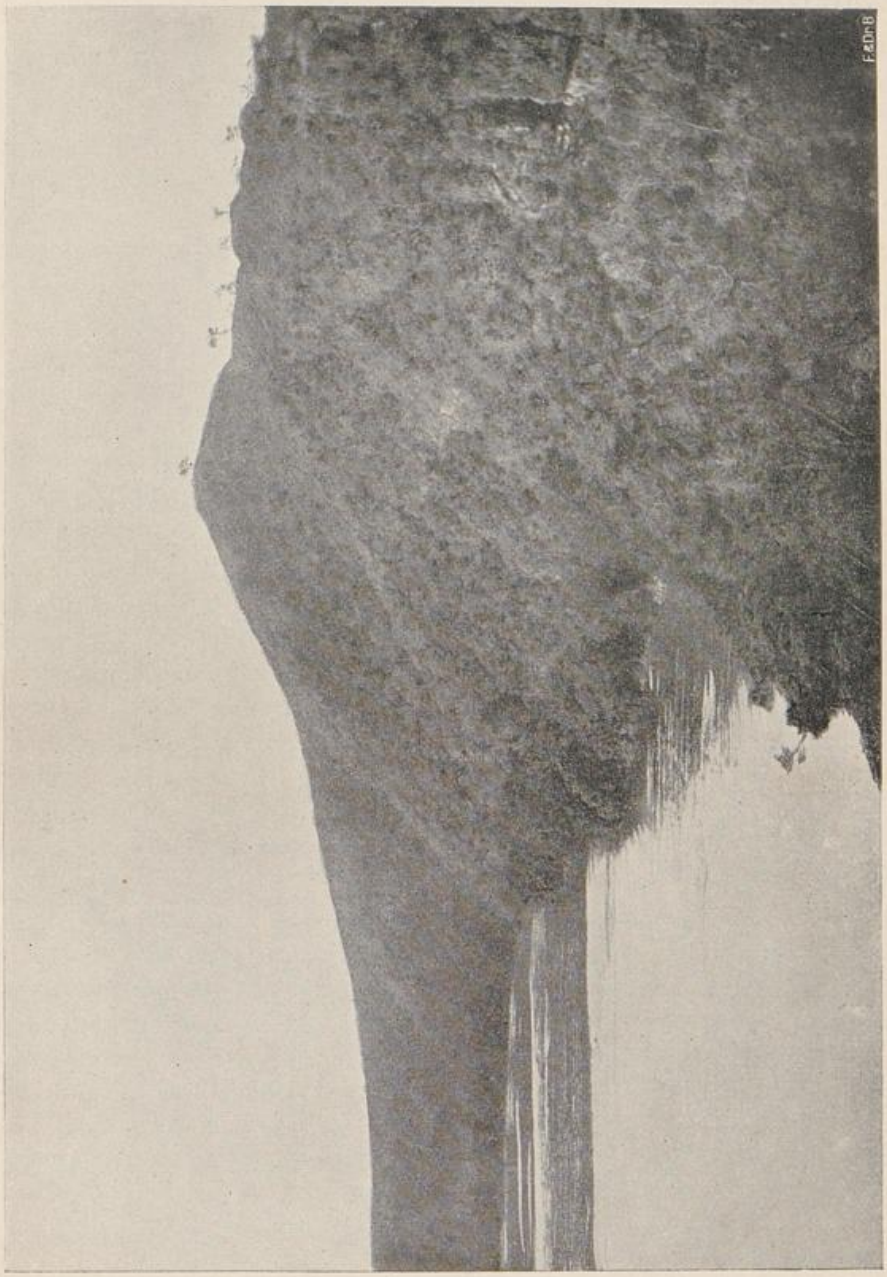
dann abwärts der Steppe zu. Mareale hat es über sich gewonnen, mit uns zu ziehen. Die allen Dschaggas innewohnende, nicht unbegründete Furcht, in der Ebene fieberkrank zu werden, und die Neugierde, das grosse Wasser, den Dschalla-See, kennen zu lernen, haben lange in seiner Brust im Streit mit einander gelegen. Endlich hatte die Neugierde gesiegt.

Die Steppe, in der wir, ganz allmählich 400 Meter hinuntersteigend, uns ohne jede Rast 5 Stunden lang fortbewegen, glänzt jetzt in ihrem schönsten Blüthenschmuck. Prächtige Winden, weisse und blaue, gelbe Thunbergien, die fast schwarzen Glocken einer Malve (Hibiscus cannabinus) und ein ganzes Heer verschiedenfarbiger Schmetterlingsblüthler weben in das gleichförmige Grün stellenweis mannshoher Gräser ein überaus buntes Muster. Anfangs begleiten uns noch licht stehende Bäume, keiner über 10 Meter hoch und alle von einem äusseren Erscheinen, dass wir in einem Garten zu wandeln glauben. Später werden sie immer dünner gesät, nur hier und da noch eine schattenlose Akazie, eine starre Kandelaber-Euphorbie, zuletzt unübersehbar sich ausdehnend die ebene, durch nichts unterbrochene Grasflur. Statt der milden, angenehmen Luft, die in der Kulturregion des Berges an allen vorhergehenden Tagen geherrscht, umgiebt uns eine drückende Hitze. Mitleidlos sendet die Sonne ihre glühenden Pfeile herab und verschuldet es, dass die an sich schon lange Linie der Träger und Soldaten immer länger wird. Alles lechzt vor Durst. Einer dunklen, vegetationsreichen Ader, die sich in Schlangenwindungen vom Berge vor uns herabzieht, wird mit beschleunigteren Schritten zugeeilt; beim Herannahen, herbe Enttäuschung, kein Wasser. »Es war einmal«, so sprechen zahllos in dem ausgetrockneten Bett herumliegende Rollsteine zu uns, »es war einmal, und wenn ihr bis zur nächsten Regenzeit wartet, dann wird's wieder sein.« Wenig dadurch getröstet, ziehen wir weiter, weglos einer Bodenschwellung zu, auf der sich rechts und links zwei höhere Kuppen aufsetzen. In Schweiss gebadet, die Zunge am Gaumen klebend, erreichen wir sie. Stumm, bewegungslos, ein bewunderndes »Ah« auf den Lippen, bleiben wir stehen. Aus einer Tiefe von 100 Metern leuchtet zu uns der Spiegel eines herrlichen Sees herauf, der Spiegel des Dschalla.

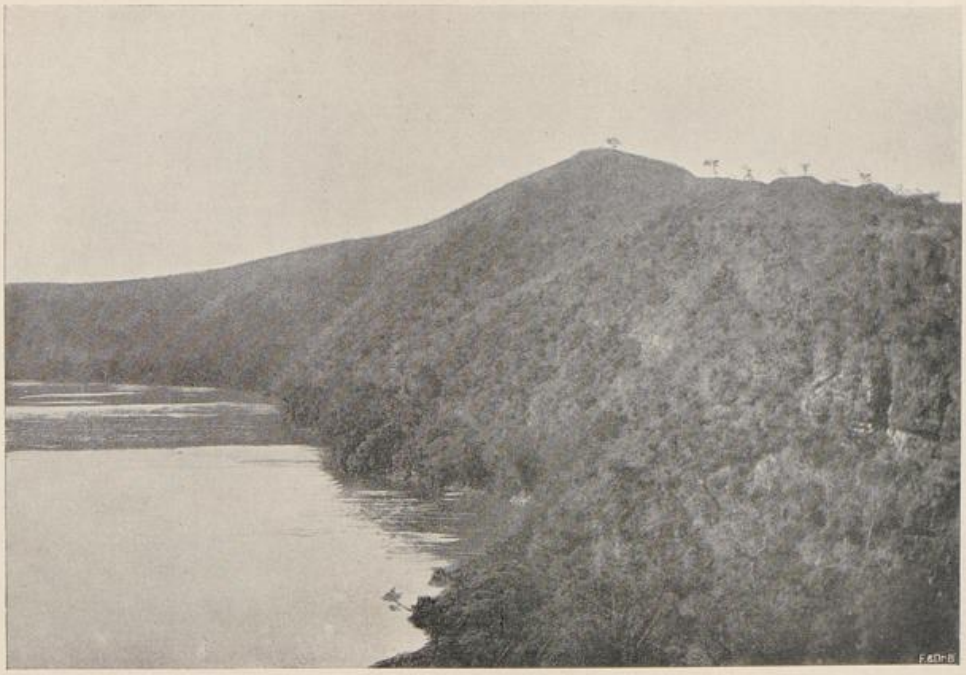
Dürre ist ringsum die Signatur, wie viel mehr noch war dies der Fall, als ich sieben Monate später an derselben Stelle weilte. So weit das Auge reichte, eine einzige schwarze, verbrannte Fläche, unsägliche Oede. Und mitten darin diese liebliche Oase.

Der Dschalla ist ein Vulkansee, das ergiebt sich ohne Weiteres, sowie man den Blick über seine Umgebung schweifen lässt. Ungefähr im Kreise erhebt sich von allen Seiten die Steppe zu einem mässig hohen Hügel, dessen Grundfläche sieben Quadratkilometer betragen mag. Steigt man auf den Hügel, so findet man oben einen sich ringsherum ziehenden, stellenweise scharfen Grat, von dem aus man, gleich der Arena eines Riesen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Dschallasee (Deutsche Seite).



Dschallasee (Deutsche Seite).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

cirkus, den Spiegel des Sees tief unter sich ausgebreitet sieht. Fast senkrecht fallen die Kraterwände herab, nur hier und da nackte, geschichtete Tuffmassen gewahren lassend, im Uebrigen mit einer üppig grünenden Vegetation bedeckt. Vom Ufersaum her, aus allen Felsspalten heraus, streben Feigenbäume, Sapindaceen, Celastrus-Arten dem Lichte zu; Lianen, darunter die Kautschuk liefernde Landolphia florida, verflechten sie zu einem dichten Gewirr, breitblättrige Acanthaceen, Vernonien und Farrne gedeihen in ihrem Schatten. Da es noch eine geraume Zeit dauern wird, bis unsere Träger heran sind, wollen wir die Frist benutzen, um zum See hinunter zu gelangen. Nicht zum wenigsten drängt uns der Durst dazu. Ueber allenthalben umherliegende vulkanische Bomben hinweg, zum Theil auf schwarzen Tuffplatten schreitend, die dem See abgewandt geneigt sind, streben wir einer Stelle zu, wo uns allein ringsum ein Abstieg möglich erscheint. Eine jetzt eingetrocknete Wasserader, die sich kaum 100 Meter weit aufwärts verfolgen lässt, hat hier nicht nur die sich jäh abstürzende Kraterwand schluchtartig zernagt, sie hat auch soviel Sand und Schuttmassen hinuntergeschwemmt, dass eine zwar steile, aber immerhin passirbare Halde entstanden ist. Auf den ersten Stufen dieser, über die man sich mehr an blossgelegten Wurzeln hinablassend als gehend hinweggelangt, umgiebt uns noch die höchst sonderbare Vegetation, die dem ganzen oberen Seerande eigenthümlich ist. Ausgeprägte Xerophyten sind es, theils Succulenten, die einen Vorrath von Wasser in ihren Geweben aufspeichern, theils Besen- und Dornsträucher, die der feindlichen, infolge schnellen Abfliessens des Wassers hervorgerufenen Dürre durch möglichste Reduzirung ihrer verdunstenden Oberfläche begegnen. Am meisten fällt uns ein Gewächs in die Augen, das diese beiden Kategorien in seinen oberirdischen Vegetationsorganen vereint. Wir sehen zunächst nichts weiter, als ein bis mannshohes, rundliches Haufwerk wirr in einander geflochtener, grüner fingerstarker Aeste, die ringsum statt der Blätter mit dicken, gerade abstehenden Dornen besetzt sind. Erst wenn man die Zweige mit einiger Gewalt aus einander drängt, gewahrt man, dass sie sämmtlich von einer Riesenknolle ausstrahlen, einem schon früher beschriebenen Gebilde, das gleich einem rundlichen, nach allen Seiten bis zu einem Meter im Durchmesser zeigenden Stein daliegt. Gesellt sich dann noch hinzu, dass die Pflanze, Adenia globosa, von einer Verwandten, der Adenia Keramanthus, wie von einer Anzahl in regelmässigen Abständen aufgesetzter Spielkegel umstanden wird, zwischen denen Scilla-Zwiebeln als Kugeln liegen, so kommt ein Vegetationsbild von geradezu komischer Wirkung heraus.

Doch wir steigen tiefer und gelangen, nunmehr von hohen Baumkronen beschattet, nach einer Viertelstunde etwa an den Strand des Sees. Auf grossen, scharfkantigen Lavablöcken hingestreckt, geniessen wir, nachdem der Durst gestillt ist, die köstliche Scenerie, die uns umfängt. Wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Pulsschlag eines klopfenden Herzens schlagen sanfte Wellen, in gleichem Rhythmus gehend und kommend, an die Ufersteine. Die weite Fläche des krystallklaren Wassers ist leicht gekräuselt; hier, wo die Sonne ihre sich allmählich stärker neigenden Strahlen niedersenkt, schimmert sie im hellen, grünlichen Licht, dort spielen Schatten darüber hin, gelbe, blaue, violette, bis zum Schwarz. Tiefe Stille, tiefer Friede ringsum. Mit lautlosem Flügelschlag flattert eine einsame Ente dicht über den Wasserspiegel fort, dann hebt sie sich auf zu der dunkelgrünen Wand des gegenüber liegenden Steilabsturzes. Sie fliegt darüber hinweg, verschwindet dem leiblichen Auge, aber das geistige folgt ihr weit, weit über sonnendurchglühte Steppen, über das bewegte Meer hinweg, bis sie sich niederlässt auf einem Weiher, der noch viel schöner ist, als der Dschalla. Heisst er Baa-See, ist's der Tornow? ich weiss es nicht, aber ich sehe weisse und gelbe Mummeln auf der schweigenden Wasserfläche, sehe schilfumkränzte Ufer, höre geheimnissvolles Rauschen in den Wipfeln von Kiefern und Buchen. — Wie oft lag der Knabe, der Jüngling an deinen Seen, du einzige Mark! Seine Gedanken flogen in alle Welt und wünschten, dass sie den Körper mit sich nähmen nach Italiens Wundergefilden, den Pyramiden Egyptens, dem Schneedom des Kilimandscharo. Dem Mann hat sich erfüllt, was der Knabe ersehnt, aber da liegt er und vergisst alles um sich her, weil seine Seele erfüllt ist von Klängen der Heimath.

Ehe wir wieder emporklettern, versuchen wir zur Rechten eine Strecke am Seegestade entlang zu wandern. Allein wir kommen nicht weit, die Ufer sind zu steil, die Vegetation zu dicht. Dafür macht der Kompagnieführer eine Entdeckung, die einen anderen Plan in ihm reifen lässt. Tief im Gebüsch versteckt, findet er zwei eiserne, mehrere Meter lange Pontontheile, in ihrer Gestalt der vorderen Hälfte eines Schnabelschuhs nicht unähnlich. Graf Teleki hat sie hier zurückgelassen, dazu zwei andere, ganz gleiche in Marangu, wo sie jetzt den Sudanern als Trommeln dienen, um mit Knüppeln darauf den Takt zu ihren Tänzen zu schlagen. Was Teleki nicht ausgeführt hat, als erster Europäer den See zu befahren, das ist so etwas, das den Wagemuth des allzeit unternehmungslustigen Militärs zu reizen vermag. Munifazi und Kibanga, zwei Schwarze, die an Entschlossenheit ihre Rassengenossen um Haupteslänge überragen, werden heruntercitirt, die Pontons mit ihrer Hülfe flott gemacht und mit Steinen beschwert. Sie schwimmen, sind also nicht, wie zu befürchten war, vom Rost durchlöchert. Aber sie haben eine andere unangenehme Eigenschaft; infolge ihrer seltsamen Querschnittsform genügt der leiseste von der Seite kommende Druck oder Stoss, um sie zum Umkippen zu bringen. Doch auch dafür giebt es einen Rath. Mit Lianen werden Querstangen über beide gebunden, so dass eine Art Floss entsteht, auf dessen Plattform gerade eben drei Mann Platz haben. Der Kompagnieführer setzt sich, auf alle

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fälle im Schwimmkostüm, in die Mitte, Munifazi und Kibanga mit zwei ebenfalls vorgefundenen Pätscheln bewaffnet zur Seite, dann wird abgestossen. Zehn Schritt vom Ufer wirft Johannes ein Loth aus, das ich ihm gereicht hatte und etwa 20 Meter lang war; er findet schon keinen Grund mehr.

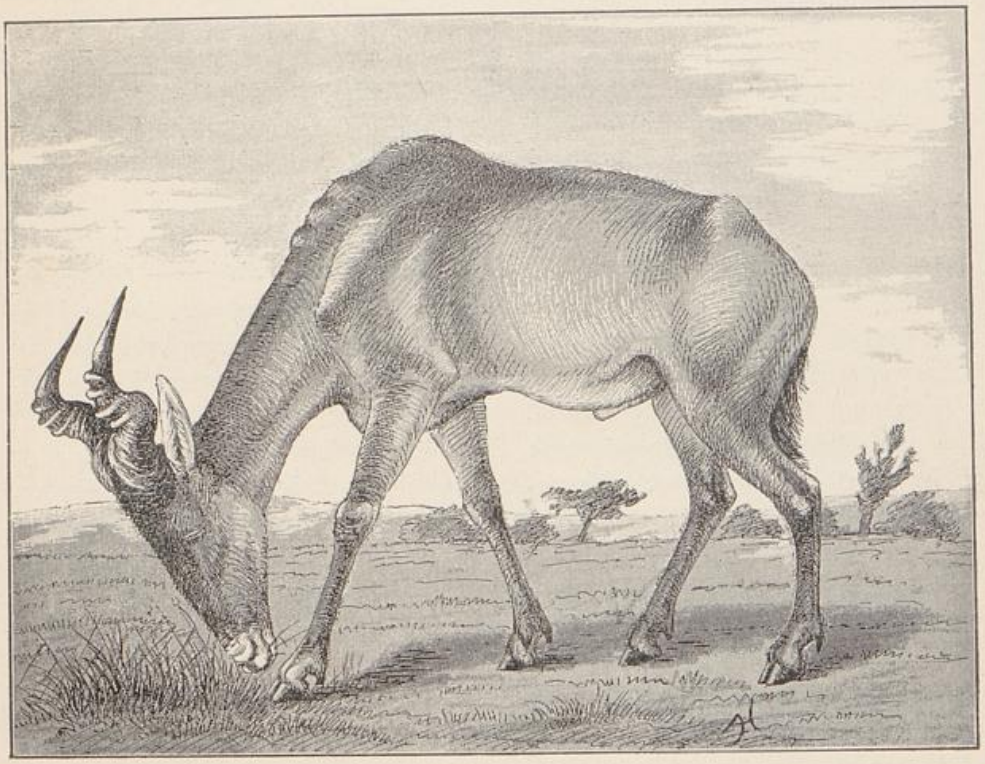
Während das Fahrzeug weiter in See sticht, bis in die Mitte und unbeschadet wieder zurückkommt, suche ich an Bäumen und Felswänden des Ufersaums nach Marken, die auf einen wechselnden Wasserstand deuten könnten. Indessen entdecke ich nichts, so sehr ich auch danach ausspähe. Der Spiegel scheint sich immer in gleicher Höhe zu halten. Woher kommt das? Der benachbarte, in der Steppe gelegene Jipe-See geht infolge der enormen Verdunstung zweifellos ständig zurück, obwohl er den Lumi als dauernden und eine ganze Anzahl anderer, besonders vom Ugueno-Gebirge herabkommender Bäche als vorübergehende Zuflüsse hat. Den Dschalla habe ich und später auch mein Kollege Dr. Lent soweit umgangen, dass wir sicher sind, er hat ausser dem kleinen Wasserriss an der Nordwestecke, wo man hinuntersteigt, nirgends weder einen Zu- noch Abfluss, und doch bleibt sich der Pegel gleich. Lent, für den als Geologen der See noch ein besonderes fachmännisches Interesse hat, ist darum sicher im Recht, wenn er meint, er habe unterirdische Zuflüsse oder bezeichne mit anderen Worten den Grundwasserstand der Steppe überhaupt.

Als ich wieder emporkomme, finde ich unsere Zelte aufgebaut; aber nicht nur diese, eine Strecke davon steht noch ein anderes. Ein englischer, in Marangu ansässiger Kaufmann, ein würdiger Genosse seines Landsmannes Thomson und des Barons von Münchhausen, ist inzwischen angelangt, um seiner jungen, schönen Frau, damals der einzigen europäischen Dame im ganzen Kilimandscharo-Gebiet, die Wunder des Dschalla zu zeigen.

Mit ihnen wird am Abend über das deutsch-englische Grenzabkommen disputirt, von dem allerlei Gerüchtweises zum Berge gedrungen war. Wie ungünstig es für Deutschland ausgefallen war, erfuhren wir allerdings erst viel später. Die Grenze zieht sich danach vom Ausfluss des Pangani aus dem Papyrus-Sumpf immer dicht an der von Marangu herabführenden Strasse entlang bis zum Fuss des Kilimandscharo und wendet sich dann ostwärts, wie gesagt ist, zur höchsten Spitze des Dschalla-Hügels. Aus der Steppe wird durch diesen Verlauf ein Viereck herausgeschnitten, das sich wie eine Barre zwischen den östlichen Kilimandscharo und das Ugueno-Gebirge einschiebt. Für England hat das Stück gar keinen Werth, denn es ist absolut unbewohnbares Land. Für Deutschland aber kann sich sein Verlust, ganz abgesehen von anderem, über kurz oder lang sehr unangenehm fühlbar machen, und dann wird England, wie es wohl voraus gesehen hat, ein Kompensationsobjekt erhalten. Wenn aus dem Kilimandscharo etwas werden soll, muss vor Allem auf eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abkürzung des Weges zur Küste Bedacht genommen werden. Ich weise darauf hin, dass man jetzt von Mombassa, hauptsächlich der geringeren Trägerlöhne wegen, viele Waaren um die Hälfte des Preises zu beziehen vermag, wie von Tanga. Um ein bis zwei Tage würde der Weg nun schon abgekürzt werden, wenn man eine Strasse von der Marangu-Station bis zum Gneishügel durchschlüge, der von Norden her in den Papyrus-Sumpf vorspringt. Dort, wo die schmalste Stelle des Sumpfes zu suchen ist, müsste ein Uebergang geschaffen werden. Die Kosten, die



Kongoni-Kuhantilope (Bubalis cokei).

das machte, würden im Laufe weniger Jahre schon durch die Ersparnisse herauskommen, die man an Poscho (Träger-Verpflegungsgeld) für die zahlreichen, zum Kilimandscharo hinaufziehenden Regierungskarawanen gewönne. Jetzt, durch den Vertrag, ist ein solches Unternehmen einfach abgeschnitten. Aber weiter. Die Grenzlinie soll zur höchsten Kuppe des Dschalla-Hügels gehen und dann den See in zwei gleiche Hälften zerlegen, von denen die eine, nördliche, an Deutschland, die andere an England falle. Das ist unmöglich, darum, weil nach den Vermessungen Lent's die höchste Spitze des Dschalla-Hügels, eine über den Kraterrand 150 m

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hervorragende Kuppe, gar nicht da liegt, wo sie nach der dem Abkommen beigegebenen englischen Karte gezeichnet ist; sie ist viel weiter nach Norden zu rücken. Soll die Zerlegung in zwei gleiche Hälften bestehen bleiben, so ist entweder die Fixirung der höchsten Spitze oder die des Mittelpunktes am Nordufer aufzugeben. Erfreulich ist, dass auf alle Fälle die einzige Zugangsstelle des Sees an Deutschland gelangt ist, bedauerlich, dass es eine Grenzregulirungs-Kommission hat geben können, bei der nur die eine der vertretenen Mächte unter ihren Delegirten einen im Aufnehmen von Karten kundigen Mann besass.

Der letzte Tag unserer Expedition sollte uns in einem Gewaltmarsch wieder nach Marangu führen. Bevor wir aufbrachen, machte ich einen Spaziergang zu dem Trockenthal, das wir gestern weiter oben überquert hatten. Als ich nordöstlich durch die Steppe wandernd ankam, war ich überrascht, ein Wadi zu finden, wie ich ähnliche zu hunderten in der ägyptisch-arabischen Wüste kennen gelernt. Es war eine steinerne Rinne, die senkrecht, wie mit dem Messer in das weiche, zahlreiche Gneiseinschlüsse bergende Tuffgestein eingeschnitten, 4—5 m tief, auf der vollkommen ebenen Sohle bald 3—4, bald nur 1 m breit ist. Auch hier fand sich kein Wasser, wohl aber Spuren, dass es bisweilen die Rinne bis über Mannshöhe anfüllt.

Unser bald nach 6 Uhr angetretener Marsch ging anfangs pfadlos, dann auf dem Muika-Taweta-Wege über 4 Stunden lang durch Steppe. Da es regnete, war die Stimmung keine besonders fröhliche, erst als es gelang, einige Kuhantilopen (Bubalis cokei) zu erlegen, hob sie sich. In Muika langten wir, nachdem ein die untere Grenze der Landschaft bildender, aus Steppen- und Uferbäumen gemischter Wald durchschritten war, gegen Mittag an, schon vorher von dem Häuptling Bararia in full dress — Hose, Jacke und Chapeau-claque — empfangen. Er ist ein noch junger Mann, im Anfang der Zwanziger, sehr gesprächig und offenbar harmloserer Natur als sein Stammesgenosse Mareale. Auf meine Frage, ob er sich gern an kriegerischen Unternehmungen, d. h. für den Dschagga an Raubzügen, betheilige, antwortete er mit energisch abwehrender Handbewegung: »Nein, gar nicht, ich und meine Leute ziehen vor, das Land zu bestellen«. In Uebereinstimmung damit ist seine Boma nichts weniger als eine Festung, ein einfach mit Bäumen und Sträuchern umfriedeter Hofraum, in der Mitte die ersten Anlagen eines aus Balken und Steinen geplanten Hauses, das aber wohl nie fertig werden wird. Sieben Monate später sah ich es noch in demselben embryonenhaften Zustande. Während der Kompagnieführer mit Bararia ein Schauri abhielt, pilgerte ich mit den eigenen Leuten weiter und kam, sehr bald denselben, aber jetzt infolge des Regens überaus schlüpfrigen, Weg wie beim Ausmarsch benutzend, am Nachmittag wohlbehalten, wenn auch pudelnass auf der wissenschaftlichen Station wieder an.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

IV. KAPITEL.

Zum Mawenzi.

Monatelang weilte ich am Berge jetzt, hatte seine schneebedeckten Gipfel, den sargähnlichen Kibo und spitzzackigen Mawenzi oft genug aus ihrem Wolkenmantel hervortauchen sehen, aber die Sehnsucht, ihnen näher zu rücken, die Geheimnisse zu schauen, die sich auf der anderen Seite, jenseits des die Gipfel verbindenden Sattels verbargen, musste ungestillt bleiben. Noch war Meli, der übermüthige Häuptling von Moschi, in der Fülle seiner Macht. Ungehindert hielten seine Leute auf dem sogenannten oberen Verbindungswege, einem Pfade, der in der ungefähren Höhe von 2800 Meter um die allein bewohnte Südhälfte des Kilimandscharo herumführt, ihren gewohnten Verkehr mit den Insassen der im äussersten Osten gelegenen Landschaft Useri aufrecht. Jetzt von Marangu, meinem Aufenthaltsorte, her den Berg besteigen zu wollen, hiess sich der Gefahr aussetzen, wenn nicht getödtet zu werden, so doch den feindlichen Wamoschi als Geisel in die Hand zu fallen. Schon gingen allerlei dunkle Gerüchte. Ungezählt viele Soldaten, geführt von Wazungu, weissen Männern, seien von der Küste her im Anzuge, um das traurige Ende von Bülows und Wolfrums zu rächen. Wie angenehm wäre es da dem schlauen Meli gewesen, wenn er sich für alle Fälle aus einem oder mehreren gefangenen Deutschen eine Bürgschaft für sein Leben hätte schaffen können.

Die Gerüchte nehmen festere Gestalt an. Grosse, von Tanga und Pangani kommende Karawanen, bis zu 1000 Trägern stark, häuften in der Militärstation Marangu Proviant und Munition zu ganzen Bergen. Am 2. August verkündeten 12 Kanonenschüsse, dass der Gouverneur, Oberst v. Schele, an der Spitze des Expeditionskorps angelangt sei. Zehn Tage später fiel der Schlag, der Meli zu Boden schmetterte und damit den Berg in seiner ganzen Ausdehnung wieder in deutsche Gewalt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

brachte. — Einer Besteigung stand jetzt nichts mehr im Wege. Wie sie aber ausführen? Von dem Ausgangspunkt, der wissenschaftlichen Station, die sich mit freiem Blick über die ungeheure, dem Fusse des Kilimandscharo vorgelagerte Steppe in 1560 Meter Seehöhe auf einer nach Süden vorspringenden Hügelzunge erhebt, übersieht man nach Norden, den Berg aufwärts gewandt, zunächst ein sanft ansteigendes, durch Thäler längsgefurchtes Land, das in seinen unteren Lagen mit den Pflanzungen der Eingeborenen, weiter oben mit übermannshohem Gebüsch bedeckt ist. An dieses schliesst sich in ungefährer Breite einer deutschen Meile dichter Wald, dann folgen durch gelbliche Färbung charakterisirte Bergwiesen, endlich bis zum Rand des Plateaus, auf dem sich rechts und links die beiden Gipfel noch 2000 bezw. 1500 Meter höher aufbauen, dunkel getönte Lava- und Aschenfelder. Soviel ergiebt die orientirende Ueberschau von vornherein: es wird mindestens zweier Tagemärsche bedürfen, um auch nur den Sattel, die Verbindungsbrücke zwischen Kibo und Mawenzi, zu erreichen.

Am 29. Oktober in der Frühe herrscht auf der wissenschaftlichen Station reges Leben. Acht Suaheli-Träger sind auf der Veranda des Hauptgebäudes in eifriger Arbeit, Zelt, Decken, verschiedene Instrumente, Esswaaren, Kochgeschirre zu Einzellasten zusammenzuschnüren. Eben sind sie fertig und mit den allerlei Sammelwerkzeug schleppenden Jungen in Reih' und Glied aufgestellt, da naht von unten her eine zweite kleine Karawane. Ihr Ansehen ist kriegerischer als die des friedlichen Forschers, kein Wunder, führt sie doch Kompagnieführer Johannes, noch einer der Getreuen Wiffmann's, ein Mann, dessen reicher afrikanischer Erfahrung die rasche Erledigung des Kilimandscharo-Feldzuges in erster Linie mit zu verdanken war. Nach der Bezwingung Meli's, des Herrschers am Berge, gelüstet es ihn jetzt, den Berg selber zu zwingen. Beide Karawanen »fraternisiren«, dann, nach kurzem Abschied von dem diesmal auf der Station zurückbleibenden Genossen, geht es hinaus in einen trüben, von Nebel und leichtem Regengeriesel erfüllten Herbstmorgen. Das Ende des Zuges hat Sergeant Hägele, ein biederer Schwabe, das Vorbild eines in allen Sätteln gerechten Afrika-Unteroffiziers.

Ein Marsch von kaum einer halben Stunde führt uns an den Rand einer tief eingeschnittenen Schlucht, aus deren Grunde das Rauschen eines schnell zwischen mächtigen Lavablöcken dahinschiessenden Wassers heraufttönt; es ist der Mondjo, ein Bach, der sich eine Strecke weiter abwärts in den Himo, den Grenzfluss zwischen Marangu und Kilema, ergiesst. Von Stein zu Stein springend, überschreiten wir ihn. Auf dem schmalen Negerpfade, der sich am jenseitigen Ufer wieder steil emporwindet, geht eine ganze Schaar von Eingeborenen vor uns her, meist Weiber. Die Ackergeräthe, die sie in der Hand tragen, verrathen, dass sie den Feldern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zusteuern, die nach Beendigung des Krieges in ganz überraschendem Umfange an allen Bergeshängen neu entstanden. Wir überqueren solche bald darauf; das mittelst künstlicher Berieselung reichlich gespendete Wasser hat die junge Saat auf ihnen eben aus der Erde getrieben, Bohnen vor Allem, daneben aber auch viel Uimbi (Eleusine coracana), das Korn, welches zur Bereitung der geliebten Pombe dient. Bananen-Schamben folgen sodann, dicht eingefriedeten Gärten gleich, zwischen denen der Weg bergauf, bergab als schmale Ader sich hinzieht. Wir verstehen, welch ungeheure Schwierigkeiten ein Kriegszug in solch einem Terrain bieten muss. Nur Mann hinter Mann kann man sich fortbewegen, nirgends eine Uebersicht, daneben dauernd die Gefahr, von einem unsichtbar hinter den Hecken verborgenen Feinde beschossen zu werden. Wir haben nichts zu fürchten, Friede herrscht wieder im Lande, aber wir sind trotzdem froh, als wir die Kulturzone mit ihrem verzwickten Wege- und Berieselungs-System hinter uns haben. Vor uns liegt ein weites Tafelland, auf ihm nur hier und da ein einzelner Baum, sonst nichts als dichtes Gestrüpp, durchsetzt mit mannshohem Adlerfarrn. Das Auge des Botanikers erfreut sich an zahllosen darüber hingestreuten Blumen, welche die eben angebrochene kleine Regenzeit hervorgezaubert hat, der mehr nüchterne Sinn der Militärs wendet sein Interesse den am Wege befindlichen Elephantengruben zu, riesigen Erdschachten, auf und in die aber, wie ein Eingeborener mit trauriger Miene erzählt, die begehrten Dickhäuter in den letzten Jahren nicht mehr reinfallen wollen.

Eine Meile sind wir etwa von unserem Ausgangspunkte entfernt, da wird fast plötzlich die Umgebung eine andere. Nachdem, auf ein paar hundert Schritt, zwei verschiedene, aber im Aeussern sich fast gleichende Baumarten (Agauria salicifolia und Myrica kilimandscharica) zu einem lichten Hain an einander gerückt sind, tritt der Pfad am anderen Ufer einer schmalen Wasserrinne in einen Wald ein. Tropischen Urwald nennen ihn die Berichte früherer Reisender. Aber je weiter wir auch, stets langsam steigend, in ihm fortwandern, es will doch nichts so recht zu dem Bilde passen, das von Kindheit an in unserer Vorstellung von einem Urwalde lebt. Keine feuchtheisse Stickluft umfängt uns, im Gegentheil, uns fröstelt in unseren Kleidern, die bereits auf dem Marsche durch das thauige Buschland völlig durchnässt sind. Keine Lianen, kein Bambus, die zusammen in den Usambara-Waldungen förmliche Verhaue bilden, versperren hier den Weg. Rechts und links kann man auf eine ziemliche Strecke frei Umschau halten, denn auch das Unterholz ist nicht übermässig entwickelt. Wo bleiben die himmelanstrebenden Baumriesen, die Schaaren von Affen, die sich in ihren Kronen umhertummeln? Wo sind die bunten Vögel, die bunten Schmetterlinge, wo die Blüthenfülle von allen Zweigen herabnickender Orchideen, die Palmen, die Baumfarrne?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nichts, nichts von alle dem. Wir pilgern dahin wie in einem stark verwilderten Laubholzforste der Heimath. Nur zwei Erscheinungen sind es vielleicht, die auch einem in der Scheidung der Pflanzenformen ungeübten Auge auffallen dürften. Ein überaus zierliches Gewächs, eine Selaginella, verwandelt den Boden in einen schwellenden grünen Teppich, und von fast allen Zweigen herab hängen lange Strähnen im Winde sich schaukelnder Moose und zarter Hymenophyllaceen.

Der Weg ist steinig und schlüpfrig, ab und zu liegt ein umgestürzter Baumstamm quer darüber, im Allgemeinen bietet er keine nennenswerthen Schwierigkeiten. Stockt die Karawane wirklich einmal, so hört man bald hinten, aus der Gegend, wo der brave Hägele die Nachhut hat, wie auf gut Deutsch oder schlecht Kisuaheli zum Nehmen des Hindernisses angefeuert wird. Weniger sind es die voraufwandelnden zweibeinigen Geschöpfe, die ihm Sorge machen, als vielmehr eine kleine Anzahl vierbeiniger, einige Ziegen, die weiter oben ihr Leben für uns lassen werden. Wir überschreiten kurz hinter einander zwei munter plätschernde Bäche. Wohl ist die Vegetation üppig zu beiden Uferseiten, wohl erregen einige fremdartige Gewächse, eine prächtige Balsamine und eine einer doppelt mannshohen Palme gleichende Lobelia unsere Aufmerksamkeit, aber im Grossen und Ganzen möchten wir meinen, solche Waldbach-Scenerien in Thüringen, im Harz, im Schwarzwald gerade so gesehen zu haben. Die Anklänge an die Heimath bleiben auch, als wir, nach etwa einer Stunde Wegs im Walde, auf eine kleine Blösse hinaustreten, wie deren später noch mehrere folgen. Es ist eine typische, rings scharf abgegrenzte Wiese mit über kniehohem Gras, dazwischen Dolden- und Korbblüthler, Knabenkräuter und Gladiolen. Den Saum bildet eine förmliche, aus gelben Schneeballen gebildete Wand, eine Psiadia, und über diese hinaus breitet ein Baum seine Zweige, aus deren hellgrüner Blättermasse theils bleiche, theils rothe Blüthentrauben wie Fuchsschwänze senkrecht nach unten hängen. Ein Soldat, der uns begleitet und den ich an seiner Hautfarbe und Gesichtsbildung als Abyssinier erkannt, bestätigt mir auf meine Frage, dass der Baum (Hagenia abyssinica) bei ihm zu Hause sehr häufig sei, Kosso genannt werde und ein, auch in der deutschen Pharmakopöe sehr geschätztes Wurmmittel liefere.

Um Mittag haben wir den Wald, der sich als breites Band zwischen 1900 und 2500—3000 Meter um den südlichen Kilimandscharo herumlegt, in seiner ganzen Ausdehnung durchquert. Vor uns breitet sich, soweit der Nebel zu sehen gestattet, eine Grascampine aus, vorerst noch fast eben und da und dort, Vorposten gleich, mit zerstreuten Baumparzellen bestanden, weiter hinauf kahl und durch Hügel und Bodenanschwellungen gewellt. Von dem Pfade, der bald in den oberen Verbindungsweg einmündet, zweigt sich ein kleinerer, kaum betretener nach Westen ab.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber die einzuschlagende Richtung orientirt uns ein einzelstehender Baum, auf dessen weissem, von der Rinde entblösstem Stamm unter einem Pfeil mit deutlichen Worten zu lesen steht: Zum Kifinika-Hôtel, 15 Minuten. Leider scheint die weitverbreitete Unsitte der Gastwirthe, auf Wegweisern die Entfernungen zu ihren Labestätten sehr gering anzugeben, bereits bis in diese unwirthlichen Höhen vorgedrungen. Wir brauchen eine halbe Stunde, bis wir in einer Bodensenkung, gegen Stürme geschützt, am Rande eines bachdurchflossenen Wäldchens das Hôtel unter uns liegen sehen. Befrackte Kellner stehen nicht davor, es macht auch im Uebrigen keinen sonderlich einladenden Eindruck. Zwei einfache, aber ihrem Zweck vollkommen entsprechende Schutzhütten sind es, die eine für Träger, die andere für Europäer bestimmt. Dickere Gabelpfosten und dünnere, als Horizontalhölzer mit Cocosstricken doppelseitig daraufgebundene Stangen haben neben ganzen Haufen von Gras — zur Auspolsterung der Wände und Giebeldächer — als einziges Material für beide gedient. Die Europäerhütte erfreut sich dazu einer Klappthür, aus Wellblech hergestellt; sie ist auch rings von einem 2 Meter hohen, starken, mit Stacheldraht durchflochtenen Pallisadenwerk umgeben. Letzteres soll verhindern, dass einer der hier häufig vorüberwechselnden Elephanten einmal aus Versehen über die Hütte stolpere und dadurch etwa zu Schaden kommen könnte.

Während die Träger ihre Lasten niederlegen und ein Lager herrichten, der Koch eine Ziege schlachtet und das Essen bereitet, mustern wir, von einigen Sonnenblicken begünstigt, unsere nähere Umgebung. Wir befinden uns bereits weit über der Höhe des Gotthardt-Hospizes, aber hier, dem Aequator so nahe, herrscht noch Baumwuchs, wenn freilich an seiner äussersten Grenze. Zum wenigstens ein Dutzend Arten wachsen in dem Waldsaum längs des Baches, darunter der schon erwähnte Kosso, und als schönste ein auch von Weitem an den Quirlästen kenntlicher Zapfenträger, der Podocarpus Mannii. Aber alles sind Formen, die für den gebildeten Mittel-Europäer kaum etwas Fremdartiges haben. Anders steht es mit einem lichten Hain, der sich oberwärts der Mulde und ausserhalb des umfangreichen Ueberschwemmungsgebietes erstreckt, das der jetzt kaum einen Meter breite Bach besitzt. Da ragen in weiten Abständen gewaltige Besen auf, 10 bis 12 Meter hoch, baumartige Haidekräuter, an ihren Füssen von Bränden geschwärzt, in ihrer Krone über und über bedeckt mit einer weissen Flechte, die als wallender Schleier mehrere Fuss lang von allen Zweigen herunterhängt. Geradezu gespensterhaft wirkt ein solcher Hain am Abend und in der Nacht, wenn das Mondlicht sich zwischen den wetterzerzausten Stämmen bricht. Da verwandelt eine arbeitende Phantasie die bleichen Flechtenbehänge in wehende Leichentücher, die entlaubten, von gewaltigen Stürmen zu Boden geworfenen und ihre weissen Aeste gen Himmel streckenden Stämme in formlose, fabelhaften Thieren angehörige Ske-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Erica-Bäume, mit Flechten behangen.

lette, das Ganze in einen Kirchhof der Natur. — Die Erica arborea, welche die eigenartigen Haine bildet, steigt von allen Bäumen am Kilimandscharo mit am höchsten hinauf. Sie wird eigentlich nur übertrumpft von der Agauria salicifolia. Wenn wir von unserem Standpunkt, der Schutzhütte, den Blick nach Norden wenden, sehen wir, wie diese letztere in einem allerdings sehr gelichteten Bestande einen mit breiter Sohle sich 400 Meter hinter dem Lager steil aufwärts erhebenden Kegel noch fast bis zur Spitze bedeckt. Auch der Kegel selbst interessirt uns. Sechs Wochen zuvor etwa habe ich ihn bestiegen und mich aus der wohlerhaltenen Kraterbildung am Gipfel überzeugt, dass wir es mit einem parasitischen Vulkan zu thun haben. Kifinika nennen ihn nach Hans Meyer die Wadschagga und lassen auf ihm, wohl weil er eine weithin sichtbare Landmarke bildet, die Geister Verstorbener allerlei Spuk treiben.

Es ist inzwischen Abend geworden, zu dem Nebel gesellt sich Regen; ein kalter Wind, der die Temperatur bis 5° C. sinken lässt, fegt über unser Lager dahin. Die Träger und Jungen, obwohl jeder mit zwei dicken, wollenen Decken ausgerüstet, hocken fröstelnd um mehrere hochlodernde Feuer und nehmen, wie auch wir im Zelt es thun, ihr Nachtmahl ein. Das Konzert dazu tönt uns aus dem Walde herüber. Während am Tage eine fast unheimliche Stille herrscht, ist es jetzt lebendig darin. Colobus-Affen, deren langhaariger weisser Schwanz aufs Täuschendste

die Flechtenbehänge der Bäume nachahmt, lassen ein scharfes, quietschendes Pfeifen hören; ein ganz eigenartiger, bald von da, bald von dort aus den Baumkronen schallender Laut mischt sich dazwischen. Wir wissen nicht, ob wir ihn Quaken, Schnalzen oder Knurren nennen sollen, er hat von Allem etwas. Hier ungemein häufige Baumschliefer sind es, die ihn ausstossen, kleine, braune Säuger von der Grösse eines Hasen und der Gestalt



Colobus-Affe (Colobus caudatus).

eines Meerschweins. Die Zoologen streiten sich noch darum, in welche Thiergruppe sie dieselben unterbringen sollen. Mein Stationsgenosse meinte, als er Skelett und Zahnbau prüfte, es seien ganz unzweifelhaft auf Bäume kletternde Nilpferde und er wird recht haben.

Der nächste Morgen findet uns schon vor Sonnenaufgang beim Frühstück. Drei Wochen zuvor hatte mir mein Junge um die gleiche Zeit, förmliches Entsetzen im Blick, einen abends gefüllten Krug mit den Worten ans Bett gebracht: »Herr, das Wasser ist Stein.« Diese Nacht hatte es

nicht gefroren, aber kalt ist's dennoch. Die Träger sind völlig erstarrt; es bedarf sehr eindringlicher Mahnungen, um sie aus ihrer Apathie aufzurütteln und zu veranlassen, sich Bewegung zu schaffen. An einen Aufbruch ist nicht zu denken. Undurchdringlicher Nebel hüllt uns ein. Ungewiss dessen, das da kommen werde, warten wir zwei peinliche Stunden. Da, eine geringe Aufklärung! Schnell ist ein Entschluss gefasst, die Lasten werden genommen, und es geht vorwärts. Ein Theil der Leute, vor Allem die Jungen, bleibt zurück.

In dem aufwärts vorspringenden Waldzipfel jenseits des Baches, an dem wir gelagert, trieft es vor Nässe. Der Pfad bildet eine Aneinanderreihung



Baumschliefer.

wassergefüllter Löcher, jedes so gross, dass man ein Kind darin baden könnte. Elephanten haben ihn gestampft, dies beweisen nicht nur die überall umherliegenden, über kopfgrossen Ballen ihrer Losung, auch die rechts und links zu Boden gestreckten Bäume sprechen dafür. Wir überqueren einen Wasserlauf und kommen in der Grasflur dahinter auf einen betreteneren Weg, mit dem sich bald von rechts und links je ein anderer vereint. Da auch alle Elephantenspuren die Richtung zu einer sich vor uns aufthuenden Senkung nehmen, wissen wir im voraus, dass dort ein Flussübergang sich finden wird. Bald stehen wir davor. Eine 80 Meter tiefe, baumerfüllte Schlucht, durchströmt von dem später Himo genannten Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wässer, gähnt zu unseren Füssen. Aber gerade an der Stelle ist ein Ueberschreiten möglich, wir brauchen nur, in Serpentinen abwärts und drüben wieder aufwärts steigend, in die Fusstapfen gewaltiger Vorgänger zu treten. Mit der Benutzung irgend welchen Pfades hat es am anderen Ufer ein Ende, und es gilt nunmehr, den weiteren Aufstieg sich selber zu bahnen. Nach einem vorher entworfenen Plane ist beabsichtigt, bis zu den Klippen vorzudringen, an denen ich mit Dr. Lent schon einmal gewesen und die man an klaren Tagen ungefähr in der Mitte zwischen Kibo und Mawenzi von unter her deutlich erkennt. Ich sage: an klaren Tagen, aber heute ist es nichts weniger als klar. Kaum sind wir, uns immer an der Himo-Schlucht und ihren westlichen Abzweigungen haltend, mühselig im Grase der sich langsam, aber ständig aufwärts erstreckenden Bergwiese eine halbe Stunde fortgewandert, so umfängt uns von Neuem so dichter Nebel, dass alles, was auch nur zwanzig Schritte entfernt ist, wie hinter einem Vorhang verschwindet. — Er hat etwas unheimlich Beängstigendes, dieser Marsch. Ich habe als »in der Gegend Kundiger« die Spitze, bleibe aber alle zehn Minuten stehen und schaue und rufe nach rückwärts. Einer nach dem andern taucht dann erst als dunkler Fleck, allmählich in deutlicheren Umrissen aus der Nebelmasse hervor, zuletzt immer Hägele, der unermüdlich thätig ist, die Träger zum Aufbleiben zu ermuntern. Hat er die Köpfe schnell überzählt und »alles zur Stelle« gemeldet, so geht es weiter. Nachdem ein gewaltiger, durch das Dickenwachsthum eines vereinzelten Agauria-Baumes in zwei Theile gesprengter Fels, der weithin kenntliche »Moltke-Stein«, erreicht ist, haben wir uns nordwestlich zu wenden. Wir müssen auf einen Hügel stossen, auf dem Kollege Lent eine Triangulationsflagge errichtet hat, weiterhin auf eine Schlucht, die zu überqueren ist. Aber weder der eine, noch die andere wollen sichtbar werden. Den Kompass zu fragen, hat keinen Zweck, denn hier, wo solche Massive wie Kibo und Mawenzi auf ihn wirken, sind seine Angaben trügerisch. Aber ganz gleich, wir kommen höher, das sagt uns nicht nur das auf 3600 Meter zeigende Aneroid, es sagt uns auch der immer kürzer werdende Athem. Plötzlich höre ich Wasserrauschen, und gleichzeitig thut sich, als wäre er mit dem Messer eingeschnitten, ein Abgrund vor mir auf, wie ich einen ähnlichen am Kilimandscharo bisher nicht gesehen hatte. Senkrecht stürzen zwei parallele, kaum zwanzig Schritt von einander abstehende Wände 150 Meter tief hinab, ein gewaltiges Zeugniss für die erodirende Wirkung des Schneewassers. Jetzt ist kein Zweifel mehr, wir sind, wohl infolge des häufigen Rastens aus der Richtung gekommen, viel zu weit nach rechts gerathen, denn die Schlucht kann nur die des Himo sein, den wir am Morgen überschritten. Was thun? Es ist bereits 12 Uhr und noch immer herrscht der dichte Nebel, der jede Uebersicht vereitelt; die Träger sind aufs Aeusserste erschöpft. Schon lange hat die zusammenhängende Grasnarbe aufgehört

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und ist einem steinigen Terrain gewichen, auf dem zerstreute, kleine und grosse Lavablöcke das Fortkommen ganz gewaltig erschweren. Die weissen Männer vereinigen sich zu einem Schauri. Das Ergebniss desselben ist: Noch eine Strecke an der Schlucht aufwärts wandern und sehen, ob sie vielleicht sich soweit verflacht, dass es möglich ist, in ihr Lager zu schlagen. Nach kaum einer Stunde findet sich Alles, was wir suchen, beisammen. Da ist leicht erreichbares fliessendes Wasser, da ist Brennholz in Gestalt niederer Büsche, da sind sturmbrechende Felsen, zwischen denen das mitgenommene kleine Zelt eben aufgestellt werden kann. Noch lassen wir einen Haufen Reisig sammeln, Feuer anzünden, im Zelt an der Erde aus Haidekraut und darüber gespannten Decken ein Lager herrichten, dann schicken wir die Träger mit dem Befehl, sich übermorgen wieder einzufinden, nach der Schutzhütte zurück. Wenige Schritte nur und sie sind im Nebel unseren Blicken entschwunden.

Fünf Männer bleiben, drei weisse und zwei schwarze. Munifazi, der eine der letzteren, ein weitgereister Suaheli, ist Sklave eines Küstenarabers, dem er ständig die Hälfte seines Monatslohnes abzuliefern hat. Seit Jahren ist sein Schicksal an das des Kompagnieführers gekettet und wie treu er ihm anhängt, beweist seine Bereitwilligkeit, bis zu diesen eisigen, selbst von den Wadschagga abergläubisch gemiedenen Höhen zu folgen. Immerhin hat er es für gut gehalten, sich nach einem Ndugu (Bruder) umzusehen, der das Wagniss der Bergbesteigung mit ihm theile. In Kibanga, dem andern Schwarzen, hat er einen solchen gefunden.

Während beide in Gemeinschaft mit Hägele sich daran geben, Kaffee zu kochen und die leckere Erbswurst zu bereiten, erhebt sich von Osten kommend ein Wind, der allmählich immer stärker wird. Er lässt uns zwar nach den Mänteln greifen, aber wir begrüssen ihn mit Freuden. Wir hoffen von ihm das Beste, und er erfüllt dieses Hoffen. Um 4 Uhr am Nachmittag sind alle Nebel weggefegt, die Sonne bricht durch und löst schnell die letzten, hier und da noch hängenden Streifen. Bewundernd stehen wir jetzt auf einem Felsblock und geniessen stumm das unvergleichliche Panorama, das vor uns ausgebreitet liegt. Klar und scharf, alle Linien aufs Deutlichste konturirt, überblicken wir den Berg zu unseren Füssen von den im Osten gelegenen Rombo-Landschaften bis hin nach Moschi und Madschame. Die Lavahänge und Grasfluren zunächst unter uns sind durch zahllose, von beiden Gipfeln ausstrahlende Rillen, Furchen und Schluchten längsgefeldert. Hier senken sie sich in ganz allmählicher Neigung, einer Riesentafel gleich, nach abwärts, dort, besonders zur Linken, bilden sie eine Welt von Hügeln, Kuppen und Bergen. — Wie der dunkelgrüne Besatz eines weiten faltenreichen Gewandes hebt sich der Wald ab. Von dem breiten Saum, als welcher seine geschlossene Masse erscheint, schieben sich schmale Zungen in die wasserführenden Mulden und Ab-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gründe vor. Der Raum zwischen ihnen ist dunkel getupft von kleineren und grösseren, zumeist leichte Senkungen ausfüllenden Baumparzellen. — Jenseits des Waldes leuchtet das hellgrüne, mit Bananenhainen besäte Kulturland herauf. Obwohl über 2000 Meter tiefer gelegen, ist es uns bei der reinen Luft doch möglich, mit blossem Auge darin die Gebäude der beiden Stationen, der militärischen und der wissenschaftlichen, wie auch die Boma des Häuptlings Mareale und die Niederlassung eines englischen Kaufmanns zu erkennen. Langsam senkt sich das bewohnte Land zu der dürren, gelben Steppe. Im Vordergrunde von schwarzen geschlängelten Adern, den Flüssen mit ihren waldigen Ufersäumen, durchzogen, wird sie im Süden gerade uns gegenüber durch das malerische, im Halbkreis sich öffnende Ugueno-Gebirge abgeschlossen. Hoch ragen dessen Spitzen empor, aber wir schauen darüber hinweg, sehen die Pare-Kuppen und ganz hinten im blauen Lichte die Berge Usambaras. Rechts von uns steigt scharf zackig der Meru, der Bruder des Kilimandscharo, 5000 Meter hoch auf, weiter ab in kühn geschwungenen Linien die Sogonoi-Berge, links in der Ebene glänzt die weite Fläche des Jipe-Sees, wir erblicken die Taita-Berge und fern am Horizont den Kasigao, von dem das Meer in fünf Tagemärschen zu erreichen ist. — Mit besonderem Interesse ruht unser Auge auf einer kleinen, im Südosten am Fusse des Berges befindlichen Wasserfläche. Ohne Weiteres wird es uns auch hier von unserem erhabenen Standpunkt aus klar, dass wir es mit einem Kratersee zu thun haben. Es ist der Dschalla, mit seinen baumreichen Steilabstürzen als dunkler Fleck auf lichtem Grunde erkennbar.

Wir wenden uns rückwärts. Welch ein Abschluss im Hintergrund für das bezaubernde Bild vor uns. Da reckt sich der Mawenzi gen Himmel, spitz, scharfkantig, klippenumstarrt und scheinbar so nahe, dass man meint, in einer halben Stunde ihn erreichen zu können. Und drüben zur Linken, nach allen Seiten abgerundet, der majestätische Kibo, 6000 m hoch. Beide tragen ein weisses Schneegewand, aber während das des letzteren wie angegossen liegt und blendende Lichtfülle zurückstrahlt, ist das des anderen in tausend Löcher zerfressen, die den dunklen Leib in ihrer Blösse zeigen. Noch lange würden wir uns dem erhabenen Schauspiel hingegeben haben, hätte nicht die Kälte, die mit sinkender, den Schnee des Kibo goldig überstrahlender Sonne immer intensiver wird, nur zu deutlich empfinden lassen, dass das Reich des ewigen Eises ganz nahe liegt.

Am andern Morgen trete ich früh $5^1/_2$ Uhr zugleich mit dem Kompagnieführer aus dem Zelt. Das Thermometer zeigt mit + 1^0 C. auf eine viel höhere Temperatur, als ich erwartet hatte. Aber der Himmel ist in der Nacht bedeckt gewesen und die Ausstrahlung dadurch gemindert worden. Ueber uns glänzen zu unserer höchsten Befriedigung die beiden Gipfel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im reinsten Weiss, unter uns, von da ab etwa, wo der Wald ansetzt, breitet sich, so weit wir auch zu sehen vermögen, ein herrliches Wolkenmeer aus. Im Osten taucht eben die Sonne als glühender Ball hervor und sendet blitzende Strahlenkegel über die starren Wogen und Wellenkämme. Aber wir dürfen mit der Betrachtung keine Zeit verlieren, es gilt, so schnell wie möglich an den Plateaurand zu gelangen. Wir können diesen nun entweder an seiner tiefsten Stelle, in der Mitte zwischen den beiden Gipfeln, zu erreichen suchen — dann haben wir einen wenig geneigten Anstieg, aber eine Anzahl von Abgründen zu überwinden — oder wir gehen an der Schlucht, an der wir uns befinden, steil aufwärts und kommen dann an seine höchste Stelle, da wo er sich zum Fuss der Mawenzi-Spitze nach oben krümmt. Wir entschliessen uns für das letztere.

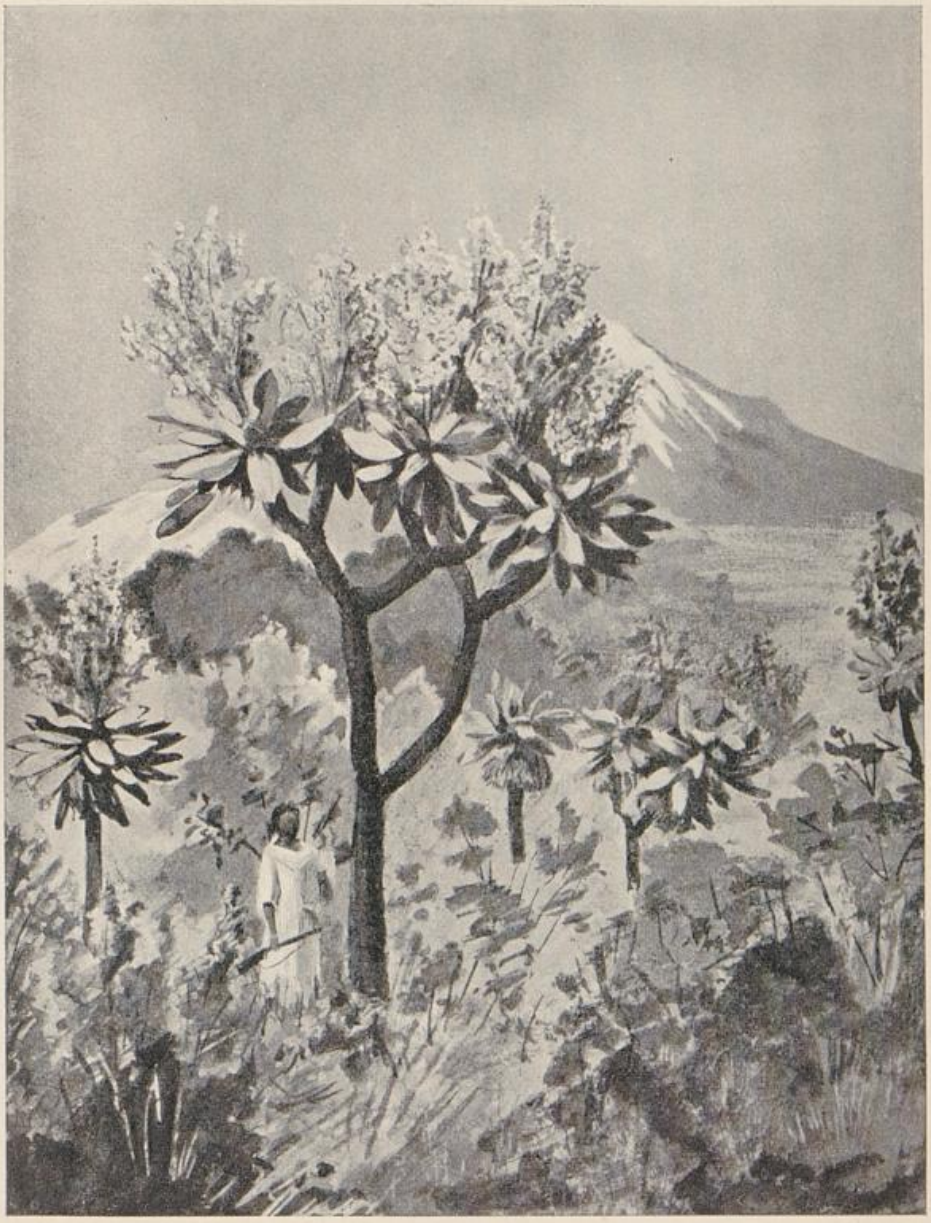
Nachdem wir schnell ein wenig gefrühstückt, Munifazi sich einen Rucksack mit Mundvorrath, ich mir einiges botanische Sammelgeräth über die Schulter gehängt, geht es einen vor uns befindlichen Grat hinauf, der sich ohne Absturz bis zum ersten Schneefeld emporzustrecken scheint. — Wir haben keine leichte Arbeit. Bald heisst es, sich zwischen mächtigen Blöcken hindurchzuwinden, bald Stufen zu erklimmen, bald auch erschweren Schottermassen, die den Fuss nirgends sicher auftreten lassen, den Weitermarsch ganz ungemein. Häufige Rasten sind nöthig, um Herz und Lunge auf Augenblicke zur Ruhe zu bringen. Wir werfen dabei einen Blick auf die Vegetation. Noch immer begleiten uns Blüthenpflanzen, zwei oder drei Gräser, verschiedene Strohblumen, Blaerien, Kreuzkraut, eine über und über mit gelben Sternen bedeckte Euryops-Art. Aber während alle diese nur kleine, aufrechte Büschel bilden, oder hier und dort dem steinigen Boden als Polster angeschmiegt sind, fehlt es auch nicht an einem höchst ansehnlichen und überaus merkwürdigen Vertreter des Pflanzengeschlechts. Da wo der Grat sich auf die Breite kaum eines Meters verschmälert und uns eine Einschau in die Schluchten zu beiden Seiten gestattet, erblicken wir am Grunde und auch an den Böschungen bis zu 6 m hohe, bald einfache, bald gegabelte Stämme aufragen, die an der Spitze ein dichtes, kugeliges Büschel hellgrüner, doppelthandlanger Blätter und daneben zuweilen eine oder mehrere senkrecht aufstrebende, gelbe Blüthenrispen tragen. Unterhalb der Krone sind die Stämme ganz oder bis zur halben Höhe mit den braunen Resten abgestorbener Blätter so besetzt, dass sie ein geradezu unförmliches Aussehen bekommen. Man meint oft, Gesteinssäulen und -blöcke vor sich zu haben, auf denen oben so etwas wie ein grosser Kohlkopf wächst. Die Pflanze, Senecio Johnstoni genannt, begegnet uns noch in vereinzelten Exemplaren, als wir bereits eine Höhe erreicht haben, hinter welcher die der Jungfrau-Spitze zurückbleibt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vier Stunden sind wir geklettert, da sehe ich, wie Johannes, der vorauf ist, plötzlich stehen bleibt. Gleichzeitig klingt ein: »Donnerwetter!« an mein Ohr, aus dessen Tonfall hehrste Bewunderung spricht. Nach wenigen hastigen Schritten stehe ich neben ihm. Hurrah! Der Berg ist genommen, ich schaue auf seine andere Seite! Dann, nach diesem Erstgefühl der Befriedigung, stilles Versenken in den wahrhaft überwältigenden Anblick, der sich mir bot. Das nach links gewendete Auge übersieht eine weite, mehr als eine Meile breite, zumeist aus Aschenfeldern gebildete Mulde, die sich vor und unter uns abwärts senkt. Hügelketten springen von beiden Seiten in sie vor, in der Mitte zieht sich ein Grat quer herüber, auf den rothgetönte Lavamassen in Form von Spitzen und jäh abstürzenden Mauern gethürmt sind. Aber wie klein, Ameisenhaufen gleich, erscheinen alle diese Bodenerhebungen gegenüber dem Riesen, der dort drüben aus der Ebene des Nordabfalles tausende von Meter gleichmässig in die Höhe steigt. Es ist der Kibo. Wie ganz anders, wie unendlich viel erhabener wirkt er hier als auf der Südseite. Während er dort einem breit aus einander gelaufenen Massiv als verhältnissmässig kleiner Schneedom aufsitzt, stellt er von unserem Standpunkt aus einen fast selbständigen, gewaltigen Berg dar, der oben eine weisse Kappe trägt. Bewundernd schauen wir zu ihm auf, bewundernd gedenken wir auch der beiden wagemuthigen Männer, Dr. Hans Meyer und Purtscheller, die gerade 4 Jahre zuvor bis zum höchsten Gipfel vorgedrungen. Wohl keimt in uns der Wunsch, es ihnen nachzuthun, aber dann kommt die Ueberlegung, dass uns dazu das Allernothwendigste, eine vollkommen alpinistische Ausrüstung fehlt. Was sollen wir auch dort oben? Das Geheimniss, das die Spitze in ihrem Riesenkrater barg, ist enthüllt, Räthsel des Lebens, denen wir nachgehen, giebt es in den starren Eiswüsten nicht zu lösen, für den blossen Sport aber fehlt uns das nöthige Verständniss. So bescheiden wir uns denn und bestreben uns nur, das schon Erreichte ein wenig zu vervollständigen.

Von der Ebene der Nordseite vermögen wir nicht mehr zu sehen, als uns ein schmaler Durchblick am Fuss des Kibo vorbei gewährt. Weitere Ueberschau verhindern flügelartig vom Mawenzi, der uns dicht zur Seite emporragt, in die Mulde hinablaufende Rippen. Diese gilt es also, zu überqueren. Wir gehen auf dem Grat, auf dem wir stets gleichmässig steigend hierher gelangt sind und der sich jetzt in kurzer Biegung nach rechts wirft, bis zu einer Stelle weiter fort, wo senkrechte Klippen ein Halt gebieten. Dann klettern wir abwärts. Wir überschreiten leichten Fusses ein Aschenfeld, dann eine Moräne, deren seitliche Böschungen aus schön geschichteten Lavamassen bestehen, und klimmen zum First der nächsten Rippe. Dieses Auf und Nieder wiederholt sich noch mehrmals. Der Mawenzi, an dessen Fuss wir uns dauernd fortbewegen, nimmt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Senecio Johnstoni.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

währenddessen einen ganz anderen Charakter an. Wir erkennen, dass das, was man von Marangu her von ihm sieht, nur die in der Richtung von Ost nach West etwas verbreiterte Stirnseite darstellt. In Wahrheit ist er eine der Längsausdehnung des Kibo im Grossen und Ganzen parallele Mauer. Gewiss an 400 bis 600 Meter steigt diese fast senkrecht in die Höhe, wie von Giganten gebaut und oben mit einem Fries unzähliger Zinnen, Zacken, Spitzen und Thürme versehen. An ihrem Fusse liegen hinabgestürzte Felsmassen, bis zur Grösse eines Hauses, im wilden Chaos neben und über einander. — Wir sind etwa eine Stunde marschirt, als wir die Ansatzstelle eines Grates an die Mauer erreichen, von wo aus nunmehr — bei 4600 Meter — ein freier Blick über den ganzen Nordabfall des Kilimandscharo möglich ist. Leider breitet sich tief unten dasselbe Wolkenmeer aus, wie wir es am Morgen an der anderen Seite gesehen haben. Immerhin lassen gelegentlich entstehende Lücken doch so viel erkennen, dass das Land hier ein etwas anderes Gepräge hat, als auf der Südseite. Vor Allem fehlt die geschlossene Kulturregion; die Steppe, nur von zerstreuten Baumparzellen unterbrochen, geht ohne deutliche Grenzen in den scheinbar sich viel tiefer hinabsenkenden Wald über.

Auf dem Kilimandscharo sein und nicht die Gelegenheit benutzen, sich ganz dicht beim Aequator schneeballen zu können, das geht nicht an. Am nöthigen Material fehlt's nicht. Nur wenige Schritte rechts von unserem Ausguck zieht sich vom Mawenzi eine Halde hinunter und auf der liegt Schnee in Hülle und Fülle. Es wird Abstand genommen und dann »geht's los«. Munifazi steht mit offenem Munde dabei und kann sich die Freude nicht erklären, die immer ausbricht, wenn einer »gut gesessen« hat. Er entschliesst sich endlich, doch auch einmal das merkwürdige, weisse Zeug anzufassen. Es ist zwar kalt, aber es beisst doch nicht, und so holt er denn aus seinen vielen über einander gezogenen Hemden eine Flasche hervor und stopft sie schweigend bis oben voll.

Ich sammle noch, da jede andere Vegetation erstorben ist, eine Anzahl die Felsen weiss, schwarz, gelb, braun und roth überkleidender Flechten, dann wenden wir uns rückwärts. Obwohl ich mir jetzt genügend Zeit lasse, um die freilich nicht allzu zahlreichen höheren Pflanzenarten aufzunehmen, welche auf den Lavafeldern des Plateaus, besonders in sumpfigen, vom Schneewasser gebildeten Senkungen, ein kümmerliches Dasein fristen, kommen wir doch bei Weitem rascher vorwärts, als auf dem Herwege. Von Zeit zu Zeit halten wir Umschau, ob wir nicht irgend etwas von lebendem Gethier entdecken können; aber es will sich nichts zeigen als ein paar Steinschmätzer (Pinarochroa hypospodia) und einige, selbst noch die höchste Mawenzi-Spitze umkreisende Schwalben. Dass trotzdem auch Vierfüssler vorhanden sind, beweist zahlreich umher-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liegender Mist, besonders solcher der heerdenweise zusammenhaltenden Elenn-Antilopen.

Es ist 2 Uhr vorbei, als wir unten beim Zelt wieder anlangen, lebhaft begrüsst von Kibanga, der am brodelnden Kochtopf sitzt. Triumphirend eilt Munifazi auf ihn zu, um seine mitgebrachte Trophäe, die Flasche voll Schnee, zu zeigen. Aber o weh! es ist nichts als Wasser darin. Stumm giesst er es aus und meint dann, enttäuscht und entrüstet zugleich: »Die Wasuaheli sind alle Lügner, sie haben mir gesagt, das Weisse da oben sei Silber.«

Schon um 9 Uhr am nächsten Tage langen unsere Träger von der Schutzhütte her an. Kompagnieführer Johannes geht mit den seinen in einem Gewaltmarsch bis zur Marangu-Station hinunter. Ich bleibe noch die Nacht im »Kifinika-Hôtel«, werde aber dann durch fürchterlichen Regen, der alles unter Wasser setzt, ebenfalls zu den Stätten der Menschen abwärts getrieben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

V. KAPITEL.

Nach Moschi.

Nachdem ich die östlichen Dschagga-Staaten bis hin nach Rombo kennen gelernt, war es naturgemäss mein Wunsch, nun auch den westlichen einen Besuch abzustatten. Leider sollten Monate vergehen, bevor an eine Erfüllung dieses Wunsches zu denken war. Erst musste nach der Besiegung Meli's die feindliche Stimmung seiner Unterthanen und Anhänger sich soweit beruhigt haben, dass man auch ohne Mitnahme einer bewaffneten Macht sich frei nach allen Seiten bewegen durfte. So kam Mitte Dezember heran, als ich endlich mit 12 Trägern gen Westen aufbrach.

Von der wissenschaftlichen Station geht es den breiten, schnurgeraden Weg hinab zur Boma, dem etwa 120 Meter tiefer gelegenen Marangu-Fort. Vor mehr als einem halben Jahre hatte ich zwei Monate hier als Gast geweilt, und wenn auch der Chef und seine Offiziere, ihre eigene Bequemlichkeit opfernd, alles nur Mögliche gethan, um mir und meinen Gefährten den Aufenthalt zu einem angenehmen zu gestalten, so hatte ich doch nie den Eindruck loswerden können, mich in einem abscheulichen Gefängniss zu befinden.

Jetzt ist Alles anders, besser geworden. Da der grösste Theil der Besatzung nach Moschi übergesiedelt ist, haben mit dem Niederlegen einer Reihe von Häusern nicht nur Licht und Luft mehr Zugang gewonnen, es herrscht auch statt des früheren sinnverwirrenden Getriebes die beschauliche Stille einer Residenz »zweiter Güte«. Auf der Bank vor dem Wachtlokal am Eingang hockt ein schwarzer Kerl und entlockt einem primitiven Saiteninstrument leise surrende Töne. Auf meine Frage, ob der Bana mkuba zu Hause sei, hält er es für überflüssig, sein doch so schön breites Mundwerk zu öffnen, sondern schüttelt nur schweigend das Wollhaupt. Da will auch mir ein längeres Verweilen überflüssig erscheinen, überflüssig wie das ganze Marangu-Fort und ich ziehe mit meinen Leuten weiter gen Kilema.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Strasse dahin, nach dem Kriege theils von Soldaten, theils von Eingeborenen gebaut, wendet sich gleich hinter der Station, an deren reich mit europäischen Gemüsen bepflanztem Garten vorbei einem kleinen Thale zu, das an den Hängen mit Bananen, an der Sohle mit Colocasien bestanden ist. Ehe man hinuntersteigt, zweigt sich links ein Weg ab, der zu dem Verkaufsladen eines Griechen, weiterhin zu der Boma Mareale's führt. Nicht ohne Absicht hat man denselben so tracirt, dass die Kanonen des Forts freies Schussfeld nach der Kuppe haben, auf der wir von der Wegzweigung aus die Hütten des Schulzenhofes, etwas anderes ist Mareale's Festung nicht, in einer Zahl von sechs oder acht über eine quadratische Steinmauer hinwegragen sehen. Wir lassen sie links liegen, gehen bald durch Schamben, bald über gebüschreiches Brachland fort, bis wir etwa nach einer halben Stunde an den Einschnitt kommen, in dem sich der Mondjo-Bach brausend über Steine dahinwälzt. Hier, wie später noch mehrfach, hat man die Steilheit des Abstiegs dadurch zu überwinden gesucht, dass man Treppenstufen in das Erdreich geschlagen und in roher Weise durch vorgelagerte Holzschwellen verfestigt hat. Nur der Gedanke: der gerade Weg ist der beste, kann zu einer solchen Konstruktion geführt haben. In Wahrheit ist dieselbe durchaus verfehlt. Eine möglichst schnelle Verbindung zwischen den beiden Militär-Stationen Marangu und Moschi herzustellen, war die Aufgabe, und da musste doch in erster Linie daran gedacht werden, die Route für Reitthiere, zunächst für Esel, passirbar zu machen. Dann aber wäre die Anlage von Serpentinen auch darum vorzuziehen gewesen, weil sie für die übliche Art der Lastenbeförderung bei Weitem bequemer sind. Meine Leute vermieden denn auch immer die »Kunststrasse« und bogen in bereits getretene, seitliche Negerpfade ein, sowie eine neue Treppe zu ihren Füssen sich abwärts senkte. Hoffentlich übernahm es die nächste Regenzeit, die manchmal auf Tage alle Wege am Kilimandscharo in Bäche verwandelt, die »Nachtigallenstiegen«, wie ein boshaft angehauchter Mzungu nach ihrem Erbauer sie nannte, vom Erdboden wieder verschwinden zu lassen. — Den Mondjo, den Rua, zuletzt den Himo, den westlichen Grenzfluss Marangu's, in welchen die vorgenannten beiden Wässerchen sich ergiessen, auf leidlichen Brücken überquerend, erreichen wir nach kaum einundeinhalbstündigem Marsch die katholische Missionsstation Kilema.

Es ist diese Niederlassung der Congrégation du St. Esprit et du St. Coeur de Marie schon mehrfach und zwar immer in Ausdrücken der ungetheiltesten Anerkennung beschrieben worden, zuletzt 1894 von meinem Kollegen Lent in der »Deutschen Kolonialzeitung«. Wenn gleichwohl auch ich hier meine Beobachtungen niederlege, so geschieht dies nicht zum wenigsten aus meinem Gefühl als protestantischer Christ heraus. Prüfet Alles und das Beste behaltet, lehrt die Schrift. Hier in Kilema, wo ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oftmals als Gast geweilt, lernte ich das Beste kennen, was ich noch bisher an Missionsthätigkeit in Afrika geprüft. Wohlverstanden, beschränke ich dies Lob auf das System, die angewandte Methode. »Du bist nur Laie, was gilt dein Wort!« wird man mir entgegenhalten. Nun gut, antworte ich darauf, aber die Gemeinde macht die Kirche. Alle Laien, ohne Ausnahme, die in der Sache aus eigener Anschauung urtheilsfähig waren, und die ich um ihre Meinung befragt habe, theilten meine Ueberzeugung, waren mit mir der Ansicht, dass die Devise: »Erziehung zur Arbeit«, auf welches die katholische Mission allenthalben in Ostafrika ein Schwergewicht legt, erspriesslichere Folgen gezeitigt hat und in der Zukunft noch mehr zeitigen wird, als das blosse »Predigen des Worts« der deutsch-evangelischen und englisch-methodistischen Geistlichen. Mit Zahlen freilich, welche die Menge der Getauften auf beiden Seiten illustriren sollen, darf man mir nicht kommen. Ich erwähne da als charakteristisch nur eines Falles. In Magila ist ein Eingeborener als Lehrer thätig, der nach geraumer Zeit des Unterrichts in die christliche Kirche aufgenommen wurde. Man hat ihn dann nach England geschickt, um dort weiter ausgebildet und im Glauben gefestigt zu werden. Er kehrt zurück und wirkt zur besonderen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Eines Tages erscheint er vor diesen und erklärt mit dem harmlosesten Gesicht von der Welt, er bitte, sich zu seiner ersten noch eine zweite Frau nehmen zu dürfen. Als er trotz aller Vorhaltungen hiervon nicht abgebracht werden kann, heisst man ihn gehen. Nach acht Tagen tritt er zum Muhamedanismus über.

Die Gebäude der Missionsstation Kilema umschliessen im Geviert einen ausgedehnten Hofraum, der, mit jungen Casuarinen bestanden, in der Mitte von einem Leitungsgraben durchschnitten ist. Gleich links am Eingang findet sich, fast bis zum Dach vollendet, die Kirche; da die alte, aus Lattenwerk und Lehm' errichtete, den Witterungseinflüssen nicht mehr widerstand, hat man sie kurz entschlossen niedergerissen und führt jetzt aus Luftziegeln eine neue auf. P. Flick, wie alle anderen Brüder ein Elsässer von Geburt und deutsch sprechend, erblicke ich im Arbeitsanzug auf einem Gerüst stehend dabei, sich mit Zollstock und Loth in der Hand von der Geradheit einer Seitenmauer zu überzeugen. Nach herzlicher Begrüssung giebt er mir die Erklärung, dass seinem Ueberschlage gemäss 60000 Ziegel für den Bau nöthig wären, dass aber, dank der eifrigen Thätigkeit der Zöglinge, die jeden Tag bis zu 1000 davon anfertigten, binnen Kurzem der ganze Bedarf gedeckt sei. Für das Dach wäre Wellblech vorgesehen. Stündlich könne die Karawane eintreffen, die ihnen solches von Mombassa her zutrüge, nebenbei gesagt, der geringen Trägerlöhne wegen um $^1/_3$ billiger, als das deutsche Gouvernement das gleiche Material von Tanga her bezieht. Nachdem ich noch einen Blick auf die Rundbogenfenster geworfen, in welche eben die frisch aus der Tischler-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werkstatt hervorgegangene Holzbekleidung eingesetzt wird, schreiten wir quer über den Hofraum, die Unterkunftsstätten für die Schüler zur Seite lassend, dem Wohngebäude zu. An ihm, einem einfachen, mit Bananenblättern gedeckten Giebelhaus erkennt man schon von aussen die eminenten Vortheile, welche die Verwendung von Luftziegeln dem sonst am Kilimandscharo bei Europäern üblichen Fachwerksystem gegenüber voraus hat. Während bei diesem der Lehmbewurf mit dem Austrocknen in tausend unschöne Sprünge zerreisst, ständig da und dort auch grosse und kleine Brocken hinabfallen, hat man hier durchaus glatte Wände vor sich, die es gestatten, durch Kalktünche dem ganzen Mauerwerk ein freundliches Aussehen zu geben. Aber ein noch viel wichtigerer Vorzug kommt hinzu, der nämlich bei Weitem grösserer Solidität und Haltbarkeit. Von allen Häusern der militärischen wie der wissenschaftlichen Marangu-Station muss man sich sagen, dass sie selbst bei unausgesetzter Ausbesserung der entstehenden Schäden höchstens drei bis vier Jahre gebrauchsfähig sind. Das den Mauern als inneres Gerüst dienende Gerippe von starken Vertikalhölzern und schwachen doppelseitig daraufgebundenen Querstangen verfällt zum Theil dem Faulen, zum Theil wird es ein Opfer der unermüdlich schaffenden Bohrkäfer.

P. Flick führt mich in das gemeinsame grosse Esszimmer, dessen innere Einrichtung zwar nicht reich ist, aber einen arbeitsfreudigen Menschen darum von vornherein anheimelt, weil man sieht, Tische, Stühle, Bänke, Bücherregale sind der eigenen Hände Werk. Bruder Blanchard, einst Lüneburger Dragoner, der Schöpfer all der Herrlichkeiten, streckt mir, aus einem Lehnsessel sich erhebend, mit einem freudigen »Grüss Gott« die Hand entgegen. Wir sind alte Bekannte, haben wir doch acht unruhevolle Tage mit einander verlebt, die Kriegszeit, wo auf Wunsch des Gouverneurs die Missionare ihr Heim verlassen und sich theils nach Taweta, theils auf die wissenschaftliche Station begeben hatten. An seiner Seite durchwandere ich die weiteren Anlagen der Mission. Gleich neben dem Wohnhause steht in einer tief ausgeschachteten Grube eine Anzahl Masai-Knaben und ist in eifriger Arbeit, die abgestochene Erde mit Wasser zu durchkneten. Das so gewonnene Material pressen andere in viereckige Holzformen, noch andere, Bürschchen oft, die mir kaum bis zur Brust reichen, legen die nassen Ziegel in gleichen Abständen und schnurgeraden Reihen zum Trocknen aus. Alles sind ja einfache Manipulationen, aber ich weiss, welche Mühe und Geduld es gekostet hat, die Kinder so weit zu bringen. Allein schon, dass sie ein Verständniss für die gerade Linie gewonnen haben — die Reihenanordnung beweist dies — ist ein Erziehungsresultat von gar nicht zu unterschätzender Bedeutung. Jeder, der Neger bei Haus- oder Gartenarbeit zu beaufsichtigen gehabt hat, wird mir darin beipflichten. Der Thongrube gegenüber liegen die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Werkstätten und die Schule. In einer der ersteren verwandeln ältere Jungen die rohen, nur mit der Axt zugehauenen Bohlen, wie sie die Eingeborenen liefern, mit dem Hobel in der Hand in glatte Bretter. Von zwei erwachsenen Wasuaheli, die im Mutterhause in Bagamoyo unter Bruder Oskars kundiger Leitung rite das Tischlerhandwerk erlernt haben, baut der eine eine Karre, das Auge des anderen ruht wohlgefällig auf einem gepolsterten, schön geschnitzten Lehnsessel, den er eben fertiggestellt hat. Gleichsam sinnbildlich lehnt neben diesem Kunstwerk ein Ungethüm, von dem man nur ahnen kann, dass es einen Stuhl vorstellen soll. Ein Dschagga-Mann, wohl vom Nachahmungstrieb veranlasst, hat ihn freihändig aus einem Holzblock herausmodellirt.

Die Schule ist jetzt leer, da der Unterricht nur $1^1/_2$ Stunde vor und eben so lange nach der Mittagspause stattfindet. Ein Hauptgegenstand desselben ist das Kisuaheli. Zwar versteht P. Flick Kimasai, die Muttersprache der meisten seiner Zöglinge, und wäre wohl im Stande, darin die Grundzüge des Christenthums vorzutragen; dennoch sagt man sich mit Recht, es ist verständiger, sich desjenigen Idioms zu bedienen, das nun doch einmal nach dem natürlichen Verlauf der Dinge die anderen verdrängen wird. Diesem Prozess entgegenarbeiten, wie es wohl mit sentimentalem Hinblick auf die Daseinsberechtigung jeder einzelnen ostafrikanischen Sprache geschieht, heisst nur, der fortschreitenden Kultur Steine in den Weg werfen.

Seitwärts von der Schule, an der Kirche vorbei, schreitet man zum Garten hinüber. Derselbe bedeckt ein Areal von etwa 10 preussischen Morgen und ist nicht bloss bestimmt, für die weissen und schwarzen Angehörigen der Mission Nahrungsmittel zu liefern, er soll auch ein Versuchsfeld für allerlei Nutzpflanzen abgeben, die dermaleinst eine lohnende Kultur versprechen. Naturgemäss hatte dieser Garten, den Bruder Blanchard ausschliesslich mit den Zöglingen, d. h. ohne Mithülfe eingeborener Arbeiter, bestellt, für mich als Botaniker ein ganz besonderes Interesse. Er stellt ein rechteckiges, vollkommen ebenes, im Süden durch die malerische, wohl 100 Meter tiefe Muë-Schlucht abgeschlossenes Terrain dar, das in der Mitte von einem breiten Wege durchschnitten wird. Rabatten, die sich längs des letzteren hinziehen, stehen in vollem Blüthenflor und nicht nur jetzt, wie ich höre, sondern das ganze Jahr über. Ich sah Reseda, Balsamine, Iberis, verschiedene buntfarbige Lupinus, Tropaeolum um Iatropha Curcas gruppirt und gewaltige Büsche bildend, Amarantus, Zinnia, Tagetes, Cineraria, Gazania, Nicandra, Punica und wohl noch manche andere unserer gewöhnlichen europäischen Zierblumen, deren Namen mir nur entfallen sind. Rechts vom Wege kommt die Prosa zu ihrem Recht, denn da erblickt man auf der einen Seite in erster Linie Bananen, auf der andern ein grosses Kartoffelfeld. Leute, die sich den Kili-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mandscharo gern als ein spezifisch tropisches Gebiet vorstellen, werden verwundert sein, zu hören, dass ich die Kartoffel für die aussichtsvollste Kulturpflanze am Berge erkläre und dass ich deren Einführung durch die elsässischen Missionare für eine That halte, die einer späteren Besiedelung mehr vorgearbeitet hat, als hundert in Büchern breitgetretene »gute Rathschläge«. Sie wird jetzt bereits von den Europäern in Marangu, Moschi und Madschame, von dem Neger Schundi in Kiboscho und ganz neuerdings auch von Mareale angebaut. Letzterer hat sich geäussert, er könne ohne die Viazi Uleia gar nicht mehr leben, und damit ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, dass über kurz oder lang die einheimischen Knollengewächse von der Kartoffel wenigstens theilweise verdrängt werden. Bezüglich der Dioscoreen (Yams) und Colocasien (Taro) wäre das, nach unserm Geschmack, nicht zu bedauern, die Ipomoen (Bataten) dagegen haben ein Recht, weiter gepflegt zu werden, und dies geschieht auch im Kilema-Garten im ausgedehntesten Maasse. — Auf gleichem Feld mit ihnen sah ich verschiedene Kürbis- und Gurkensorten, sowie, an verstreuten Bäumen emporkletternd, die Telfairia pedata neben Ricinus und, wenn ich von einigen kümmerlichen Exemplaren der Erdnuss absehe, die einzige Oelpflanze, die mir am Kilimandscharo vorgekommen ist. Von Gemüsen ist so ziemlich alles vorhanden, was wir in Europa auch kultiviren, Rettige, Radieschen, Kopf- und Bindesalat, Kresse, Sauerampfer, Spinat, Artischoken, mancherlei Rüben, Möhren, rothe Beten, Cichorienwurzel, Kopfkohl, Grünkohl, Blumenkohl, Rosenkohl, Sellerie, Petersilie, Kerbel, Koriander, Zwiebeln, Schalotten, Erbsen und Bohnen. Wenn man für Bewässerung in der Trockenzeit sorgt, besonders während der Monate vom Dezember bis März, gedeiht Alles in ununterbrochener Folge. Bei dem meisten tritt dabei die Neigung hervor, ausdauernd zu werden. So sah ich stehengebliebene Rüben- und Kohlpflanzen, die einen Stamm von fast Schenkelstärke entwickelt hatten. Unangenehme Schädlinge sind auch hier, wie ich es in gleicher Weise im Garten der wissenschaftlichen Station kennen gelernt habe, die Tausendfüssler und mehr noch die Larven verschiedener Käfer, die den Keimpflanzen nachgehen.

War Alles, was ich bisher geschaut, höchst erfreulicher Natur, so kann man dies nicht von den Resultaten behaupten, die mit der Anpflanzung tropischer Nutzpflanzen erzielt worden sind. Da zeigte mir Blanchard zunächst, unter Bananen als Schattenpflanzen vertheilt, eine Reihe von Kaffeebäumchen. Ich hatte gleichaltrige in Derema gesehen, und das waren Riesen gegen diese verkümmerten Exemplare hier. Vanille war ganz eingegangen, Guayaven, Papaya, Mango, Anona wuchsen zwar, aber doch so langsam, dass man sich nicht viel von ihnen versprechen durfte. Mit Apfelsinen, Citronen, Casuarinen, Baumwolle, Zuckerrohr stand es besser,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit Wein dagegen, den man von Zanzibar her bezogen, wieder ganz schlecht. Im gewissen Sinne negativ war ein Versuch ausgefallen, den man mit europäischem Weizen unternommen. Er reifte ganz ungleichmässig, da beständig neue Halme aus der Basis hervorschossen. Seine Ernte hätte also nur in ähnlicher Weise stattfinden können, wie sie auch beim Uimbi-Getreide geschieht. Tagtäglich gehen die Weiber ins Feld und schneiden die gerade reifen Aehren einzeln heraus.

Wenn nun das Gesehene nicht ausreicht, um allein daraus verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen, so will ich doch, eigene in Marangu gemachte Erfahrungen und die Ergebnisse meteorologischer Beobachtungsreihen zu Hülfe nehmend, hier kurz einige Punkte berühren, auf die es meiner Meinung nach bei einer Werthschätzung dessen, was wir vom Kilimandscharo zu erwarten haben, hauptsächlich ankommt. Ausführliches sei für später vorbehalten. — In der Höhenlage, der auch die Kilema-Mission angehört, von rund 1300 bis 1700 Metern werden jetzt von den Eingeborenen, alles Nebensächliche bei Seite gelassen, Bananen, Eleusinekorn, Mais und Bohnen gezogen. Gerade die Bananenkultur hat wohl am meisten mit zu der irrigen Vorstellung beigetragen, dass der Kilimandscharo einst ein Eldorado für Plantagenwirthschaft abgeben würde, dass hier alles, was das Mutterland an Tropenfrüchten konsumirt, nur der Erde überantwortet zu werden brauche, um reichen Ertrag zu liefern. Nun ist aber die Banane eine Pflanze, deren Gedeihen, was den Wärmefaktor angeht, ein weiter Spielraum gewährt ist. Wir wissen, dass sie rund um den Erdball vorkommt, dass ihre Verbreitung sich bis 35° n. Br. erstreckt und sie ebenso gut am Meeresstrande wie noch bei 1500 Meter und darüber angebaut wird. Jedenfalls also indicirt die Banane nicht schlechtweg die Möglichkeit von Tropenkultur, sie weist nur auf lockeren, humusreichen Boden und ein bedeutendes Maass andauernder Feuchtigkeit hin. Ihrer Verwerthung sind zur Zeit enge Grenzen gesteckt, und so lange es nicht gelingt, die Früchte versandfähig zu machen, dürfte eine Ausdehnung ihres Anbauareals am Kilimandscharo auch kaum irgendwelchen Nutzen gewähren. Das durch Dörren und Mahlen gewonnene Mehl ist ein zu geringwerthiges Produkt, um jemals den weiten Küstentransport zu lohnen. Was wäre nun im Hinblick auf eine einstige Besiedelung durch Deutsche für die in Besprechung stehende Höhenlage zu empfehlen? Da haben wir Folgendes zu erwägen. Es regnet am Berge, soweit er jetzt bewohnt ist, fast unausgesetzt von Mitte oder Ende März bis zum Juli. Die Regen werden seltner im Laufe des Juli, und es tritt im August eine Trockenperiode ein, die nur einmal noch, im November und Dezember, durch die kleine, mit heftigen Stürmen verbundene Regenzeit eine Unterbrechung erfährt, dann bis in den März hinein weiter zu herrschen pflegt. Dieser ungleichmässigen Vertheilung der Niederschläge gegenüber bewegt sich die Temperatur-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kurve das ganze Jahr hindurch in Grenzen, die weder nach unten noch nach oben hin auf das Pflanzenwachsthum störend einwirken. An den heissen Tagen der Trockenzeit steigt das Thermometer wohl bis auf 30, in den kältesten Nächten der Regenzeit sinkt es nie unter 6° C. Die Belichtung ist während der langen Regenzeit eine sehr geringe, weil wir es nicht mit plötzlich herniederstürzenden Gewitterschauern zu thun haben, sondern mit Landregen, die sich zumeist aus dichtem Nebel entwickeln.

Bei der wilden Vegetation nun treten die beiden Wetterfaktoren: Feuchtigkeit und Temperatur in ihrem Zusammenwirken vor Allem dadurch in die Erscheinung, dass einjährige Gewächse, von gewissen Kosmopoliten abgesehen, so gut wie ganz fehlen. Bei den mehrjährigen tritt die bei uns so ausgesprochene Periodicität in der Entwickelung, in der Blüthenbildung und dem Laubfall sehr zurück; wo sie besteht, ist sie zumeist auf den Wechsel von trocken und feucht, nicht auf den von warm und kalt zurückzuführen. Ausgeschlossen sind nach diesem von der Kultur von vornherein alle Gewächse, die das ganze Jahr über eine gleichmässig extrem hohe Temperatur oder einen starken Grad der Belichtung verlangen, um Beispiele anzuführen also Oelpalme, Cacao, Tabak, Pfeffer, Zimmet, Muskatnuss, Vanille, Isonandra einerseits, Kaffee, Dattel und Cocos, Feige, Ananas, Sesam, Erdnuss, Zuckerrohr, Sorghum, Baumwolle, Indigo andererseits. Kurz kann man sagen, es fällt Alles weg, was specifisch tropisch ist, dazu die subtropischen Lichtpflanzen ersten und zweiten Grades. Was bleibt nun? Es würde natürlich an dieser Stelle viel zu weit führen, wenn ich Alles durchgehen wollte, das meiner Meinung nach Aussicht auf lohnenden Erfolg böte. Nur soviel hierüber. Wie schon aus dem guten Gedeihen der Kartoffel und aller europäischen Gemüse und Hülsenfrüchte hervorgeht, wird man es wagen können, auch unsere Getreidesorten, ferner Zuckerrüben, Hanf, Flachs, Hopfen, Rübsamen, Futterkräuter aller Art in Anbau zu nehmen. Schwierigkeiten dürften sich nur aus der Wahl der günstigsten Aussaatzeit, sowie aus der Einrichtung eines Berieselungssystems ergeben, das über die völlig regenlosen Monate vom Dezember bis Ende Februar hinweghilft. Soweit es also die Gewinnung der täglichen Lebensbedürfnisse angeht, scheint mir die Existenz eines deutschen Ansiedlers am Kilimandscharo gesichert. Etwas anderes ist es, wenn er mehr, wenn er exportiren will. Fertig vor findet er nichts dazu, er muss es erst erzeugen. Thee, vor Allem Paraguaythee, Guizotia abyssinica, Kampfer- und Chinabaum, Quillaja saponaria, Phyllocladus, Korkeiche, Maulbeerbaum, Musa textilis u. a. wären da ins Auge zu fassen, sobald ein von kundiger Hand geleiteter Versuch im Kleinen auf günstige Erfolge schliessen liesse.

Die voraufgehenden Erörterungen beziehen sich auf die Höhenlage von 1300—1700 Meter, der Zone, wo allein, vereinzelte Ausnahmen ab-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gerechnet, bisher Menschen angesiedelt sind. Nach dem aber, was in allen Büchern steht, hat man an einem Berge, wie der Kilimandscharo, alle Klimate der Erde vereinigt, und man braucht nur höher oder tiefer zu steigen, je nachdem es einem gelüstet, Aepfel oder Ananas zu pflücken. Das ist die Theorie, in Wirklichkeit sieht es ganz anders aus. Es ist ja richtig, wenn man von der Ebene zum Kibo hinaufklettert, so schwitzt man unten und oben friert man. Davon aber, als ob man dabei etwa eine Wanderung durchmachte wie von Java über Ceylon, Klein-Asien, Ungarn, Deutschland zum Nord-Cap ist gar keine Rede. Im Klima sind eben noch andere Faktoren enthalten als bloss die Temperatur. Wie ist dasselbe nun unterhalb 1300 Meter beschaffen? Da wird es genügen, zu sagen, dass im ganzen Osten des Berges von Muika bis hin nach Kimangelia die typischste, ausgesprochenste Steppe mit Akazien und Kandelaber-Euphorbien bis zu dieser Höhe, ja noch weiter am Berge hinaufsteigt. Von Muika bis zum äussersten Westen, bis Schira, wird man rund 1000 Meter als oberste Steppengrenze angeben können, und es bleibt also hier ein Streifen von 300 Meter Steigungshöhe, über dessen Bebauungsfähigkeit ich mich auszusprechen hätte. Eine zusammenhängende meteorologische Zahlenreihe liegt mir nach eigenen Aufzeichnungen für diese Zone nicht vor. Ich kann nur Folgendes andeuten. Den Charakter tropischer Fülle hat der Strich nirgends, überall ist Trockenheit seine Signatur. Nur unmittelbar an den Flüssen und da und dort, wo solche sich nähern, auch im zwischenliegenden Gebiet, kommt es zu einer Waldflora. Im Uebrigen bedeckt zumeist dichter Busch das Land, in dem es an Dornsträuchern, Succulenten, überhaupt Xerophyten nicht mangelt. Kultur ist jedenfalls möglich, das beweisen die besonders von Kilema und Moschi aus weit vorgeschobenen Mais- und Bohnenfelder, aber sie ist erschwert darum, weil sich eine künstliche Bewässerung hier nicht so leicht bewerkstelligen lässt als oberwärts, wo die Bäche noch getrennt verlaufen. Soviel kann ich bestimmt behaupten, es werden nur beschränkte Lokalitäten sein, an denen man mit dem Anbau von Kaffee, Vanille, Erdnuss, Tabak u. s. w. Versuche machen könnte. Am Vielversprechendsten dürfte die Kultur der Landolphia florida sein, da diese an den Steppenflüssen wild vorkommt.

Bleibt noch die Region oberhalb 1700 Meter. Rings um den Kilimandscharo zieht sich hier ein Waldgürtel, der im Durchschnitt eine Meile breit ist und am Südabfall bis rund 2800 Meter, am Nordabfall vielleicht etwas weniger hoch ansteigt. Sicherlich liesse sich durch Rodung desselben noch eine bedeutende Strecke von Ackerland gewinnen, allein da möchte ich am liebsten ein Gesetz haben, welches den Wald für sacrosanct erklärte. Die Oase, die der Kilimandscharo darstellt, beruht auf seinem Vorhandensein. Fällt er, so sitzt man nicht nur mit allen Besiedelungsprojekten auf dem Trocknen, auch die Wadschagga könnten dann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur ruhig ihr Bündelchen schnüren. Der Kilimandscharo würde das Schicksal haben, dem Usambara auf dem besten Wege war, zuzueilen. Hätte da das Gesetz nicht eingegriffen und der schonungslosen Waldverwüstung seitens der Kaffeepflanzer ein Ziel gesetzt, so wäre es aus gewesen mit dem Glanz dieser Perle unserer ostafrikanischen Besitzungen. Schon jetzt, des bin ich sicher, wird man dort, wo sich die Plantagen ohne Zwischenlassung genügender Waldstreifen an einander gedrängt haben, in Derema, Nguelo, Buloa eine stetige Abnahme der jährlichen Niederschlagsmenge konstatiren können.

Nach dieser Abschweifung, zu der mich die Versuchserfolge Bruder Blanchard's verführt haben, setze ich mit diesem die Wanderung fort. Wir verlassen den Garten und bewegen uns auf einer breiten von Dracaenen eingefassten Strasse fort, die vom Kirchenthor nach Osten führt. Sie mündet bei einem regelrechten kleinen Dorf, dem einzigen am Berge. Schon die Bauart der Hütten, Giebelhäuschen mit einer Veranda davor, beweist, dass hier keine Wadschagga wohnen. Wasuaheli hausen darin, ehemalige, jetzt zu Mann und Frau verbundene Zöglinge aus Bagamoyo, die man hier angesiedelt hat, um als freie Arbeiter, als Tischler, Maurer und Schmiede vor Allem, gegen Lohn auf der Mission thätig zu sein. Jede Familie, deren Besitzthum von unzähligen Hühnern bevölkert ist, bebaut nebenher ein kleines Stück Eigenland, das die nöthigen Bohnen, süssen Kartoffeln u. s. w. für den Haushalt liefert. Erreicht ist mit einer derartigen Käthnerwirthschaft, wenn man es so nennen will, dass die im Christenthum auferzogenen und zu einem Handwerk angelernten Neger ständig unter Aufsicht ihrer Lehrer bleiben. Sie selbst und mehr noch natürlich ihre Kinder gehen nicht wieder verloren, wie es nur zu häufig geschieht, sobald sich ihr Leben später zwanglos unter der heidnischen oder muhamedanischen Vetter- und Freundschaft abspinnt.

Einige hundert Schritt hinter dem Dorf sieht man links die Jühlke-Höhe aufragen, einen runden, kahlen, rothgetönten Tuffhügel, auf dessen Spitze der Häuptling von Kilema, Fumba, seine Weiber in einem umfriedeten Hüttencomplex eingeschlossen hält; rechts gelangt man zu der Muë-Schlucht, die am jenseitigen Ufer durch eine weit in die Ebene vorspringende Bergkette begleitet wird. Die bedeutendste Erhebung der letzteren, die Peters-Höhe, auf der eine einzelne, grosse Akazie ein weithin sichtbares trigonometrisches Signal abgiebt, hatte ich vor einigen Wochen erklommen, aber den schwierigen, durch dichtes Gebüsch ungemein behinderten Anstieg durch keine besonders schöne Aussicht belohnt erhalten.

Wir kehren zur Mission zurück und finden dort Fumba vor, der gekommen ist, mir ein Schaf als Gastgeschenk zu bringen. Er ist ein grosser, kräftig gebauter Mann, gewiss überragt er die meisten seiner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unterthanen um Haupteslänge, indessen steht seine Machtgewalt mit dieser Erscheinung nicht im Einklang. Man sieht ihm den Trinker an, und darauf mag es zurückzuführen sein, dass die Befehle, die er giebt, fast immer wirkungslos bleiben. Kompagniechef Johannes musste das erfahren, als er bestrebt war, durch einen Einheitstarif den Preis der Lebensmittel auf eine einigermaassen ihrem Werthe entsprechende Höhe hinabzudrücken. In Kilema und Marangu war das einfach nicht zu erreichen, darum nicht, weil die betreffenden Mangis durch Trunk und Liebe zu energielosen Schatten gesunken sind. Man darf nun freilich nicht glauben, dass damit Anarchie herrsche; in allen Landschaften regieren neben dem Mangi noch die Akiden, die Aeltesten, im Stillen zumeist, aber auch äusserlich erkennbar, dann z. B., wenn es sich um die Neubesetzung eines erledigten Thrones handelt.

Fumba erzählt, dass er seine Boma, an der wir heute Mittag vorübergekommen sind, verlassen und seinem Sohne Mabruku, einem stämmigen Burschen von etwa 15—16 Jahren, übergeben wolle. Er sei im Begriff, sich südlich nach der Ebene zu, wo auch seine Vorfahren schon residirt hätten, eine neue zu bauen. Den Grund verschweigt er mir. Es geschieht, weil es ihm unbehaglich ist, so unmittelbar an der Strasse zu sitzen, an der fast tagtäglich seine Besieger auf dem Hin- und Herwege zwischen Moschi und Marangu vorüberziehen. Jeder Askari mag ihn an die Kriegskontribution, 100 Ochsen, erinnern, die es ihm und dem jetzigen Machthaber ungemein schwer wird, von seinem Herzen loszureissen.

Am Abend, nach dem Essen, erfahre ich von P. Flick so Manches noch über die Mission, das auch in weiteren Kreisen interessiren dürfte. Ich gebe hier Einiges, was deren Geschichte angeht.

Gegen Ende des Jahres 1890 begaben sich, mit Mitteln des deutschen Afrika-Vereins ausgerüstet, der Bischof de Courmont und die P. P. Gommenginger und le Roi von Bagamoyo resp. Zanzibar aus zum Kilimandscharo. Mit Herrn von Eltz zusammen gehen sie um den Berg herum bis Madschame, da diese Landschaft in erster Linie zur Begründung einer Station ausersehen war. Indessen die Eingeborenen stellen sich ihnen bewaffnet gegenüber, es kommt zu einer Scene, bei der es nur dem Dazwischentreten des jetzigen Häuptlings Schangali, damals noch eines Knaben, gelingt, das wehrlose Häufchen vom Tode zu retten. Fast noch schlechter ergeht es ihnen bei Sina von Kiboscho, einen ganzen Tag lang hängt hier das Richtschwert über ihren Häuptern. Des Landes verwiesen, gelangen sie zu Mandara nach Moschi und finden bei diesem schon darum eine freundlichere Aufnahme, weil Sina, sein verhasster Nebenbuhler, sich ihnen feindlich gezeigt hat. Da in Moschi aber bereits die englische Mission wirkt, ist auch hier ihres Bleibens nicht;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie ziehen weiter nach Kilema und finden endlich eine Stätte, die Fumba bereit ist, gegen eine angemessene Entschädigung abzutreten. Während der Bischof und P. le Roi zur Küste zurückkehren, bleibt P. Gommenginger in Moschi. Die gegen Sina gerichtete Wiffmann-Expedition findet ihn dort vor, sehnsüchtig die Karawane erwartend, die ihm Hülfskräfte, P. Rohmer und Bruder Blanchard, sowie das zum Bau nöthige Geräth, Vorräthe u. s. w. heraufführen soll. Wie sich später herausstellt, ist dieselbe in Masinde zurückgehalten, da die Masais die Wege gesperrt haben. Im März 1891 bringt Kompagnieführer Johannes die Karawane herauf, indem er von Kahe direkt nach Kilema marschirt.

Es wird nun emsig geschafft, und noch im Laufe desselben Jahres stehen die Missionsgebäude fertig da. Indessen die Hoffnung, sich jetzt ungestört ihrer friedlichen Thätigkeit hingeben zu können, erfüllt sich nicht. Im Mai 1892 erlauben sich 2 Askaris, die nach Moschi geschickt sind, in ihrer bekannten Art Thätlichkeiten gegen Einwohner von Kirua, und es kommt zu dem Konflikte, den ich oben im 2. Kapitel geschildert habe. Meli von Moschi, als Oberherr von Kirua, thut Alles, was man gerechter Weise verlangen kann, um die Sache in Güte aus der Welt zu schaffen. Die Missionare, die von den Eingeborenen als Vermittler angegangen werden, unterziehen sich dieser Pflicht so lange, bis man ihnen zu verstehen giebt: Sie hätten ihre Nase nicht in Dinge zu stecken, die sie nichts angingen. Missverständniss knüpft sich an Missverständniss und das Ende vom Liede ist, dass von Bülow und Wolfrum ihr Leben lassen müssen, der ganze Kilimandscharo, das kleine Marangu und einige östliche Landschaften ausgenommen, den Deutschen verloren geht.

Für die Mission kommen jetzt böse Tage. Nachdem sie alle ihnen von den Eltern anvertrauten Dschagga-Kinder haben zurückliefern müssen, werden die Wege geschlossen. Mehr als einmal erscheint Meli mit seinen Kriegern und nimmt sich von den Vorräthen, was er gerade gebraucht, mehr als einmal wird die Lage der standhaften Männer so bedrohlich, dass sie mit sich zu Rathe gehen, ob es nicht doch besser wäre, heimlich in der Nacht zu entfliehen. Aber sie bleiben immer wieder. Die Manteuffel'sche Expedition kommt herauf und zieht, da dem Führer die Hände gebunden sind, heimlich im Morgennebel wieder ab. Im Oktober 1892 wird ihnen ein Lichtblick zu Theil. Der Bischof de Courmont, allen Gefahren trotzend, langt von der Küste her an, um sich vom Stande der Dinge durch eigenen Augenschein zu überzeugen. Es wird beschlossen, nach Marangu überzusiedeln, aber sowie Meli davon hört, verbietet er den Fortzug unter Todesdrohung. Als ich Anfang 1893 nach Marangu kam, lag es so, dass es den Missionaren wohl gestattet war, einzeln zu uns zu gehen, dass es aber jedem Deutschen den Kopf gekostet haben würde, wenn er den Besuch hätte erwidern wollen. Versuche, Fumba

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Meli abwendig zu machen und auf deutsche Seite zu bringen, waren gescheitert. Von Juni ab hörten wir von »drüben«, wie wir sagten, überhaupt nichts mehr; jede Verbindung blieb bis zum August, wo endlich die von Schele'sche Expedition Erlösung brachte, unterbrochen.

Hatten die Missionäre auch eine Zeit der Unruhe und Sorge verbracht, so war es für sie doch keine Zeit der Unthätigkeit gewesen. Für die Dschagga-Kinder war ihnen Ersatz durch Masais geworden. Die Viehseuche, der, mit einem Schlage fast, tausende von Rindern zum Opfer gefallen waren, hatte bei diesem gefürchteten Volke eine Hungersnoth erzeugt, die jeder Beschreibung spottet. Massenhaft brachten sie ihre Kinder in die Dschagga-Landschaften und verkauften und verschenkten sie an jeden, der sie haben wollte. Eine grössere Zahl fand ihren Weg in die Mission. Ich sah jetzt gegen 90, zwischen 4 und 12 Jahren stehend, sich munter umhertummeln, und sie haben Grund zu dieser Fröhlichkeit, werden sie doch verpflegt, gekleidet, unterrichtet und zu Menschen herangezogen, die neben beten auch arbeiten gelernt haben. Man rühmt ihnen im Allgemeinen eine grössere Intelligenz nach als den Dschagga-Kindern, wenn auch einzelne von diesen, wie der Sohn Fumba's, Mabruku, zu den besten Schülern zählen. Die Taufe empfangen alle erst, wenn nach menschlicher Voraussicht Garantie geboten ist, dass sie nicht mehr in den Unglauben zurückfallen werden.

Schon früh am Morgen, während aus dem Schulsaal frommer Gesang zum Preise Mariens, begleitet von den sanften Tönen eines Harmoniums an mein Ohr tönt, mache ich mich auf den Weg, um wo möglich noch vor Eintritt der grössten Mittagshitze Moschi zu erreichen. Ein Seitenpfad führt mich auf die Hauptstrasse, und bald stehe ich vor der tiefen Einsenkung, in welche der Muë, der westliche Grenzfluss Kilema's, brausend nach abwärts eilt. Eine Brücke, wie alle übrigen am Kilimandscharo erst unter dem Einfluss der wiederbefestigten deutschen Herrschaft entstanden, bringt mich und meine kleine Karawane trocknen Fusses hinüber. Dann heisst es aufwärtsklimmen auf die Kirua-Berge, zwei durch einen Sattel verbundene Erhebungen, deren Ostabfall sich durch seine absolute Kahlheit weithin kenntlich macht. Schon oft hatte ich mich, von der wissenschaftlichen Station aus hinüberschauend, gefragt, worauf denn diese Baumlosigkeit begründet sei, da doch eine unmittelbar dahinter gelegene Bergkette, die sich als hoher Grat fast bis zum Kibo-Fuss hinaufzieht, von unten bis oben bewaldet ist. Jetzt, wie ich trotz der frühen Stunde schweisstriefend hinaufsteige und den grasigen Hang mit Steppenpflanzen bedeckt finde, löst sich mir das Räthsel. Die Kirua-Berge bestehen aus ungemein durchlässigem Tuff, und die Steilheit des Abfalls, die alle Niederschläge schnell dem Muë zuführt, kommt hinzu, um nur solchen Gewächsen Existenzbedingungen zu gewähren, die durch ihren Bau grosser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Trockenheit begegnen können. In Uebereinstimmung damit steht, dass die Westseite, zu der ich den Sattel überquerend gelange, in ihrer sanften Abdachung reich mit Bäumen bestanden ist. Solche verleihen auch weiterhin der Landschaft Kirua, an deren Spitze der Häuptling Kitungati steht, einen sonst am Berge nicht gewöhnlichen Charakter. Es ist ein waldiges, wenig bebautes Gebiet, von muldenartigen, auf der Sohle grasbedeckten Thälern durchzogen und darum landschaftlich reizvoller als das bananenreiche Marangu und die östlich daran grenzenden Sultanate.

Ich nehme mir Zeit, auf dem schönen, breit ausgeschlagenen Wege gemächlich fortzupilgern und an einem Wässerchen eine längere Rast zu machen. Askaris, natürlich ohne Ordnung und von ihren zerlumpten Boys begleitet, ziehen lärmend vorüber. Dann folgt ein Leichenzug. Auf einer Bahre, die zwei Dschagga auf ihren Schultern tragen, liegt eine todte Ziege. Weiber kommen und gehen, die einen, um allerlei Lebensmittel, Bananen, Bohnen, Uimbi, Butter, nach Kilema zu Markte zu bringen, die andern mit hohen Krautbündeln beladen, die sie für das Vieh geschnitten haben. Wohl eine Stunde lang lasse ich Alles, wie in einem Panorama an mir vorüber wandeln, dann setze auch ich mich wieder in Bewegung. Wir gelangen bald an eine Stelle, wo der Weg über einen 2 Meter breiten, 6 Meter tiefen, nach unten ganz spitz zulaufenden Graben geleitet ist. Derartige Gräben, die ich mich nicht erinnere, in irgend einer Landschaft des Ostens gesehen zu haben, sind im Westen eine ganz gewöhnliche Erscheinung, da sie, oft zu mehreren hinter einander, nicht nur zur Vertheidigung der Grenzen, sondern auch zum besonderen Schutz der Häuptlingsbomen hergestellt werden. Ueberall fiel mir auf, dass von einem zugehörigen Wall, der ja aus der ausgeworfenen Erde von selbst entsteht, nichts zu bemerken war. Erst durch Sina erfuhr ich die Ursache. Die Gräben werden mit Zuhülfenahme einer energischen Wasserspülung gebaut; man zieht zunächst eine Leitung und, nachdem diese sich selbstthätig genügend vertieft hat, bleibt man so lange dabei, das Bett ständig mit Hacken aufzulockern, bis das Wasser, das alle Erde fortträgt, sich genügend weit in den Grund hineingearbeitet hat.

In Kirua diente der Graben, der übrigens bei uns zu Hause auch von einem mässigen Turner mit Leichtigkeit übersprungen werden würde, nur zur Sicherung des bewohnten Gebiettheils, nicht der eigentlichen Grenze. Diese, in Gestalt der wirklich prächtigen Nanga-Schlucht, that sich erst vor uns auf, als wir einen ziemlich breiten, wüstliegenden, mit dichtem Gestrüpp bestandenen Landstreifen passirt hatten. Solche sind vielfach zwischen den Landschaften eingeschaltet, um ebenfalls eine Wehr gegen plötzliche Ueberfälle abzugeben.

Die Nanga-Schlucht hat an Grossartigkeit innerhalb der Kulturregion am Berge nicht ihres Gleichen. Wohl an 400 Meter senkt sie sich hinab,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

was um so mehr verwundert, als am Grunde ein verhältnissmässig nur kleiner Bach verläuft. Aber wir haben es hier eben nicht mit Lava zu thun, die nur da und dort in schwarzen, bandartigen, basaltischen Massen zwischengelagert ist, sondern mit Tuffgestein, das der nagenden Thätigkeit des Wassers nur geringen Widerstand entgegensetzt. Das geht auch aus dem Pflanzenwuchs hervor. Während sonst die Schluchten mit hochragenden Bäumen, darunter der wilden Dattelpalme, erfüllt sind, sehen wir hier nur Gras, stellenweise mit etwas Gebüsch untermischt, die Hänge überziehen. Trotzdem kommt ein schönes Gesammtbild heraus; unverhüllt bieten sich zu beiden Seiten die runden, sanft geschwungenen Linien des Absturzes unserem Auge dar und weithin lassen sich die Schlangenwindungen des Baches verfolgen. Von dem Wege, der sich zu unseren Füssen abwärts senkt, vermögen wir immer nur kurze, abgerissene Strecken zu überblicken; aber drüben, wo er sich wieder zu luftiger Höhe emporwindet, sehen wir ihn als schmales Band an der steilen Böschung entlang laufen. bald an vorstehenden Felsen vorbei, bald über seitliche Einbrüche fort, immer aufwärts, bis er ganz zur Linken hinter einer Kuppe verschwindet. Jetzt nur noch das Geläut an den Hängen weidenden Rinder, dort unten eine Sennhütte, und wir würden meinen, nicht in das ferne Afrika, sondern in irgend einen traulichen Gebirgswinkel der Schweiz versetzt zu sein.

Nicht ohne Schwierigkeit bewerkstelligen meine Träger den Abstieg, um dann um so bequemer, nachdem der Bach dicht oberhalb eines kleinen Wasserfalls überschritten ist, an der andern Seite wieder in die Höhe zu wandern. Der Weg ist ein nachahmenswerthes Muster dafür, was Eingeborene zu leisten vermögen, wenn sie von sachverständigen Europäern angeleitet werden. Und gerade darin, im Wegebau, ist bisher in Ost-Afrika so unendlich viel — unterlassen worden. Wo man auch eine Küstenstadt, eine Station im Innern verlässt, überall, sowie man das letzte Haus hinter sich hat, nichts als abscheuliche Negerpfade. Wie leicht wären im Allgemeinen gute Verbindungsstrassen zu schaffen, wie leicht auch, wenn man sich nicht scheute, einen Druck auf die Bevölkerung auszuüben, sie dauernd in gutem Zustand zu halten.

Als wir auf der Kuppe sind, wo der Weg sich etwas nach rechts herumwirft, liegt die Landschaft Moschi vor uns ausgebreitet. Mit einem Blick erkennt man, dass hier andere Bedingungen herrschen müssen wie in Marangu, Muika, Sai, wie späterhin auch in Kiboscho, Madschame und Schira. Nirgends zeigt sich ebenes Land von grösserer Ausdehnung, überall Terrainwellen, Hügel, Mulden und Thäler. Wenig Gebüsch, noch weniger Baumwuchs, dafür bedeckt eine geschlossene Narbe langhalmiger Gräser den unbebauten Boden; die Bananenhaine, selbst die Colocasienfelder ziehen sich an den Berglehnen hinauf, Uimbi und Bohnen, die einen ebenen, anderwärts vielfach durch Terrassirung gewonnenen Ackergrund

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verlangen, fehlen so gut wie ganz. Erst weit unten nach der Steppe zu leuchten grössere, zusammenhängende Kulturareale herauf, offenbar mit Mais bestanden, der hier die Hauptnahrung der Bewohner auszumachen scheint. Wiederum sind es geologische Ursachen, welche die Eigenart des Gebietes begründen. Moschi ist die ausgesprochenste Tufflandschaft am ganzen Kilimandscharo. Auf Schritt und Tritt kommt mir das zum Bewusstsein, wie ich, kaum auf den oberen Rand der Nanga-Schlucht gelangt, herab und hinauf und abermals herab, über zwei Bäche fortsteigen muss, um endlich an dem tiefen Thal des Sangatschi einen Halt zu machen. Klar erkenne ich, von der Lichtfülle einer heissen Mittagssonne überstrahlt, am jenseitigen Ufer das Ziel vor mir, dem ich für heute zusteuere, die im Entstehen begriffene Militär-Station. Während die frühere, auf Veranlassung des Reichskommissars Dr. Peters aufgegebene sich gleich zur Linken meines Standpunktes in etwa 1450 Meter Meereshöhe befand, hat man jetzt einen viel tiefer, bei 1160 Meter gelegenen Platz erwählt, aus Gründen, deren Sachlichkeit sich meiner Beurtheilung entzieht. Jedenfalls gewann ich von hier oben den Eindruck, als ob die neue Zwingburg sich gar nicht mehr am Berge, sondern da erhöbe, wo die Steppe eben seinen Fuss berührt. In völlig kahler Umgebung, auf der Ostseite von dem grasigen Abfall zum Sangatschi-Bach begrenzt, stand eine grössere Anzahl von Häusern aufgebaut, deren Mittelpunkt das mauerumzogene, augenscheinlich noch nicht ganz fertiggestellte Fort einnahm. Hastiger geht es dem Ziele zu, aber noch bedarf es fast einer Stunde, ehe ich von den Herren der Station begrüsst meinen Einzug halten konnte.

Der Plan, nach dem die Militär-Station Moschi ausgeführt ist, unterscheidet sich von dem in Marangu zur Anwendung gekommenen zunächst dadurch, dass man es aufgegeben hat, sämmtliche Gebäude zu einer Festungsanlage zu vereinen. Es ist, um es kurz auszudrücken, eine Scheidung eingetreten zwischen Fort und Kasernements. Nur das erstere, in dem sämmtliche Europäer ihre Wohnung haben und das ein Areal von 1300 Quadratmetern bedeckt, ist durch Gräben, Mauern und Bastionen gesichert, die letzteren werden aufgegeben, sowie sie gegen den Feind nicht mehr zu halten sind. Ich muss es den Militärs überlassen, die Vorzüge dieses Systems zu würdigen. An der Küste ist es ja gang und gäbe, aber da besteht doch die Möglichkeit, die Verbindung zum Meere immer offen zu halten. So viel leuchtet ja wohl jedem ein, dass es bei einem plötzlichen Ueberfall leichter ist, einen kleinen Raum zu vertheidigen, als eine ausgedehnte Anlage. Indessen man denke andererseits an die sehr naheliegende Wahrscheinlichkeit einer langwierigen Einschliessung. Wie da die hunderte von Menschen, unter denen auch Weiber und Kinder in ziemlicher Anzahl vertreten sind, überhaupt Platz, geschweige denn ein gegen die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unbilden der Witterung geschütztes Unterkommen finden sollen, bleibt mir ein Räthsel. Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar, aber nicht für 150 Sudaner und den ganzen Tross, ohne den es nun einmal bei dieser Truppe nicht zu gehen scheint. Doch mögen sich andere darüber den Kopf zerbrechen, ich schildere, was ich sah, nicht jetzt, sondern einige Monate später, wo bei einem erneuten Besuche das Ganze seiner Vollendung nahe war.

Wenn man von Marangu her kommt und an dem ziemlich langgestreckten Gemüsegarten vorbei ist, geräth man in eine kurze Strasse, die von niedrigen Erdhütten, provisorischen Soldatenhäusern, gebildet wird. Unsäglich schmutzige und ebenso unsäglich hässliche Sudanweiber hocken darin theils schwatzend in Gruppen beisammen, theils geben sie sich der nützlichen Beschäftigung des Maisstampfens hin. Ab und zu schlägt eine, sich in ihrer Zunge oder Hände Werk gestört fühlend, hinten aus und bringt dadurch entweder ein Kind oder einen Hund zum Ueberkugeln. Von beiden »wimmelt's«. Wir gelangen, obwohl ein Gegenstand lebhaftester Neugierde, so doch an Leib und Seele ungeschädigt durch die Gasse der schwarzen Ungeheuer hindurch bis an eine 3 Meter hohe und ½ Meter dicke Mauer. Sie umschliesst im Geviert das Fort, ist aus kleinen Bruchsteinen mit Lehm als Mörtel aufgeführt und soll erst noch während der kommenden Regenzeit beweisen, dass man hinter ihr vor jedem »Einfall« sicher ist. Ein breites Thor erschliesst das Innere. Im Wesentlichen sind es drei Gebäude, die darin ihren Platz gefunden haben oder noch erhalten sollen, das Haus für die Offiziere, das für die Unteroffiziere und die Küche. Den grössten Raum nimmt natürlich das erstere ein. In wohlgefälligen Formen, von ungefähr quadratischem Grundriss, erhebt es sich an der Südostecke des Mauergevierts in Höhe von zwei Stockwerken. Man hat lange geschwankt, ob es nicht gerathen sei, sich der Erdbeben wegen nur mit einem Geschoss zu begnügen. Solche sind keineswegs selten am Kilimandscharo und den Eingeborenen wohlbekannt. Ich selbst erlebte in der Nacht vom 16. zum 17. August 1893 einen ziemlich heftigen, von unten kommenden Stoss, der sich in Seitenwellen fortpflanzte, am Abend des 9. April 1894 einen ähnlichen, aber schwächeren. Die Kilema-Missionare berichteten, dass im Februar 1892 oftmals ihre Hauswände förmlich ins Schwanken gerathen wären, und auch während der Anwesenheit der Wiffmann-Expedition sind Erdstösse vorgekommen. Herr Wilken, der Erbauer der Moschi-Station, ein Praktiker ersten Ranges, hat nun der mit einem Einsturz verbundenen Gefahr dadurch vorzubeugen gesucht, dass er den Oberstock einmal aus sehr leichtem Material, als Fachwerk mit Kalkverputzung, emporführte und ihm dann noch einen besonderen, von den Mauern des Unterstocks unabhängigen Balkenrost als Stütze gab. Für das Erdgeschoss, dessen Räume der Unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bringung von Munition, Vorräthen, Materialien aller Art zu dienen haben, sind Bruchsteine, wie sie die zerstörte Meli-Boma lieferte, und Kalkmörtel zur Verwendung gekommen. Das nöthige Licht geben eiserne, von der Küste her bezogene Gitterfenster.

Benutzt man eine der Freitreppen, die vom Westen wie Norden her zum Oberstock führen, so gelangt man auf eine wohl 4 Meter breite, luftige Veranda, die sich rings um das ganze Gebäude herumzieht und ihm dadurch, wenn man von dem fehlenden ornamentalen Schmuck absieht, den Charakter einer Schweizer-Villa aufdrückt. Indische, in Zanzibar fertig käufliche Thüren und halbgetheilte Klappfenster gehen von der Veranda aus im Süden zu den Zimmern des Kompagnieführers und der Messe, im Osten zu denen der Offiziere und des Arztes. Das Dach, das aus Wellblech mit einem Balkenwerk als Unterlage konstruirt ist, fällt nach den vier Himmelsrichtungen gleichmässig ab. An der Südostecke ist eine zum Sangatschi-Thal vorspringende Bastion mit in die Veranda einbezogen und durch eine besondere, sich höher erhebende Bedachung in einen pavillonartigen Anbau umgestaltet. Küche und Unteroffizierhaus, die sich an die Westmauer des Forts anlehnen, verdienen ebensowenig eine Beschreibung wie die provisorisch aufgestellte, transportable Baracke, die für später als Lazareth dienen soll.

Im Ganzen macht die Anlage einen überaus vortheilhaften Eindruck, und es dürfte keinen Stationschef im Innern geben, der nicht beim Anblick dieses Prachtbaues in seiner Art in den Seufzer ausbräche: »Hätt' ich doch etwas Aehnliches!« Mir selbst ging es kaum anders. Die wissenschaftliche Station, die ich mit Dr. Lent und mit Unterstützung des Kompagnieführers Johannes in viermonatiger, harter Arbeit erbaut, war mir bis dahin immer als Palast erschienen, jetzt sank sie durch den Vergleich zu einer Lehmbude herab. Fast gewaltsam suchte ich mich mit dem Gedanken zu trösten, dass vielleicht doch einmal eine Zeit kommen könnte, wo Mars aus dieser schönen Wohnung exmittirt werden würde, um Minerven zu weichen. Wie leicht liess sich der Exercirplatz da unten in einen Versuchsgarten umwandeln; hier müssten die Mikroskopirtische stehen, da liessen sich die meteorologischen Instrumente am besten unterbringen. Ob der Sangatschi-Bach wohl eine Dynamomaschine treiben könnte? Sicher würde ich auch noch einen geeigneten Raum für Reinkulturen entdeckt haben, wenn Herr Wilken mich nicht aus meinen Träumen gerissen hätte. Er giebt mir auf mein Befragen über die mannigfachen Schwierigkeiten Aufschluss, die der Bau bereitete, und nur, wenn man zugeschaut hat, wie dieser bescheidene, aber durch und durch tüchtige Mann bald den Hobel und die Axt, bald Mauerkelle und Löthkolben selber in die Hand nimmt, begreift man überhaupt, dass er ohne Mithülfe eines einzigen europäischen Arbeiters hat fertig werden können. Stunden-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weit wurde das Holz, nachdem es gleich oben zu Balken behauen war, von den Moschi-Leuten aus dem Gürtelwalde herbeigeschleppt. Rohe Bohlen hatten die Unterthanen Fumba's zu stellen. Um den Kalk zu gewinnen, mussten mehrere Expeditionen weit in die Steppe hinein unternommen werden. Endlich, noch hinter Aruscha Tschini, in dem Winkel, den Pangani und Ronga bei ihrem Zusammenfluss bilden, entdeckte Wilken ein Material, das nach dem Brennen ein Produkt, wie er es wünschte, lieferte. Dann hiess es, sobald Brücken über die zu passirenden Flüsse hergestellt waren, eine Eselkarawane ausrüsten, die den an der Fundstelle gebrannten Kalk in Ledersäcken nach Moschi transportirte. Löwen fielen in die Karawane ein und zersprengten sie. Die Wellblechplatten, deren Ueberführung von der Küste her allein an 50000 Mark Trägerlohn gekostet hat, kamen zum Theil in einem Zustande an, dass Erfindungsgabe dazu gehörte, sie dennoch verwenden zu können. Coffiya baya, d. h. alter Hut, der Spitzname, unter dem Wilken an der ganzen Küste bei den Eingeborenen bekannt ist, wurde, ohne jemals seine Laune zu verlieren, Herr aller dieser Widrigkeiten. Die Kolonie würde schneller erblühen, wenn Männer dieser Art nicht zu den Ausnahmen zählten.

Ausserhalb des Forts herrschten, als ich im December dort weilte, noch allenthalben Zustände, denen der Stempel des Vorläufigen aufgeprägt war. Man hatte nach der Niederwerfung Meli's eben sehen müssen, wie man sich so schnell als möglich ein Unterkommen schaffe. Die Offiziere und Unteroffiziere hausten zum Theil noch in ihren Zelten, die sie, um besser gegen die Sonne geschützt zu sein, mit einem aus trockenen Bananenblättern zusammengefügten Ueberbau versehen hatten. Nur für die Vorräthe und die Messe, ebenso für den Suaheli-Askari Simba, des Kompagnieführers Factotum und Unterhändler, fand sich ein festeres Lehmhaus vor. Die Soldaten wohnten in niedrigen, langgestreckten Schuppen, hatten wohl auch, soweit sie verheirathet waren, sich da und dort besondere kleine Hütten aus Fachwerk und Erde hergerichtet. Trotz des Provisorischen aber, das überall hervorleuchtete, fühlten sich Vorgesetzte wie Untergebene offenbar ganz behaglich, fehlte es doch am Wichtigsten nicht, einer ausreichenden Verpflegung. Sowie sie sich vom ersten Kriegsschrecken erholt hatten, waren die Eingeborenen wiedergekommen, um ihre Ackerbauerzeugnisse zu verhandeln. Schlachtvieh hatten die drei besiegten Häuptlinge Fumba, Kitungati und Meli zu stellen, später kamen noch einige tausend Ziegen hinzu, die man den Masais in der Nähe von Aruscha Yu abgenommen hatte.

Die Aussicht auf das umliegende Land ist im Allgemeinen nicht so schön wie in Marangu. Zwar präsentiren sich im Hintergrund Kibo und Mawenzi nicht wesentlich anders, aber der Vordergrund, der Blick

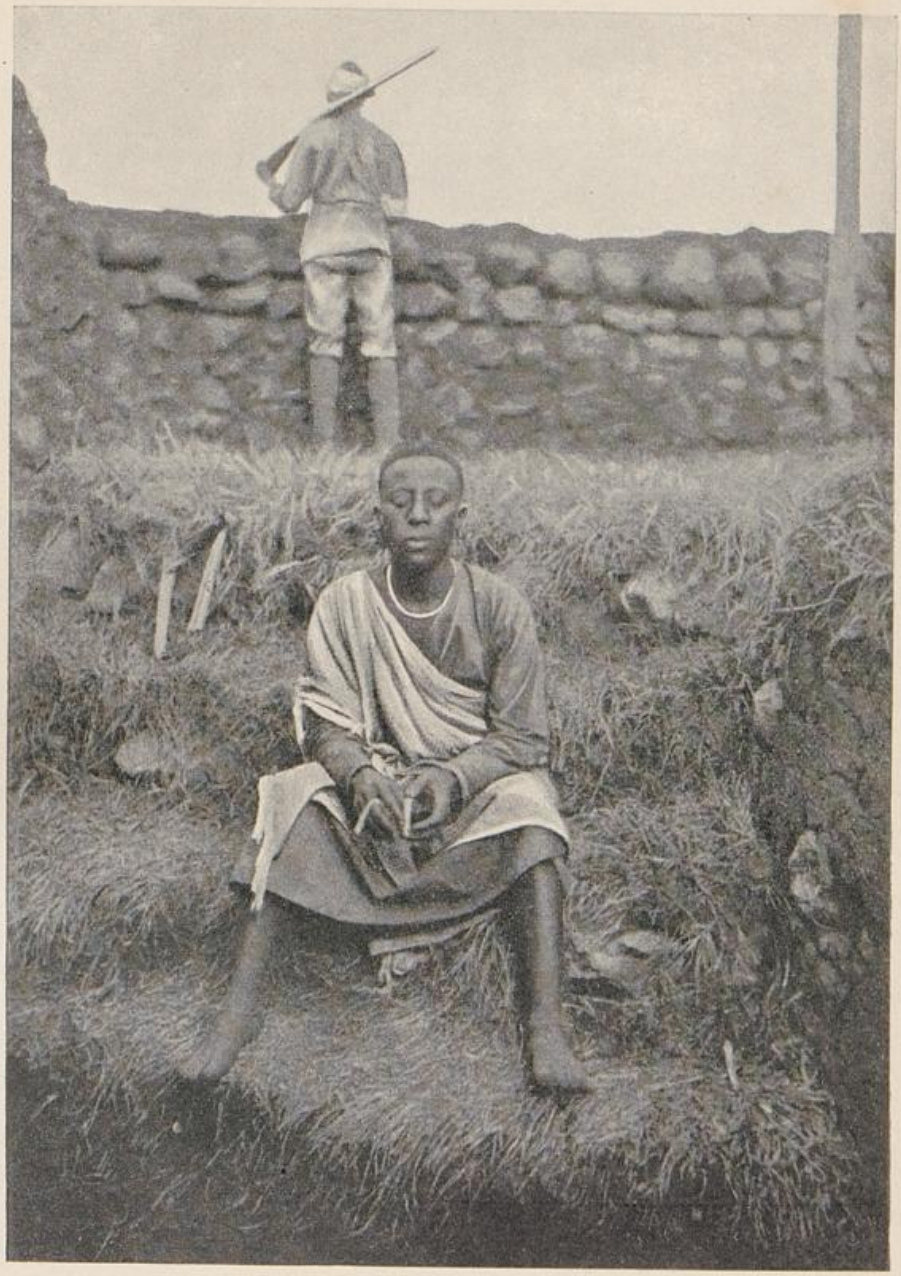
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf die Steppe zu ist reizloser. Von dem prächtigen Circus des Ugueno-Gebirges mit dem Jipe-See daneben vermag man nur ganz zur Linken ein kleines Stück mit einer davorgelagerten Gneiskuppe, dem Baumann-Hügel, zu sehen. Weit vorn in der Ebene, die in ihrer Einförmigkeit wie ein unbewegtes Meer daliegt, verräth an zwei Stellen aufsteigender Rauch die beiden Oasen Kahe und Aruscha Tschini. Wie eine Wand erheben sich rechts davon die Litema-Berge, mässige Höhen, aber fern am Horizont überragt von den dreispitzigen, gewiss an 3000 m hohen Sogonoi-Bergen. Sie erkennt man auch von Marangu aus zumeist in voller Schärfe, dagegen nicht den hier im Westen auftauchenden, gewaltigen Meru. Schwarzen Berg nennen ihn die Masai und mit Recht, denn so oft ich ihn auch gesehen habe, immer hob er sich merklich durch seine dunkele Tönung von allen anderen Erhebungen ab.

Das Klima der Militärstation Moschi ist infolge ihrer weit nach unten vorgeschobenen Lage ein ziemlich heisses und trockenes, maass ich dort doch mehrmals 28 und 29 Grad, wo auf der wissenschaftlichen Marangu-Station nur 22 und 23 zur Beobachtung kamen. Namentlich während der Zeit von November bis Februar, innerhalb deren die fast ständig herrschenden Stürme undurchdringliche Staubmassen in die Höhe wirbeln, hat die grosse Hitze gewiss ihr Unangenehmes. Dafür entschädigt dann aber die Regenzeit, die ohnehin dem an das Zimmer Gefesselten so viele Widrigkeiten bringt, durch eine Temperatur, die doch wenigstens nicht alle Abend den Mangel eines Ofens empfinden lässt.

Am Tage nach meiner Ankunft machte ich, vom Kompagnieführer Johannes begleitet, einen Spaziergang in die nähere Umgebung, um das Terrain kennen zu lernen, auf dem vor vier Monaten das Gefecht stattgefunden hatte. Eine traurige Erinnerung daran bot nur wenige Schritte südlich von den letzten Soldatenhäusern die Begräbnissstätte der auf deutscher Seite Gefallenen, vor Allem die des Lieutenants Ax. Bei unserem Hinaufzuge zum Kilimandscharo hatten wir den so früh aus dem Leben Geschiedenen als Stationschef von Masinde kennen und schätzen gelernt. Es war uns nach den Erfahrungen, die wir an der Küste gemacht hatten, eine ordentliche Genugthuung, in ihm auf einen Mann zu stossen, den nicht bloss die neuesten Veränderungen in der Armee-Rangliste und leidige Personalfragen interessirten. Zwar fühlte er sich ganz als Soldat auf seinem Posten, aber die eifrigen Gespräche, die wir an zwei Abenden mit ihm gepflogen, bewiesen denn doch, wie sehr es ihm daran lag, nach bestem Wissen und Können auch zur Erforschung und Erschliessung des ihm unterstellten Gebietes beizutragen. Mit der von Schele'schen Expedition kam er dann zum Kilimandscharo. Sein erster Besuch galt der wissenschaftlichen Station, und in heiterster Laune schrieb er in das ihm vorgelegte Fremdenbuch:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Häuptling Meli von Moschi.
(Nach einer Photographie des Oberarztes Dr. Brehme.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fieber und Dysenterie
Mögen Sie befallen nie,
Holen Sie sich keinen Knax.

Ax.

Wenige Tage darauf holte er sich selber einen Knax, einen ihn sofort todt niederstreckenden Schuss in die Seite. Blumen der Heimath, rothe Geranien und Balsaminen, Cineraria und Tropaeolum standen jetzt bereits auf dem einfachen Grabe in üppigstem Flor. Ein Holzkreuz, aus einer Thür der feindlichen Boma gefertigt, kündet Namen und Stand, eine hohe Albizzia maranguensis, in ihrem Wuchs einer Traueresche nicht unähnlich, wölbt ihre Zweige darüber her.

In unmittelbarer Nähe des Grabes weisen nur wenige Spuren noch auf die Stätte, wo Meli's Boma gestanden. Was von den Steinen und dem Holzwerk derselben brauchbar war, hat bei dem Bau des Forts Verwendung gefunden. Auch aus dem tiefen Graben, um dessen Besitz der heisseste Kampf stattgefunden und der die meisten Opfer gekostet hat, erhebt sich schon eine so dichte Vegetation, dass bald nichts mehr von ihm zu erkennen sein wird. Wir begeben uns weiter an den Rand des Sangatschi-Thales. Deutlich erblickt man drüben auf der anderen Seite den Weg, der von der Steppe her hinauf führt. An ihm, etwas weiter oben, sind Wolfrum und von Bülow gefallen. Dort standen die Gebäude der Niederlassung, welche die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft begründete, da die ehemalige Militärstation. Nichts, nichts von Allem ist geblieben. Selbst an die englische Mission, die von allen europäischen Ansiedelungen am höchsten gelegen war, gemahnt uns kein äusserliches Zeichen.

Von Taweta aus begründet, erstreckte sich ihre Wirksamkeit, der auch in ihrem politischen Nebenzweck der Erfolg versagt geblieben ist, über 7 Jahre hinaus, von 1885 bis 1892. Das ist eine lange Zeit, und man sollte meinen, eine ausreichende, um doch einige Spuren der ausgestreuten christlichen Lehre zurückzulassen. Indessen so sehr ich auch danach forschte, man wusste mir in dieser Beziehung nichts anderes mitzutheilen, als dass ein Dschaggajüngling, namens Kitimbo oder Thomas vorhanden sei, der auf der Mission Kisuaheli sprechen und schreiben gelernt habe. Es wäre interessant zu erfahren, auf wieviel tausend Pfund der Unterricht dieses nach wie vor ungläubigen Thomas, mit dem ich mich später mehrmals unterhalten habe, der Church Missionary Society zu stehen gekommen ist.

Als wir nach dem Fort zurückkehren, hat sich Meli daselbst mit einer grösseren Zahl von Akiden eingefunden. Ich sah ihn nicht zum ersten Mal. Vor einigen Wochen wohnte ich einer Scene in Marangu bei, die einer gewissen Komik nicht entbehrte und bei der er die Hauptrolle

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spielte. Der Kompagnieführer hatte ihn nach dort hinüber befohlen, um eine Versöhnung mit seinem Todfeinde Mareale anzubahnen. Das Beginnen schlug fehl, was sich äusserlich darin kundgab, dass Meli nicht zu bewegen war, mit Mareale aus einem Gefäss Pombe zu trinken. Damals steckte er in europäischer Tracht und sah darin einem vierschrötigen Bauernjungen nicht unähnlich. Das Gewand, welches er heute trug, ein weisses, langes, am Rande mit Perlen besetztes Baumwolltuch, das wie eine Toga umgeschlagen war, kleidete ihn um Vieles vortheilhafter. Aus seinem ziemlich hellfarbigen Gesicht, das namentlich durch den ausgeprägt griechischen Nasenansatz und etwas hervorquellende Augen charakterisirt ist, spricht Sinnlichkeit, dagegen meinem Gefühle nach nichts von Beschränktheit. Ich glaube auch nicht, dass die Schilderung, die Baron v. St. Paul von ihm entworfen hat und in der er als feiger, dummer Junge gezeichnet worden ist, sich in der Zukunft als richtig herausstellen wird. Damals, als St. Paul ihn sah, lag er am Boden, war von der stolzen Höhe, auf die er sich nach seinem Siege über die Deutschen erhoben hatte, plötzlich herabgestürzt und konnte in seiner Denkart als Neger nichts anderes erwarten, als dass sein letztes Stündlein geschlagen habe. Denn dass man ihn nicht aufhängen würde, hat weder er noch irgend einer seiner Unterthanen angenommen. Sieht man ihn jetzt, namentlich wenn er im Verkehr mit seinen Akiden sich unbeobachtet glaubt, so kann man sich der Besorgniss nicht erwehren, dass er, wie sein Vater Mandara, trotz des harmlosen Aeusseren doch zu den verschlagenen Füchsen gehört, die ihre Zeit abzuwarten verstehen. Jedenfalls ist Vorsicht ihm gegenüber geboten, und war es sehr in Ordnung, dass der »neue Herr« ihm zum Hüttenbau einen Platz angewiesen hat, der für die Kanonen des Forts das denkbar günstigste Ziel abgiebt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

VI. KAPITEL.

Nach Schira.

Den im voraufgehenden Kapitel geschilderten Ausflug nach Moschi hatte ich einmal unternommen, um diese nach dem Kriege wieder zugänglich gewordene Landschaft selbst kennen zu lernen, dann aber auch, um von hier aus gemeinsam mit dem Kompagnieführer eine weitere Expedition bis nach Schira anzutreten. Im Plane lag ferner, den Rückweg so zu wählen, dass wir, im Westen in die Höhe kletternd, um den Nordabfall des Kibo herumgingen und über das Plateau fort nach Kiboscho hinabstiegen.

Am Nachmittag des 22. Dezember setzte sich unsere Karawane, aus 27 Soldaten und 25 Trägern gebildet, nach der Ebene zu in Marsch. Da im weiten Umkreise der Station alle höheren Bäume niedergeschlagen sind, wandert man auf einer schattenlosen, aber sonst bequemen Strasse den Abhang hinunter, auf dem oben die Festung sich erhebt. Nach kaum 15 Minuten, sowie man einige Bananenschamben durchquert hat, umgiebt uns schon der dichte, fast undurchdringliche Busch, der fast überall von Muika ab westwärts die obere Steppengrenze bezeichnet, und nach weiteren zehn herrscht Steppe so ausgesprochen, wie nur irgendwo landeinwärts vom Küstenstrich. Niedrige, knorrige, sehr lichtstehende Bäume, hier fast ausschliesslich der Gattung Combretum angehörend, bilden scheinbar einen verwahrlosten Obstgarten, in dem verbranntes und dürres Gras den Boden bedeckt. Nur die schöne himmelblau blühende Hygrophila und das rosafarbene Cycnium Volkensii erfreuen zur Jetztzeit das Auge, im Uebrigen machen sich Hitze und Trockenheit nicht gerade angenehm bemerkbar. Zwei wasserlose Bachbetten werden überschritten, ebenso ein drittes, Mrusunga genannt, in dem noch einige Lachen stehen und das uns als die Grenze zwischen Moschi, insbesondere der früher selbständigen Landschaft Pocomo, und Uru bezeichnet wird. Dann nach etwa einer Stunde vom

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abmarsch an gerechnet, stehen wir am Rau. Man hat sich ihn, wie alle anderen vom Kilimandscharo herunterkommenden Gewässer, nicht etwa als Fluss vorzustellen, welcher auch nur das kleinste Schiffchen zu tragen vermag; es ist ein Bergbach, gewiss nicht über zehn Meter breit, der in einer mehr oder weniger tief eingeschnittenen, mit Kieseln oder rund geschliffenen Blöcken erfüllten Rinne schnellen Laufes dahineilt. Während der heimathlichen Herbst- und Wintermonate sind sie ausnahmslos, indem man an ausgewählten Stellen von Stein zu Stein springt, mit Leichtigkeit zu passiren; in der Regenzeit aber kann es geschehen, dass man einfach warten muss, bis der Schwall sich verlaufen hat. Sowohl in der Kulturregion am Bergeshang, wie natürlich noch auffälliger in der Steppe sind diese Wasseradern, die hier alle dem Pangani zuströmen, von einem Streifen hochstämmiger Bäume begleitet, der sie, von einem hochgelegenen Standpunkt aus betrachtet, als dunkle Schlangenlinien auf hellem Grunde erkennen lässt. Für gewöhnlich ist der mit Bäumen besetzte Ufersaum nicht breiter, als sich das Ueberschwemmungsgebiet bei Hochwasser erstreckt. Hier am Rau, der gegen die meisten anderen Bäche durch seine trüben Fluthen unvortheilhaft absticht, kommt es darum zur Bildung eines förmlichen kleinen Waldes, weil der Mrusunga ganz genähert verläuft und sich eine kurze Strecke weiter südlich mit jenem vereinigt. Solche Stellen würden sich in der Zukunft vorzugsweise für die Kultur tropischer Gewächse geeignet erweisen. Für Plantagen im grösseren Umfange freilich ist nicht Raum genug, denn kaum haben wir den Fluss auf einer Brücke überschritten, so befinden wir uns wieder in typischer Steppe.

Unterhalb der wenig bewohnten, waldreichen Landschaft Uru geht es eine Stunde in derselben fort, bis die Spuren eines ehemaligen grossen Lagers darauf hindeuten, dass abermals Wasser in der Nähe sein muss. Nach fünf Minuten sehen wir denn auch in einer Schlucht den Garanga zu unseren Füssen. Da wir ziemlich spät aufgebrochen sind und die Dunkelheit herannaht, richten wir uns am jenseitigen Ufer zur Nacht ein. Seit meinem Hinaufmarsch zum Kilimandscharo, wo wir am Mombo-Fluss vor Masinde zum ersten Mal nach dem Verlassen der Küste wieder Tropenluft athmeten, hatte ich kein ähnliches Lager mehr bezogen als dieses am Grenzbach zwischen Uru und Kiboscho. War auch die Waldscenerie, die uns umgab, keine von denen, wie Bellermann sie gemalt, Humboldt vom Orinoko- und Amazonen-Strom mit unübertroffener Meisterschaft geschildert hat, so bot sie doch Anklänge daran genug. Drüben das steinerfüllte Bett des Flusses von einer senkrechten, geschichteten Felswand begrenzt, die nur da oder dort in tiefer gehenden Spalten einen hochragenden Baum hat Fuss fassen lassen. Dafür, wohin auch das Auge sieht, ein dichtes Gerank von Schlinggewächsen und breitblättrigen Stauden, Farrnwedel mischen sich ein, und alle freistehenden Blöcke erscheinen eingehüllt in ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

grünes Gewand schwellender Moose und zierlicher Hymenophyllum-Arten. Zwei umgestürzte, durch Querhölzer verbundene Stämme geben eine schwanke Brücke ab, die zu dem Lagerplatz hinüberführt. Hier ein vages Dämmerlicht. Laubmassen verweben sich hoch über unsern Häuptern zu einem Dach, Laubmassen erfüllen den Raum darunter, Laubmassen, im Modern begriffen, bedecken den Boden in tiefgründiger Schicht. Und zwischen all dieser Blätterfülle die dunklen schwarzen Säulen gewaltiger Baumriesen, das in einander geschobene Astwerk des Unterholzes, Lianen, bald gleich Schnüren, bald gleich groben Tauen herniederhängend. Die Nacht bricht an, die Feuer flammen auf und ihr lodernder Schein wirft grelle Lichtreflexe auf die weissen Wände unserer, wie der zahlreichen Träger- und Soldaten-Zelte. Allenthalben hocken die schwarzen Teufel zu sechs oder acht beisammen, essend, schwatzend, jetzt in tiefes Dunkel getaucht, jetzt von den rothen Strahlen der glühenden Holzscheite übergossen. Am Abenteuerlichsten hebt sich eine kleine Gruppe von Dschagga-Leuten dadurch ab, dass eine schwere Kette, die sich an eiserne Halsringe ansetzt, eine »geschlossene Gesellschaft« aus ihr macht. Wie sie so da sitzen und stumm ins Feuer schauen, meint man mindestens Räuber und Mörder vor sich zu haben, und doch besteht ihr ganzes Verbrechen darin, dass sie ihrem Landesvater Sina ausgerissen und nach Moschi entflohen sind.

Ich hatte in Erinnerung früherer Erfahrungen fast als gewiss angenommen, dass wir die Folgen der genossenen Romantik am nächsten Tage in irgend einer Form, als Fieber oder Durchfall, an unserem Leibe zu spüren bekommen würden. Indessen es war nicht der Fall. Vielleicht hatte uns die Pombe entseucht, von der uns Sina zum Willkommentrunk beim Betreten seiner Landschaft noch in später Abendstunde ein reichlich Maass geschickt hatte. So wandern wir denn gleich nach Sonnenaufgang munter fürbass, ständig ein wenig steigend, auf breitem Wege, zu dessen Seiten sich Gebüsch wie eine Mauer erhebt. Vereinzelte Bäume ringen sich daraus zum Licht empor, Sykomoren, Würgerfeigen, Albizzien, aber auch Kandelaber-Euphorbien und andere Steppentypen. Letztere werden, je weiter wir kommen, je mehr wir in die Zone eintreten, bis zu der die Bergnebel hinabreichen, seltener und seltener. Endlich hinter dem Thore, durch das wir gebückt hindurchkriechen und das uns den Eintritt in den bewohnten Theil der Landschaft Kiboscho bezeichnet, sind sie ganz verschwunden. Vor uns dehnt sich jetzt eine Allee aus, von Bäumen gebildet, wie ich sie höher und schöner am Kilimandscharo nicht gesehen. Ein ganzer Hain davon schliesst sich rechts und links an. Da das Unterholz mässig ist, später von Bananen ersetzt wird, kommt jeder einzelne der Riesen voll zur Geltung. Hier herrscht wirklich tropische Fülle, und nicht bloss in dem, was die Natur freiwillig bietet, sondern auch in den Erzeugnissen landwirthschaftlicher Produktion. Das sind Bananen, die sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sehen lassen können, kraftstrotzend, mit Fruchttrauben überladen. Yams klettert nicht an Stangen wie Hopfen empor; da sind aus den Laubkronen Lianenseile zum Boden gezogen und rings im Kreise befestigt. Als trichterförmige Laube rankt sich an diesen das Gewächs, das in der Erde bis kindskopfgrosse Knollen erzeugt, zu den höchsten Zweigen hinauf. Eine Colocasia, die durch rothe Stiele und Mittelrippen ausgezeichnet ist, eine andere Varietät als im Osten, entwickelt Blätter von einer Grösse, dass man damit eine mässige Tischplatte bedecken könnte. Uimbi und Bohnen, die mageren Boden bevorzugen, kommen mir nirgends zu Gesicht. Auch weiterhin, wo die Schamben immer dichter an einander schliessen, zuletzt nur noch einen einzigen grossen, allein von Wegen und Wasserleitungen durchschnittenen Komplex bilden, ist es bezeichnend für die Landschaft Kiboscho, dass man den Baumwuchs nirgends ganz unterdrückt hat. Ueberall ragen Angehörige der Gattungen Bersama, Albizzia, Ficus, Cordia, Adina, Ekebergia und mancher anderen aus den Bananenhainen hervor und vermehren dadurch den Eindruck üppigster Fruchtbarkeit. — Den breiten, fast einer Heerstrasse ähnlichen Weg, den wir vom Thore an betreten haben, verfolgen wir, von zahlreichen Pavianen in den Laubkronen neugierig gemustert, über den grossen Marktplatz fort bis zu einer tiefen Schlucht, in der unten der Garanga fliesst. Dieser bildet hier nicht mehr die Grenze nach Uru hin, solche verläuft vielmehr weiter östlich längs eines Nebenarmes, des Ngombere, und hält sich an ihm nordwärts bis zu seinem Quellgebiet oberhalb des Gürtelwaldes.

Nach dem Verlassen der Garanga-Schlucht, welche die Strasse nur eine kurze Strecke begleitet, und nach dem Ueberqueren einer Reihe von muldenartigen Einbrüchen, gelangen wir in einen Hohlweg, der zwischen 2 bis 3 Meter hohen Sandwällen künstlich ausgeschachtet ist. Er schliesst mit einem Thor ab, wie es uns ganz gleich schon beim Eintritt in das Schambengebiet der Landschaft begegnete; in einem doppelt mannshohen Staketenzaun ist ein spitzbogenartiges Loch gelassen, durch welches man sich etwas gebückt gerade eben hindurch zu zwängen vermag. Spuren architektonischer Verzierung zeigen sich daran, indem gitterartig verbundene Stäbe ein umschliessendes Rahmenwerk bilden. Dahinter finden wir uns in einem viereckigen Hofraum, der von einer lebenden Hecke der hochstämmigen Dracaena Steudneri mauerähnlich eingefasst wird. Ein zweites Thor eröffnet einen schmalen Gang, ein drittes führt auf einen mit kurzem Grase bewachsenen, wohl 200 Meter langen und 50 Meter breiten Platz. — Als ich diesen quer überschreite, um mich mit dem hoch zu Esel voraufgeeilten Kompagnieführer wieder zu vereinen, bietet sich mir ein Bild, wie es nach den Schilderungen Pogge's und anderer von einem feierlichen Empfange, etwa beim Muata Jamvo, in meiner Vorstellung lebte. Auf einer viereckigen Plattform, hinter der sich ein vorn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

offenes Gebäude in Gestalt eines mächtigen Tonnengewölbes erhebt, sitzt von seinen Akiden umgeben der Mangi Sina von Kiboscho. Wohl 500 Krieger, die theils so gut wie nackt, theils in ein Baumwolltuch oder Ziegenfell gehüllt sind, hocken unten in weitem Bogen herum. Da jeder seinen Speer so vor sich in die Erde gestossen hat, dass alle Spitzen gleichmässig nach oben schauen, glaubt man eine Gnomenschaar zu sehen, die sich in ein Hopfenfeld geduckt hat. Wie Sina heruntersteigt, um mir zur Begrüssung entgegenzukommen, und dabei etwas strauchelt, stösst die ganze Gesellschaft einen Ruf aus, der Prosit bedeuten mag und der sich in der That wiederholt, als dem erlauchten Landesvater das Niesen ankommt.

Nachdem wir uns unter den üblichen Anredefloskeln die Hand geschüttelt, setze ich mich neben dem Kompagnieführer auf die Plattform, und das Schauri, welches meine Ankunft unterbrochen hatte, nimmt seinen Fortgang. Es dreht sich gerade um einen interessanten Fall. Kiboscho-Leute haben im oberen Gürtelwalde einen Elephanten angeschossen; das verwundete Thier ist in die benachbarte Landschaft Madschame übergetreten und dort in einer von den Eingeborenen angelegten Wildfalle verendet. Wem gehört nun das Elfenbein? Sina beansprucht es für sich, Nasua, der Onkel des Mangi von Madschame, der die Gegenpartei vertritt, ist in der Lage des beatus possidens und verweigert die Herausgabe. Glücklicher Weise hat Mutter Natur den Elephanten mit zwei Stosszähnen begabt, und so fällt denn nach langem Hin und Her das salomonische Urtheil: Jeder der streitenden Fürsten bekommt einen davon. — Die zweite Sache, die erledigt wird, betrifft die Gefangenen, welche wir von Moschi her mitgebracht haben. In der stossweisen, am Ende jedes Satzes durch eine auffällige Stimmenhebung charakterisirten Redeweise der Wadschagga setzen sie mit unendlichem Wortschwall die Gründe aus einander, die sie zu ihrem Vergehen, Flucht ausser Landes, bewogen haben. Aus der Uebersetzung, die uns der als Dolmetscher anwesende Neger Schundi giebt, geht soviel hervor, dass in allen Fällen Furcht vor Gewaltthätigkeiten Sina's die Veranlassung war. Dem einen hat er den Vater, dem andern den Bruder ermordet, der dritte weiss nur eine lange Geschichte zu erzählen, in der eine ihm im Traum erschienene kopflose Ratte eine unheilverkündende Rolle spielt. Auf die zwischen eingeworfene Frage, ob er denn in der That, wie man allgemein sage, so viele seiner Unterthanen habe tödten lassen, erwidert Sina mit leichtem Lippenkräuseln: »Früher, als sie nicht pariren wollten, ganz gewiss; jetzt habe ich es nicht mehr nöthig.« Er sichert denn auch den Missethätern Straffreiheit zu und ihre Ketten werden gelöst.

Ich will keine Schlüsse ziehen, aber meine Gedanken hatte ich doch, als ich am andern Morgen hörte, dass zwei dieser Kiboscho-Leute trotz

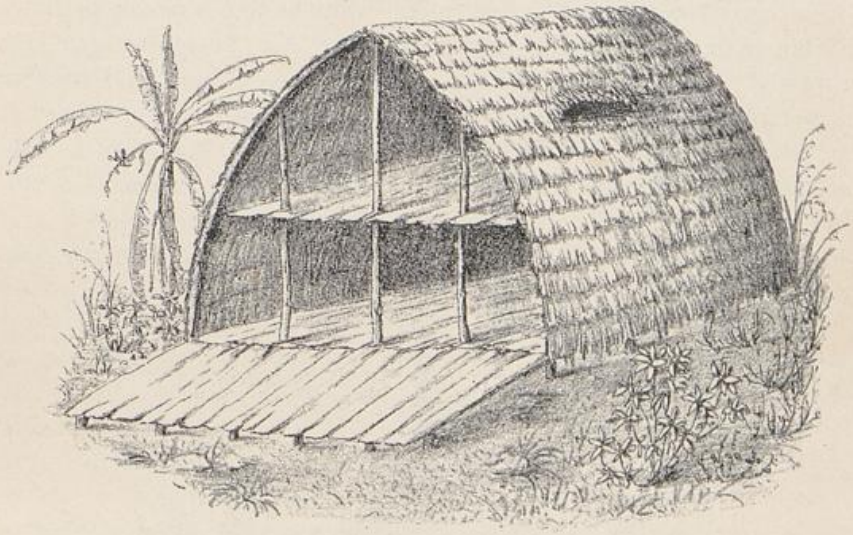
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des ihnen gegebenen Wortes abermals ausgerissen seien. Es will mir fraglich erscheinen, ob wir ein Interesse daran haben, im Bunde mit den Häuptlingen die Freizügigkeit am Kilimandscharo zu unterdrücken. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, stellt ja jeder jüngere, kriegstüchtige Mann, namentlich wenn er mit seinem Besitzstande, Weibern und Vieh, die Heimath verlässt, einen Macht- und Eigenthumsverlust seines bisherigen und einen ebenso grossen Gewinn seines neuen Landesherrn dar. Jeder Flüchtling wird bereitwillig in einer anderen Landschaft aufgenommen, aber naturgemäss ist damit auch der Grund zu fortwährenden Streitigkeiten gegeben. Weitere, die namentlich aus der gebräuchlichen, später noch näher zu besprechenden Methode der Vieh-Unterstellung hervorgehen, kommen hinzu, um den Antagonismus, der von jeher zwischen den einzelnen Stämmen besteht, von Zeit zu Zeit in einem Kriegszuge sich Luft machen zu lassen. Wenn man die Geschichte verfolgt, giebt es kaum eine Landschaft, die nicht schon einmal mit einer anderen ein Bündniss abgeschlossen hätte, um eine dritte zu bekämpfen, oder, was hier dasselbe sagen will, um mit ihr vereint auf Viehraub auszugehen. Sollen wir nun diesem Zustande ein Ende machen? Er hat für uns das Gute, dass er die Gefahr einer Zusammenschliessung sämmtlicher Kilimandscharo-Völker zum gemeinsamen Vorgehen gegen die deutsche Macht ganz wesentlich verringert. Ganz unmöglich ist sie darum nicht, denn einem Mann wie Mandara von Moschi ist es z. B. gelungen, fast alle Wadschagga, von Schira bis Useri, gegen Ugueno auf die Beine zu bringen. — Soviel ist wohl klar, wir dürfen es keinem Häuptling mehr gestatten, ohne unsere Einwilligung in das Gebiet eines anderen einzufallen. Wir dürfen auch keinen so gross werden lassen, dass seine Macht allein der unsrigen ein Paroli bieten könnte. Der Weg, den man beschritten hat, als man nach der Besiegung Meli's Mareale, der schon bis Rombo Mku hin herrscht, auch noch zum Oberherrn über Kilema und Kirua, Sina von Kiboscho zum Gewalthaber über Uru machte, ist meiner Meinung nach ein verkehrter. Je mehr Häuptlinge am Berge, desto besser für uns, desto geringer die Aufwendungen, die wir zu machen haben, um sie alle in Schach zu halten. Um aber letzteres namentlich zu erreichen, scheint mir nun nicht die Unterdrückung, sondern gerade die Förderung der Freizügigkeit ein ganz probates Mittel. Der jetzige Modus, dass wir gleichsam den Gensdarmen spielen, der den Herren Häuptlingen ihre unzufriedenen Unterthanen mit Gewalt wieder zuführt, trägt, von seiner Unzweckmässigkeit abgesehen, auch wohl zur Erhöhung unseres Ansehens nicht gerade bei.

Nachdem die Gerichtssitzung, in der noch einige Sachen untergeordneter Bedeutung zur Sprache kommen, endlich glücklich zu Ende geführt ist, besichtige ich unter der kundigen Führung des Kompagniechefs die Boma Sina's, deren Einnahme seiner Zeit dem Reichskommissar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Wiffmann und seinen Offizieren nicht wenig zu schaffen gemacht hat. Auf dem Vorplatze fesseln vor Allem die beiden grossen Schauri-Häuser unsere Aufmerksamkeit. Der Stil, nach dem sie aus Holzwerk und Grasbedachung aufgeführt sind, — ganz einem Berliner Stadtbahn-Bogen gleichend — kommt sonst am Berge nirgends vor. Sie mögen 10 m hoch und breit und an 18 m lang sein. Vorn, wo sie vollständig offen sind, schaut man in die Halle, die sie darstellen, hinein und bemerkt in halber Höhe über dem mit Brettern belegten, nach aussen sich als quadratisches Podium fortsetzenden Fussboden eine ebenfalls hölzerne Zwischenwand, die den Raum in zwei Stockwerke theilt. Von dem oberen aus geht eine Art Dachluke ins Freie und deutet darauf hin, dass die



Schaurihaus in Kiboscho.

Häuser neben dem Hauptzweck, bei Regenwetter in ihnen über öffentliche Angelegenheiten verhandeln zu können, auch den andern haben, in unruhigen Zeiten als Wachtlokale zu dienen. Von den Dachfenstern aus, die sich bei den beiden Hallen nach verschiedenen Seiten kehren, geniesst man einen freien Blick zur Ebene wie zum Berge hin.

Neben der Justiz hat auch der Cultus sich auf dem Vorplatze eine Stätte bereitet, dieser allerdings in sehr beschränktem Umfange. Im Norden wie im Süden bemerkt man je einen durch Dracaenen abgegrenzten, kreisförmigen Raum, in dessen Mitte eine Cactus-Euphorbie wie eine vierkantige Stange emporragt. Sie ist die Daua, der Zauber, der gegen Alles schützen soll, um die man sich aber im Uebrigen nicht weiter zu kümmern scheint.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An der Südseite des Platzes überschreiten wir auf querübergelegten Bohlen einen breiten Graben und gelangen zunächst, immer durch niedrige Spitzbogenthüren kriechend, in ein Gewirr von Höfen. Jeder wird vom andern durch ein Pallisadenwerk fest ineinandergefügter, knorrig verzweigter Baumstämme geschieden; die Verbindungsgänge von einem zum andern können durch bereit stehende, mit Schiesslöchern versehene Platten aus einem eisenharten, von Kahe her bezogenen Holze geschlossen werden. Gleich im ersten, aber auch in den weiter innen gelegenen Höfen findet sich eine grosse Zahl von Hütten, in denen die alle Abend aufziehenden Wachtmannschaften während der Nacht ein Unterkommen finden. Solche haben ganz allgemein in Kiboscho, ebenso auch in Madschame und Schira eine andere Form als in den östlich gelegenen Landschaften. Sie sind niedriger, breiter und gehen nicht allmählich, sondern plötzlich in die Spitze über. Wenn man sich auf eine der kegelförmigen Hütten, Marangu's etwa, setzte und einen gleichmässigen starken Druck nach unten ausübte, würde die Gestalt herauskommen, wie sie im Westen die übliche ist. Wie manches andere, weist dies darauf hin, dass die Bevölkerung hier Beziehungen zu Usambara gehabt haben muss.

In einem der Höfe finden wir Weiber Sina's, von denen er über 100 besitzen soll, bei einer Beschäftigung, die, so unappetitlich sie uns



Hütte in den östlichen Landschaften.



Hütte in den westlichen Landschaften.

vorkam, doch auch Zeugniss dafür ablegt, wie sehr Kiboscho allen übrigen Landschaften am Berge voraus ist. Während ein Theil der Schönen, deren Hauskleid sich auf einige Perlenschnüre um die Hüften beschränkt, Kuhmist mit den Händen zu grösseren Würfeln formt, legen andere dieselben zum Trocknen aus. Kleine Mädchen sind dabei, die fertigen Dungpackete einer mit in die Boma einbezogenen Schamba zuzutragen, wo sie, immer je eins, an den Fuss der Bananenschäfte niedergelegt werden. — Auf dem Wege dahin, den wir zugleich mit den Kindern machen, gerathen wir an eine 2—3 m hohe und 1 m dicke Mauer. Sie umgiebt die eigentliche Festung. Weitere, durch ein sehr sorgfältiges Uebereinanderschichten von Blöcken entstandene Steinwälle zerlegen deren Inneres wiederum in eine Anzahl von Höfen. Wir begnügen uns, zwei derselben in Augenschein zu nehmen, den, in welchem Sina selbst wohnt, und einen anderen, über dessen Umfriedigung ein gewaltiges Vorrathshaus für Uimbi sichtbar wird. Sina's Residenz, die aus einer ganzen Reihe von Baulichkeiten besteht, überragt bei Weitem die aller anderen Kilimandscharo-Häuptlinge, sowohl was Umfang als was technische Vollendung angeht. Ich sah zwei Häuser, die in Grösse und Form den Schaurihallen des Vorplatzes glichen, aber dadurch ihrem Zwecke angepasst waren, dass die Vorderwand einen Bretterverschluss und der Innenraum eine Gliederung in viele Kämmerchen erfahren hatte. Von dem Oberstock des einen zog sich, frei durch Pfosten gestützt, ein luftiger Gang eine Strecke quer über den Hof fort, um in einer Plattform zu enden, auf der sich der Herrscher an schönen Tagen ein Zelt aufschlagen lässt. Hütten für Vorräthe, in denen uns namentlich die gewaltigen, wohl eine halbe Tonne fassenden Honigtöpfe auffielen, gruppiren sich neben Wachtlokalen um die Wohngebäude herum. Ein Blick in jene gab uns ein Bild von der Ordnung, die überall waltet, soweit sich Sina's Einfluss erstreckt. Da

standen alle Geräthe, welche die Wachtmannschaften brauchen, an einem vorgeschriebenen Platz. Die Gewehre, welche in allen anderen Landschaften die Askaris des Mangi mit in ihre Behausungen nehmen, waren hier, um einer Entwendung und missbräuchlichen Benutzung vorzubeugen, zugleich mit einer Unzahl von Speeren, wie in einem Arsenal untergebracht. Streng parallel lag in einem Gestell das eine über dem anderen, man meint, ein schneidiger Kammer-Unteroffizier hätte dabei die Hand im Spiele gehabt.

Der zweite Hof, in den wir eintreten, birgt, wie gesagt, einen Getreidespeicher. Unter einem Tonnengewölbe steht ein aus Flechtwerk gefertigter, cylindrischer Bottich, der 5 Meter im Durchmesser hat und 3 Meter hoch ist. Um ihn mit dem Eleusinekorn füllen zu können, zieht sich rings ein auf Pfosten ruhendes Podium herum. Solcher grossen Speicher hat Sina wenigstens noch fünf oder sechs, daneben viele kleinere mit einfachem Kegeldach. In allen sieht man riesige Pombelöffel, aus Kürbissen hergestellt, immer zu Bündeln in gleicher Zahl aufgehängt.

Wir verlassen die innere Steinboma und erreichen, nachdem wir eine ganze Reihe von Pallisaden durchkrochen und mehrere 5—6 Meter tiefe Gräben überschritten haben, die Bananenschamben, von denen aus Wiffmann im Februar 1891 den Angriff geleitet hat. Kompagnieführer Johannes kann mir noch die Stelle zeigen, wo er den Hauptgraben, um hinüberzukommen, mit niedergeschlagenen Bananen ausfüllen liess. Nicht weit davon stand der Pulverthurm, mit dessen Indieluftfliegen das Geschick des Feindes besiegelt war. — Wie wir wieder auf den Vorplatz gelangen, finden wir Sina noch immer inmitten seiner Kriegerschaar auf einem der dreifüssigen Masai-Stühle »thronend«. Es wird nicht ohne Interesse sein, über diesen Mann, der alle seine Standesgenossen an Thatkraft und geistiger Bedeutung weit hinter sich lässt, welcher der einzige am Berge ist, der wirklich den Namen eines Herrschers verdient, einige nähere Aufschlüsse zu erhalten. Als ich ihn zum ersten Mal sah, fiel mir sogleich die unverkennbare Aehnlichkeit auf, die er mit Simbodja von Masinde hatte. Er war jünger wie dieser, nach meiner Schätzung etwa 50 Jahre alt, aber hier wie da dieselbe gedrungene, etwas zur Korpulenz neigende Gestalt, dasselbe volle, runde Gesicht, in dessen Zügen sich Klugheit mit Grausamkeit paart. Wie er so dasteht, in ein weites, faltenreiches, auf der Schulter zusammengeknüpftes Schachbrett-Kunguru gehüllt, den erhobenen Arm auf den gebeugten Nacken eines Kriegers gestützt, wird man unwillkürlich an die Caesarenstatuen erinnert, die unsere Museen bergen. Etwas störend wirkt die weisse Zipfelmütze, dagegen will mir wieder der Ohrschmuck, ein Messingzierrath in Form einer Kleideröse, vortrefflich damit harmonirend erscheinen.

Oben führte ich schon an, dass er gar kein Hehl aus den Gewaltthätigkeiten macht, durch die er seine Herrschaft erworben und festgehalten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat. Solche spielen ja überall in der Geschichte der Einzelstaaten eine Rolle, feiger Verwandtenmord und Abschlachten ganzer Familien gehören fast zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten. Gleichwohl ist Sina darin, wenn man den übrigen Häuptlingen, alle, Mareale nicht ausgenommen, Jammergestalten neben ihm, nur etwas Glauben schenken darf, um Vieles weitergegangen, als selbst einem Dschagga erlaubt erscheint. Um so mehr aber spricht es vielleicht für den Mann, dass er in neuerer Zeit, nachdem seine Macht befestigt war, sein Volk auch nach Negerbegriffen vorzüglich regiert. Er befiehlt und man gehorcht, und wenn er was verspricht, so kann auch der Weisse sich darauf verlassen, dass es ausgeführt wird. Er herrscht unumschränkt, aber, seine Leute kennend, hat er ein patriarchalisches System eingerichtet, das ihnen in ihrer Indolenz bequem ist und das die sonst am Kilimandscharo übliche Regierungsform auf die Spitze treibt. Ueberall ist hier vorläufig noch, wenn auch die Tendenz zu einer Aenderung in den meisten Landschaften hervortritt, der Mangi der alleinige Besitzer von Grund und Boden, und alles Grossvieh, das ja den Hauptreichthum repräsentirt, gehört ihm in Person. Er giebt seinen männlichen Unterthanen, sowie sie ein gewisses, verhältnissmässig hohes Alter — 25 Jahre etwa — erreicht haben, mit der Erlaubniss zur Heirath auch ein Stück Land, auf dem sie ihre Hütte bauen und Pflanzungen anlegen können. Vieh stellt er bei ihnen unter, d. h. er giebt es ihnen zur Pflege, wofür sie die Nutzniessung haben. Geschlachtet darf nur beim Häuptling werden, aber will dieser seine Würde ohne Anfechtung behaupten, so muss er von dem Fleisch, das er nicht für sich und seine Weiber verbraucht, seinen Akiden und Kriegern zukommen lassen. Im Uebrigen können die Unterthanen mit den Erträgnissen ihres Ackerbaues, neuerdings auch mit ihrem Besitzstande an Kleinvieh machen, was sie wollen, um ihre Ernährung kümmert sich der Mangi nicht. Das ist nun bei Sina in Vielem anders. Sein ganzes Volk stellt gleichsam eine einzige grosse Familie dar, die in ihm ihr Oberhaupt sieht. Von den Suaheli-Karawanen, die namentlich von Mombassa her hinaufkommen, kauft er gegen Elfenbein lastenweise das Zeug, womit sich seine Unterthanen kleiden. Da Kiboscho — die Eingeborenen sagen Kibosso — fast nur Bananen und in den tieferen Lagen Mais erzeugt, bezieht er Korn aus den östlichen Landschaften und speichert es in seiner Boma auf. Hier allein wird gebraut und die Pombe bereitet, die er selbst mir als »Chakulla yetu«, unser Essen, bezeichnete. Jeden Tag treten seine Krieger und das sind alle jungen Männer, vielleicht 1000 im Ganzen, bei ihm an, um ihre Ration zu empfangen. Ich sah selbst zu, wie eine solche Speisung, die eigentlich eine Tränkung ist, bei einigen Hundert von Statten ging. Während er selbst mit seinen Akiden auf der Plattform vor einer Schaurihalle Platz nahm, hockte sich die Schaar in einem weiten Bogen, so dass sie von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem erhöhten Sitz aus alle überschaut werden konnten, Mann neben Mann und in der ihnen bequemsten Stellung, die Kniee unter dem Kinn, das Gesäss auf den Fersen, peruanischen Mumien vergleichbar, am Boden nieder. Hinter der Halle standen unter einem Schutzdach in Reih' und Glied wenigstens acht gewaltige Tröge, ausgehöhlte Baumstämme, die an 3 Meter lang sind und einen Meter im Durchmesser haben. Aus ihnen wurde die trübe Flüssigkeit in grosse, umflochtene Thonkrüge oder vier kantige Holzgefässe gefüllt und diese zu Füssen Sina's niedergestellt. Jungen, seine Boys, die er reichlich beschenkt und aus denen die Zahl der Akiden ergänzt wird, hatten sich inzwischen mit Kürbislöffeln bewaffnet, die je nach der Grösse zwei bis vier Liter fassen. Auf einen Wink trat diese Kellnerschaar in Aktion. Immer etwa zehn der Gäste bekamen »einen Löffel voll«, liessen ihn schnell von Mund zu Mund wandern, um ihn dann zu neuer Füllung zurückzureichen. Ich musste an den Bierstaat denken, von dem schon so mancher fidele Bruder Studio gesungen und geträumt; hier hat er ihn, wenn auch vielleicht nicht ganz so, wie es seinen Wünschen entsprechen möchte.

Was das sonstige Verhältniss Sina's zu seinen Leuten angeht, so ist es dasselbe, wie es oben als allgemein gültig am Kilimandscharo bezeichnet wurde. Spuren irgend welcher Lockerung treten bei ihm noch nicht hervor; Versuche, solche herbeizuführen, würden dem Anstifter auch schlecht bekommen. Alles Vieh ist sein Eigenthum, und selbst Ziegen und Schafe dürfen nur in seiner Behausung geschlachtet oder verkauft werden. Wiffmann nahm ihm allein an Rindern gegen 6000 Stück ab, doch muss jetzt schon wieder sein Reichthum daran ein bedeutender sein. Man kann dies darum behaupten, weil er nicht mehr alle im eigenen Lande unterzubringen vermag. Es gilt da als ein Erfahrungssatz, dass eine einzelne Dschaggafamilie bei der gebräuchlichen Methode der Stallfütterung nur zwei bis drei Rinder und höchstens zehn Ziegen halten darf, um sie ausreichend verpflegen zu können. Uebersteigt das Besitzthum die hierdurch gegebene Zahl, so bleibt dem Häuptling nichts Anderes übrig, als einen Theil seiner Thiere in viehärmeren Landschaften in Pension zu geben. Fortdauernden Streitigkeiten ist damit Thür und Thor geöffnet, und es wäre mit Freude zu begrüssen, wenn sich in dieser Beziehung eine Aenderung schaffen liesse. Vielleicht kommt sie von selbst. Ich habe mir erzählen lassen, dass noch der Vater Fumba's von Kilema eine Heerde von 200 Rindern unten am Fusse des Berges, in der Steppe, gehalten habe. Nur durch die Ueberfälle der Masais seien er und sein Nachfolger veranlasst worden, mit diesem System des Weideganges zu brechen. Jetzt ist es wohl mit der Macht jenes Räubervolkes für immer vorbei, und es bedürfte wahrscheinlich nur einer kleinen Anregung, um die Häuptlinge, deren Land sich zur Ebene hinab erstreckt, zu einem neuen Versuch in dieser Richtung zu bewegen. Am

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Berge selbst, in der Kulturregion, werden bei den Witterungsverhältnissen und so lange man nicht etwa eine andere Rasse herbringt, immer nur Stallfütterung und damit eine beschränkte Fleischproduktion möglich sein. Durch Einführung des Weideganges in der Ebene liesse sich letztere um ein Vielfaches steigern.

Da wir vom Garanga nur zwei Stunden bis Kiboscho gebraucht haben, ist es trotz des langen Aufenthalts erst Mittag, als wir das Fürstenschloss verlassen, um an das eigene Unterkommen zu denken. Von einigen Akiden geleitet, steigen wir zwischen Bananenhainen einen Abhang hinunter, jenseits wieder empor und sehen zu unserer Ueberraschung ein nach europäischem Stil gebautes Giebelhaus vor uns, das sich auf einem freien, nach drei Seiten zum Thal abfallenden Platz erhebt. Sina hat es für den Kompagnieführer, wie uns gesagt wird, innerhalb sechs Tagen von 300 seiner Leute hochführen lassen. Zwar ist das Material das übliche: Fachwerk von Holz mit Lehmausfüllung, Bananenblätter als Dachbedeckung, aber doch geht aus Allem, namentlich der Herrichtung einer weitvorspringenden Barasa, einer Küche, eines Eselstalls und Abtritts zur Genüge hervor, dass man bemüht gewesen ist, den Wünschen des weissen Mannes nach Möglichkeit gerecht zu werden. Wir installiren uns nicht nur selbst in dem Hause, sondern finden auch hinreichend Raum, alle unsere Leute darin unterzubringen.

Der Spiritus rector, der hinter dem Bau gestanden, und ohne dessen Mitwirkung die Dschagga allein ihn überhaupt nicht fertig gebracht hätten, ist der schon erwähnte Schundi, ein Neger, der geistig und körperlich — es wird ihm nicht viel an zwei Meter Leibeslänge fehlen — seine Rassengenossen weit überragt und wohl einige Worte verdient. In Kawirondo am Victoria-Nyanza geboren, hörte man zuerst von ihm, als er aus Ndjemps am Baringo-See jene Briefe von Dr. Carl Peters nach Pangani brachte, die alle Befürchtungen über den Untergang der Emin Pascha-Expedition zerstreuten. Er blieb an der Küste und trat in die Dienste einer deutschen Firma, um im Innern Elfenbeinhandel zu betreiben. Das Engagement schloss für ihn mit einem gerichtlichen Erkenntniss ab, durch welches er zur Zahlung von mehreren tausend Rupien Schadenersatz verurtheilt wurde. Da er die selbstredend nicht sein eigen nannte, schlug er sich nach dem Kilimandscharo seitwärts in die Büsche und erlangte hier auch sehr bald einen entscheidenden Einfluss. Trotz seiner übeln Erfahrungen verwandte er diesen, wie allseitig zugestanden wird, im deutschen Interesse. Bei dem Friedensvertrage mit Sina, der ihm später Frauen gegeben und ein Haus gebaut hat, war er hervorragend thätig. Als die von Schele'sche Expedition zur Bestrafung Meli's hinaufkam, schloss er sich ihr an, und die Rathschläge, die er für den Angriff ertheilt hatte, erwiesen sich in der Folge als durchaus zweckentsprechend. Er führte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch die ersten Unterhandlungen mit dem zu Boden geworfenen Gegner. Auf Vorschlag des Kompagnieführers ist Schundi jetzt zum Gouvernement in ein festes Verhältniss getreten, indem er besonders für den Westen des Berges die Rolle einer Zwischenperson zu spielen hat, die Regierern und Regierten die beiderseitigen Wünsche zu Gehör bringt. Es wäre sehr vortheilhaft, wenn sich ähnliche brauchbare Kräfte noch mehr in der Kolonie befänden. Einmal ist dem Schwarzen die Figur eines Vermittlers so wie so bei allen seinen Geschäften eine stets willkommene, sodann vertraut er sich naturgemäss einem Gleichgefärbten um Vieles rückhaltsloser an, als einem Weissen. — Schundi bekommt für seine Dienste 100 Rupien pro Monat, erhält sie aber nicht ausgezahlt, da jenes Handelshaus Beschlag darauf gelegt hat. Darum braucht er nun freilich nicht zu hungern, denn er betreibt noch nebenbei Geschäfte auf Rechnung von Indiern und Arabern. Mit einem Mzungu lässt er sich in dieser Beziehung nicht mehr ein, er hat, wie man zu sagen pflegt, ein Haar darin gefunden.

Nach dem Essen halten wir vor dem Gouvernementsgebäude, wie es Schundi nennt, eine kleine Siesta ab. Wir können ganz wohl dabei von hier aus die Momente erkennen, die für den abweichenden Charakter Kiboschos bestimmend sind. Während man sonst, in Moschi, Kilema, Marangu, von einem so hochgelegenen Punkt wie diesem auf eine Landschaft blickt, in welcher der bebaute Boden sich mit dem unbebauten, von Gras und Gestrüpp bedeckten die Waage hält oder gegen ihn an Ausdehnung zurücksteht, sieht man hier die Bananenhaine, die nur gelegentlich mit kleinen Colocasien- oder Yamsfeldern abwechseln, in fast geschlossener Masse sich bis hinauf zum Beginn des Gürtelwaldes erstrecken. Es fehlen die undurchdringlichen, übermannshohen Hecken, die das Besitzthum des einzelnen abgliedern, und zwischen denen die Wege verlaufen, dafür unterbrechen schöne, sich überall weit aus den Schamben heraushebende Bäume die Monotonie, die sonst über dem Ganzen liegen würde.

Die Gipfel des Berges präsentiren sich von unserer Beobachtungsstätte bei Weitem anders, als in den Landschaften, die mehr unterhalb des Verbindungsrückens zwischen beiden gelegen sind. Während man von dem Mawenzi überhaupt nichts weiter als eine kleine Zackenmauer sieht, die fern im Osten über eine rundliche Wölbung hinwegschaut, steigt das Vorland in fast plötzlichem Abbruch jäh zu dem hier ganz besonders gewaltig erscheinenden Kibo empor. Ein Wirrsal unergründlicher Schluchten, die nach Westen immer tiefer und zahlreicher werden, zieht sich durch den Wald aufwärts und giebt ein Zeugniss von den Wasserfluthen, mit denen der Schneedom jahraus jahrein die Gebiete an seinem Fusse versorgt und die deren Fruchtbarkeit und intensive Bebauung bedingen. Zur Linken senkt sich ein wild zerrissener Grat herab, wie eine Wand erscheinend und Richtung nehmend auf den Meru zu, jenem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dunklen Kegel, der dort drüben ganz im Westen sich hoch zu den Wolken reckt. Unter uns liegt die gelbe Steppe ausgebreitet, in der das Auge nur an der Litema-Kette und dem sich darüber hinaus erhebenden, charakteristischen Dreizack der Sogonoi-Berge willkommene Ruhepunkte findet.

Aus der Ferne kehrt der Blick zur nächsten Umgebung zurück. Gleich hinter dem Hause vorbei zieht sich eine breite Strasse das Thal hinab und auf dieser herrscht ein Leben, wie es sich nur in einem dichter bevölkerten Gebiet entfalten kann. Krieger, die an dem über die linke Schulter, wie ein Gewehr, getragenen Speer und dem ovalen, aus Büffel- oder Ochsenfell gefertigten Schild in der Rechten leicht kenntlich sind, schreiten, zumeist in ein ockergelb gefärbtes Baumwolltuch gehüllt, gruppenweise und elastischen Schrittes der Boma Sina's zu. Trippelnd und schlürfend, die Kniee weit nach vorn geschoben, wandeln ihre getreuen Ehehälften, Ehedrittel oder -Viertel hinterdrein, um dem gestrengen Herrn irgend etwas nachzutragen, was für ihn unwürdig ist, selber zu schleppen. Es fällt uns auf dabei, dass sie im Gegensatz zu den Weibern von Moschi und Marangu so wenig »zum Anziehen« haben. Aber Zeug ist hier eben noch eine seltenere und kostspieligere Waare als da, wo durch die Anwesenheit der Europäer und Sudaner die Stoffballen — nicht aus Deutschland natürlich, sondern aus Indien — zu Tausenden jährlich ins Land kommen. Die Kinder, die neugierig dem Beginnen der Fremden zuschauend in Schaaren umherstehen und ausreissen, sowie man Miene macht, ihnen auf den Leib zu rücken, sind entweder ganz nackt oder tragen ein Kleid aus Ziegenhaut. Viel Mühe hat dieses dem Schneider nicht gemacht, denn es besteht aus zwei viereckigen, steifen, die dunkle Haarseite nach aussen getragenen Fellstücken, die durch schmale, sich über die Schultern legende Riemen vereinigt sind. Man kommt in Versuchung, darauf zu schreiben: »Heute bei Sina grosser Ball!« oder »Die elegantesten Fräcke verleiht der feine Reissner«, so sehr erinnert das Kleid an die bekannten Reclametafeln, die man in Berlin von Knaben, eine auf der Brust, eine auf dem Rücken, umhertragen sieht.

Je mehr es zum Abend geht, um so bunter wird das Bild, und als schliesslich Sina mit mehreren hundert Speerträgern erscheint, um den Gegenbesuch zu machen, und allerlei Volks vom Kind, das kaum auf seinen Beinen stehen kann, bis zum alten weisshaarigen Mümmelgreise in ungeordnetem Zuge hinterdrein läuft, da gleicht unser Platz einer Schützenwiese, auf der sich die wilden Männer zusammendrängen, um ein paar in Freiheit vorgeführte Kulturmenschen zu begaffen. Wir lassen uns unsere Rolle gefallen, bringt sie doch auch etwas ein: eine ganze Reihe bis zum Rande gefüllter Pombetöpfe zunächst, dann ungezählte Bananentrauben und zuletzt, nebst mehreren Ziegen, einen prachtvollen Stier. Dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kompagnieführer wird noch ausserdem eine Gabe zu Theil, die mein Interesse darum erregt, weil sie zeigt, dass Kiboscho nicht bloss in landwirthschaftlicher Beziehung an der Spitze aller übrigen Kilimandscharo-Staaten marschirt, sondern auch die entwickeltste Industrie hat. Es ist eine kleine Kollektion von Eisensachen, die eingeborene Künstler aus eingeführtem Draht gefertigt haben. Vor Allem sticht ein Speer in die Augen. Während sonst bei dieser Waffe, die auch von den Masais geführt, aber nur von Wadschagga hergestellt wird, das bis 90 cm lange, einen Längskiel zeigende Blatt mit dem spitz zulaufenden Schuh durch ein Zwischenstück aus Holz verbunden ist, um das sich die Hand legt, war diese hier, und zwar ganz hervorragend sauber, nur aus einem einzigen Eisenstück gearbeitet. Was das besagen will, kann nur jemand ermessen, der die einfachen Handwerkszeuge und Vorrichtungen eines Dschagga-Schmiedes gesehen hat. Nicht minder vollendet in ihrer Art waren einige an ihrem Kopftheil durch Ausfeilen spiralig gewunden erscheinende Spazierstöcke und Renommirknüppel, ebenfalls aus blankem Eisen und bei ihrer Gewichtigkeit von jedem Gigerl sogleich praktisch zu verwenden. Den Beschluss machten zweischneidige Messer, sowohl die grossen, wie ein Schwert an der Hüfte getragenen, als auch kleine, etwa handlange, die am linken Oberarm befestigt werden. Für eine besondere Aufmerksamkeit erachtete es Johannes, dass auch die Damen des Landes sich an dem Geschenk betheiligt hatten. Die Lederscheiden, in denen alle Messer stecken und die mit dem Wurzelsaft der Rubia discolor schön roth gefärbt werden, hingen in Gürtelbändern, welche von zarter Hand über und über mit buntfarbigen Perlen besetzt waren.

Wir benutzten die Anwesenheit Sina's, um ihn über die Geschichte seines Reiches auszufragen. Mit der ihm eigenthümlichen hohen, fast kindlich klingenden Stimme, die seltsam mit dem sonstigen Wesen kontrastirt, zählt er fliessend, einen jungen, intelligent ausschauenden Akiden als Dolmetscher gebrauchend, alle seine Vorgänger in der Herrschaft der Reihe nach auf, bis zur achten Generation zurück. Auch ihre Kriegszüge und mannigfachen Fluchten ausser Landes sind ihm bekannt, ebenso die verwandtschaftlichen Beziehungen zu andern Herrschern am Berge. Als ich das Gespräch auf die Urbewohner des Landes zu bringen suchte, meint er, der Stammvater seines Geschlechtes sei mit Kind und Kegel von Usambara nach hier eingewandert und habe keine Menschen, nur dichten Wald angetroffen. Auf die Frage: »Ja, aber wie erklärst du dir denn, dass du und deine Leute eine so ganz andere Sprache reden als die Waschambaa?« weiss er keine Antwort zu geben, hält sie offenbar auch für zu gleichgültig, um sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Absichtlich schweigt er, wie der difficile, aber für die Zukunft nicht unwichtige Punkt berührt wird, wer denn sein eigener Nachfolger sein werde. Etwas

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in die Enge getrieben, meint er schliesslich, es sei nicht testuri (Sitte), sich darüber auszusprechen. Ein heraufziehendes Gewitter giebt ihm gleichzeitig willkommene Gelegenheit, sich zu empfehlen. Wie aber um keine Missstimmung aufkommen zu lassen, erklärt er beim Gehen, er wolle einige Wazee (Greise) schicken, die über das früher Geschehene noch besser Bescheid wüssten, als er selbst.

Der folgende Tag, den wir in Kiboscho bleiben wollen, ist nicht bloss Sonntag, sondern auch der 24. Dezember, Weihnacht, mit all ihren Erinnerungen aus fröhlicher Kinderzeit. Schnee und Eis, die beide zur Erzeugung einer richtigen Feststimmung gehören, vermissen wir nicht. Wie wir den Blick aufwärts wenden, glänzt es uns vom sonnenbestrahlten Kibo in einer Fülle entgegen, dass die Augen sich fast geblendet hinwegwenden. Aber hier unten ist doch Alles so ganz anders als in der Heimath. Die Bananen mit ihren Riesenblättern, die wilden Dattelpalmen, die aus dem Thal in einzelnen Exemplaren zum Lichte streben, können uns den fehlenden Tannenbaum nicht ersetzen. Eine etwas wehmüthige Nachdenklichkeit kommt über uns und, um sie zu verscheuchen, wird beschlossen, dem auf einsamer Höhe hier seit einigen Wochen hausenden Père supérieur von Kilema A. Gommenginger einen Besuch abzustatten. Wir schreiten einen Theil des Weges, den wir gestern machten, zurück, biegen aber, noch bevor wir an den Markt gelangt sind, zur Garanga-Schlucht hinab. Der jenseitige Anstieg ist kein leichtes Stück Arbeit, da eine glühende Sonne ihre Strahlen über den schattenlosen, mit Steinen besäten Pfad sendet. In Schweiss gebadet, kommen wir endlich oben an und begrüssen mit Freuden die erfrischende Kühle eines Bananenhaines. Immer noch steigend wandeln wir in demselben fort, bis wir auf der Kuppe der Höhe, bei 1500 m, einen freien Platz betreten. Später soll sich hier eine Missionsstation, eine Filiale von Kilema erheben; was wir jetzt davon sehen, stellt nur die allerersten, bescheidensten Anfänge dar, ein kleines Lehmhäuschen, daneben eine Art Schuppen, der als Betsaal zu dienen hat, und einige in der Manier der Eingeborenen errichtete Hütten. P. Gommenginger, der uns in dem langen schwarzen Rock der französischen Missionare empfängt, führt uns in seine Behausung unter tausend Entschuldigungen, dass er uns so gar nichts anzubieten habe. Ein wackliger Tisch, ein Stuhl, eine sich kaum über den Boden erhebende Kitanda, sind die ganze innere Einrichtung. Aber der an Entsagungen der herbsten Art gewöhnte Mann empfindet seinen Mangel gar nicht, er ist glücklich, weil Sina bereits täglich 12 Kinder zum Unterricht sendet. Seine fröhliche Stimmung wird auch nicht getrübt, als ein Junge mit der Meldung hereinkommt, der Tschui (Leopard) habe in der Nacht die Henne weggeholt. Und doch war es, neben einem nun vereinsamten Hahn, die einzige, die er besass, die Stamm-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mutter, von der er im Geiste schon ein blühendes, den ganzen Hof bevölkerndes Geschlecht abgeleitet hatte.

Wir hören, dass das Land, welches Sina, natürlich auf einen kleinen Druck seitens des Kompagnieführers hin, für 40 Gora Zeug im Werthe von 210 Rupien an die Mission abgetreten hat, ein Areal von 400:200 m einnehme und aus bestem Kulturboden bestehe. Vielleicht in wenigen Tagen schon würde P. Rohmer mit einem jüngeren Bruder von Taita her eintreffen, um den Bau weiter in die Hand zu nehmen. Er soll, wie dies ja auch in Kilema geschehen ist, mit Handwerkern betrieben werden, die das Mutterhaus Bagamoyo aus seinen ehemaligen Zöglingen auswählt und nach hier sendet. Gefällt es diesen am Berge, so dürfen sie ihre Weiber nachkommen lassen und werden als Grundstock einer neuen Gemeinde in der Umgebung der Station angesiedelt. — Mit aufrichtiger Bewunderung und wünschend, dass die Brüder hier ein neues fruchtbares Feld für ihre ideale Aufgabe finden möchten, kehren wir auf demselben Wege, der uns hinaufgeführt, zu dem Gouvernementsgebäude zurück.

Den Abend verbringen wir daselbst im Wechselgespräch. Bald wird dieses, bald jenes Thema angeschlagen, aber immer findet sich doch wieder eine Brücke, die zu der Frage hinüberführt, die uns im Grunde allein beschäftigt: Was mögen sie wohl jetzt zu Hause treiben, die Eltern, die Geschwister, die Freunde? Sie zünden den Baum an, sie treten an den mit Gaben bedeckten Tisch. Jetzt hat sich der Jubel gelegt und jetzt — jetzt machen sie es wie wir und setzen sich um die dampfende Punschbowle. Den Lieben daheim! Den Lieben da draussen! Die Gläser klingen zusammen und der vibrirende Laut schwingt weiter, herüber, hinüber, den Draht bildend, auf dem die Gedanken einander zufliegen. —

Wir treten vor das Haus, wo die Träger und Soldaten theils um prasselnde Feuer hocken, theils sich zum Tanz in Gruppen zusammengestellt haben. Eine Christnacht eigener Art! Hell liegt das bleiche Mondlicht auf den Gletschern und Schneefeldern des Kibo, während ein in Nacht getauchter Streifen darunter den Wald bezeichnet. Silberner Schein breitet sich über die schaukelnden Wipfel der Bananen, goldige Fluthen huschen über die Stämme, sobald die flackernde Lohe neue Nahrung erhält. Aus dem Thale herauf, in dessen dunklen Schatten Leuchtkäfer wie Gespensterchen hin- und herfliegen, schallt das schrille Gezirp der Cicaden, Schakale mischen von Zeit zu Zeit ihr Bellen hinein und beide übertönend stampfen die tanzenden Schwarzen den Boden und werden nicht müde, die begleitenden Weisen bis zum Ueberdruss zu wiederholen.

Früh am andern Morgen brechen wir von Kiboscho auf. Noch einmal lasse ich den Blick über die Landschaft schweifen, die nach meinem Dafürhalten in politischer wie wirthschaftlicher Bedeutung allen übrigen den Rang abläuft, dann geht es von unserem Hügel hinab, durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schamben hindurch einem Einschnitt zu, an dessen Grunde ein munteres Bächlein plätschernd dahinschiesst. Ich sehe hier eine Einrichtung, von deren Existenz im Westen ich schon wiederholt gehört, die mir bis dahin aber noch nicht zu Gesicht gekommen war, eine Thalsperre nämlich. Etwas weiter oben zieht sich quer über die Senkung ein 2 Meter hoher, unten mit einer verstopfbaren Ausflussöffnung versehener Steindamm, der hinter sich einen ziemlich ansehnlichen Teich aufgestaut hat. Später habe ich deren noch mehrere gesehen, auch in Moschi und Madschame, aber sie scheinen doch nirgends eine so allgemeine Anwendung zu finden, wie gerade bei Sina. Es mag dies zum Theil daran liegen, dass anderwärts die Verhältnisse zum Bau derselben nicht so günstig sind, denn kein Gebiet hat wohl so viele Wasseradern mit so geringem Gefälle als Kiboscho. Wir müssen das selbst erfahren, denn der Weg geht hinauf und hinab, über zahlreiche Rinnsale fort, die aber alle, was sonst nicht der Fall, durch quergelegte Stämme überbrückt sind. Von Zeit zu Zeit bieten sich prächtige Ausblicke, nicht bloss über das Gebirge aufwärts, auch die Kirua-Berge sind zu überschauen, wie alle Höhen, die sich aus der Steppe erheben. Nach kaum einer Stunde, sobald wir den westlichen Grenzbach Kiboschos, den Umbue, überschritten haben, treten wir in einen Wald ein, in dieser Höhenlage — 1400 Meter — ein Unicum. Es ist eine Lust, in ihm auf 4 Meter breiter Strasse dahinzuwandeln, die weit ausladenden Kronen von allerlei Laubbäumen über sich, zur Rechten wie zur Linken Strauchwerk, das nicht dicht genug ist, um nicht da und dort eine Fernsicht in den Forst hinein zu gestatten. Wir vermögen zu erkennen, dass er aufwärts sich allmählich lichtet, während tiefer unten die dicken und höher werdenden Bäume enger an einander schliessen und durch Lianenverband das Bild eines echten Tropenwaldes hervorrufen. Dort lag die Landschaft Kindi. Wenn ich gefragt würde, wo denn mit einer eventuellen Besiedelung des Kilimandscharo begonnen werden könnte, würde ich nicht den mindesten Zweifel haben, dass es hier geschehen müsste. Einmal gehört das Gebiet zu den fruchtbarsten und wasserreichsten am ganzen Berge, sodann ergeben sich auch keine Schwierigkeiten mit den Eingeborenen. Kindi ist, wie das darüber gelegene Umbue und das an dieses westlich angrenzende Lambungu, von anderen Kombo genannt, seit langer Zeit verlassen.

Wir passiren wieder mehrere Bäche, von denen der eine, der Nseri, weiter unten die Grenze nach der noch bewohnten Landschaft Naruma bildet. Schon vorher ist der Baumwuchs immer spärlicher geworden, jetzt geht die Vegetation in eine Gestrüppformation über, die anhält, bis wir nach abermals einer Stunde Marsch das tiefe Thal des Werri-Werri erreichen. In Serpentinen, die an den Krümmungsstellen durch Steinaufschüttung terrassirt sind, bewegt sich unsere Karawane 150 Meter tief zur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sohle der Schlucht hinab. Auf der Brücke stehend, die wie der ganze bisher eingehaltene Weg das Werk Sina's ist, geniessen wir eine der landschaftlich reizvollsten Scenerien, die mir bisher in Afrika begegnet war. Während zu den Seiten die Wände der Schlucht, von Palmen und anderen Bäumen bestanden, als grüne Mauern erscheinen, unten der Fluss sich schäumend und brausend, tausend Schnellen bildend fortwälzt, hebt sich vor uns, als sei er zum point de vue dahin gestellt, der schneeumflossene Kibo zu schwindelnder Höhe. Weit, weit können wir die Schlucht verfolgen, wie sie in zahllosen Windungen aufwärts steigt und, sobald sie den Gürtelwald erreicht hat, zum Abgrund wird, der in das Antlitz des Kolosses eine Riesenscharte gräbt. Nirgends sonst am Berge, so weit ich auch herumgekommen bin, kann ich mich erinnern, ein vom malerischen Standpunkt aus ähnlich wirksames Bild gesehen zu haben. Hier allein hat der Beschauer den Kibo für sich vor Augen, losgelöst von dem unsichtbar bleibenden Plateau, und die furchtbare, an diesem Punkte noch dazu reichgegliederte Masse, die er darstellt, kommt voll zur Geltung.

Wie wir auf der Höhe des andern Ufers stehen und damit Madschame betreten, erblicken wir vor uns ein fast eben erscheinendes Land, einige wenige Bäume darüber verstreut. Gerade uns gegenüber ragt der Meru auf, zur Rechten grenzt ein in allmählichem Abfall sich nach Westen senkender Kamm das Bild gegen den nördlichen Horizont hin ab. Aber das ebene Land ist in Wahrheit von zahlreichen, sich radial emporziehenden Schluchten gefurcht, und der wildromantische Kamm, der in Büchern und auf Karten als Schira-Kette geht, löst sich, wie eine allerdings erst drei Monate später unternommene Expedition bewies, in ein System von Graten auf, die flügelartig von einem Seitenplateau des Kibo ausstrahlen. Wenn man aus dem gesegneten Kiboscho kommt, macht Madschame, das in ein oberes und ein unteres zerfällt, einen ziemlich tristen Eindruck. Namentlich das erstere, in dem wir jetzt bergauf, bergab, in kurzer Zeit fünf Schluchten querend, fortwandern, ist trotz seiner bedeutenden Grösse nur schwach bewohnt. Da die Sonne bald im Zenith steht, der Weg, der sich viel durch Eleusine- und Bohnenfelder (Dolichos Lablab) dahinzieht, durchaus schattenlos und überdies mit einer knöcheltiefen Schicht cementartigen Staubes bedeckt ist, athmen wir erleichtert auf, als wir gerade zur Mittagszeit unser Ziel für heute, die im Entstehen begriffene Station der Leipziger Missions-Gesellschaft erreichen.

Fünf Brüder, meist Sachsen, fanden wir daselbst vor, den einen indes so krank, dass er seine Absicht, zur Küste zurückzukehren, bald darauf ausführen musste. Sie waren Ende September desselben Jahres von Mombassa her zum Kilimandscharo gekommen, wohl zunächst mit dem Plane, in Moschi zu bleiben. Von der Regierung war ihnen dort

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Landfläche zugewiesen, wo früher sich die Gebäude der englischen Missionsstation erhoben hatten. Aus Ursachen, die ich hier nicht erörtern will, zogen sie es vor, ihren Fuss weiter zu setzen und in Madschame eine Niederlassung zu gründen. Moschi wollten sie erst später als Filiale besiedeln, ebenso, wie sie dabei waren, sich weiter im Osten, in Mamba noch einen Platz zu sichern. Damit ist denn so ziemlich der Berg, soweit er bewohnt ist, in Streifen zerlegt, auf denen die vertretenen Konfessionen abwechseln, wie schwarz und weiss beim Zebra. Mamba und Muika evangelisch, Marangu und Kilema katholisch, Moschi evangelisch, Kiboscho katholisch, Madschame evangelisch, Schira im Westen und Rombo und Useri im Osten noch unbestimmt, aber wenn man den bisher beliebten Modus beibehält, den Katholiken zufallend. Man braucht gar nicht an die Verhältnisse in Uganda zu denken, um ein solches Vorgehen zum mindesten doch etwas wunderlich zu finden. Meiner bescheidenen Meinung nach wäre es besser gewesen, die evangelische Mission vom Kilimandscharo überhaupt abzulenken und ihr etwa Ugueno und Pare zuzuertheilen. Man könnte auch versuchen, mit ihrer Hülfe die Engländer aus Usambara hinauszudrängen, die uns da doch nur als Pfahl im Fleische sitzen. Ich bin nicht Katholik, habe auch für den Katholicismus als solchen durchaus keine Sympathien, aber ich muss denn doch sagen, nachdem die katholische Mission ihre Thätigkeit nun einmal und, wie Niemand leugnen wird, mit Aussicht auf Erfolg begonnen hatte, war es schon aus rein praktischen Gründen empfehlenswerth, ihr ein Gebiet allein zu überlassen, das kaum mehr wie 50000 Seelen zählt.

Für die Leipziger Mission, die vordem nur in Indien ihres Berufes waltete, gab es noch Plätze genug in Ost-Afrika, an denen die Gefahr von Kollisionen ausgeschlossen ist oder durch ein Veto der Regierung ausgeschlossen werden kann. Dass man den Kilimandscharo wählte, weil hier die Gesundheitsverhältnisse günstig liegen, ist menschlich erklärlich. Die katholische Kirche ist ja mit ihren Sendlingen viel besser daran als die evangelische. Rücksichten, welche diese nehmen muss, fallen für jene fort. Sie besitzt in ihren Priestern ein Material, das gleichsam herausgehoben ist aus der menschlichen Gesellschaft, mehr oder weniger losgelöst von den Gefühlen der Eltern-, Geschwister- und Vaterlandsliebe. Das Cölibat kommt hinzu, um so einen jungen Glaubensboten, der hinausgeschickt und ständig von oben her dirigirt wird, von vornherein alle Brücken hinter sich abbrechen zu lassen. Ob er in einem gesunden oder ungesunden Klima zu leben bestimmt ist, gilt ihm gleich, er weiss, du wirst in einem wie im anderen Falle schwerlich in die Heimath zurückkehren, und es zieht ihn auch nichts dahin. Der evangelische Geistliche gehört nicht nur seiner Kirche an, er ist ein Glied unseres Volkes, tausend Bande fesseln ihn an Verwandte, Freunde, eventuell an die Familie, die er sich begründet hat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder begründen will. Von den fünf Brüdern in Madschame war einer verheirathet und drei trugen den Verlobungsring.

Eines weitern Umstandes, in dem die katholische Mission mir besser berathen erscheint, will ich hier ebenfalls gedenken, obgleich ich mir wohl bewusst bin, damit einen Punkt zu berühren, der nicht ohne Anfechtung bleiben wird. Von der Errichtung einer Industrie- oder Kostschule, wie das Kilema-Haus der Elsasser Brüder nicht gerade geschmackvoll bezeichnet wurde, will die Madschame-Mission absehen. Sie will sich an die Erwachsenen wenden. Grundbedingung dafür ist, dass die Missionare zunächst das Kidschagga erlernen. Obwohl ich nun durchaus nicht bezweifeln will, dass man sich mit allem Eifer an die Aufgabe heranmacht, dürften für jeden neu heraufkommenden Missionar mehrere Jahre vergehen, bevor er diese ungemein schwierige Sprache auch nur einigermaassen beherrscht. Die Engländer haben seiner Zeit das Gleiche versucht, und es ist auch von ihnen ein Evangelium in Kidschagga übersetzt im Druck erschienen. Aber keiner der Eingeborenen versteht es, sie protestiren, wenn man sie glauben machen will, dass das ihre Sprache sei. Von den 165 Europäern, die zu jener Zeit den Kilimandscharo gesehen hatten und von denen doch eine grössere Anzahl länger an ihm verweilte, werden gewiss 150 ihn wieder verlassen haben, ohne etwas anderes gelernt zu haben, als die Begrüssungsformeln. Von den Uebrigen mögen wenige über die Kenntniss von ein paar Dutzend Vokabeln hinausgekommen sein, sprechen gelernt hat Kidschagga keiner. Schundi, der wie alle intelligenten Neger, Sprachen schnell erfasst und dem Kisuaheli, Kimasai, Kiganda und vielleicht noch andere afrikanische Idiome wie Wasser entfliessen, hat es trotz mehrjährigen Aufenthalts bei Sina doch nur soweit gebracht, dass er den Häuptling allenfalls versteht. Wenn er selbst zu ihm redet, kommen auf jedes Dschaggawort, das er gebraucht, zwei Kisuaheliwörter.

Aber gut, die evangelischen Missionare mögen sich mit den Wadschagga in ihrer Sprache verständigen können, sie beschränken sich indessen darauf, nur den Erwachsenen das Wort Gottes zu predigen. Dann wird trotzdem ihr Erfolg, wenn nicht gleich Null, so doch ein sehr geringer, gar nicht in Betracht kommender sein. Wadschagga sind keine Inder. Nie und nimmer werde ich mich zu der Ansicht bekehren lassen, dass ein ostafrikanischer Neger, der das Pubertätsalter hinter sich hat, und den man in seiner gewohnten Umgebung belässt, zu etwas mehr gemacht werden könnte, als zum Scheinchristen. Erziehet die Kinder und erziehet sie nicht bloss zum Gebet, sondern vor Allem und ganz in erster Linie zur Arbeit! Dieses schon darum, damit sie nicht in dem Kampfe, der früher oder später zwischen Schwarz und Weiss am Berge entbrennen wird, einfach zu Grunde gehen, von der zermalmenden Kultur weggefegt werden. Leitet sie an zu einem Handwerk, bringt ihnen die Elemente eines ratio-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nellen Ackerbaues bei, lehrt sie Lesen und Schreiben, und es wird die Möglichkeit sein, sie als dienendes Glied einem neuen Organismus einzufügen.

Die Madschame-Station, wie wir sie damals sahen, stand noch in ihren ersten Anfängen. Die Brüder selbst wohnten, obwohl sie doch schon fast drei Monate auf dem Platz weilten, noch immer in ihren Zelten. Nur die Vorräthe waren in einem festen Schuppen untergebracht, in dem man zugleich die gemeinsamen Mahlzeiten einnahm. Von dem Hause, das natürlich auch nur ein Provisorium darstellt und es blieb, bis die von Indien her bestellten Handwerker eintrafen, stand nichts als das Stangenwerk der Umfassungsmauern. Erst im März des nächsten Jahres, wo ich abermals des Weges kam, war es soweit fertig, dass man hoffte, in nächster Zeit hineinziehen zu können. Der Garten, das erste Erforderniss jeder Binnenland-Anlage, an dessen Herrichtung man eigentlich noch vor den Hochbauten gehen sollte, bot auch im März noch kein erfreuliches Bild. Die indischen Gemüse, die man vorzugsweise gepflanzt, waren meist im Unkraut erstickt.

Den Missionaren gefiel die Stätte, die sie sich ausgewählt, ich selbst, muss ich gestehen, möchte dort nicht wohnen. Da nirgends ein Baum, alles absolut kahl ist, der unerträgliche Staub von allen Seiten Zugang findet, wird namentlich während der heissen Trockenzeit der Aufenthalt kein angenehmer sein. Viel günstigere Plätze würden sich zu mehreren an der Kikafu-Schlucht finden lassen, die kaum eine halbe Stunde weiter westlich liegt. Den freien Blick zum Kibo, auf den die Brüder mit Recht Gewicht legen, hätte man da ebenfalls und obendrein in baumreichster Lage neben und unter sich ein Thal, das zu den schönsten und grossartigsten am ganzen Kilimandscharo gehört. Für den Zweck, den eine Mission verfolgt, wäre das ja gleichgültig, aber man soll doch nicht verkennen, dass in einer reizvollen landschaftlichen Umgebung ein Moment liegt, das zur Erhaltung der Arbeitsfreudigkeit ganz ungemein beiträgt. Das Mittagessen verlief für mich, der ich lange nicht das Glück gehabt, in einem so grossen Kreise einfacher, liebenswürdiger Menschen zu sitzen, in höchst anregender Weise. Da heute der erste Weihnachtsfeiertag war, hatte man aus den Vorräthen das Beste hervorgesucht, was sie bargen, dazu ein sauber gedeckter Tisch, die Speisen von einem indischen Koch vorzüglich zubereitet, es war ein Mahl, wie ich es nachdem nie wieder, vorher nur einmal bei dem Siegesfest genossen, das unter dem Präsidium des Gouverneurs im August 1893 auf der Marangu-Station stattfand.

Um den Herren die Ungelegenheiten zu ersparen, die immer aus der Nachbarschaft einer grösseren Trägerkolonne erwachsen, hatte Kompagnieführer Johannes unsern ganzen Tross nach einer Stätte dirigirt, die eine Viertelstunde weiter westlich und etwas tiefer als die 1550 Meter hoch gelegene Missionsstation zwischen Schamben ausgespart ist. Prächtige

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bäume, zumeist Arten angehörig, die in den übrigen Landschaften auch vorkommen, aber da bei Weitem nicht so hoch werden, liessen uns dieselbe, als wir uns am Nachmittag dorthin begaben, geradezu als das Ideal eines afrikanischen Lagerplatzes erkennen. Ein grosses, schattiges Viereck, ein schwellender Grasteppich, eine Wasserleitung, die sich mitten hindurchzieht, ringsherum Bananenhaine, aus denen die Eingeborenen allerlei Lebensmittel zum Verkauf herbeischleppen, alles das gewährt Annehmlichkeiten, die man selten vereint findet. Später stellt sich auch Schangali ein, der Häuptling, ein aufgeweckter, etwa 18jähriger Bursche. Ihn begleitet sein Oheim Nasua, den wir schon in Moschi kennen gelernt, das richtige fidele alte Haus, in der Hand als Zeichen seiner Würde einen Gnuschwanz tragend, auf dem Kopf einen spitzen Hut, den er sich mit knallrothem Benderastoff überzogen hat. Wir hören, dass Madschame jetzt in der Zahl seiner Bewohner sehr zurückgekommen sei. Ein früherer Herrscher habe, um gelegentlich sich zu überzeugen, ob noch alle seine Krieger vorhanden seien, und, da es zu viele gewesen wären, um sie zählen zu können, zu folgendem eigenthümlichen Experiment greifen müssen. Nachdem ein Ziegenfell auf die Erde gelegt worden sei, hätte die ganze Mannschaft im Gänsemarsch, immer einen Fuss aufsetzend, darüber wegschreiten müssen. Wenn dann das Fell, sowie der letzte vorbei gewesen, sich als durchgetreten erwiesen hätte, habe der Mangi beifällig gesagt: »So, jetzt weiss ich, dass alle meine Leute da sind«.

Zum Abend folgen wir abermals einer Einladung auf die Mission, und im heitersten Gespräch vergehen uns da, in einem schuppenartigen Raume zum Theil auf Kisten sitzend, die Stunden mit einer Geschwindigkeit, dass es fast Mitternacht ist, als wir wieder zum Lager zurückkehren. Eine herrliche Nacht. Der Sturm, der am Tage geherrscht hatte, ist zu einem Hauch geworden, gerade stark genug, um in den Kronen der Bäume ein leises Säuseln hervorzurufen. Vollmond dabei, der dunkle Schatten auf unseren Weg wirft, aber über uns die Schneemassen des Kibo in strahlender Helle erflimmern lässt. Der Eisspiegel eines Gletschers, der mit spitzer Zunge nach unten verläuft, wirft förmliche Lichtbündel aus, gleisst und glänzt und erweckt den Eindruck, als ob dort eine schäumende Wasserwoge im mächtigen Sturze über die Felsen rausche. Zur Linken zieht sich ein Einbruch herauf, eine zerklüftete Wand, die an 2000 Meter fast senkrecht bis zum Gipfel emporsteigt. Da der Schnee hier nur in Schründen und Falten, auf Stufen und Vorsprüngen hat Halt gewinnen können, so meint man ein riesiges weisses Netzwerk zu sehen, das den dunklen Berg hier verhindere, aus seinen Fugen zu gehen. — Während wir rückwärts gewandt noch stehen und das zauberische Bild auf uns einwirken lassen, hebt sich aus der Gegend, wo wir die Stationsgebäude wissen, eine gewaltige Lohe zum Himmel. Feuer in der Mission! Noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vor kaum einer Stunde hatte uns Bruder Paesler, der Leiter der Niederlassung, erzählt, dass sie gestern, am heiligen Abend, ein Feuerwerk abgebrannt hätten; heute wiederholt es sich, aber gegen den Willen und ungezähmt und unbewacht. Gott sei Dank, ist es nicht so schlimm, als wir im ersten Augenblick befürchteten. Ein auf Kundschaft geschickter Askari kommt mit der tröstlichen Nachricht zurück: Alle Arbeiterhütten seien ein Raub der Flammen geworden, aber Haus, Zelte, Vorräthe unversehrt.

Am nächsten Tage wenden wir uns der schon erwähnten Kikafu-Schlucht zu und erreichen sie nach etwa einer halben Stunde. Sie ist noch beträchtlich tiefer als die des Werri-Werri, ich schätze, dass der Abfall 200 Meter betragen wird, aber es fehlt hier von unten her der schöne Blick auf den Kibo, der jene so reizvoll gestaltet. Immerhin ist sie eine Sehenswürdigkeit, denn innerhalb der Kulturregion des Berges nimmt sie an Bedeutung unter den grösseren Einschnitten, denen des Lumi, Himo, Muë, Nanga, Sangatschi, Rau, Ngombere und Werri-Werri sicherlich die zweite Stelle ein. Nach Ueberschreitung des Flusses im Grunde, der die Grenze zwischen Ober- und Unter-Madschame bezeichnet, gelangen wir, obwohl der Weg meist Buschformation mit einzelnen darin zerstreuten Bäumen durchschneidet, in eine Landschaft, wo die Bananenhaine sich stellenweise fast so eng an einander schliessen wie in Kiboscho. Sie gehört gewiss zu den fruchtbarsten und übertrifft an Grösse alle übrigen. Während man sonst den am Hange zwischen zwei Bächen sich heraufziehenden Streifen, den die Sultanate darstellen, gewöhnlich in einer halben bis einer ganzen Stunde passirt, brauchen wir hier deren zwei. Es kommt mir dabei ein Vergleich in den Sinn, den Kollege Lent gebrauchte, indem er den Kilimandscharo einen gefälteten Lampenschirm nannte. Kaum haben wir uns aus einem Thal, in deren breitestem der Namu fliesst, zur Höhe hinaufgearbeitet, so stehen wir bereits vor einem neuen. Jetzt in der Trockenzeit lässt man sich das noch gefallen, aber später, wenn die Regen den Boden durchweicht haben, gehört so ein Flankenmarsch am Berge zu den scheusslichsten Kletterpartien, die man sich denken kann. Der Thongehalt der verwitterten Lava macht dann die Wege so glitschig, dass man bei dem ewigen Hinauf und Hinunter fast im steten Fallen bleibt. Hauptsächlich mit aus diesem Grunde und da die Schluchten weiterhin immer zahlreicher werden, führt die Strasse, an der Grenze Madschames angekommen, zur Ebene hinunter.

Bevor wir absteigen, benutzen wir die kurze Rast, die wir unseren Trägern zum Verschnaufen gönnen, um einen Blick auf die oberen Regionen zu werfen. Der Kibo liegt als einzelner Berg jetzt fast im Osten, ein Rücken, der sich rechts von ihm hinunterzieht, bezeichnet den Sattel, ein paar Spitzen, die ganz in der Ferne darüber hinausragen, verrathen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Mawenzi. Am Kibo tritt der gewaltige Einbruch, der ihn von oben bis unten durchsetzt und der das ganze mittlere Drittel seines Westabfalls einnimmt, schon um Vieles deutlicher hervor, als von der Madschame-Mission aus. Was aber am meisten die Aufmerksamkeit fesselt, ist die sogenannte Schira-Kette. Da senkt sich zur Linken ein in seinen höchsten Erhebungen bis fast 4000 m aufsteigender Kamm zur Ebene hinab, der an pittoresker Schönheit mit vielen ähnlichen und gerühmten Partien der Alpen wohl zu wetteifern vermag. In Wirklichkeit liegen ja die Spitzen, Zacken und Thürme, die dort den scheinbaren Grat in wilder Zerrissenheit wie ausgefranzt erblicken lassen, zum Theil hinter einander, sind Erhebungen radial vom Kibo hinunterlaufender Rippen, aber von hier aus begreift man, wie fast alle früheren Reisenden dazu gekommen sind, sie in einer Ebene zu wähnen, und darum von einer einzigen Schira-Kette sprechen. Das intensive Tropenlicht ist es wohl in erster Linie, das zu diesem Irrthum Veranlassung gab. Die Nuancen in der Beleuchtung sind hier weniger ausgesprochen, die Vertheilung von Licht und Schatten tritt nicht so deutlich hervor, und daran liegt es, dass Erscheinungen, die räumlich weit geschieden sind, für das Auge in Eins zusammenfliessen. Auf meinen Reisen in der ägyptisch-arabischen Wüste habe ich genugsam erfahren, bis zu welchem Grade sich in diesem Punkte die Täuschung zu steigern vermag.

Mit jedem Schritt, den wir nach der Rast abwärts thun, mehren sich die Zeichen grosser Trockenheit. Das Kulturland hört auf, Gebüschvegetation, die es ohne Haumesser unmöglich macht, auch nur wenige Meter darin vorwärts zu kommen, tritt an seine Stelle, zuletzt, von 1100 m Meereshöhe etwa an, wandeln wir wieder in typischer Obstgarten-Steppe. Nach einer Stunde wird ein kleiner, frei in der Ebene verlaufender Bach, der Quare, überschritten und an seinem jenseitigen Ufer im Schatten hoher Feigenbäume das Lager geschlagen. Die Hitze ist schier unerträglich daselbst, 32 und in der Sonne gewiss an 40° C., aber die Umgebung durch den Blick auf den Kibo wie auf den von hier nur 4 Stunden entfernten Meru von besonderer Schönheit. Ueberall umherliegender Eselmist, Aschenhäufchen, die Reste von Grashütten, die da und dort gestanden, verrathen uns, dass die Stelle ein gewohnter Rastplatz grösserer Karawanen sein muss. In der That führt ja hier eine Strasse vorüber, die, von Aruscha Tschini kommend, sich weit in das Masai-Land hineinzieht und von den auf Elfenbein ausgehenden Handelszügen der Wasuaheli mit Vorliebe benutzt wird. — Kaum haben wir uns häuslich eingerichtet, erscheint eine Anzahl in der Gegend wohl ständig umherlungernder, aufs Schrecklichste abgemagerter Masaiweiber und -Kinder. Ihre Hoffnung, durch unsere und unserer Leute Gutmüthigkeit wieder einmal zu einem vollen Magen zu kommen, wird nicht getäuscht. Wie sie bittend,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unsägliches Elend im Ausdruck, mit einem ausgebreiteten Lederschurz umhergehen, wirft dieser eine Handvoll Bohnen oder Bataten, jener ein paar Bananen und Yamsknollen hinein, wir selbst fügen eine Ziegenkeule hinzu und sie verlassen dankend das Lager. Am Nachmittag, als ich meinen üblichen Streifzug auf blühende Pflanzen unternehme, sehe ich sie weiter oben am Fluss um ein Feuer hocken und die erhaltenen Nahrungsmittel gierig verschlingen.

Mit Sonnenaufgang ziehen wir weiter, direkt auf den Meru zu, dessen Fuss von einer weissen Wolkenbank verhüllt ist, während der Gipfel in röthlichem Lichte strahlt. So in den ersten Frühstunden in der thaufrischen Steppe auf schmalem aber glattem Pfade dahinwandern, gehört zu den grössten Reizen des afrikanischen Reiselebens. Da versteht man, wie der unermüdliche Baumann in seinem Buche erklären kann, es lasse ihn nicht Rast noch Ruhe daheim, er gelange erst wieder zum Bewusstsein seines Menschenthums, wenn er draussen weile, weit, fernab, »im Busch«. Die Brust hebt sich in der erquickenden Morgenkühle, der Blick wird nicht eingeengt, schweift frei umher über ungemessene Flächen fort, folgt hier dem kreisenden Fluge eines Raubvogels, dort den flüchtigen Sätzen einer aufgescheuchten Antilope. All überall Leben, Regsamkeit, gesammelte Kraft nach der erdrückenden Schwüle des vergangenen Tages. Und dann das Gefühl, Herrscher zu sein in diesem Reich, kein Pass, keine Steuern, keine Willkür eines dünkelhaften Gensdarmen, der eigene Wille das Gesetz. Uff, so etwas macht Freude!

Eine knappe Meile mögen wir gepilgert sein, an Sumpfstellen vorbei, die mit hohem Papyrus bedeckt sind, als ein dunkler Streifen höherer Bäume auf die Nähe fliessenden Wassers deutet. Es ist der Sanja. Mit seiner Passirung gelangen wir auf die Route, die Fischer eingehalten, um zum Naiwascha-See zu kommen. Gerade an der Uebergangsstelle war sein Komboko-Lager. Während er aber die Richtung gen Norden beibehielt, schwenken wir bald nach Nordosten ab, wenden uns im Bogen zum Berge zurück und erreichen, immer im hohen, von Blumen durchsetzten Grase, dessen saftiges Grün auf reichliche, in letzter Zeit gefallene Niederschläge hinweist, einen breit ausgeschlagenen Weg. In dem Maasse, wie derselbe ansteigt, wird der Charakter der Umgebung ein anderer; unter den zerstreuten, niedrigen Kigelien treten Sträucher auf, immer mehr, bis sie zuletzt einen grünen, undurchdringlichen Wall bilden, über den nur da und dort ein knorrig-ästiger Baum hinausschaut. Auf einigen Stämmen, die über zwei breite, parallel hinter einander verlaufende Grenzgräben gelegt sind, balanciren wir kurz darauf in die Landschaft Schira hinüber.

Meyer hat in seiner Karte zwischen Madschame und Schira noch den Namen Kibongoto so eingetragen, dass man meinen muss, es sei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dies eine selbstständige, den übrigen gleichwerthige Landschaft. In Wahrheit ist Kibongoto nichts anderes als die Bezeichnungsweise, welche die Wasuaheli für Schira gebrauchen. Sie sind zu einer eignen gekommen, weil sie Schira, ebenso wie Kimangelia im äussersten Osten, häufig besuchen, um sich hier für den Weitermarsch nach Norden mit Nahrungsmitteln, vor Allem Bohnen, neu zu verproviantiren. Dass das Gebiet reich an letzteren ist, erfahren wir, als wir auf der Suche nach einem geeigneten Lagerplatz wohl eine Stunde meist bergaufwärts darin umherwandern. Ich sah besonders die schwarze Bohne, Fifi (Dolichos Lablab), während im ganzen Osten, von Marangu an, Kunde (Vigna) die gewöhnlich angebaute ist. — Wir richten uns in der Nähe des Fuka-Thals ein, auf einem kleinen Platz, dem wenige, aber hohe Bosquiea-Bäume ein ansprechendes Aeussere geben.

Der Nachmittag bringt uns eine Ueberraschung. Unter Führung ihres Häuptlings Sendéo, welcher der Sohn und Nachfolger des grossen, weithin berühmten Kriegers und Zauberers Mbatian ist, stellt sich ein ganzer Trupp Masais ein, um den Kompagnieführer als Bundesgenossen zu gewinnen. Ein ihnen feindlicher Stamm, der im englischen Gebiet ansässig sei, habe sie nächtlicher Weile überfallen und 200 Rinder weggetrieben. Während des Schauris, das sich nun entspinnt und bei dem Schundi wieder den Dolmetscher macht, mustere ich die am Boden hockenden Gestalten. Wenn man die Schilderungen von Fischer und Peters gelesen oder gar die Albernheiten, die Thomson verbreitete und die in viele Bücher übergegangen sind, für baare Münze genommen hat, muss man sich die Masais als ein Volk vorstellen, das bezüglich kriegerischer Tüchtigkeit, körperlicher Kraft und persönlichem Muth mit anderen afrikanischen Stämmen gar nicht verglichen werden kann. Man gewinnt schon ein anderes Bild, wenn man Leute wie Johannes und Ax hört, die in den letzten Jahren doch mehrfach mit ihnen zusammengestossen sind. Zu einem eigentlichen Kampf ist es da meist gar nicht gekommen, der Gegner riss aus, sogar unter Instichlassung seines Viehs, sowie er die ersten Kugeln pfeifen hörte. Von einer mannhaften Gegenwehr im offenen Felde war niemals die Rede. Sieht man nun die Helden selbst in nächster Nähe, so verschwindet der Nimbus, der um sie gebreitet worden ist, vollends. Das mögen mitunter freche Gesellen sein, das was wir muthig nennen, sind sie nicht. Auf den Einwurf: »Ja die Masai-Stämme, mit denen ich zu thun hatte, waren auch von ganz besonderem Schlage«, ist wohl nicht viel zu geben, dagegen muss man zugestehen, dass die schreckliche Hungersnoth, die sie nach der Viehseuche durchzumachen hatten, und die Verluste, die man ihnen beigebracht, ihre frühere Kraft gebrochen haben mögen. Jedenfalls sind sie so herunter, dass sie zur Zeit für die Gebiete zwischen Kilimandscharo und Küste keine Gefahr mehr be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deuten. Ob es so bleiben wird, ist abzuwarten. Dass ihre Heerden, die so wenig ganz ausgestorben waren, wie man es von den wilden Büffeln annahm, sich allmählich wieder mehren, geht aus Manchem hervor. Vielleicht nehmen sie, sobald sie von Neuem Fett angesetzt haben, ihre frühere Thätigkeit wieder auf, d. h. geberden sich als Viehräuber, deren Stärke nicht in entschlossener Tapferkeit, sondern in der Schnelligkeit und Gewandtheit liegt, mit der sie ihre Ueberfälle durchführen. Rücksichtslose Verfolgung und Ausrottung scheint mir dann geboten. Es ist falsche Humanität, ein Volk schonen zu wollen, das von der Arbeit Anderer lebt, das Handel und Wandel, Ackerbau und Viehzucht überall im Bereich seiner Streifzüge zu Grunde gerichtet hat. Sie sesshaft zu machen, lohnt nicht des Versuchs. Wo sie es geworden sind, wie in Kahe z. B., sah ich die alte Erfahrung bestätigt, dass frei herumstreifende Völker, künstlich an die Scholle gebunden, zu Heloten werden. Wer da die körperlich und geistig verkrüppelten Geschöpfe gesehen hat, wird nicht wünschen, dass deren noch mehr werden.

Das Schauri führte vor der Hand zu keinem praktischen Ergebniss. Da Sendéo sich kurze Zeit zuvor unter Deutschlands Schutz gestellt hatte, fühlte der Kompagnieführer zwar die Verpflichtung, ihm wenn möglich zu seinem Eigenthum zu verhelfen, aber aus dem Verhör geht klar hervor, dass der feindliche Stamm mit seinem Raube längst über die hier sehr nahe verlaufende englische Grenze entkommen ist. Erst einige Wochen später verfiel er seinem Geschick. In der Nähe von Aruscha Yu von einer Abtheilung der Schutztruppe, der sich mehrere hundert Dschagga-Krieger angeschlossen hatten, gerade noch zur rechten Zeit gefasst, büsste er mehrere tausend Ziegen, hunderte von Rindern und eine beträchtliche Anzahl Esel ein.

Auf dem Berge waren in den letzten Tagen mehrfach Gewitter herniedergegangen. Auch heute zum Abend ziehen sich wieder schwarze Wolken über dem Kibo zusammen, werden dichter und dichter, breiten sich nach Westen immer mehr aus, bis zuletzt auch der Meru von einer bleigrauen Decke überlagert erscheint. Bald bricht es los. Gewaltige Donnerschläge finden in den Schluchten oben ein rollendes Echo, grelle Blitze zucken über das Firmament, dann prasselt ein Regenschauer nieder, der uns aufs Schleunigste in den Zelten Schutz suchen lässt. Am andern Morgen hat nicht nur der Kibo ein frisches Schneegewand angezogen, auch der Meru glänzt uns in seinem ganzen oberen Drittel im reinsten Weiss entgegen. Selbst auf der einzelnen, schroff herausragenden Spitze, die sich auf der halben Höhe seines Nordabfalls erhebt und die als ein stehen gebliebener Rest der Kraterwand gedeutet wird, können wir lokale Anhäufungen von Schnee erkennen. Ueber der Ebene, aus der sich allenthalben scharf umschriebene, dunkelgrüne Flecke, Papyrusdickichte, her-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ausheben, lagert ein zarter Dunstschleier. Wie aber die aufgehende Sonne ihre Strahlen darüber hinwirft, schwindet er. Gleichzeitig treten die beiden Riesen zu unseren Seiten deutlicher hervor. Aber während der Meru in der Ferne doch nur einzelne schärfer beleuchtete Steilabstürze auf seinem kahlen Hange sich von der sonst monotonen grauen Masse abheben lässt, bietet der Kibo gerade über uns ein Bild, das bis in die kleinsten Konturen herausgearbeitet erscheint. Der schon wiederholt erwähnte Einbruch durchbricht die Schneeauflagerungen, die rechts und links weit hinabreichen, als schwarz getönte Steilwand bis zum Kraterrande hin. Hans Meyer lässt aus letzterem, hypothetisch wohl nur, gesehen haben kann er das nicht, einen Gletscher herausbrechen, der auf der Karte den ganzen Westabfall bis tief hinunter bedeckt. Davon kann schon darum keine Rede sein, weil hier das ganze mittlere Drittel fast senkrecht abstürzt und nur seitlich davon sich die Masse des Kibo als schräg nach unten verlaufender Wall vorwölbt. Man bekommt eine Vorstellung, wenn man an die übliche Form der Schiessstände denkt; eine gerade Mauer, an ihren Flanken sich rechtwinklig ansetzend je eine bis zur oberen Kante steil heraufziehende Böschung. An letzterer allerdings geht die Vergletscherung etwas weiter herab als sonst. — Zur Linken des Kibo sieht man in der Mitte seiner schneebedeckten Begrenzungslinie ein paar dunkle Spitzen herausragen, die in der Verbindung unter einander den Dreizack der Sogonoi-Berge im Kleinen nachahmen. Erst später, bei unserer Rundtour um den Kilimandscharo, erkannten wir, dass sie einer ziemlich isolirten Felspartie angehören, die im Osten des bis dahin noch unbekannten Seitenplateaus jäh in die Höhe steigt. Von der Existenz dieses letzteren bekommt man hier unten keine Ahnung, hauptsächlich darum, weil man die Rippen, die von ihm ausstrahlen und die in ihrer Gesammtheit von Madschame aus gesehen das Bild der Schira-Kette vortäuschen, nur in ihrer Stirnseite sieht.

Johannes und ich überfliegen die Bergscenerie, die sich vor uns entfaltet, auch mit dem Hintergedanken, einen gangbaren Aufstieg zu entdecken. Lag es doch in unserer Absicht, zu versuchen, im Norden um den Kibo herum und über den Sattel fort nach Kiboscho zu gelangen. Mkunde, der Häuptling von Schira, ein beweglicher, hagerer Mann mit schmalem, ausdrucksvollem Gesicht, wird herbeicitirt und über die höheren Regionen seines Landes ausgefragt. Da er selbst schon von hier aus »hinten herum« nach Useri gegangen ist, weiss er über den Weg, von dem frühere Reisende merkwürdiger Weise gar nichts erfahren haben, ziemlich genau Bescheid zu geben. Aber er knüpft die Warnung daran, dass er zur Jetztzeit, wo fast alle Tage Gewitter herniedergingen, für schwerbeladene Träger ganz unpassirbar wäre. Uns selber waren schon Bedenken gekommen. Ein Schneesturm, der uns oben überraschte, würde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für die nur Tropenluft gewöhnten Wasuaheli und Sudaner, die ja ausserdem jeder wärmeren Kleidung entbehrten, eine ernste Lebensgefahr bedeuten. Johannes hatte ein halbes Jahr zuvor, als er von Marangu, um das feindliche Moschi zu umgehen, auf dem oberen Verbindungswege zu Sina marschirte, mehrere Leute durch den Tod verloren. Sie waren, obwohl es nur regnete, nicht schneite, durch die Kälte und Nässe zuerst apathisch geworden und dann binnen einer Stunde wohl einem Lungenschlage erlegen. Einer solchen Eventualität wollten wir uns nicht aussetzen und beschlossen also, unsern Plan aufzugeben und von Kiboscho her den Aufstieg zu unternehmen.

Ehe wir uns aber wieder zurückwandten, gab es noch eine Förmlichkeit zu erledigen. Johannes hatte Mkunde so weit gebracht, dass er erklärte, das Kriegsbeil, welches er bis dahin mehrfach, wenn auch ohne Erfolg, gegen Sina geschwungen hatte, nunmehr begraben zu wollen. Zur Besiegelung des Versprechens musste, wenn nicht mit Sina selbst, so doch mit einem seiner Rafikis Blutsfreundschaft geschlossen werden. Johannes lehnte vorsichtig ab, und so unterwarf sich denn Schundi der Procedur. Sie ist nicht gerade appetitlich, denn sie beginnt damit, dass die einander gegenübersitzenden Kontrahenten sich einen Schluck Pombe wechselseitig in den Mund speien. — Nachdem ich von einem Dschagga noch für 3 Gora Zeug zu je 40 Unterarmlängen einen mich dauernden, verhungerten Masai-Knaben erworben, der im Anfang vor Angst verging, dass die weissen Männer ihn essen wollten, brachen wir am Mittag des 28. Dezember auf und gingen, wie wir gekommen, aber in schnellerem Tempo bis Kiboscho zurück. Dank der trefflichen Strasse, die auf Betreiben des Kompagnieführers sich jetzt am Kilimandscharo von Schira bis hin zum Lumi erstreckt und die ihm den ehrenden Beinamen Kibarra njia, der offene Weg, zugleich der Wegöffner, der Friedensstifter, eingetragen hat, trafen wir bereits am 30. bei Sina wieder ein und nahmen wie vorher im Regierungsgebäude Quartier. Was uns die folgenden Tage brachten, den Aufstieg zum Kibo, möge dem nächsten Kapitel vorbehalten bleiben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

VII. KAPITEL.

Vom Kibo nach Useri.

Wenn man von Kiboscho aus den Blick empor zum Berge lenkt, hat man den Eindruck, als ob hier der Aufstieg bis zur Schneegrenze keine erheblichen Schwierigkeiten bieten könnte. Zwar bricht die Zone des Gürtelwaldes zum Vorland ziemlich jäh ab, aber dann, darüber hinaus, senken sich von den Gletschern des Kibo-Gipfels zwei Grate im Bogen hinunter, auf denen es möglich scheint, ganz allmählich höher zu klimmen. Kompagnieführer Johannes und ich, die wir am Spätnachmittag des 30. December die von der sinkenden Sonne mit Licht übergossenen oberen Regionen prüfend überschauten, einigten uns denn auch dahin, dass wir für die morgen anzutretende Expedition aufwärts den linken, auf Meyer's Karte als Südost-Kamm bezeichneten Grat wählen wollten. — Der Vormittag des nächsten Tages, des letzten im Jahre 1893, wird damit verbracht, aus unserer grossen Karawane eine Elitetruppe als Begleitmannschaft auszulesen, die anderen werden mit allen überflüssigen Lasten nach Moschi resp. Marangu zurückgeschickt. — Um 2 Uhr brechen wir auf. Mit uns sind ausser 3 Sudan-Askaris, die sich freiwillig zur Theilnahme an dem Wagniss erboten haben, 18 Suaheli-Träger, 1 Koch, 3 Jungen und 12 Wadschagga, denen es obliegt, theils als Führer zu dienen, theils eine kleine Ziegenheerde bis zur oberen Graszone zu treiben. Wir verfolgen den Weg, den wir acht Tage zuvor schon einmal zwecks eines Besuches der katholischen Mission eingeschlagen, behalten aber, in der Nähe derselben angekommen, die nordöstliche Richtung bei und wandern fast immer in Bananenschamben empor. Nachdem die ziemlich tiefe Schlucht des Mso überwunden ist, kriechen wir durch ein Thor, um dann aufs Neue eine Reihe von mehr oder minder steil sich herabsenkenden Einschnitten zu passiren. Es sind alles Zuflüsse des Garanga, die in diesen sich abwärts bewegen, der Lambanga, der Mtenge und der Kerongo. Oberhalb des letzteren

schlagen wir nach 1½ Stunden das Lager auf. Es ist gerade kein sehr angenehmer Platz, aber an dem schrägen, mit Busch bestandenen Gehänge können wir keinen besseren finden. Einige Wachthütten, die noch aus einer Zeit stammen, wo es galt, ständig gegen Mandara von Moschi auf der Hut zu sein, bieten wenigstens für die Nacht unseren Leuten ein regensicheres Unterkommen. Wir selbst quetschen das kleine Soldatenzelt, das wir für uns beide mitgenommen haben, zwischen die Hütten hinein und verbringen darin, während es draussen leise zu rieseln beginnt, bei Cognacpunsch und uns gegenseitig mit allerlei heiteren Jugendstreichen regalirend den Sylvesterabend. 12 Uhr warten wir nicht ab, wir ziehen es vor, uns frühzeitig auf die Kitanda zu strecken, um am andern Tage den Aufstieg durch den Wald mit gesammelten Kräften unternehmen zu können.

Kurz nach 5 Uhr am Neujahrsmorgen schlüpfe ich durch ein kleines Loch, das der Erde genähert in der Zeltwand gelassen ist, hinaus ins Freie. Da das Wetter prächtig klar ist, sehe ich die Landschaft Kiboscho wie einen einzigen grossen Bananengarten unter mir liegen, dazu die gelbe Steppe, rechts den Meru, daneben den Balanga, einen kleinen, wie ein Sarg erscheinenden Vulkan, hinter dem Aruscha Yu sich versteckt hält. — Nachdem hastig eine Tasse Cacao getrunken ist, geht es vorwärts, aufwärts. Kaum zehn Minuten nach dem Aufbruch treten wir in den Wald ein. Obwohl seine untere Grenze hier wenigstens 100 Meter höher liegt, als sonst am Kilimandscharo, ziehen sich die Schamben der Eingeborenen doch unmittelbar bis an ihn heran. Daher, durch künstlichen Eingriff, mag es auch wohl kommen, dass über Kiboscho die eigenthümliche Zone von zerstreuten Myrica- und Agauria-Bäumen fehlt, die sonst sich überall zwischen Kulturland und Wald einschiebt. Auch letzterer selbst macht schon in seinen unteren Partien einen etwas anderen Eindruck, als wir von Marangu her gewohnt sind. Einmal tritt eine diöcische Baumart (Macaranga kilimandscharica), die namentlich in ihrer Belaubung einer Pappel täuschend ähnlich sieht, geradezu bestandbildend auf, sodann mischen sich Gewächse ein, an deren Existenz ich bis dahin gar nicht recht hatte glauben wollen, obwohl Johnston wie Hans Meyer mehrfach davon sprechen, Baumfarrne nämlich, Cyathea Manniana und Aspidium Kiboschense. Ich habe später konstatiren können, dass sie im ganzen Westen von Kilema ab verbreitet sind, im Osten dagegen absolut mangeln. Für gewöhnlich steigen sie in den Schluchten an den Bächen aufwärts von 2000—2800 Meter, seltener bilden sie auch abseits davon in feuchten Mulden grössere und kleinere Gruppen. Sie gehören zu Gattungen, die auch im Himalaya in gleicher Höhenlage Vertreter haben, also nicht wie die meisten anderen der Familie dem Niederungswalde eigenthümlich sind. Wie wir in der ersten Stunde unseres Marsches kurz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hinter einander drei Wasserläufe überschreiten, sah ich stattliche Exemplare, der schwarze Stamm 7—8 Meter hoch, die Blätter bis 2 Meter lang. Es ist nicht zu leugnen, dass sie ein tropisches Element in ihre Umgebung hineintragen, und es ist das um so auffallender, als der Wald im Uebrigen so wenig tropisch ist, wie über Marangu und allen anderen Landschaften im Osten. Da der Wasserreichthum im Westen grösser ist, werden einzelne Bäume höher und stärker, auch erblickt man da und dort einmal einen grossen Säulenstamm, den man mit einiger Uebertreibung als himmelanstrebenden Riesen bezeichnen könnte, aber im Allgemeinen sind dieselben Arten mit gedrungenem Wuchs und mittelgrossen, meist lederigen Blättern, die am ganzen Südabhang gleichmässig verbreitet sind, vorherrschend.

Der Weg ist im Anfang nur dadurch beschwerlich, dass ständig querübergestürzte Bäume zu überklettern sind. Erst als wir den dritten Bach hinter uns haben, wird auch die Steigung, besonders natürlich für die bepackten Träger, eine unangenehme. Da von dem Gewitter, das in der Nacht niedergegangen, noch alles trieft, und der Pfad überaus schlüpfrig geworden ist, bedarf es grösster Aufmerksamkeit, um die felsigen, fast senkrechten Stufen, die sich in kurzen Pausen folgen, ohne Unfall zu erklimmen. Ueber eine Stunde bewegen wir uns auf einem Kamm fort, der sich mitunter auf die Breite weniger Schritte verschmälert und zu dessen Seiten sich gewiss an 200 Meter tiefe Schluchten abwärts senken. An einer Stelle, wo die rechts gelegene sich bedeutend verflacht, führt der Weg darüber hinweg. Prächtige Blumen erfreuen dabei fortdauernd unser Auge; Balsaminen, darunter die rothe, gelbgetupfte Impatiens Ehlersii, bilden zusammen mit dem abyssinischen Veilchen ganze Tuffs, Haemanthus eurysiphon, von dem tausende von Exemplaren wie Fackeln aus dem grünen Polster der den Boden bedeckenden Selaginellen hervorleuchten, begleitet uns bis hoch hinauf. Ein purpurner Loranthus hängt von manchen Bäumen in solcher Fülle herab, dass von dem Laube der Wirthspflanze kaum noch etwas zu sehen ist. Als Podocarpus Mannii erscheint, wissen wir, dass 2500 Meter Meereshöhe erreicht sein müssen, denn tiefer geht dieser Zapfenträger nicht hinab.

Wir gönnen hier unsern Trägern eine kurze Ruhepause, dann geht es abermals auf einem schmalen Grat zwei Stunden fort. Stellenweise ist der Anstieg so steil, dass wir beim Klettern die Hände zu Hülfe nehmen müssen. Endlich nach 10 Uhr morgens wird der Wald lichter, nimmt ein Aussehen an, wie es vielfach an seiner oberen Grenze das gleiche ist. Indem das Unterholz und kleinere Bäume zurücktreten, kommt eine Scenerie zu Stande, die an manche unserer verwilderten Eichenforste gemahnt. Starke, über meterdicke, knorrige Stämme von Agauria, Schefflera, Podocarpus, Hagenia und Ilex, um die sich in einander gewirrtes, von der Waldrebe durchranktes Gebüsch gruppirt, rücken so weit aus ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ander, dass das Auge überall frei zwischen ihnen herumschweifen kann. Wo das Terrain sich muldenartig senkt, treten geschlossene Bestände mannshoher Gräser und Cyperaceen auf, die nach meinen Beobachtungen die Hauptweide der Elephanten darstellen. Ueberall kreuzen sich die Pfade, die sie gestampft, massenhaft liegt ihre fast nur aus Schilfresten bestehende Losung umher, aber niemals war es mir trotzdem vergönnt, einen lebend zu Gesicht zu bekommen. Dieser Misserfolg, den mein Kollege Lent ebenfalls zu beklagen hatte, ist um so auffallender, als alle früheren Reisenden, die sich doch nur ganz vorübergehend am Berge aufhielten, von Begegnungen mit Elephanten zu erzählen wissen.

Wie wir aus dem Wald hinaustreten, liegt eine leicht gewellte, steinige Fläche vor uns, die mit den 2 bis 3 Meter hohen Sträuchern des Adenocarpus und der Ericinella Mannii, der sonderbaren Composite Stoebe und der prachtvollen Protea kilimandscharica bestanden ist. Von dem kaum erkennbaren Pfad, der sich zwischen ihnen hindurchwindet, geht bald ein kleiner Seitenzweig ab, auf dem fortwandelnd wir an den Rand einer mässig tiefen Schlucht gelangen. Gerade wo der Weg sich senkt, endet die Schlucht bergwärts mit einem jähen Abbruch, während davor besonders hohe, mehrfach gegabelte, zum Theil schon abgestorbene Stämme der Senecio Johnstoni einige noch gefüllte Wasserlöcher umrahmen. Wie wir an der steinigen Böschung mit vieler Vorsicht zur Sohle des Einschnitts abwärts klettern, gewahren wir, dass der Abbruch sich wie ein vorspringendes Dach über eine Höhle wölbt, die mehrere Meter tief in die Felswand hineinreicht. Es ist kein Zweifel mehr, wir stehen am »Haus des Mbassa« (Yumba ya Mbassa), das uns von dem Neger Schundi in Kiboscho als geeignetste Lagerstätte empfohlen worden war. Obgleich uns Europäern dieselbe nun keineswegs sehr verlockend vorkam, sassen wir doch wie in einem von allen Seiten schwer zugänglichen Loch, beschlossen wir trotzdem, der Leute wegen, darin über Nacht zu bleiben. Da bereits mehrfach am Tage vereinzelte, wenn auch nicht starke Güsse herniedergegangen waren, musste uns vor Allem daran liegen, den Trägern wie den mitgenommenen Wadschagga ein regensicheres Unterkommen zu schaffen. So wenig sie auch für Nässe empfindlich sind, so sehr würden sie unter derselben gelitten haben, wenn, wie zu erwarten war, sich mit dem Sinken der Sonne auch Kälte hinzugesellte. Hier konnten wir sie alle sowohl in der Höhle selbst wie in kleineren seitlichen Felsnischen trocken und bequem unterbringen. So wurde denn, nachdem unterhalb des vorgewölbten Steindaches ein gerade ausreichender Fleck gereinigt und geebnet war, das Zelt aufgeschlagen.

Am Nachmittag, wo Sonnenschein, Nebel und leichtes Regengeriesel ständig mit einander abwechselten, verfolge ich die Schlucht, in der wir lagern, so weit bergaufwärts, bis ein abermaliger senkrechter Abbruch Halt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebietet. Auch hier hat der zur Regenzeit als Fall hinabstürzende Bach in der Felswand grössere und kleinere Höhlen und unten ein kesselartiges Becken ausgewaschen, das noch jetzt mit Wasser gefüllt war. Mich nach Westen wendend, besteige ich sodann eine abwärts geneigte Terrainfalte und überschaue von ihr in einem Augenblick, wo die Sonne durchbricht, das zu meinen Füssen ausgebreitete, bis in die Unendlichkeit sich erstreckende Panorama. Eine Aneroidbeobachtung, die Dr. Lent später bestätigte, ergab als Höhe meines Standpunktes 3100 m. Aber es hätte ihrer gar nicht bedurft, um mich zu überzeugen, dass über Kiboscho der geschlossene Wald bei Weitem, um 400—500 m, höher ansteigt, als sonst am Südabfall des Kilimandscharo. Ich hatte dies bei unserem Hinaustreten aus dem Schatten der Bäume schon darum als feststehend erkannt, weil die ganze Graszone, die sich für gewöhnlich zwischen 2500 bis 3000 m erstreckt, hier zum Ausfall gekommen ist. Nachdem nur auf wenige Schritt, an den Wald anschliessend, eine dichtere Gebüschpartie zur Erscheinung gelangt, tritt sogleich die nach der Hauptvertreterin am Besten als Ericinella-Formation zu kennzeichnende Zone von isolirten, halbmannshohen, rundlichen Sträuchern auf. Zusammenhängt diese Abweichung einmal mit dem grösseren, auf die Nähe des Kibo zurückzuführenden Wasserreichthum, sodann aber auch mit der Neigung des Vegetationsbodens zum Horizont. Der Abfall des Gebirges zum Kulturland ist hier so steil, dass ich von meinem Posten aus wohl die obere Grenze des Waldes, von ihm selbst aber wie von den höher gelegenen Bananenschamben Kiboschos nichts zu sehen vermochte. Um so deutlicher boten sich dem Auge der Fuss des Berges und weiterhin alle Erhebungen dar, die ringsum in einem gewaltigen Halbkreise aus der Steppe emporsteigen. Während ganz im Osten die Hügelzüge von Kilema und Kirua, der Jipe-See und das Ugueno-Gebirge das Bild begrenzen, ragen im Westen die dunkle Spitze des Meru auf und seitwärts dahinter, eben noch in ihren Umrissen erkennbar, die Einzelkuppen eines Gebirges, das wohl wenigstens 8 Tagereisen entfernt liegt. Gerade im Süden erhebt sich die Litema-Kette, weiter zurück die Sogonoi-Berge, und es will mir scheinen, als ob vor diesen der Spiegel eines Sees von der Grösse des Jipe aus der Steppe herauf leuchte. Der weitgereiste Suaheli Munifazi, der mit dem Kompagnieführer zu mir stösst, will auch von der Existenz eines solchen wissen, aber Baumann, der auf seinem Marsch zum Victoria-Nyanza die Gegend durchzogen hat, berichtet nichts darüber. Von menschlichen Niederlassungen sehen wir mit dem Glase tief unten links die Gebäude der Militärstation Moschi, rechts die weissen Zelte, in denen zur Zeit noch die Madschame-Missionare hausen.

Als ich nach Sinken der Sonne fröstelnd zum Lager zurückkehre und in den Kessel schaue, an dessen Boden unsere Leute eben die Vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bereitungen zum Nachtmahl treffen, bot sich mir ein Bild von so eigenartigem Reiz, dass es noch heute in voller Stärke vor meinen Augen steht. Ein Fest wurde da im Haus des Mbassa gefeiert, ein Schlachtfest, wie es ebensosehr dem Geschmack der Suaheli-Träger und Sudaner, als dem der eingeborenen Wadschagga-Krieger entspricht. Da die Temperatur bis auf 6° C. gesunken war, hatten sich alle bereits in die buntfarbigen Wolldecken gehüllt, von denen wir zwei Lasten mit hinaufgenommen hatten. Was diese ihnen an genügender Erwärmung noch nicht leisteten, das thaten die hochlodernden Feuer, um die sie hockten und die ihren düsterrothen Schein auf eine äusserst romantische Umgebung warfen. Vergessen war jede Rassenüberhebung, die sonst den Sudaner mit derselben Verachtung auf den Küstenneger herabschauen lässt, wie dieser als eingebildeter Muhamedaner wieder den Dschagga, der ihm ein Schensi, ein Heide, ist, über die Achsel ansieht. Ist es bei uns gelegentlich wohl, im Hofbräu zu München beispielweise, ein guter Trunk, der die Standesunterschiede aufhebt, so hatte hier ein guter Bissen die gleiche Wirkung hervorgebracht. Im Augenblick, als die Ankunft der von Kiboscho mitgenommenen und von Anfang an weit zurückgebliebenen Ziegen gemeldet wurde, war alles, was Beine hatte, ihnen entgegengestürmt. Kaum vor einer halben Stunde hatte man die ermüdeten Thiere, die auf dem Wege von ihren Führern ständig über die umgestürzten Bäume hinweggehoben werden mussten, im Triumphzuge auf den Schultern angeschleppt gebracht, und jetzt brodelten sie, in Stücke zerlegt, bereits im Kochtopf. Darum herum aber sassen ihre Schlächter, braune und schwarze Gestalten in bunter Mischung, eng zusammengedrängt auf dem felsigen Grunde, schwatzend und lärmend und gierig des Zeitpunktes harrend, wo die leckeren Fleischmassen genügend gar geworden wären. Wie eine Hexenküche erschien mir das Ganze von oben gesehen, wie ein Gelage von Teufeln, die, aus dem schwarzen Schlunde der Höhle hervorgekrochen, nun vor derselben ihre Orgien feiern.

Ich konnte mich von der Scenerie nicht eher trennen, als bis die Stimme meines Jungen zu mir herauftönte: »Bana, chakulla tayari, das Essen ist fertig«. Nachdem ich dies gemeinsam mit dem Kompagnieführer im Zelte eingenommen, trete ich noch einmal um 9 Uhr hinaus, um die gewohnten meteorologischen Beobachtungen zu machen. Eine prächtige Nacht. Zwar ist es kalt, 4° C., aber, was nicht häufig in dieser Höhe, vollkommen windstill. Der Mond, der gerade im Zenith steht, beleuchtet die jetzt schnarchend am Boden liegenden Schwarzen und giesst um die abgestorbenen Stämme und Gabeläste der Senecio-Bäume ein geisterhaftes Licht.

Der kommende Tag findet uns schon bald nach 6 Uhr auf dem Marsche. Begleitet von den drei Sudanern, einem Dschagga und zwei

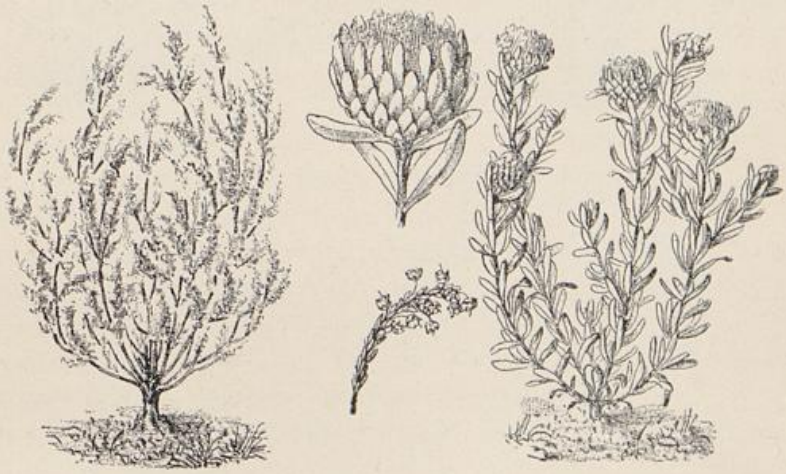
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Küstenleuten klettern wir aus der Schlucht, in der wir die Nacht verbracht, auf kaum erkennbarem Pfade empor und nehmen sogleich Richtung dem Ziele zu, das sich etwas zur Linken als gewaltiger Schneeberg zum Himmel reckt. Ueber dem Walde unter uns ruht ein starres, sich bis zum Horizont erstreckendes Nebelmeer, vor uns aber ist alles in Sonne getaucht und selbst die fernsten, sich über das ansteigende Terrain erhebenden Felskuppen scheinen so greifbar nahegerückt, dass wir uns mit der Hoffnung schmeicheln, noch vor Mittag an der Grenze des ewigen Eises zu stehen. — Die Soldaten, die vor uns gehen, bahnen durch das dichte Buschwerk von Adenocarpus, Artemisia und Protea mit ihren Seitengewehren einen Weg, den verfolgend wir sehr bald an den Rand eines wenigstens 300 Meter tiefen Abgrundes gelangen. Jenseits desselben, ihn so weit wir sehen können begleitend, erhebt sich ein rundlicher Rücken, der gemäss seines Verlaufes nach oben nur jener Südost-Kamm sein kann, auf dem wir unten in Sina's Landschaft den Anstieg zu machen beschlossen hatten. Wie aber hinüberkommen? Wo wir uns gerade befinden, fallen die Wände der Schlucht fast senkrecht hinab, und so bleibt nichts anderes übrig, als ebenen- oder bergwärts eine besser geeignete Stelle zu finden. Während drei unserer Leute es mit dem einen versuchen, wenden wir anderen uns nach Norden und glauben schon zehn Minuten später das Hinunterklimmen wagen zu dürfen. Steil genug ist es zwar immer noch, indessen verspricht das zerstreute Gebüsch, welches die Böschung bedeckt, Händen und Füssen genügende Haltepunkte zu bieten. Gegen 50 Meter mögen wir auch wohl hinabgekommen sein, dann sehen wir ein, noch ein paar Schritte weiter und wir gehen die folgenden nicht mehr, sondern fallen sie und zwar hurtig mit Donnergepolter. Alles, worauf wir traten, Erdreich, Steine, selbst grössere Blöcke kamen ins Rutschen, jagten vor uns zu Thal und, was noch schlimmer war, auch hinter uns her. Auf dem Bauche liegend hielten wir einen kurzen Kriegsrath. Zurück nach oben, war das Resultat. Doch das war leichter beschlossen, als ausgeführt, und ohne den Beistand des einen Soldaten, der bei uns geblieben war und der mich am entgegengestreckten Lauf seines Gewehrs etappenweise an sich heranzubugsiren wusste, wäre mir wohl eine unangenehm beschleunigte Thalfahrt nicht erspart geblieben.

Wie wir nach mancher angstvollen Minute und in Schweiss gebadet aus der Schlucht wieder hinaus sind und auf festem Boden stehen, finden wir uns in einer völlig veränderten Umgebung. Die Wolken und Nebel, die vorher in kompakter Masse und gleich einer endlosen gekräuselten Wasserfläche unter uns über dem Walde und der Steppe gelagert hatten, waren mit jener Plötzlichkeit, die nur dem Hochgebirgstouristen bekannt ist, in Wallung und Bewegung gerathen und trieben jetzt in dicken Schwaden, jede Fernsicht verhindernd dem Kibo zu. Selbstverständlich konnten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir bei dieser Sachlage nicht daran denken, etwa an anderer Stelle einen neuen Ueberquerungsversuch der gefährlichen Schlucht zu machen, ebensowenig als es uns möglich war, über den Verbleib der Leute Gewissheit zu erlangen, die sich von uns getrennt hatten. Ein paar Schüsse wurden abgegeben, aber blieben unbeantwortet. Aufs Gerathewohl, ohne ein Ziel zu erkennen, setzen wir denn nach kurzer Ruhepause unsern Marsch fort und zwar auf einem nur wenige Meter sich emporwölbenden Rücken, der mit brusthohen Ericinella-Büschen dicht bestanden ist. Ein flaches Thal, an dessen Grunde eine schmale, von einem handbreiten, grünen Rasenstreifen begleitete Wasserader verläuft, wird gekreuzt und dann ein höherer Kamm gewonnen, der uns wohl eine Stunde lang weiter aufwärts führt.



Ericinella Mannii. Protea kilimandscharica.

Charakterpflanzen der oberen Bergwiesen.

War uns bis dahin immer noch niedriges, holziges Strauchwerk zur Seite geblieben, so wird es jetzt immer spärlicher, lässt weite, mit Gesteinstrümmern erfüllte Lücken zwischen sich und verschwindet bei 4000 Meter völlig. An seine Stelle treten Strohblumen, erst das noch aufrechte Helichrysum Hoehnelii, dann das polsterförmig niederliegende, in weisse Wolle gehüllte Helichrysum Newii, ein paar Gräser, Kreuzkraut und die auch auf den Gebirgen Europas wachsende Arabis albida breiten sich dazwischen am Boden aus. Um 11 Uhr etwa vertheilen sich die Nebelmassen wenigstens soweit, dass wir gelegentlich durch Lücken sowohl die Schneedecke des Kibo als auch die wildzerrissene Zackenmauer des Mawenzi erblicken. Ein ganz eigenartiges Schauspiel, an die Coulissenverschiebungen unserer Bühnen erinnernd. Das wallt und wogt vor unseren Augen, immer neue Nebelwände, eine phantastischer geformt als



Euryops dacrydioides. Helichrysum Lentii.

Charakterpflanzen der oberen Bergwiesen.

die andere, ziehen langsam, schwanengleich, von unten kommend an uns vorüber und nicht bloss hinter, auch neben einander, wie Truppenabtheilungen, die zu Kolonnen geformt über ein ungeheures ansteigendes Blachfeld vertheilt sind und im ungleichen Tempo einem gemeinsamen Ziele zusteuern. Ab und zu trifft es sich, dass die Lücken in den Einzelreihen der weissen Dunstballen zusammenfallen, und dann hebt sich herrlich aber schnell vergänglich, einer Fata morgana gleich, das Bild des einen oder anderen Gipfels von dem blauen Hintergrunde des Himmels ab.

Wir erkennen, dass wir uns links halten müssen, und kommen, nachdem wir eine sandige, mit kleinen, rundlichen Steinen übersäte Fläche überquert haben, auf einen neuen Rücken, zu dessen Seiten sich in der Folge breite, muldenartige Thäler unsern Blicken öffnen. Bald winden wir uns zwischen mächtigen Lavablöcken hindurch, bald wandern wir auf plattenartigen Gesteinsfragmenten fort, die bei der Berührung wie Topfscherben klingen. Das Gehen fällt schwerer und schwerer, denn die zunehmende Höhe, der verminderte Sauerstoffgehalt der Luft machen sich auf die Thätigkeit von Herz und Lunge immer mehr geltend. Stets von Neuem nehmen wir uns einen auffälligen, auf dem ganz sanft ansteigenden Terrain vor uns gelagerten Gesteinsblock zum Ziel, aber stets von Neuem machen wir die Erfahrung, dass wir ihn nicht erreichen, schon vorher stillstehen müssen, um uns zu »verpusten«. Von 4500 Metern an, also fast in Höhe des Montblanc, ist jede Vegetation erstorben; nur Flechten, weisse, braune, schwarze, vor Allem rothe, überkleiden jetzt die freistehenden Lavamassen

und bringen in die sonst so unendlich triste und unwirthliche Umgebung den Glanz der Farben. Um 12½ Uhr thürmen sich Klippen vor uns auf, ein Wirrsal rother Felsen, die sich zur der jetzt wenigstens 200 Meter tiefer gelegenen Mulde im Osten als glatte Wand hinabstürzen. Wie gleichzeitig die Sonne durchbricht und mit überraschender Geschwindigkeit alle Nebelballen vor uns auflöst, da geniessen wir einen Anblick, der wohl nie aus unserem Gedächtniss verlöscht werden wird. Links die noch über 1000 Meter hohe Masse des Kibo, von Lichtfluthen übergossen, im reinsten Weiss erstrahlend, rechts die Mauer des Mawenzi, oben ausgefranzt in eine Unzahl von Spitzen und Thürmen, am Fusse von einem Chaos cyklopischer Trümmer umlagert. Hehre Oede ringsum, Schweigen und Tod; ein Adler allein, der als Punkt hunderte von Metern hoch über der Kibo-Spitze seine Kreise zieht, ein paar Schwalben, die mit Blitzesschnelle an uns vorüberschiessen, das einzig Bewegte in der allgemeinen Erstarrung.

Eine Stunde wohl, ein jeder mit den Gedanken beschäftigt, die eine einsame, aber grandiose Natur in des Menschen Seele hervorruft, geben wir uns ganz dem Schauen und Geniessen hin, dann tritt das Bedürfniss auf, Ordnung in die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu bringen und uns zu orientiren, wo wir uns denn befinden. Mit Hülfe von Meyer's Karten und einigen seiner Photographien gelingt uns das sehr leicht und mit vollkommener Sicherheit. Wir sind auf dem Punkte, der auf der Specialkarte des oberen Kilimandscharo als rothe Mauer verzeichnet ist. Zu unseren Füssen senkt sich der Kamm, auf dem wir hierher gelangt sind, als ein Einbruch nieder, über den wegklimmend Meyer von seinem unten in der Mulde rechts belegenen Kibo-Lager über das links sich ausbreitende Südost-Thal fort an den Ratzel-Gletscher gelangte. Deutlich erkennen wir vor uns die senkrecht erscheinende Eismauer desselben und darüber die zerfressenen Massen des Firnschnees. Etwas weiter dahinter an dem Abfall, der sich zu dem Plateau zwischen beiden Gipfeln hinunterzieht, durchbricht eine dunkelschwarz erscheinende Blösse die ganze Schneebedeckung des Kibo bis fast hinauf zu seinem Kraterrand. Liegt keine Täuschung vor, ist es nicht etwa eine senkrechte Steilwand, so schien es uns möglich, hier um diese Zeit zum Gipfel zu gelangen, ohne über Schnee- oder Eisfelder fort zu müssen. Gern hätten wir uns näher davon überzeugt, indessen das würde zum wenigsten noch einen Marsch von einigen Stunden gekostet und uns in die Gefahr gebracht haben, ohne Zelt und Bett bei mehreren Grad Kälte eine nichts weniger als angenehme Nacht zu verbringen. Zudem trat die Frage immer bänglicher an uns heran: Was ist aus den drei Leuten geworden, die sich in aller Frühe schon von uns getrennt und von denen wir seitdem weder etwas gesehen noch etwas gehört hatten? Ich gebe einen Schuss ab, ein Donner von grossartigster Wirkung folgt ihm, noch lange

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit dumpfem Grollen aus entfernten Schründen und Spalten des Kibo wiederklingend. Ein zweiter und dritter hat dasselbe Resultat, ohne dass indessen ein Gegenschuss an unser Ohr dringt. Endlich um $2^1/_2$, als wir uns schon mit dem Gedanken getröstet hatten, die Vermissten wohlbehalten bei den Fleischtöpfen des Lagers wiederzufinden, tauchen weit ab im Westen von uns auf der Höhe des Südost-Kammes drei Gestalten auf, die sich durch allerlei Gestikulationen bemerklich zu machen suchen. Eine halbe Stunde später sind sie bei uns und berichten, dass sie am Morgen nach einigem Suchen eine Uebergangsstelle über die von uns aufgegebene Schlucht gefunden und dann ohne Schwierigkeiten bis zu der Stelle gelangt wären, wo sie unser Schiessen gehört hätten. Sicher ist der Weg, den sie eingeschlagen, der kürzeste und bequemste, um den Ratzel-Gletscher zu erreichen. — Nachdem ein Soldat noch etwas Schnee, der überall in geschützten Felsritzen der rothen Mauer lagert, in einen Gummimantel verpackt hat, damit er ihn als Beweis der vollführten Heldenthat einer bis zum Barafu (Eis) ausgedehnten Bergbesteigung den Kameraden unten zeigen könne, beginnen wir den Abstieg und sind, von unseren Schwarzen trotz des sich wieder einstellenden Nebels mit bewundernswürdiger Sicherheit geführt, gegen Abend bei unserer Lagerhöhle.

Ehe wir am nächsten Morgen den Heimmarsch nach Moschi bezw. Marangu antreten, bemühe ich mich, eine Thatsache festzustellen, die auf den bisherigen Karten des Kilimandscharo nicht mit genügender Sicherheit zum Ausdruck gekommen ist. Es handelte sich darum, zu wissen, ob der obere Verbindungsweg noch über Kiboscho nach Westen weiter führe oder ob er, wie mir die Eingeborenen versichert hatten, endgültig zu dieser Landschaft hinabsteige. Eine in aller Frühe ausgeführte kleine Exkursion bestätigte das letztere. Es kann auch kaum anders sein, denn die gewaltigen Schluchten, die weiterhin vom Kibo-Gipfel sich nach Madschame und Schira hinunterziehen, bieten einer Wegbahnung Hindernisse, für deren Ueberwindung dem Dschagga die Fähigkeit und auch das Interesse mangeln.

Um 7 Uhr aufbrechend gelangen wir auf diesem oberen Verbindungswege, der sich dicht über dem »Haus des Mbassa« nach Osten herumwirft, in wenigen Minuten zu einer Schlucht, an die sich im Laufe einer Stunde noch sechs andere reihen. Während der ganzen Zeit ist uns der Wald stets etwa 200 Schritt rechts zur Seite, während zur Linken die Aussicht nach den Gipfeln und dem Verbindungsrücken zwischen ihnen durch niedrige Hügelzüge abgeschnitten wird. Dann ändert sich das Bild und zwar fast plötzlich. In dem Maasse einmal wie sich die obere Waldgrenze von fast 3000 Meter auf 2600 Meter zurückzieht, senkt sich der Weg schnell abwärts, tritt aus der Ericinella-Formation, in der er bisher verlaufen war, in Bergwiesenformation über und bleibt in dieser bis nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Useri hin. Es wird ferner auch der Blick frei nicht nur auf die obere Berglandschaft, auf Kibo und Mawenzi, auch das Vorland bietet sich unseren Augen dar, wie es vom Plateau zur Steppe im Süden allmählich abfällt und im Osten durch den Kifinika und die Rombo-Hügel eine Begrenzung erfährt. Einzelne Bäume von Agauria salicifolia und Erica arborea vertheilen sich über die Grasflächen, später schliessen sie sich vereint mit noch einigen anderen Arten, namentlich Ilex capensis, Hagenia abyssinica und Podocarpus Mannii zu Gruppen und grösseren Beständen zusammen, die den hier auch weiter unten nicht mehr geschlossenen, sondern von Wiesen unterbrochenen Wald in zerstreute Parzellen aufgelöst erscheinen lassen.

Hart am Wege gewahren wir mehrfach Wildgruben, von denen eine unserem Fumba, einem Kreuzungsprodukt von Foxterrier und dem afrikanischen Hunde des Küstenlandes, zum Verderben wird. Als er einer aufgescheuchten hornlosen Antilope von der Grösse und Gestalt eines Rehes, aber grauer Farbe, in flüchtigen Sätzen nacheilt, verschwindet er jählings wie vom Erdboden verschluckt, und es war keine leichte Mühe, ihn aus dem wenigstens fünf Meter tiefen und kaum einen Meter breiten, mit Reisig überdeckten Schacht, in den er gefallen, wieder ans Tageslicht zu fördern. Um 10 Uhr, nachdem wir zuvor eine einstündige Frühstücksrast gemacht, trennen sich unsere Pfade. Während der Kompagnieführer mit seinen Leuten, von einigen ihm entgegengesandten Kriegern des Häuptlings Meli geleitet, nach Süden abschwenkt, um durch den Wald nach Moschi zu gelangen, setze ich den Marsch auf dem oberen Verbindungswege fort, kreuze drei kleinere Thäler, darunter das des Muë, die im Gegensatz zu den westlichen alle Wasser führen, und gelange um 11 Uhr an die bereits mehrfach von mir passirte tiefe Schlucht des Himo. Wenige Schritt hinter derselben gabelt sich der Pfad. Der rechte bringt uns zu dem Orna-Bach, dann durch einen vorgeschobenen Waldstreifen, zuletzt an die Schutzhütte, die ich mit Lent am Fusse des Kifinika erbaut. Von hier über die Bergwiesen zum Walde niedersteigend, bin ich um 4 Uhr nach 16tägiger Abwesenheit wieder auf der wissenschaftlichen Station.

* * *

An die in den voraufgehenden Blättern gegebene Schilderung reihe ich die einer anderen Exkursion, welche ich fünf Wochen später mit Dr. Lent zusammen unternahm. Sie schliesst sich hier darum naturgemäss an, weil wir durch sie auch den weiteren Verlauf des oberen Verbindungsweges und damit das ganze Gelände kennen lernen, das sich am Südabfall des Berges vom Walde aufwärts zu den Gipfeln hin erstreckt. Da es unseren beiderseitigen Zwecken entsprach, womöglich immer neuen Pfaden zu folgen, hatten wir beschlossen, diesmal den Aufstieg von Kilema aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu machen. Am 12. Februar 1894 brechen wir von Marangu nach Westen auf, überschreiten den Mondjo, den Rua und erreichen nach zwei Stunden das hier, bei 1600 Meter, besonders schöne und malerische Thal des Himo. Während am Grunde der jetzt zur Zeit höchster Trockenheit noch gegen 20 Meter breite Fluss seine krystallklaren Fluthen zwischen und über Lavablöcke schäumend fortwälzt, heben sich zu den Seiten die Böschungen mehr als 200 Meter empor, bedeckt mit einer üppigen, von Schlingpflanzen durchzogenen Strauch- und Baumvegetation. Neben den schlanken Stämmen von Phoenix reclinata und Cussonia spicata fallen vor Allem zahlreiche, lichtgrün aus dunkler Umgebung hervorleuchtende wilde Bananen in die Augen. Es sind wirklich wilde, nicht bloss verwilderte, was sich daraus ergiebt, dass sie eine Reihe von Merkmalen zeigen, die ihren zahmen Vettern nicht zukommen. Sie bilden so gut wie gar keinen Stamm, ihre Blätter sind nicht nur länger und breiter, sondern auch darum viel schöner als die der kultivirten Art, weil sie ungetheilt bleiben, nicht vom Winde in bandartige Streifen zerrissen werden. Unter der mächtigen Laubkrone einer Ficus Schimperiana, deren oft 40 Meter hoher Stamm wie aus einzelnen tauartigen Strängen aufgebaut erscheint, machen wir einen kurzen Halt, um uns dann am Schiri, einem Nebenbach des Himo, der von diesem hier nahe an seinem Zusammenfluss nur durch einen schmalen Rücken getrennt ist, nach Norden emporzuwenden. Es dauert nicht lange, und wir treten erst in die Uebergangsformation, aus vereinzelten oder zu Gruppen vereinigten Myrica- und Agauria-Bäumen bestehend, dann bei 1900 Meter in den Wald ein. Um 1 Uhr schlagen wir an dessen unterster Grenze, wieder dicht am Himo, das Lager auf.

Der Nachmittag, den ich botanischem Sammeln widmete, während Lent mit Theodolith und Messtisch bewaffnet zum Kartiren auszog, lässt mich die Bekanntschaft zweier Dschagga machen, die dabei sind, ihre zerstreut in den Baumkronen aufgehängten oder zwischen Gabelzweigen festgeklemmten Bienenröhren auf den Honiginhalt zu prüfen. Solche sind überall in Ost-Afrika, wo ich sie gesehen habe, von gleicher Form. Ein etwa 80 Centimeter langer und 40 Centimeter weiter Cylinder, hier am Kilimandscharo aus dem gelblichen Stammholz des Paxiodendron usambarense geschnitzt, trägt vor beiden Oeffnungen ein kreisrundes, eingeschobenes Brett als Deckel. In dem einen von diesen ist aus der Mitte ein fingerstarkes Flugloch herausgeschnitten, das andere lässt sich, zuweilen durch eine angebrachte Handhabe, ohne sonderliche Anstrengung herausheben. Die beiden Dschagga manipulirten nun in der Weise, dass der eine die Bienenröhre, nachdem er das Flugloch verstopft hatte, seinem Gefährten an einem Seil horizontal aufgehängt vom Baume hinunterliess. Durch Herausziehen des hinteren Deckels überzeugte sich dieser, ob die Waben mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Honig gefüllt seien. War es nicht oder nicht ausreichend der Fall, so wand der noch auf dem Baume befindliche die Röhre wieder empor; im anderen Fall vereinigten sich beide und gingen zunächst daran, die Bienen auszutreiben. Sie hatten zu diesem Zweck ein Feuerzeug mitgebracht, was freilich neuerdings, wo die Schachteln schwedischer Zündhölzer durch die Sudaner der Schutztruppe als Zahlungsmittel verbreitet werden, allmählich aus der Mode kommt. Es bestand aus einem 40 Centimeter langen, kleinfingerstarken Holzstift, der in einen mit Baststreifen umwundenen Bausch aus trockendürrem Moos eingeschoben war. Das Ganze glich dem aus Holz, Draht und Wollfäden hergerichteten Instrument, wie wir es zum Reinigen unserer Lampencylinder gebrauchen. Um Feuer zu machen, kniete einer der Männer nieder, legte den Moosbausch, aus dem er den Stift herausgezogen, vor sich auf den Boden, trieb den Stift von Neuem, aber jetzt von oben her senkrecht in den Bausch hinein und wirbelte ihn zwischen seinen Handflächen hin und her. Nach kaum zehn Minuten stieg schon ein Rauchwölkchen auf, zum Zeichen, dass das Moos in Brand gerathen war. Wie ich mich überzeugte, war in dem Bausch ein viereckiges Brettchen verborgen, das in der Mitte einen für den oben abgerundeten Holzstift passende Grube trug. Als das Feuer dann durch Anblasen genügend verstärkt war, wurde es auf trockene Grasbüschel übertragen und diese als schwelende Masse unter der schräg gegen einen Stamm gelehnten Bienenröhre aufgehäuft. Während Alles sich respektvoll zurückzog, verliessen die Bienen aus dem geöffneten Flugloch ihre Behausung. Die Waben wurden mit einem zweischneidigen, in einem Holzgriff steckenden Messer herausgeschnitten und in einer Ledertasche untergebracht, die der eine an einem Riemen auf dem Rücken trug.

Der Weg, den wir am nächsten Tage verfolgen, führt noch an der unteren Grenze des Waldes rechts über den Himo fort und wendet sich, wie alle vom Süden heraufkommenden Pfade, in nordöstlicher Richtung empor. Die Steigung ist eine ganz allmähliche, stellenweise wird sie sogar gleich Null. Solche ebenen Strecken sind auch hier, wie ich es schon über Marangu beobachtete, nicht mit Wald, sondern mit Wiesenvegetation bedeckt. Sie unterbrechen den Wald, von Kilema im Westen bis zu den Rombo-Landschaften im Osten, als grössere oder kleinere, mit bunten Blumen durchwirkte Rasenflächen, die dadurch scharf umschrieben sind, dass sie am Rande wie von einer lebenden Mauer sehr charakteristischer Bäume und Gebüschpflanzen eingefasst erscheinen. Hans Meyer hält die Wiesen für künstliche Schöpfungen, sie seien durch Ausholzung und Brände seitens der Eingeborenen erzeugt. Dem kann ich mich nicht anschliessen. Wenn auch jetzt auf ihnen in der Trockenheit das Gras niedergebrannt wird, so verdanken sie ihre Entstehung doch der besonderen Art des Untergrundes, den Wasserverhältnissen in diesem vor

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Allem, die auf ebenem Boden andere sind, als auf geneigtem. Sie waren von jeher vorhanden und sind ebenso »natürlich« wie Waldwiesen zumeist bei uns zu Lande. Sie theilen mit diesen auch den Vorzug, dass sie dem Jäger willkommene Gelegenheit bieten, dem zur Aesung aus dem Schatten der Bäume hinaustretenden Wilde leichter beizukommen. Als wir nach dreistündigem Marsch eine grössere Blösse überqueren, die im Gegensatz zu ihren beiden Vorgängerinnen nicht schwarz verbrannt, sondern noch mit hohem Andropogon-Grase bedeckt ist, setzen nach einander mehrere Antilopen und ein ganzes Rudel graugefärbter Wildschweine über den Pfad. Unser Dschaggaführer, der den schönen Namen Kabeljau sein eigen nennt, bringt sogar die Meldung, dass Elephanten in der Nähe seien. Aber wir entdeckten nichts von solchen, obwohl wir alle unsere Träger ausschwärmen lassen und selber fast eine Stunde mit Suchen verbringen. Kurz darauf kommen wir aus dem Walde hinaus und sind 15 Minuten später, über einen niedrigen Rücken wegschreitend, bei unserer Kifinika-Schutzhütte.

Die folgenden drei Tage bleibe ich in dieser, während Lent mit sechs Trägern nach Westen zieht, um den oberen Verbindungsweg bis zu seinem Hinabsteigen nach Kiboscho kartographisch festzulegen. Ich benutze die Musse, die ich habe, theils sammelnd und meteorologisch beobachtend, theils zu kleinen Jagdpartien und Streifzügen in die nähere Umgebung. Erwähnenswerth mag von diesen eine Besteigung des Kifinika sein, die zweite, die ich ausführte, denn eine erste hatte ich schon im September des vergangenen Jahres unternommen. Der etwa 400 Meter sich über die Bergwiesen an seinem Fusse erhebende Hügel, welcher seinen Namen von Hans Meyer empfangen hat — die Wadschagga nannten mir ihn anders —, gehört zu den parasitären Vulkanen, die am Südabfall des Mawenzi wahrscheinlich als letzte Regungen der unterirdisch tobenden Kräfte emporgehoben wurden. Während die übrigen fast in einer geraden Linie liegen, die sich zum Dschalla-See hinunterzieht, ist er um ein ziemlich beträchtliches Stück nach Westen verschoben und daher als isolirter, steil ansteigender Kegel weithin, selbst von der Ebene aus, erkennbar. Um ihn schneller erreichen zu können, hatten wir durch den stellenweise sumpfigen und von Elephanten zerstampften Waldstreifen, der sich hinter unserer Hütte ausdehnt, bis zu seinem Südfusse einen Pfad durchschlagen lassen. Wo dieser endet, beginnt bergwärts, nur durch eine schmale Grasfläche geschieden, eine andere Waldparzelle, die in Gestalt eines Dreiecks den ganzen Westabfall des Kifinika bis fast zu seiner halben Höhe bedeckt. Solche baumbestandenen Dreiecke, die um Laubholz in der Mitte einen saumartig sich herumziehenden Bestand der nadelholzähnlichen Erica arborea erkennen lassen, sind charakteristisch auch für einige andere der parasitären Vul-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kane. Dass sie immer den Westabfall einnehmen, ist erklärlich, weil von Westen her ja die Regen kommen.

Ich vollzog den Anstieg, der eine knappe Stunde kostet, von Süden her, da wo ganz licht vertheilte Stämme der Agauria salicifolia, zwischen denen dichtes Gestrüpp von Protea, Adenocarpus, Smithia, Stoebe und Myrica vertheilt ist, den im Winkel von fast 45° sich neigenden Hang bis oben hinauf bestehen. Der Kraterkessel des Gipfels ist wohl erhalten. Er stellt eine ungefähr 15 Meter tiefe und etwa 50 Schritt im Durchmesser haltende schüsselförmige Einsenkung dar, deren aufgewölbter Rand nur im Norden auf eine kurze Strecke hin eingestürzt ist. Der Grund des Kessels, wo Regenwasser sich sammelt, zeigt dementsprechend Sumpfvegetation, während sonst der ganze Hügel nur Xerophyten genügende Daseinsbedingungen gewährt. Von seiner Höhe, die von Lent am nächsten Tage als 3150 Meter hoch bestimmt wurde, geniesst man eine der umfassendsten Umsichten am ganzen Kilimandscharo. Unendlich trist zwar ist der Ausblick auf die fast schwarz erscheinenden Lavafelder im Norden, aber doch auch erhaben zugleich, denn hier streckt sich die Mawenzi-Spitze, von Schründen und Spalten durchzogen, noch 2000 Meter hoch empor. Zur Linken überschaut man den ganzen Ostabfall des Kibo, zur Rechten die Rombo- und weiterhin die Ukamba-Berge, vor und unter uns aber leuchtet grün herauf die Wald- und Kulturzone aller Landschaften von Uru bis Useri, unabsehbar umgrenzt von der gelben Steppe mit dem Dschalla- und Jipe-See, dem Ugueno-Gebirge und fern am Horizont den Kuppen Usambaras.

Wie ich wieder herniedersteige, fällt mir eine grosse Schaar von Geiern auf, die über unserer Schutzhütte enge Kreise ziehen. Da ist geschlachtet worden, sage ich mir und irre mich nicht. Dr. Lent, der von seinem Zuge nach Westen zurückgekehrt ist, hatte vor gerade einer halben Stunde dem Koch Auftrag gegeben, seinen Leuten als Belohnung für gutes Verhalten auf der Tour eine Ziege auszuliefern. Kaum war diese vom Leben zum Tode befördert, so geschah, was wir nun schon vier oder fünfmal genau ebenso hatten eintreten sehen. Ganz plötzlich, wie an unsichtbaren Fäden herbei gezogen, sind Geier da. Das ist um so räthselhafter, als man sonst oberhalb 2500 Meter niemals einen dieser Vögel erblickt. Kommen sie von unten aus dem bewohnten Theile des Berges, wo sie häufig sind, durch den Geruch frischen Fleisches angelockt, herauf, oder schweben sie über uns als unsichtbare Punkte und senken sich nur nieder, sobald sie gefallenes Wild mit ihren Augen erblicken? Nach den Behauptungen der Ornithologen wäre das letztere anzunehmen.

Am 17. Februar ziehen Lent und ich nach Osten weiter. Um auf den oberen Verbindungsweg zu kommen, der sich, wie erinnerlich sein wird, nachdem er die Himo-Schlucht gekreuzt hat, bergwärts hinaufzieht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben wir nur nöthig, den von uns geschlagenen Waldpfad hinter unserer Hütte zu benutzen. Wir stossen dann auf ihn, bei 2720 Meter etwa, in einer Höhe, wo der Kifinika gerade anfängt, sich über das umgebende Gelände zu erheben. Als kaum fussbreiter, aber festgetretener Pfad windet er sich hier zwischen den Grasbülten dahin, dicht bestreut mit gelblichen Körnern, die ich anfangs für Grassamen hielt, die sich indessen als Nagethiermist herausstellten. Wir gelangen an ein unscheinbares Thälchen, in dem der Rua-Bach seinen Ursprung hat, dann an ein Wasserloch, welches von einer senkrechten Felswand im Halbkreis umrahmt wird. Eine kleine Höhle, die sich in den Fels hineinzieht, muss gelegentlich von den Eingeborenen als Unterkunftsstätte für die Nacht benutzt werden. Dafür spricht nicht nur das darin aufgehäufte trockene Gras, sondern auch ein kleiner Fusssteig, der von Süden kommend hierherführt. Letzterer zweigt sich von dem nach Marangu hinunter gehenden Pfad ab, dessen Einmündungsstelle in den oberen Verbindungsweg kaum fünf Minuten weiter nach Osten liegt.

Anderthalb Stunden Marsch, vom Verlassen unserer Schutzhütte an gerechnet, bringt uns in die Zone der parasitären Vulkane, der Wadschimba-Hügel Hans Meyer's. Wir sehen sie vom Wege aus, der hier in allmählicher Steigung die Höhe von 2900 Metern erreicht hat, als ein Gewirr grösserer und kleinerer, theils kahler, theils bewaldeter rundlicher Kuppen rechts neben und unter uns liegen. Zur Linken, also bergwärts, schliessen sie ab mit einer Gruppe von dreien, zu einem Dreieck angeordneter, von denen die westliche dem Kifinika im Umriss und in der Vegetation ähnlich ist, während die östliche mehr felsig erscheint und wegen eines charakteristischen Vorsprungs unterhalb des Gipfels kartographisch als »Kofferberg« festgelegt wird. Alle Hügel, die sich von 50 bis zu höchstens wohl 200 Meter über dem sonst sanft und gleichmässigen Abfall der Mawenzi-Spitze zur Ebene erheben, nehmen zusammen einen Streifen ein, der eine vom Dschalla- zum Ostufer des Jipe-See gezogene Linie als Basis hat und bei 3200 Meter zu einer in der erwähnten Dreiecksgruppe gegebenen Spitze zusammenläuft. Für die Architektonik des Kilimandscharo ist dieser Streifen auch darum wichtig, weil er eine Wasserscheide darstellt; alle Erosionsthäler nehmen von jetzt ab Richtung nach Osten dem Lumi beziehungsweise den Rombo-Landschaften zu. Von diesen selbst, ihren Hütten und Pflanzungen, vermögen wir ebensowenig zu sehen, wie von dem Waldgürtel, was daran liegt, dass der Abfall des Gebirges hier unterhalb der Mawenzi-Spitze genau wie unterhalb des Kibo-Massivs ein um Vieles steilerer ist als von dem Plateau aus zwischen beiden Gipfeln. In dem Maasse, wie wir aus der Zone der Seitenvulkane hinauskommen, senkt sich der obere Verbindungsweg, der immer breiter und ausgetretener wird, um ein Bedeutendes. Er erscheint

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dabei wie gepflastert mit erbsengrossen, meist tadellos ausgebildeten Augit-Krystallen. Woher dieselben stammen, lehrt ein Blick auf das anstehende Gestein, Limburgit genannt, vom dem losgelöste, rundliche Blöcke über das im Allgemeinen mehr felsige Terrain verstreut sind. Mit diesen veränderten geologischen Untergrundsverhältnissen, zu denen sich im Osten immer geringer werdende Niederschlagsmengen gesellen, hängt es zusammen, dass jenseits der Wasserscheide auch die Vegetation ein etwas anderes Bild gewährt. Die zerstreuten, mit dichtem Unterholze versehenen Waldparzellen fallen weg, dafür ist das Gelände bis wenigstens 3200 Meter hinauf mit ganz licht stehenden Agauria- und Erica-Bäumen bedeckt. Während vorher die überall auf den Bergwiesen des Südabhangs vertheilten prächtigen Gladiolen und Kniphofien, Glockenblumen, Gentianen und Taubenkraut unser Auge erfreuten, treten jetzt grösserer Trockenheit angepasste Gewächse auf, die schöne Crassula abyssinica, Gnidia Holstii, Argyrolobium kilimandscharicum und manch andere bisher noch nicht gesehene Pflanze.

Um $10^1/_2$ Uhr, kaum drei Stunden nach unserem Aufbruch, kommen wir an die erste tiefere Schlucht, die des Lumi, deren Erreichung wir uns als Endziel der ganzen Exkursion gesteckt hatten. Wo der Weg über sie hinwegführt und aufwärts ist sie augenblicklich vollkommen wasserlos, erst weiter unten sind einige ausgewaschene Becken noch gefüllt. Zu anderen Zeiten braust zweifellos ein reissender Bergbach hinab, das beweisen die zernagten felsigen Ufer und die gewaltigen, rundgeschliffenen Blöcke einer homogenen, hellgrauen Lava, die das kiesige Bett in wilder Unordnung erfüllen. Nur einzelne Stämme jener Baumarten, die auch auf den Bergwiesen zerstreut sind, erheben sich aus den Spalten der Uferböschungen, weiter oben dazu ein paar Senecio Johnstoni, aber keiner der Schattenspender, welche die Thäler im Westen auszeichnen und ihnen einen waldigen Charakter verleihen. Wenige Schritte südlich von der Uebergangsstelle des Weges fällt die Schlucht wenigstens 30 Meter senkrecht ab, zur Regenzeit sicher einen prächtigen Wasserfall bildend, dann tritt sie in den Wald ein, um erst wieder 2000 Meter tiefer als ein grünes Band sichtbar zu werden, das sich in der Steppe zum Walde von Taweta und weiter zum Jipe-See hinschlängelt.

Nachdem wir unser Zelt auf einer ebenen Platte am jenseitigen Ufer haben aufstellen lassen, während die Träger sich Lager- und Kochstätten zwischen den Steinen des Flussbettes bereiten, besteigt Lent mit drei Leuten einen Hügel, der sich im Norden links von der Lumi-Schlucht erhebt, um auf ihm eine Triangulationsflagge zu errichten. Ich selbst verfolge den oberen Verbindungsweg weiter und komme über blumenreiche Wiesen fort nach einer halben Stunde an die Schlucht des Sangala (oder Sambala?), der unten in der Kulturregion die Landschaften Mkulias von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Uschiri trennen soll. Sie ist baumreicher als die des Lumi, und zwar darum, weil die obere Waldgrenze nur 50 Meter entfernt liegt. Die schönste aller Immortellen des Kilimandscharo, das Helichrysum Lentii bildet hier meterhohe Büsche, dazwischen erheben sich Weberkarden, Doldenpflanzen verschiedener Art, durchrankt von Baldrian und Clematis, kurz eine Vegetation, die ganz an europäische Gebirgswälder erinnert. Nicht recht hineinpassen will nur die Schattenform des Senecio Johnstoni, ein vielfach gabelästiger, grossblättriger Baum, dessen nahe Verwandtschaft mit seinem bizarren, erst höher, bei 3000 Meter und darüber auftretenden Artgenossen der Laie nur zur Zeit der Blüthe erkennen wird. — Zwei umgestürzte Bäume gestatten es, trockenen Fusses über den moorigen Grund der Schlucht hinwegzukommen, dann steigt der Pfad wieder empor, um gleich darauf sich zum Walde und schliesslich zur Landschaft Useri hinunterzuziehen. Der Wald, in dem ich mich eine Stunde ungemein steil abwärts bewege, ist bezüglich der Bäume nicht anders zusammengesetzt, als über Marangu, unter den das Unterholz bildenden Strauchartenen dagegen und den Kräutern des Bodens traten mir mancherlei Formen entgegen, die dort vermisst werden.

Wieder zum Ausgangspunkt meines Abstiegs zurückgekehrt, stelle ich fest, dass der obere Verbindungsweg hier wirklich sein Ende erreicht. Von einer auch nur weniger betretenen Fortsetzung waren keinerlei Spuren zu entdecken, und ist damit bewiesen, was ich schon früher betonte. Er erstreckt sich nur von Kiboscho bis Useri, an den Flanken des Kibo wie des Mawenzi fehlt er, weil die gewaltigen Schluchten, die dort zur Entwicklung gelangen, eine Weiterführung unmöglich machen. Die ganze Strecke, die er durchläuft, ist ohne übermässige Anstrengung von uns in 8 bis 9 Stunden zurückgelegt worden, das bedeutet für die Eingeborenen, die von den westlichen in die östlichen Landschaften oder umgekehrt wollen, eine Zeitersparniss von 2 bis 3 Tagen. Um soviel würden sie mehr brauchen, je nachdem sie die Wege der Kulturregion oder den einen noch tiefer gelegenen benutzen, der in der Steppe in einer Höhe von rund 1000 Metern sich am Südfuss des Kilimandscharo, freilich nicht ohne Lücken, herumzieht. Indessen nicht etwa das Verlangen nach Zeitersparniss hat zur Bahnung des oberen Verbindungsweges geführt — das spielt ja bei Negern keine besonders treibende Rolle — vielmehr in erster Linie die Nothwendigkeit, eine Verbindungsstrasse zu haben, die den häufigen Kämpfen der einzelnen Landschaften gegen einander möglichst entrückt ist. Er ist ein neutraler Pfad und zwar darum, weil er von keiner Partei ständig besetzt oder gesperrt werden kann. In der luftigen Höhe, in der er verläuft, sinkt die Nachttemperatur auf 3 bis 4°, gelegentlich noch tiefer, und das hält kein Dschagga auf die Dauer aus. Wenn irgend möglich, vermeidet er es, oben auch nur eine Nacht zuzubringen, da zieht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er es vor, mit sinkender Sonne 1000 Meter abwärts und am nächsten Morgen wieder emporzusteigen. Von der Bedeutung des Weges als Verkehrsader hatten wir Gelegenheit uns zu überzeugen, so oft wir selbst auf ihm entlang zogen oder ihn doch im Auge hatten. Immer begegneten uns Eingeborene, meist in kleinen Trupps, sei es um Vieh — Ziegen für gewöhnlich, aber auch Rinder — nach da oder dorthin zu treiben, sei es um Marktwaaren in anderen Landschaften abzusetzen. Häufig namentlich, so auch wiederholt am heutigen Tage, stiessen wir auf Karawanen, die das besondere Industrieerzeugniss Useris, dickbauchige Thonkrüge, in die westlichen Gebiete überführten.

Wie ich gegen Abend, schwer beladen mit botanischer Ausbeute, zum Lager zurückkomme, zieht auch Lent ein. Seine Leute sind so durchfroren, dass sie kaum ein Wort von sich zu geben vermögen. Aber auch ihr Führer erklärt, noch niemals am Berge eine solche Kälteempfindung gehabt zu haben, wie an diesem Nachmittage. Nach fast dreistündigem, angestrengtem Marsch endlich auf dem direkt im Norden gelegenen Hügel angekommen, habe ihn dort ein so heftiger und schneidender Wind umweht, dass er und die Träger sich mit Mühe hatten aufrecht erhalten können. »Wie wär's mit einem Warmen nach dem Essen,« wandte er sich zum Schluss zu mir, »heute hab' ich ihn verdient, dazu ist heute der Geburtstag meiner Schwester.« — Das Essen kam, und der »Warme« kam, Cognacpunsch, kredenzt aus einem eisenverzinnten Theekessel in blauemaillirten Bechern. Ein Wiegenfest besonderer Art. Zwei Männer, der eine gereift an Jahren, der andere in der Vollkraft der Jugend, feiern es fast 3000 Meter hoch in der Lumi-Schlucht am Kilimandscharo. Eine Laterne, die über ihren Häuptern an einem Erica-Ast aufgehängt ist, giesst ihr mattes Licht auf den kleinen Feldtisch, an dem sie sitzen. Ringsum dunkle, von keinem Stern erhellte Nacht. Nur zuweilen, wenn ein erwachender Träger ein neues Holzscheit in die Gluth stösst, um die seine Gefährten in Decken gehüllt als formlose Massen schlafend lagern, huscht ein rother Flammenschein über die weissen Lavablöcke, die das Bett der Schlucht erfüllen. Kein Lufthauch ist zu spüren, kein Geräusch, keine Thierstimme zu hören, welche die Gedanken ablenken könnte. Die Eigenart dieser Umgebung wirkt auf uns beide. Nachdem wir auf das Wohl der Schwester unsere Becher klappernd an einander gestossen, geleert und wieder gefüllt, die Pfeifen in Brand gesteckt haben, entspinnt sich ein Gespräch, so vertraulich, so anziehend, wie es ähnlich, trotzdem wir doch nun schon über ein Jahr Leid und Freud mit einander getheilt hatten, noch nie zwischen uns zu Stande gekommen war. Die Träume und Hoffnungen einer sehr ungleich verlebten Jugend, die mit ernster Arbeit gepaarte Fröhlichkeit einer ewig-schönen Studentenzeit, die Ziele, die sich jeder für ein ferneres Leben gesteckt hat, der eine enthüllt sie dem andern, theilnahmsvoll, rück-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haltlos, frei von den Fesseln der Konvenienz, welche daheim im Getriebe städtischer Geselligkeit jeden Austausch inneren Fühlens als sentimental verpönt. Als wir uns um Mitternacht im gemeinsamen Zelt zur Ruhe begeben, thue ich es mit dem Gedanken, einen lieben Freund gewonnen zu haben. Wie hatte er mir schon stets gefallen mit seinem sich immer gleichbleibenden, ruhigen, humorvollen Wesen, seiner rastlosen Thätigkeit, seinem gründlichen Wissen und Können; jetzt, wo er mich einen Blick in seine Seele hatte thun lassen, offenbarte sich mir dazu ein reiches Empfindungsleben, eine rührende Anhänglichkeit an Vater und Geschwister, eine zu jedem Opfer bereite Hingebung für Deutschlands Grösse, Deutschlands Einschwenken in die Reihe kolonialer Mächte. Armer, treuer Genosse! Ein halbes Jahr später bohrt sich ein erbarmungsloser Dschaggaspeer in deine Brust und nichts bleibt von dir, von all dem kühnen Wollen, als ein Häuflein Asche, das der Wind verweht.

Nachdem wir am folgenden Tage auf dem oberen Verbindungswege bis zum Kofferberge zurückgegangen sind, biegen wir in einen vom Süden heraufkommenden Seitenpfad ein, um nach Sai Yu, der Landschaft des Häuptlings Lengaki, zu gelangen. Der Pfad führt über einen am Nordabfall kahlen, am Südabfall bewaldeten Hügel hinweg, der auf Lent's Karte als Wegberg eingetragen wird. Von seiner Höhe, wo wir das Frühstück einnehmen, hat man eine Rundsicht, wie sie ähnlich nur der Kifinika- und der noch zu erwähnende Oriwo-Vulkan bietet. Das Bild ist im Westen von den Kilema- und Kirua-Bergen und einem bewaldeten Höhenzuge begrenzt, der sich in allmählicher Steigung weiter aufwärts als kahler Rücken zum Kibo emporzieht. Man meint, dass von diesem sich ein anderer abzweige, der den Plateaurand bilde, der mit anderen Worten eine gleichmässig wallartig fortlaufende Verbindung zwischen beiden Gipfeln herstelle. So wird auch jeder, der Meyer's Karte der oberen Kilimandscharo-Regionen betrachtet, sich den Plateaurand denken, als einen einzigen aufgewölbten Kamm, als Ringwulst. In Wahrheit verhält sich die Sache anders. Was von der Ebene, wie auch noch hier von der Höhe des Wegberges, als ein einziger Kamm erscheint, das sind in Wirklichkeit mehrere hinter einander gelegene, durch Thäler getrennte Rippen, die flügelartig vom Kibo nach Osten, vom Mawenzi nach Westen ausstrahlen. Ich hatte das schon eingesehen, als ich mit Johannes meinen ersten Aufstieg zum Plateau unternahm. Die Rippe, die uns damals emporgeführt, erkenne ich von meinem jetzigen Standpunkt mit aller Sicherheit daran wieder, dass sie bei ihrem Ansatz an den Mawenzi wie in schroffe Klippen aufgelöst erscheint. Rechts von ihr, in gerader Linie zum Mawenzi hin, etwa in gleicher Höhe mit dem Kifinika, der weiter links sich über die Bergwiesen erhebt, überschaut man jene ein Dreieck bildende Gruppe von Hügeln, von der ich oben sprach. Genau über dem östlichen, dem Koffer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

berge, fällt an dem Grat, der als zackige, imposante Mauer vom Mawenzi nach Sonnenaufgang zieht, ein Halbkreis von Felsmassen in die Augen, die sich senkrecht zu einer gewaltigen Schlucht hinabstürzen. Es ist die des Lumi. — Wendet man den Blick nach Osten, so gleitet er über eine anmuthige Landschaft von kahlen und bewaldeten Hügeln, über ausgedehnte Wiesenflächen, auf der sich grössere und kleinere Baum- und Buschparzellen als dunkelgrüne Massen vom helleren Untergrunde abheben. Schwarze Schatten, die da und dort, namentlich auch im Westen jenseits der Himo-Schlucht auf den Wiesenflächen zu lagern scheinen, bezeichnen die Stellen, wo schwelende, von Eingeborenen entfachte Brände die dürren Halme der Grasbüsche zum Verkohlen gebracht haben. Nach Süden zur Ebene gekehrt, sehen wir auf das Gewirr der Rombo-Berge hinab, sehen die Schlangenlinie des Lumi, den Dschalla- und Jipe-See mit dem Ugueno-Gebirge zur Seite, endlich das Rundgemälde beschliessend, den Gürtelwald und alles von Bananenhainen übersäte Kulturland bis hin nach Kilema und Kirua.

Während Lent noch geraume Zeit mit Peilungen und Anfertigung von Messtischbildern zubringt, steige ich vom Wegberge durch den Wald hinab, der seinen Südabfall bedeckt. An der unteren Grenze dieses und noch in ihm geht links ein Pfad ab, in die Landschaft des Häuptlings Kalula führend, wenige Schritte ein anderer rechts, der in Richtung auf den früher bereits einmal erwähnten Bismarck-Hügel zu nach Marangu hinuntersteigt. Wir lassen beide zur Seite, schreiten am östlichen Hange eines kleinen Vulkans entlang, in dessen prächtig erhaltenem, im Grunde mit Bäumen bestandenem Krater man vom Wegberge aus hatte hineinschauen können, und gelangen so immer mehr in die Welt von grösseren und kleineren, theils kahlen, theils bewaldeten, aber stets rundlichen Kuppen, die man am besten wohl als Rombo-Berge zusammenfasst. Acht Jahre vor uns hatte Johnston, als er vor den Kriegern Mareale's nach Useri flüchtete, die Gegend in einem Eilmarsch durchzogen und so einladend gefunden, dass er sie europäischen Siedlern in erster Linie empfiehlt und schon davon träumt, wie hier später eine grosse Stadt entstehen werde. Zweifellos ist ja dieser Theil des Kilimandscharo landschaftlich einer der schönsten mit, keineswegs erhaben oder pittoresk, aber lieblich, mich an die Umgebung von Kempten in Bayern erinnernd. Besiedlung wäre indessen nur möglich, wenn man durch Graben von Brunnen sich über die regenlose Zeit vom Dezember bis März hinweghelfen könnte. Namentlich Viehzucht wäre dann hier in einer Höhe von 2300 bis 2800 Metern mit einiger Aussicht auf Erfolg zu betreiben, natürlich in beschränkten Grenzen, denn das ganze Gebiet umfasst nicht mehr als etwa ein grösseres Rittergut in Deutschland.

Wir sind etwa eine Stunde in ihm fortgewandelt, bald über kleine grasige Hügel, bald am baumbestandenen Abfall höherer, als wir um die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mittagszeit an den Fuss des auffälligsten gelangen, an den etwa 200 Meter hohen Oriwo-Krater. Lent hatte ihn schon einmal besucht und auf seinem Gipfel eine Triangulationsflagge errichtet, da er wie kaum eine andere am Südabhang des Kilimandscharo über das Gelände hinaustretende Erhebung im weitesten Umkreise sichtbar ist. Mir selbst hatte er sich von den Hinterfenstern unseres Stationshauses in Marangu aus stets dadurch besonders bemerkbar gemacht, dass der obere abgeflachte Kraterrand als ringförmiger Wiesenstreifen erschien, während der Abfall nach aussen wie nach innen bewaldet war. Wir umgehen den Oriwo im Norden und Westen und treten gleich darauf, nachdem ein paar jetzt ausgetrocknete Wasserrisse überquert sind, an dessen einem, tiefer unten die Muambo-Schlucht bildenden wir uns fortdauernd halten, bei 2260 Meter in den nunmehr vollkommen geschlossenen Wald ein. In einer Stunde ist er passirt, eine weitere bringt uns durch die Zone von Myrica- und Agauria-Bäumen und durch dichtes Gebüsch, bis Bohnenfelder bezeugen, dass wir die Kulturregion der Landschaft Sai Yu erreicht haben. Auf und ab geht es in dieser noch abermals eine Stunde, immer zwischen Schamben hindurch, um einen hohen bewaldeten Berg, den Waldkopf der Lent'schen Karte, herum, dann endlich um 3 Uhr nachmittags kennzeichnet ein auf langer Stange befestigter Wimpel den ersehnten Lagerplatz bei der Boma des Häuptlings Lengaki.

Der Wimpel sollte eigentlich schwarz-weiss-roth sein, in Wahrheit war er blau-weiss. Den rothen Streifen hatte Lengaki abgetrennt, da er für den eine bessere Verwendung hatte, der blaue war durch Auswaschung aus dem Streifen sogenannten Kanikistoffes entstanden, welches man im Innern Afrikas statt eines mangelnden schwarzen Baumwollenzeuges zu verwenden pflegt. Nun, uns beide muthete in diesem Augenblick die bayerische Flagge lieblicher an als die deutsche, verknüpft sich mit dem Blauweiss doch bei jedem Germanen der Gedanke an einen guten Trunk. »Hast du Pombe?«, war denn auch die erste Frage, die der herbeigerufene Häuptling, ein noch junger Mann von sympathischer Erscheinung, über sich ergehen lassen musste. »Gewiss«, war seine Antwort und noch waren keine zehn Minuten vergangen, da rückte eine kleine Deputation mit einem Thonkruge an, der wenigstens zehn Liter fassen mochte. Der substantiellere Theil des Gastgeschenks, den andere brachten, war nicht weniger angenehm, ein Fettschwanzschaf, dazu mehrere grosse Trauben Bananen. Leider wurde die Aussicht, nach den Mühen des Tages eine kleine gemüthliche Kneipe etabliren zu können, zu Wasser. Wie wir noch dabei sind, die Zelte aufzuschlagen, und der Koch das Essen bereitet, kommt von Süden aus der Ebene herauf, wie vom Winde getrieben, eine braune, im Sonnenlicht glitzernde Dunstwolke. Was sie uns brachte, konnte uns nach den Erfahrungen der letzten Tage nicht zweifelhaft sein,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heuschrecken, Millionen von Heuschrecken. Vor etwa zwei Wochen, als wir noch auf der Station weilten, waren die ersten gekommen, alle in dichten Schwärmen vom Westen und nach Osten ziehend. Kleine Züge waren uns dann auf der Tour begegnet, so noch heute auf den Bergwiesen bei einer Höhe von 2500 Metern. Wir hatten die Mengen bewundert, aber was bedeuteten sie den Heerschaaren gegenüber, die jetzt auf uns zurückten. In einer Schicht, die vom Erdboden an wenigstens die Höhe eines dreistöckigen Hauses erreichte, umschwirren uns die fingerlangen, braungelben Unholde in so dichten Massen, dass jeder Stockhieb Dutzende zu Boden schmetterte. Ein knisterndes Geräusch, von den kurzen Flügelschlägen hervorgebracht, erfüllt die Luft, dabei ein Flimmern und Glitzern, ein fortwährendes Anprallen der Ermatteten unter ihnen gegen unser Gesicht, unsere abwehrend geschwungenen Hände. Wir gaben den Kampf bald auf, zogen uns ins Zelt zurück und sahen von hier aus, wie der Zug sich volle zwei Stunden in durchaus gleichbleibender Stärke vorüberschob. Die Phantasie erlahmt, wenn sie sich der Zahl nach die Mengen von Individuen vorzustellen versucht, die einen einzigen derartigen Schwarm zusammensetzen.

Woher kommen sie, fragt man sich, und wohin gehen sie? Das erstere wurde uns beantwortet, als wir Mitte April einen Ausflug in die Steppe bei Kahe unternahmen. Buchstäblich wateten wir dort strichweise bis zu den Knöcheln in einer braunen, kribbelnden und wibbelnden Masse, die aus nichts anderem als aus eben dem Ei entschlüpften, noch flügellosen Heuschrecken bestand. Zwei Wochen später setzte sich diese Masse in Bewegung, benutzte alle Pfade, die in das Kulturland des Kilimandscharo hinaufführen, als Heerstrassen, schob sich Tag für Tag, von etwa 9 Uhr morgens bis zum Sinken der Sonne wie ein in Adern aufgelöster Strom bergaufwärts und vernichtete in unglaublich kurzer Zeit alle Pflanzungen der Eingeborenen bis auf das letzte Blatt. Auffällig dabei war mir, dass auch, nachdem die erst nur hüpfend sich fortbewegenden Jungen ihre Flügel bekommen hatten und nun im Mai von Neuem grosse Schwärme bildeten, sowohl die wilde Vegetation von ihrer Fressgier so gut wie verschont, als auch Alles durchaus unberührt blieb, das aus europäischer Saat gezogen war. Kartoffeln, Erbsen, Stangenbohnen, Kohl, Salat und dergleichen stand in unserm Stationsgarten unversehrt, während ein mit einbezogenes Maisfeld in einer einzigen Nacht so abgefressen wurde, dass man am Morgen nichts als die blanke Erde sah. Man muss dabei unwillkürlich an das Sprichwort denken: Wat de Buur nicht kennt, dat frät he nich. Die Eingeborenen, wie es wohl auch der Europäer sein würde, sind den Angriffen der Heuschrecken gegenüber machtlos. Sie suchen wenigstens etwas Nutzen aus der Plage zu ziehen, indem sie einen Theil der Thiere, morgens wenn sie von der Nachtkälte und dem Thau

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

flügellahm sind, durch Weiber und Kinder einsammeln lassen, ihnen Beine und Flügel ausreissen und das übrig bleibende mit etwas Fett über dem Feuer leicht anrösten. Unser Koch brachte uns am Abend zum Nachtisch eine Probe, und wir mussten gestehen, dass ein Gericht Heuschrecken gar nichts so Uebles sei. Sie schmeckten uns ganz wie Schweinegrieben, theilten freilich mit solchen auch die Eigenthümlichkeit, dass einem ihr Genuss sehr bald widersteht.

Unsern Rückmarsch nach Marangu traten wir am nächsten Tage in aller Frühe an und gelangten, bereits mehrfach zurückgelegten Wegen folgend und auf ihnen die Landschaften Muika und Mamba passirend, schon vor 9 Uhr wieder zum heimischen Heerde.

VIII. KAPITEL.

Rings um den Berg.

Gegen Ende Februar 1894 schrieb ich an Herrn Kompagnieführer Johannes, der seit der Niederlage Meli's in Moschi weilte, einen Brief dieses Inhalts: »Im Interesse der Aufgaben, die der wissenschaftlichen Kilimandscharo-Station gestellt sind, liegt es ungemein, den Berg auch von seiner Nordseite kennen zu lernen. Namentlich ein Begehen des Weges, der von Useri aus »hintenherum« in einer Höhe von 3000 Metern etwa nach Schira führen soll, würde von grosser Wichtigkeit sein. Die Verhältnisse liegen nun aber derart, dass die Durchführung eines solchen Unternehmens, zumal es ein erster Versuch ist, wahrscheinlich auf Schwierigkeit stossen wird, wenn nicht die Regierungsgewalt fördernd eingreift. Ich habe mir daraufhin überlegt, dass es Ihre Befugnisse Ihnen vielleicht gestatten, selbst Theilnehmer an der Expedition zu sein. Wäre das der Fall, so meine ich, ist an ein Gelingen nicht zu zweifeln. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir Ihre Ansicht umgehend zugehen liessen, und mehr natürlich, wenn Sie mir Ihre Bereitwilligkeit erklärten, an der Spitze einer kleinen Soldatenabtheilung mitzuziehen.« Schon wenige Tage darauf erhielten Lent und ich zu unserer Freude eine schriftliche Zusage im letzteren Sinne, und eine bald folgende mündliche Besprechung zwischen uns Dreien ergab als Resultat, dass wir die ersten Regenfälle der in naher Aussicht stehenden Massika mkuba abwarten und dann den Marsch zunächst nach Osten, nach Useri antreten wollten. Den Aufschub hielten wir für nöthig, weil wir fürchteten, sonst unter Wassermangel zu leiden. — Unsere Geduld wurde nicht lange auf die Probe gestellt, denn bereits am 2. März setzte die grosse Regenzeit mit einem Schauer ein, der binnen wenigen Stunden über 60 Millimeter ergab.

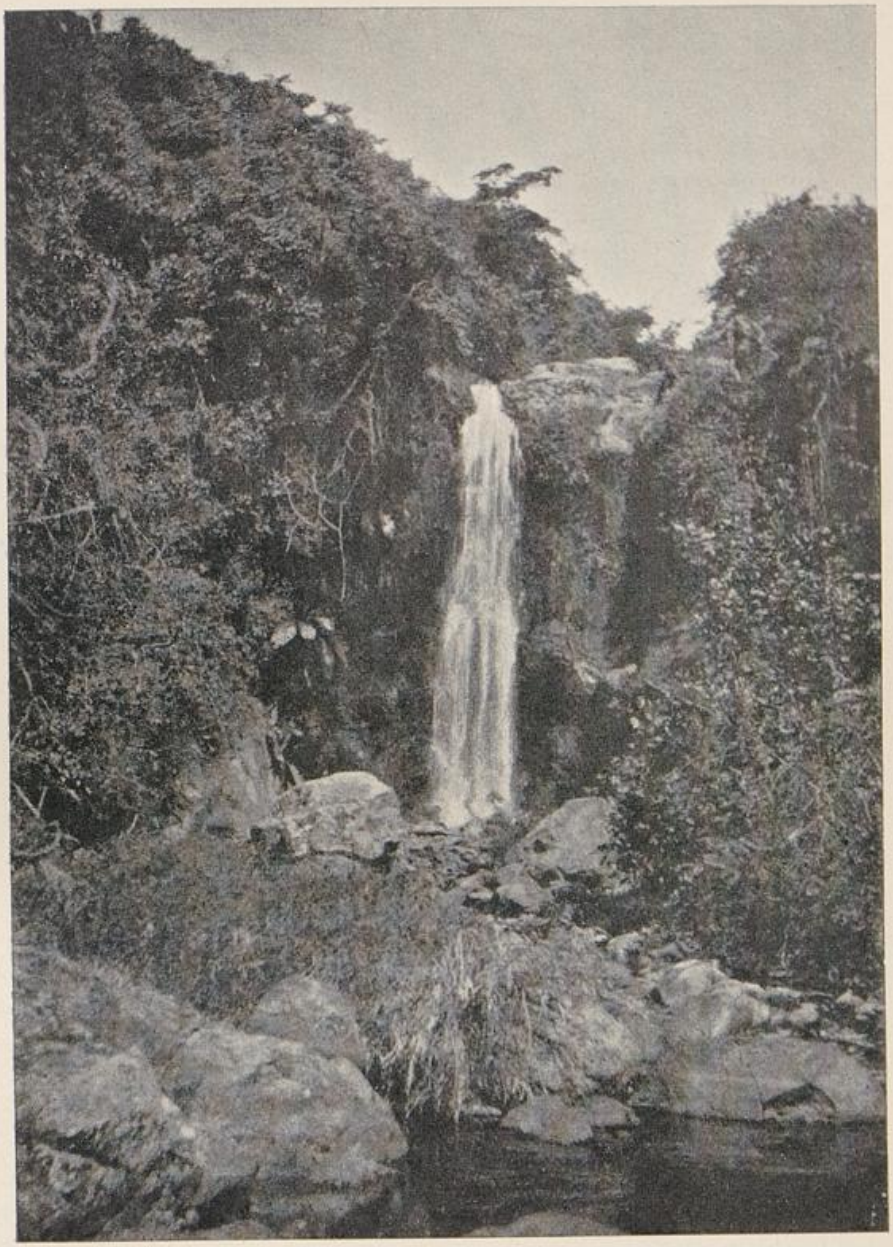
Nach den gewöhnlichen Vorbereitungen brachen wir am Nachmittag des 5. März unter Auspicien auf, die uns unseren Entschluss, zu warten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fast bereuen liessen. Vom frühen Morgen an folgt ein heftiger Guss dem andern, dazwischen ziehen ständig dicke Nebelschwaden aus der Ebene herauf und hüllen Berg und Thal wie in einen undurchdringlichen Mantel. Doch es giebt jetzt kein Zurück mehr, und so marschiren wir denn in einem Augenblick, wo uns ein freundlicher Sonnenblick zu Theil wird, an der Spitze einer Karawane von 50 Trägern, 30 Soldaten und wenigstens 100 Dschaggakriegern gegen 2 Uhr aus dem Thore der Marangu-Station hinaus und hinab in das Thal des Unna-Baches, dicht unterhalb des Wasserfalls, den dieser bildet. Auf dem breiten Wege, der jenseits desselben kurz zuvor auf Betreiben des Kompagnieführers bis nach Muika und weiter ausgeschlagen worden war, gelangen wir schnell vorwärts und sind schon um 4 Uhr in der Landschaft Sai Tschini, wo dem Plane gemäss das erste Lager geschlagen werden sollte. Die Boma des Häuptlings Siga, des grössten Mannes, der mir unter der einheimischen Bevölkerung am Kilimandscharo vorgekommen ist, erwies sich als ungeeignet dazu, weil sie, mitten zwischen Bananenschamben und dichtem Buschwerk gelegen, in ihrer aus lebenden Dracaenen gebildeten Umzäunung für unsere vielen Leute zu wenig Platz bot. Wir zogen darum nach Osten weiter, um aber schon nach wenigen hundert Schritten von Neuem Halt zu machen und Befehl zum Aufschlagen der Zelte zu geben. Einerseits drohte ein neuer heftiger Regenschauer, andererseits war es fraglich, ob wir einen geeigneteren Platz als den erreichten, ein abgeerntetes Uimbifeld, finden würden. Er war nicht nur leidlich eben, sondern auch von grossem landschaftlichen Reiz. Im Rücken ragte der waldbedeckte Hügel auf, der die Landschaft Sai Yu weithin kenntlich macht, vor uns schweifte der Blick ungehindert bis zum Jipe-See und Ugueno-Gebirge. Zur Rechten im Westen hoben sich aus der Ebene die Sogonoi-Berge, aber hier nicht wie von Marangu aus als einzelner Kegel mit dreifacher Spitze erscheinend, sondern als langgestreckte, nach Süden abfallende Kette.

Zum Abend, wie wir uns nach eingenommenem Mahl, unter dem ausgespannten Zeltvordach gegen den leise herniederrieselnden Regen geschützt, einem Plauderstündchen hingeben, empfangen wir den Besuch der Häuptlinge Bararia von Muika und Mawere von Kondeni, die zwei Ziegen und einige Töpfe Pombe als Gastgeschenk bringen. Ersterer ist wie immer, wenn er seines Amtes als Staatsoberhaupt waltet, in europäischer Tracht, trägt Hosen und Lodenjoppe, auf dem Kopf, tief ins Genick gerückt, den unvermeidlichen Cylinder. Bei Weitem intelligenter und gesprächiger als sein Genosse, giebt er auf alle unsere Fragen, die sich auf Herkunft, Sitten und Gebräuche seiner Unterthanen und auf die geographischen Verhältnisse seiner Landschaft beziehen, klare und bestimmte Antworten. Die mit hochstämmigen Bäumen erfüllte, von einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Wasserfall des Unnabaches.

(Nach einer Photographie des Oberarztes Dr. Brehme.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wasserader durchzogene Schlucht, die unsern Lagerplatz im Osten abgrenzt, nennt er Mforro, gesteht aber zu, dass sie weiter unten Mbanga heisse. Diese wechselnde Benennung der Bachbetten, die ihren Lauf in einzelne Abschnitte zerlegt, war mir schon immer aufgefallen. In welcher Landschaft es auch war, stets gaben mir die Eingeborenen für den Unterlauf einen anderen Namen an als für den oberen, ja im Allgemeinen hört man drei Bezeichnungen, je nachdem man die Frage in der Steppen-, der Kultur- oder im Ursprungsgebiet, der Wald- und Bergwiesenregion, stellt. Hier trat mir, nicht zum ersten Mal, der Fall entgegen, dass der Bach auch in ein und derselben Region, auf einem Wege von wenigen hundert Metern Steigungshöhe, seinen Namen ändert. Woher das kommt, ist mir erst später klar geworden. Jede Dschagga-Landschaft zerfällt gleichsam wieder in Provinzen, in kleine und kleinste Gebiete, die sich gegen einander bald durch Thäler und Bergzüge, bald auch nur durch besondere Konfiguration des Bodens, ob eben oder gewellt, durch die Besonderheit der Vegetationsdecke, vielleicht auch der ihrer Bewohner gegen einander abgrenzen und die alle ihren bestimmten Namen haben. Man bekommt nun, wenn man da oder dort fragt: »Wie heisst dieser Bach, diese Schlucht?« und das wird naturgemäss fast immer an den Uebergangsstellen der grösseren Verbindungswege geschehen, nicht etwa eine Sonderbezeichnung für den Bach, für die Schlucht zu hören, sondern nur den Namen der Provinz, in der man sich gerade befindet. Mforro heisst das Gebiet, in dem wir lagerten, und der Bach ist der von Mforro. Ob daneben noch einheitliche Namen für die Wasserläufe existiren, wäre immerhin möglich, doch ist mir das nur für die grösseren wahrscheinlich.

Nach einer Nacht, in der sich die Elemente unter Sturm, Donner und Blitz austoben zu wollen schienen, überschreiten wir am nächsten Morgen die Mforro-Schlucht und kommen damit in die Landschaft Muika. Noch bewegen wir uns auf Lavaboden, das beweist nicht nur die üppige Strauchvegetation, sondern auch die schroffe Art, in der sich eine ganze Reihe kleiner Bäche, die wir queren müssen, in das Gestein gleichsam eingefressen hat. Aber schon nach kaum einer Stunde ändert sich das Bild. Wie wir die Schlucht Mtiro erreichen, eine Mulde mit sanftgeneigten Böschungen, die Muika von der Landschaft Keni scheidet, da wissen wir, ohne die Karte zu fragen, dass wir in das Tuffgebiet jener schon mehrfach erwähnten Eruptionsspalte gelangt sind, die sich vom Mawenzi zum Dschalla-See hinabzieht und die den sogenannten Wadschimba-Hügeln ihren Ursprung gab. Der Weg führt in der Schlucht, deren breite, fast ebene Sohle mit Uimbi-Pflanzungen bedeckt ist, eine kurze Strecke aufwärts, dann wendet er sich zu einer passartigen Einsenkung der rechts im gleichen Zuge verlaufenden Hügelkette. Von ihrer Höhe sehen wir auf ein muldenreiches Land hinab, auf eine Anzahl rundlicher Kuppen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die theils dichtes Gestrüpp, theils eine geschlossene Grasnarbe tragen, während aus den Falten dazwischen vereinzelte Bäume, hier besonders häufig die wilde Dattelpalme, ihre Kronen zum Lichte heben. Es ist ein unfruchtbares, stellenweise sumpfiges, wenig bewohntes Gebiet und darum wohl Lieblingsaufenthalt einer die Nähe der Menschen scheuenden Thierwelt. Ganze Heerden grauer und schwarzer Affen verlassen beim Nahen unserer Karawane ihre luftigen Sitze und nehmen von unseren Hunden verfolgt in flüchtigen Sätzen Reissaus.

Nachdem der ziemlich wasserreiche Njia-Bach gekreuzt ist, betreten wir, uns immer noch bei etwa 1600 Meter Meereshöhe fortbewegend, die unter dem Häuptling Madschele stehende Landschaft Tschimbi. Von einem letzten, dem östlichen Hügelzuge des Eruptionsgebietes sehen wir ihr bananenbedecktes Kulturland und weiter die gelbe Steppe unter uns liegen, dann geht es hinab, in einem Hohlweg immer zwischen Schamben hindurch, die stellenweise von 2 Meter hohen Steinwällen eingefasst sind, bis nach fast dreistündigem Marsch vom Aufbruch an gerechnet mit der Schinika- (oder Kifinika-?) Schlucht bereits bekanntes Terrain erreicht ist. Gleich jenseits derselben, welche die Grenze nach Rombo Mku hin bildet, mündet von rechts her der Weg ein, den wir, eine südlichere Route einschlagend, im Juni des vergangenen Jahres auf dem Zuge nach Uschiri und zum Dschalla-See gekommen waren. Wie damals empfängt uns auch jetzt der Häuptling Kinabo und geleitet uns unter lebhaften Betheuerungen der Freude über den erneuten Besuch zu seiner nur 15 Minuten weiter gelegenen Boma.

Am Nachmittage entfaltet sich auf dem Ngomaplatz dieser ein überaus buntes Leben. Kompagnieführer Johannes, dem daran lag, der theilweise noch feindlichen Bevölkerung des östlichen Kilimandscharo nicht nur seine eigene Macht, sondern auch sein Bündniss mit den Stämmen des Westens vor Augen zu führen, hatte alle der deutschen Oberhoheit freundlich gesinnten Häuptlinge auffordern lassen, ihn entweder selbst auf dem Zuge nach Useri zu begleiten oder doch wenigstens eine Abtheilung ihrer Krieger zu schicken. In welch umfassender Weise man dieser Aufforderung nachkam, erfuhren wir jetzt; immer neue Schaaren, bald in grösseren, bald in kleineren Trupps rückten auf den verschiedensten Wegen heran, alle, wie wir uns nicht verhehlten, hauptsächlich wohl von der Hoffnung getrieben, dass es mit den feindlichen Einwohnern von Rombo Mkulia zum Kampfe kommen und dann ein Theil der Beute an Vieh für sie abfallen würde.

Wie wir am nächsten Morgen um 7 Uhr aufbrechen, um uns nach kaum einer Viertelstunde der Ebene zu zuwenden, befinden sich in dem nicht endenwollenden Zuge der Mann hinter Mann marschirenden Dschagga-Krieger die Häuptlinge Mareale von Marangu, Bararia von Muika,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kuimbere von Mamba, Ileto von Keni und Kinabo von Rombo Mku. Dazu stossen noch im Laufe des Tages Mtoë von Rombo Keni und der Sohn Leikturu's von Rombo Kerua, beides Landschaften, die erst vor Kurzem auf die Nachricht von dem siegreichen Kriegszuge gegen Meli von Moschi sich der deutschen Herrschaft unterworfen hatten. Unser Marsch führt uns heute nach Norden in eine Meereshöhe von etwa 1350 Metern.

Es ist typische Steppe, in der wir wandeln, ein nach Osten unübersehbar sich ausdehnendes Grasland, nur da und dort von einzelnen, sehr zerstreuten Akazien und Kandelaber-Euphorbien bestanden. Vor uns zur Linken hebt sich über die Fläche eine sargähnliche Kuppe heraus, in deren Nähe vor einigen Jahren der Unteroffizier Schubert im Kampfe gegen die Warombo fiel, zur Rechten, in etwa 5—6 Kilometer Entfernung, begleitet eine ganze Kette niedriger vulkanischer Hügelchen den Weg, sich anschliessend an die Ukamba-Berge, die weiterhin als Steilwand aufragen. Auf zwei kleinere, wasserlose Schluchten, die wir überschreiten, folgt eine dritte grössere, Mku von Uschiri trennend, in der noch einige Lachen stehen, Morale mit Namen, dann der Kikongo-Bach, zuletzt um 7 Uhr 50 Minuten der etwa 30 Meter tiefe Einschnitt des Lumi. Die ziemlich steilen Böschungen dieses sind mit Gestrüpp und wenigen niedrigen Bäumen, meist Akazien, bedeckt, der Fluss selbst, der seine Fluthen zwischen grossen Tuffblöcken dahinwälzt, ist zur Zeit 10 Meter breit und kaum 1 Meter tief. Um $8\,^1/_4$ Uhr, nachdem kurz zuvor noch das ziemlich bedeutende, aber fast wasserlose Bachbett des Iwaschi gekreuzt ist, machen wir, damit die zurückgebliebenen Träger herankommen können, eine viertelstündige Rast und benutzen sie, um uns von Mareale einen geographisch-politischen Vortrag über die unter dem Namen Rombo zusammengefassten Dschagga-Landschaften halten zu lassen.

Nach ihm zerfallen sie in zwei durch den Lumi geschiedene Gruppen, Rombo Kiwindsche die südlichen, Rombo Mkulia die nördlichen. Zu den ersteren, an die westlich der Mtiro-Schlucht die Landschaft Muika angrenzt, gehören folgende:

1. Mriti unter dem Häuptling Ngatschi
2. Mengue » » » Ngowe
3. Kasseni » » » Mangele
4. Keni » » » Ileto
5. Tschimbi » » » Madschele
6. Mku » » » Kinabo
7. Uschiri » » » Lelavi

Zu Rombo Mkulia, das im Norden durch die Mlombia-Schlucht gegen Useri hin seine Begrenzung erfährt, sind folgende zu rechnen:

1. Kerua Yu unter dem Häuptling Leikturu
2. Kerua Tschini » » » Leikibona

3. Rau	unter dem	Häuptling	Mdongo
4. Longoni	»	»	Massu
5. Kirua	»	»	Leroni
6. Keni	»	»	Mtoë
7. Mrele	»	»	Kalula
8. Mbuschi	»	»	Msoma
9. Kitangara	»	»	Tengere
10. Madschari	»	den Häuptlingen	Cengue, Mlanga, Mkumba und 3 anderen
11. Olele	»	dem Häuptling	Mlatie

In dieser Uebersicht trat später durch Strafexpeditionen, die nöthig wurden, insofern eine Aenderung ein, als Kerua Yu mit Kerua Tschini unter Leikibona vereinigt, Tengere von Kitangara durch Latemba ersetzt und Madschari in ein oberes unter Cengue und ein unteres unter Mlanga getheilt wurde.

Was die Vertheilung der Landschaften Rombo Mkulias am Bergeshang betrifft, so liegen Kerua und Rau über einander zwischen dem Lumi und Iwaschi, Longoni, Kirua und Keni einerseits, Mrele und Mbuschi andererseits zwischen Iwaschi- und Maro-Bach, Kitangara und Madschari über einander, Olele nordwärts anstossend zwischen dem Maro- und Mlombia-Bach. Wir sahen sie alle auf unserem heutigen Wege über uns liegen, auf einer von 1400 bis etwa 1700 Meter sanft ansteigenden Fläche zu geschlossener Masse vereinigt und darum von der Ebene her einen ganz anderen Anblick bietend, als die Landschaften am Südhange des Kilimandscharo. Man hat den Eindruck eines einzigen, sich sehr allmählich und ohne Zwischenschaltung eines Waldstreifens heraufziehenden, gewaltigen Bananenhaines, den weder Baum- noch Buschvegetation unterbricht und über den nur da und dort eine grasige Kuppe emporragt. Weiter hinauf, wo der Gürtelwald beginnt, steigt der Fuss der Mawenzi-Spitze, an die sich ein fernhin nach Osten streckender Grat flügelartig ansetzt, steil und jäh in die Höhe, von tief eingegrabenen Schluchten zerrissen und so, wenn man von den obersten Regionen absieht, ein ähnliches Bild gewährend wie der Kibo von Kiboscho aus. Nach unten, der Ebene zu, geht die Kulturregion, ohne dass man einen Grund dafür erkennt — so allmählich und kaum merklich ist die Abdachung — in Steppe über, in eine Steppe aber, die während der Regenzeiten den Anbau einiger schnellreifender Pflanzen möglich macht. An der Stelle, wo wir rasteten, bei 1330 Meter, zog sich ein mit Bohnen (Vigna sinensis) bepflanztes Feld noch eine beträchtliche Strecke weit hinab und, wie wir uns wieder in Bewegung setzen, kreuzen wir auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ziemlich umfangreiche, mit Mbasi (Cajanus indicus) und Uimbi (Eleusine coracana) bestandene Flächen.

Um 9 Uhr stehen wir an der Maro-Schlucht, die namentlich höher oben sehr tief ist, und kommen am jenseitigen Ufer des verhältnissmässig breiten und wasserreichen Baches, der an ihrem Grunde verläuft, in das Gebiet der damals noch nicht unterworfenen Landschaft Madschari. Die Eingeborenen, die von unserem Herannahen unterrichtet sein mussten, zeigen denn auch eine keineswegs freundliche Haltung. Sie sind offenbar entschlossen, sich einem Versuch unsererseits, ihre kaum 300 Schritt oberwärts beginnenden Bananenschamben betreten zu wollen, mit Waffengewalt zu widersetzen. Allenthalben sehen wir nackte oder nur durch ein Ziegenfell auf der Brust bedeckte Gestalten in Gruppen vereinigt, ihre Speere schwingend und mit lautem Widerhall gegen die Schilde schlagend. Da wir, scheinbar ohne sie zu beachten, ruhig weiter ziehen, werden sie dreister, und schliesslich wagt es ein Haufe von hundert und mehr, aus dem Schatten der Bananen heraustretend, sich uns auf freiem Felde bis auf Schrotschussweite zu nähern. Mit ein paar Salven wäre es ein Leichtes gewesen, sie sämmtlich niederzustrecken, und als einer der Kerle, ein Akide wie es heisst, von einem freiliegenden Felsblock herab uns mit höhnischen Schimpfworten überschüttet, sehe ich es Johannes an, wie schwer es ihm wird, davon abzustehen. Der Militärchef bäumt sich in ihm auf, aber der Civilchef, der er ja gleichzeitig ist, mahnt zur Schonung des werthvollsten Naturprodukts, das der Kilimandscharo vorläufig birgt, des Menschen, der seine Hänge wie hier in fleissigster Arbeit bebaut.

Es wird ein kurzer Halt gemacht, während dessen Mareale im Auftrage des Kompagnieführers jenem Schreier auf dem Felsblock zuruft, er möge doch morgen mit seinem Häuptling zum Schauri kommen, dann geht es zum grossen Aerger der uns begleitenden Dschagga-Krieger weiter nach Olele, wo die Bananenpflanzungen stellenweise bis auf 30 Schritt an den jetzt in Höhe von 1440 Meter verlaufenden Pfad herantreten. Um $10^3/_4$ Uhr ist die Mlombia-Schlucht erreicht. Ihre schwachgeneigten Böschungen, zwischen denen ein kleiner Wasserlauf sich hinschlängelt, fallen dadurch auf, dass sie oberwärts wie unterwärts der Stelle, wo der Weg darüber hinwegführt, ziemlich dicht mit einer schönen, hochstämmigen Aloë-Art bewachsen sind. Drüben sind wir in Useri, marschiren aber noch wenigstens eine halbe Stunde in der bisherigen Richtung nördlich fort, bevor wir nach Westen umbiegend zur Kulturregion aufwärtssteigen. Bei dem Eintritt in diese unsern Blick rückwärts wendend, sehen wir im Süden fast in einer Linie hinter einander den Dschalla-See, die dunkelgrün sich abhebende Taweta-Oase und den Spiegel des Jipe. Dann umfängt uns der kühle Schatten von Bananen, niedrigen Wuchses zwar, aber eng gepflanzt und in ganz reinen Bestän-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den, nicht von vereinzelten Bäumen überragt, wie das im Gegensatz hierzu in allen Landschaften des Südens und Westens der Fall zu sein pflegt. Nachdem endlich noch zwei tiefe Einschnitte, Maschonga und Lemano genannt, an denen der Pfad eine Zeit lang parallel verläuft, ohne sonderliche Anstrengung passirt sind, gelangen wir um $11^3/_4$ Uhr zum Ziel, zu einem freien, vor der Boma des Häuptlings Mattolo gelegenen Rasenplatze, auf dem sich eine Anzahl Feigenbäume (Ficus Holstii) als Schattenspender vertheilt.

Johannes, der wie wir zum ersten Male nach Useri kam, hatte sich zwar durch sein Faktotum, den Askari Simba, versichern lassen, dass wir eines freundlichen Empfanges gewiss wären, immerhin bestanden doch einige Zweifel, ob die Bevölkerung nicht noch im letzten Augenblick mit ihren Nachbarn, den feindlichen Madschari-Leuten, gemeinsame Sache machen würde. Wie wir uns indessen jetzt zum Lagern anschicken, schwinden alle Befürchtungen. Aus dem Thor seiner Boma heraus und an der Spitze einer grossen Zahl von Akiden und Kriegern tritt uns Mattolo zur Begrüssung entgegen. Eine sonderbare Figur. In einen weiten, gleichmässig bis zu den Knöcheln herabreichenden, dunkelblauen Kaniki-Mantel gehüllt, auf dem Kopf einen schwarzen, mit rothem Band verzierten Filzhut, in der Hand einen Gnuschwanz als Fliegenwedel tragend, erinnert er durch Tracht und im Ausdruck seines bartlosen, weibischen Gesichtes ganz an die in den Grossstädten Europas und Amerikas bekannten Vertreterinnen der Heilsarmee. Sein Benehmen freilich steht mit diesem Aeussern nicht im Einklang, er ist nichts weniger als lärmend und gesprächig. Auf die Anweisung des Kompagnieführers, uns gegen Entschädigung vor Allem Wasser, dann auch Lebensmittel zu schicken, nickt er einfach mit dem Kopfe.

Er hält, was er damit versprochen. Kaum sind unsere Zelte aufgeschlagen, so erscheinen aus den umliegenden Schamben Weiber in grosser Zahl, theils etwa 20 Liter fassende, irdene Wassertöpfe auf dem Kopf balancirend, theils Brennholz herbeischleppend, theils endlich Mehl, Bohnen, Bananen und Yamsknollen zum Verkaufe bietend. Auch das Wasser muss bezahlt werden, der Topf mit zwei Unterarmlängen Zeug, ein Beweis für die Trockenheit des Gebietes. Die äussere Erscheinung der Weiber ist eine wesentlich andere, als wir sie im Süden und Westen des Berges zu sehen gewohnt sind, nähert sich aber jener, die ich als in Rombo Mku herrschend in einem früheren Kapitel beschrieben habe. Als Bekleidung tragen sie nichts weiter als ein von den Hüften abwärts reichendes Ziegenfell, das unten, da die Hinterläufe mit abgezogen wurden, schwalbenschwanzartig ausgeschnitten erscheint. Dafür sind sie um so reicher mit Schmuck ausgestattet, manche so, dass sie sichtlich an der Last schwer zu tragen haben und an jeder freieren, energischen Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wegung gehindert werden. Um Arme und Beine schlingen sich Zinn-, mitunter auch Messingspiralen, dazu Ringe aus dem gleichen Metall oft von mehr als Daumenstärke. Wo nur Platz ist, finden sich dazwischen Perlenketten und Lederbänder, die mit Kaurimuscheln besetzt sind, Perlenstränge, 10 bis 20 von verschiedener Länge über einander, legen sich auch um den Hals und reichen bis auf die Brust herab. Der Kopf ist meist geschoren, nur auf dem Wirbel ist ein kreisrunder Fleck des schwarzen Wollhaars stehen geblieben, und aus dessen Centrum hängt zum Nacken ein perlendurchflochtenes Zöpfchen herab. Die Stirn ist von einem gestickten Bande umschlossen, an dem vorn reihenweise neben einander kurze Eisen- und Kupferkettchen frei schwebend befestigt sind. Am Auffallendsten erschien uns aber eine besondere, auf Gesicht und Bauch sich beschränkende Tätowirung. Der letztere ist durch Brandmale wie künstlich pockennarbig gemacht, das erstere in ganz eigenthümlich wirkender Weise entstellt, indem sich um jedes Auge eine Anzahl dunkler, konzentrischer, wohl durch Bemalung hervorgebrachter Ringe herumlegt.

Am Nachmittag statten Johannes und ich Mattolo unsern Gegenbesuch ab, während Lent auszieht, um etwas Näheres über die Lagerstätten des Thons in Erfahrung zu bringen, aus dem die Useri-Leute ihre weitberühmten, irdenen Gefässe verfertigen. — Mattolo's Boma ist ein ausgedehntes Gehöft, das im Viereck von einer undurchdringlichen, doppelt mannshohen Hecke umschlossen wird. Wir betreten es an der Seite, wo der Ngomaplatz sich anlehnt, durch ein schilderhausähnliches Thor, das Spuren von Bemalung zeigt und rechts und links von dem eine schmale Bohlenwand die Hecke ersetzt. Dahinter finden wir uns in einem gangartigen, von Dracaenenstämmen begrenzten Hof, den wir durchschreiten, um am Ende durch ein am Boden befindliches, zwischen gekreuzten Baumästen frei gelassenes Loch zu kriechen. Ein neuer Hof erscheint, dann ein dritter und erst auf diesem, der 30 Meter im Geviert messen mag, ist eine Anzahl aus Gras hergestellter Hütten von der gewöhnlichen Kegelform vertheilt. Im Gegensatz zu den andern Höfen ist er von einer starken, aus dicken Brettern gebildeten Pallisadenwand umgeben. Wir kommen aus ihm abermals in einen Gang, kriechen nochmals durch ein Loch am Boden in einen zweiten hüttenbesetzten Hof, und sicher würde sich das noch mehrfach wiederholt haben, wenn es uns gelüstet hätte, alle inneren Räumlichkeiten der Boma kennen zu lernen.

Es zeigt sich immer, wie wir es schon bei Kinabo in Rombo Mku und bei Sina in Kiboscho erfuhren, dass die Häuptlinge am Kilimandscharo sich, wenn möglich, als Wohnsitz kleine Festungen schaffen, deren Stärke wesentlich in ihrem labyrinthartigen Bau begründet ist. Aber wir sollten hier bei Mattolo doch auch etwas Neues zu sehen bekommen. Von Mareale, der uns begleitet hatte, darauf aufmerksam ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

macht, begeben wir uns, mit einer inzwischen herbeigeholten Laterne versehen, in eine der Hütten des zweiten Hofes, die sich äusserlich in nichts von den anderen unterschied. In Wirklichkeit war sie indessen nur eine Atrappe. Wie wir darin sind, erkennen wir, dass sie sich über einem kreisrunden, wenigstens zwei Meter im Durchmesser fassenden Loch erhebt, dem Eingang zu einer jener unterirdischen, künstlich ausgegrabenen Höhlen, von denen wir zwar schon Vieles gehört, deren keine aber wir bisher betreten hatten. Natürlich nehmen wir jetzt die dazu gebotene Gelegenheit wahr. — Im Winkel von etwa 20° geht es auf festgestampftem Boden in einen stockfinsteren Gang hinab, der so hoch ist, dass wir ein wenig gebückt darin stehen können, und so breit, dass man mit den Fingerspitzen der wagerecht abgespreizten Arme gerade eben die Seitenwände berührt. Nach einem Abstieg von etwa 10 Meter Strecke, woraus sich ein Eindringen in die Tiefe von 4 Metern berechnen lässt, verläuft der Gang horizontal, aber nicht geradlinig weiter. Zunächst biegt er einmal ziemlich scharf um, und an der Knickungsstelle findet sich seitlich ein Loch ausgegraben, das bestimmt und gerade gross genug ist, einen speerbewaffneten, auf dem Bauche liegenden Krieger als Wachtposten aufzunehmen. Dann geht es in ständiger Schlangenlinie weiter, 105 Schritt legten wir zurück, ohne, wie uns gesagt wurde, auch nur dem Ende nahe zu sein. Viermal auf diesem Wege erweiterte sich der Gang zu einer Seitenrotunde, deren Zweck uns ohne Weiteres klar wurde, als wir darin eine Anzahl in die Erde gerammter Pfähle erblickten. Es sind Viehställe, die Pfähle dienen zum Anbinden, besonders natürlich der Rinder. — Woher aber kam die frische, die ganze Anlage durchwehende Zugluft? Wir entdeckten sehr bald in Entfernungen von 30 bis 40 Schritt schornsteinartige, im Querschnitt viereckige, nach oben führende Luftschächte, die unten durch einen aus Baumzweigen hergestellten Rost wie ausgesteift waren.

An das Tageslicht zurückgekehrt, hören wir, dass Höhlen, wie die gesehene, in Useri wie auch den Rombo-Landschaften besonders häufig seien. Aber auch in allen übrigen Landschaften gäbe es deren, nur in Moschi nicht. Mandara, der Vorgänger und Vater des jetzigen Mangi, habe sie sämmtlich zuschütten lassen, um seinen Unterthanen dieses Hülfsmittel der Flucht zu nehmen. Und er habe seinen Zweck erreicht. Seitdem die Moschi-Leute gewusst hätten, dass ein feiges Verkriechen vor der Gefahr nicht mehr möglich sei, hätten sie allen eindringenden Feinden im offenen Kampfe widerstanden und wären dadurch zu der gebietenden Stellung gelangt, die sie bis zur Demüthigung Meli's in der That am ganzen Kilimandscharo besassen.

Es soll zwei Arten von Höhlen geben, solche mit einem von der Einschlupföffnung weit entlegenen Ausgang und andere ohne diesen. Beide

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben ja zunächst die Aufgabe, Menschen und Vieh dem Auge des Verfolgers zu entziehen, aber nur die einen gestatten ein Entrinnen, wenn es gelungen ist, den Eingang auszuspüren. Die ohne Ausgang sind darum auch ein Mittel der Kriegführung von sehr zweifelhaftem Werthe. Hineinzukommen vermag ja so leicht Niemand, so lange die Insassen lebend und vertheidigungsfähig sind; alle Eindringlinge können einzeln abgestochen werden, da sich ja nur Mann hinter Mann in der Höhle fortzubewegen vermag. Aber die Insassen können ausgeräuchert oder erstickt werden, und das geschieht in Wirklichkeit, wie mir Mareale aus eigener, mehrfach geübter Praxis erzählte. Man geht dabei in der Weise vor, dass man zunächst den Eingang verbarrikadirt, dann die Mündungen der Luftschächte auskundschaftet und alle bis auf eine zustopft. Um diese eine wird ein Reisigfeuer gemacht und der sich entwickelnde Rauch mit Hülfe der Schilde nach unten gefacht. Eine halbstündige Dauer dieses Teufelswerkes genügt meist, um die unglücklichen Bewohner hinauszutreiben und in die Hände der Sieger zu liefern. Indessen kommt doch auch der Fall vor, dass sie sich und ihr Vieh lieber dem Erstickungstode weihen. Während meines Aufenthaltes am Kilimandscharo geschah dies im Ugueno-Gebirge, in der Landschaft des Häuptlings Maguero, wo das Ausgraben von unterirdischen Gängen ebenfalls zu den Vertheidigungsmitteln der Eingeborenen gehört. — Man könnte sich nun fragen, warum die Wadschagga an dieser Sitte des Höhlenkrieges festhalten, warum sie sich die unendliche Mühe geben, mit ihren primitiven Instrumenten diese wahrhaft kunstvollen Bauten auszuführen, wenn der Erfolg, den sie davon haben, ein so zweifelhafter ist. Ich meine, dass sie die Höhlen für ihr eigenes Leben nur als eine ultima ratio betrachten. Naht ein Feind, so werden darin zunächst die Greise, Weiber und Kinder und, was ihnen gleich hoch steht, das Vieh geborgen und erst, wenn kein anderer Weg des Entkommens mehr ist, überliefern sich auch die streitbaren Männer dem Schosse der Erde.

Von Mattolo gefolgt, kehren wir nach unserm Lagerplatz zurück. Bald darauf erscheint auch Lent wieder. Er ist sehr ärgerlich und verstimmt, denn er hat seinen Zweck, die Thonlagerstätten zu sehen, nicht erreicht. Nachdem es ihm endlich gelungen war, von den Akiden Mattolo's die Mitgabe eines Führers durchzusetzen, hatte ihn dieser kreuz und quer zwischen Schamben umhergeleitet und schliesslich in ein Gehöft dirigirt, wo ein Haufen anderswoher genommener Thonerde aufgestapelt war. Als er sich jetzt beim Häuptling darüber beklagt und Johannes seinen Worten die nöthige Unterstützung verleiht, ist Mattolo einen Augenblick offenbar sehr verlegen, spricht mit einigen seiner Begleiter und platzt dann mit der harmlosesten Miene von der Welt heraus: In Useri gäbe es überhaupt keinen Thon, sie kauften denselben von den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wakamba. Selbstverständlich war das eine Lüge, aber wir begnügen uns, ihm dies zu sagen; es war mittlerweile Abend geworden und für heute nach dieser Seite doch kein Erfolg mehr zu erzielen.

Den folgenden Tag bleiben wir in Useri. Es lag Johannes daran, zwischen den nordöstlichsten Landschaften des Berges Olele, Useri und Gasseni einerseits und den südlichen, soweit sie der Oberhoheit Mareale's unterstehen, andererseits einen Bund zu Stande zu bringen, der gegebenen Falls seine Spitze gegen die noch feindlichen Bezirke Rombos richten sollte. Das trat denn auch einige Monate später ein und zwar mit dem Ausgange, dass Madschari und Kitangara, die letzten noch widerstrebenden Landschaften, sich definitiv der deutschen Herrschaft unterwarfen.

Heute nun wurde der Grund zu diesem Bündniss gelegt, mit all der Umständlichkeit, ohne die es nun einmal im Leben der Negervölker nicht abgeht. Hauptpersonen waren dabei Mareale und Mattolo. Letzterer ist formell zwar nun Beherrscher des oberen Useri, da beim Tode seines vor 1½ Jahren verstorbenen Bruders Manamia ihm nur dieses zufiel, während das untere Useri an Nambu, einen Sohn Manamia's, Gasseni an Umangi kam. In Wirklichkeit aber hat sich Mattolo über alle drei Landschaften einen bestimmenden Einfluss zu verschaffen gewusst und dies auch äusserlich dadurch erreicht, dass er die Boma Manamia's, eben jene, in der wir ihn besucht hatten, noch neben einer eigenen, etwas tiefer gelegenen als Residenz occupirte. Zwischen Beiden herrscht nun heute ein ständiges Hin und Her. Bald zieht Mattolo an der Spitze seiner natürlich immer im Gänsemarsch marschirenden Leute an uns vorüber, bald kommt Mareale mit seiner Schaar, bald Baraaria oder Kinabo. Wohl gegen 800 Krieger mögen es gewesen sein, die wir so Revue passiren liessen, alle im Gegensatz zu den Weibern körperlich wie in der Tracht dasselbe Bild gewährend, wiewohl doch die verschiedensten Landschaften vertreten waren. Ein einziger Unterschied in der Bewaffnung trat vielleicht dadurch hervor, dass die Useri-Leute sich einer grösseren Anzahl alter Vorderlader erfreuten, wie die Uebrigen. Und das kann nicht auffallen. Useri und Gasseni nehmen im Osten des Kilimandscharo dieselbe Stellung ein wie Schira im Westen. An ihnen führen die Strassen ins Masai-Land vorüber, alte Handelswege, die von den Suaheli-Karawanen seit Jahrzehnten des Erwerbs von Elfenbein wegen begangen werden. Hier pflegen diese sich auf der Hinreise mit Proviant für einen wenigstens achttägigen Marsch zu versorgen und hier setzen sie auf der Rückreise die letzten Tauschwaaren, die ihnen noch geblieben sind, die nunmehr überflüssigen Gewehre, wieder gegen Lebensmittel um.

Die Nacht bringt uns wenig Schlaf. Theils stört Hyänengeheul, theils ein wüster Lärm, der ohne Aufhören aus der Boma Mattolo's an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unser Ohr dringt. Dort wird das Bündniss, das zum Abschluss gekommen ist, nach Dschagga-Art bei hochlodernden Holzstössen in endloser Schmauserei gefeiert. Solo- und Chorgesang wechseln mit einander ab, dazwischen ertönt taktmässig Händeklatschen, begleitet von dem Stampfen des in höchster Lust geschwungenen Tanzbeines.

Wir sind froh, als der Morgen des 9. März herannaht, und ich bin doppelt froh, als ich aus dem Zelte tretend das Wetter einigermaassen aufgeklärt finde. Schwere Zweifel hatten uns gequält, ob wir dem Plane gemäss die weitere Expedition würden aufwärts lenken können, oder ob es bei den heftigen Regengüssen, die wir an allen vorherigen Tagen in den oberen Regionen hatten niedergehen sehen, nicht unserer Leute wegen gerathener sei, den Marsch nordwärts herum am Fusse des Berges, am Njiri-See vorbei zu leiten. Da es gestern Nachmittag am Mawenzi-Gipfel auch geblitzt und gedonnert hatte, Gewitter aber nach unserer Erfahrung dort oben ganz gewöhnlich mit Schneestürmen verbunden sind, so hatten Lent und Johannes schliesslich dafür gestimmt, den Ebenenweg zu wählen und für diesen nebenbei in die Wageschale geworfen, dass er uns bei dem seit Chanler und Telecki bekannten Wildreichthum der Gegend endlich mal Gelegenheit zu einer guten Jagd bieten würde. Ich hatte mich dem widersetzt, auf die Wichtigkeit eines Begehens des nördlichen oberen Verbindungsweges hingewiesen und kurz vorm Zubettgehen den Beschluss erreicht: Man wolle eine endgültige Entscheidung vom Wetter in der Frühe abhängig sein lassen. Nun, es war nicht gerade schön jetzt, um 6 Uhr morgens, aber der Berg war doch leidlich klar. Ueber dem Walde, der im Westen unseres bei 1620 Metern gelegenen Lagerplatzes mit plötzlichem Abbruch von gewaltigen Schluchten durchzogen steil in die Höhe stieg, lagerten einige Streifenwolken, darüber hinaus indessen ragte die wildzackige Mawenzi-Mauer mit ihrem nach Osten streichenden Grat und rechts davon der Kibo als ein schmales Dreieck unverhüllt zum Himmel empor. So hiess es denn: Vorwärts nach oben!

Vier Soldaten wurden ausgewählt, dazu 25 Träger, alle übrigen erhielten den Auftrag, mit Mareale und seinen Leuten in einem weit nach Süden abschwenkenden Bogen, um kriegerischen Verwicklungen mit den feindlichen Rombo-Landschaften aus dem Wege zu gehen, nach Marangu bezw. Moschi zurückzukehren. Wir selbst sind um 7 Uhr zum Aufbruch bereit. In nordwestlicher Richtung steigen wir, zwei Useri-Führern folgend, durch ein Schambengebiet empor, das in seiner welligen Bodenkonfiguration keinen anderen Eindruck macht, als das in gleicher Höhe gelegene Land im Süden des Berges. Dann nach einer halben Stunde bei 1760 Metern aus der Kulturzone heraus, geht es, oberhalb Gasseni, das bekannter unter dem Suaheli-Namen Kimangelia ist, auf grasigem,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

mit einzelnen Sträuchern bestandenem Grunde weiter, bis um 7 Uhr 50 M. das trockene Bachbett des Madschima erblickt wird. Gleich dahinter beginnt ein Wald, die Vegetationsformation von zerstreuten Myrica- und Agauria-Bäumen vertretend, die uns bisher überall, Kiboscho ausgenommen, an der oberen Grenze des bewohnten Theiles der Landschaften zu Gesicht kam. Hier muss es bei Weitem trockner sein, sagt uns dieser Wald auf den ersten Blick, bilden doch seinen wesentlichsten Bestandtheil Schirmakazien, zwischen denen die bekannten Typen des sonst bei 1100—1200 Meter auftretenden Busches ein dichtes Unterholz bilden.

Als der Wald um 8½ Uhr mit dem ebenfalls trockenen Bett des Sangai endet, zeigt sich ein offenes, von hohem Andropogon-Grase bedecktes Land, über das sich jetzt nur noch wenige Akazien licht vertheilen. Hier wird bei 1850 Meter eine halbstündige Rast gemacht, da eins der mitgeführten Schafe nicht mehr weiter kann, geschlachtet und sein Fleisch an die Träger vertheilt werden muss. Eine ähnliche Ursache bringt bald darauf einen fast gleich langen Aufenthalt. Wie wir uns um 9½ Uhr der ziemlich tiefen Karrakia-Schlucht nähern, sieht Johannes am jenseitigen Abfall eine einzelne, hellbraune Antilope ohne Hörner von der Grösse und Gestalt eines ausgewachsenen Rehes neugierig den herankommenden Menschenzug anäugen. Ein wohlgezielter Schuss streckt sie zu Boden und lässt sie in den wohl 20 Meter breiten, aber kaum halbmetertiefen Bach am Grunde der Schlucht hinabstürzen. Während sie hier von den Soldaten ausgeweidet und zerlegt wird, botanisire ich in der Schlucht, deren Hänge nur an der Uebergangsstelle des Weges kahl, sonst mit niederen Bäumen und Sträuchern dicht bewachsen sind. Gleich nachdem sich dann die Karawane wieder in Bewegung gesetzt hat, erscheint 200 Schritt über uns der Gürtelwald, auch hier wie eine Mauer gegen das üppige, von Adlerfarrn und Beifussbüschen durchsetzte Weideland abgeschnitten, auf dem wir immer in derselben Entfernung von der Lisiere fortwandeln. Ohne irgend welche Unterbrechung zieht sich dieses Weideland bergabwärts und geht unmerklich in die unter uns liegende, unabsehbare Steppe über. Wir sind also auf unserem Rundgange zu derjenigen Stelle in der Peripherie des Kilimandscharo gekommen, wo eine Kulturregion in der üblichen Höhe zwischen 1300 und 1700 Metern nicht mehr existirt. Um 10½ Uhr wird die steil und tief eingeschnittene Oma-Schlucht gekreuzt und eine Viertelstunde später treten wir in den Wald ein, um in ihm an seiner untersten Grenze den Marsch für heute zu beenden.

Unser Lager, bei 2050 Metern aufgebaut, theilt die Romantik eines jeden Waldlagers, theilt aber auch dessen mannigfache Unbequemlichkeiten, und als am Nachmittag zwei fürchterliche Gewitterregen niederprasseln und Alles unter Wasser setzen, da fühlen wir uns nichts weniger als behaglich. Gott sei Dank, hellt es sich zum Abend soweit auf, dass wir neuen Muth

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fassen, und das Vertrauen gewinnt wieder die Oberhand, die Expedition rings um den Berg doch noch in der gewünschten Weise zu einem glücklichen Ende führen zu können. Auch unsere Träger, denen wir die Absicht, oben herum zu gehen, bis zum Aufbruch heute morgen verhehlt hatten, finden sich im Laufe des Abends in das Unvermeidliche. Vorn schmorend, hinten frierend, suchen sie, um gewaltige, hochlodernde Scheiterhaufen gelagert, der Situation die beste Seite abzugewinnen, indem sie sich bis zum Bersten voll des Fleisches stopfen, das wir ihnen bei unserem reichlichen Vorrath hatten spenden können.

Am nächsten Tage ertönt der Weckruf so früh, dass wir bald nach 6 Uhr schon auf der Wanderschaft sind. Eine ganze Heerde von Colobus-Affen, deren rollendes Geschrei uns schon während der Nacht ihre Anwesenheit verrathen hatte, begleitet von Baum zu Baum mehr fliegend als springend, den weissen buschigen Schwanz wie einen wehenden Schleier nach sich ziehend, unsere ersten Schritte mit erregtem Pfeifen. — Zwei kleine Bäche werden überschritten, an einem dritten, Nasikira genannt, werde ich unvermuthet, da ich weit vorausgeeilt bin, stiller Augenzeuge eines Zauberwerkes. Wie ich zum Wasser niedersteige, sehe ich zur Linken eine durch Ueberhängen der Felswand gebildete Höhle und vor dieser, wo er genächtigt hatte, einen mir wohlbekannten Akiden Mareale's, Kamlé mit Namen. Sein Häuptling hatte ihn uns mitgegeben, weil keiner wie er am ganzen Kilimandscharo so gut das »Binden«, d. h. Verhüten des Regens verstehe. Eben ist er dabei, seiner Kunst obzuliegen. Mit einer Bastschnur umwickelt er zuerst drei fusslange Holzstäbchen, so dass sie zu einem Bündel vereinigt werden, dann holt er einen Feuerbrand aus der Höhle und schwingt ihn, unverständliche Worte dabei murmelnd, dreimal zwischen seine gespreizten Füsse hindurch. Er hat Erfolg gehabt, der Teufelsspuk, denn so lange wir uns in der gefährlichen Höhe befanden, wo ein Schneesturm uns sicherlich mehrere Leute gekostet haben würde, durften wir uns des herrlichsten, sonnigsten Wetters erfreuen.

Der Wald, in dem wir zumeist auf einem schmalen, zwei Schluchten trennenden Grat emporsteigen, unterscheidet sich im Grossen und Ganzen von dem über Marangu gelegenen nur dadurch, dass sich zu den von dorther bekannten Baum- und Strauchtypen noch einige weitere, bisher nirgends sonst beobachtete gesellen. Schon in der Nähe unseres Lagerplatzes war uns ein gewaltiger, alle andern überragender Baum aufgefallen, ein Wachholder, Juniperus procera, der das beste Nutzholz nicht bloss am Kilimandscharo, sondern in ganz Ost-Afrika darstellt. Schnurgerade steigt sein Stamm, den oft drei Männer kaum zu umspannen vermögen, fast astlos 30 und mehr Meter hoch auf, um oben eine verhältnissmässig kleine Schirmkrone zu bilden. Er ist neben Podocarpus Mannii, der hier im Osten bis zur untersten Grenze des Waldes hinabsteigt, der einzige Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Juniperus procera.

treter unserer Nadelhölzer. Ein anderer Baum aber, den ich heute zum ersten Mal sah, Garcinia Volkensii, ahmt den Quirlwuchs dieser so auffällig nach, dass ich mich anfangs täuschen liess und erst, nachdem ich die Früchte, goldgelbe Pflaumen, entdeckte, ihn als Angehörigen einer Familie, der Guttiferen, erkannte, die eine ganze Reihe technisch wichtiger Produkte, besonders Harz und Balsame liefert. Im Uebrigen ist der Wald in seinen unteren Lagen vielleicht etwas stärker von Lianen durchzogen wie im Süden und Westen, das von niederen Bäumen und Sträuchern gebildete Unterholz aber, der dichte Flechten- und Moosbehang der Aeste, das schwellende, von Selaginellen hergestellte Polster am Boden, die feuchte, wasserdampfgesättigte Luft, das gedämpfte Licht sind hier wie dort zu finden.

Um 7 Uhr treten wir gleich hinter einem Bach auf eine Waldwiese hinaus und stehen, bei 2250 Metern, wie geblendet da von einem wahrhaft grossartigen Anblick, der sich uns bietet. Mawenzi und Kibo, beide von Sonnenschein übergossen, von einem wolkenlosen, azurblauen Himmel überstrahlt, tauchen auf, urplötzlich, als habe eine unsichtbare Hand mit raschem Griff den Vorhang weggezogen, der sie bis dahin unsern Augen verhüllte. Wir sehen sie jetzt in ihrem Nordabfall, und zwar erscheint der

Kibo kaum wesentlich anders, als er sich mir bei meiner ersten Besteigung vom Plateau aus präsentirte, der Mawenzi aber, an dessen Fusse wir stehen, wirkt bei Weitem grandioser. Er steigt viel steiler in die Höhe, ist reicher durch Spitzen und Abgründe gegliedert, und was vor Allem seine Schönheit bedingt, er ist hier, wie ich bestimmt glaube, dauernd mit Schnee bedeckt. Während man um diese Zeit vom Süden aus kaum noch Spuren davon an ihm entdeckt, erstrahlten an dieser Stelle weitflächige, von hochragenden Mauern eingefasste Mulden in tiefgründiger Schicht noch im reinsten Weiss. — Nicht minder klar als die Gipfel erkennen wir von unserem Standpunkt aus alle Einzelheiten in der jenseits des Waldes allmählich sich senkenden Ebene, vermögen sogar mit Hülfe einer charakteristischen Baumgruppe, die ganz zur äussersten Rechten über ihre Umgebung hinausragt, den Lagerplatz wiederzufinden, von dem wir gestern zur selben Zeit aufgebrochen waren.

Fast eine halbe Stunde machen wir Rast, während der auch unsere Schwarzen ganz offenbar unter dem Eindruck einer überwältigenden Naturschönheit stehen, dann taucht die Karawane, jetzt sich westwärts wendend, wieder im Schatten der Bäume unter, überquert im ständigen Auf und Nieder eine ganze Anzahl wassererfüllter Schluchten, um schliesslich, nachdem es wohl eine Stunde lang immer an der oberen Grenze des Waldes entlang gegangen ist, 20 Minuten nach 9 Uhr endgültig in offenes Land, auf die freie Bergwiese der höheren Regionen zu gelangen. Zehn Minuten später stehen wir auf einem kleinen Hügel, der sich als einziger in dieser Höhe, bei 2650 Metern, über das Gelände erhebt und der auf meinen Vorschlag den Namen Krapf-Hügel erhält. Ich glaube, dass jeder Europäer, der nach uns, bei schönem Wetter wenigstens, desselben Weges wandeln wird, auch diesen Hügel besteigt. Er ladet förmlich dazu ein, und die Umsicht, die man von ihm geniesst, lohnt reichlich die Mühe einer kleinen Abweichung vom Wege, sie ist ebenen- wie bergwärts die umfassendste am ganzen Nordabhang des Kilimandscharo. Der Pfad läuft am Hügel dicht vorbei, immer in Bergwiesen-Formation, kreuzt im weiteren Verlaufe wenigstens acht Bachbetten, die alle Wasser führten, und bringt uns, nachdem abermals eine Stunde ziemlich schnellen Marsches verflossen ist, um 11 Uhr an eine Höhle, die von unsern Dschagga-Begleitern Noholu oder auch Yumba ya Nguaro genannt wird. Da wir sie in der That, wie uns gesagt war, so geräumig finden, dass wir alle unsere Leute bequem darin unterbringen können, heisst es: »Lasten nieder, die Reise ist für heute zu Ende«.

Eine am Nachmittag ausgeführte Aneroidbeobachtung ergab, dass die Höhle bei 2750 Meter gelegen ist. Wir sind jetzt ungefähr in der Mitte zwischen Kibo und Mawenzi und können darum beide Gipfel in ihrer hehren Majestät gleich gut überschauen, den einen als abgestumpf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten, gleichmässig sich noch 2000 Meter hoch erhebenden Kegel, den andern zweispitzig, in weit emporgezogene Grate aufgelöst, ein Gerüst darstellend, ein Skelett härteren Gesteins, das der Zerstörung länger trotzte als eine ehemalige, der Kibo-Form in den Umrissen wohl ähnliche Schale. Am Kibo selbst fällt uns namentlich eine Scharte auf, ein Einsturz des oberen Kraterrandes, die jetzt, wenn wir den Blick auf ihn zuwenden, ganz nach links auf den Abfall gerückt ist, während sie auf dem Wege hierher als Einschnitt der oberen, fast wagerechten Begrenzungslinie er-



Der Mawenzi, von den Bergwiesen im Norden aus gesehen.

schien. Es ist die Hans Meyer-Scharte. Die Verbindung zwischen beiden Gipfeln bilden wie auf der Südseite sanft gewellte Rücken, die sich hinter einander vorbeischieben und von denen das Land dann ganz allmählich und mit Ausnahme des Krapf-Hügels ohne weitere auffällige Bodenanschwellungen zur Steppe hinuntersinkt. Der Wald, der wenigstens 250 Meter unter uns liegt, als geschlossene Masse, mehr im Westen von zahlreichen Lichtungen unterbrochen, steigt bei Weitem weniger tief hinab als oberhalb Marangus etwa, auch fehlen vollständig die bergwärts vorgeschobenen zerstreuten Baumparzellen, wie sie dem Südabfall des Sattels eigenthümlich sind. Bergwiesen schliessen sich dem Walde an, bis zu

unserm Standpunkt und vielleicht noch 200 Meter höher hinauf mit einzelnen, niederen Bäumen der Agauria salicifolia, Erica arborea und der jetzt neu hinzutretenden, dichotom verzweigten Gnidia Volkensii bestanden. Darüber hinaus, also von 3000 bis 3500 Meter, geht die Bergwiesenformation in Ericinella-Formation über, wie man deutlich daran erkennt, dass hier einzelne, rundliche Büsche, einer zerstreuten Schafheerde gleich, sich über die Fläche vertheilen. Man kann danach sagen, dass der Nordhang des Kilimandscharo sich pflanzengeographisch nicht wesentlich anders verhält als der Südhang. Eine Exkursion, die ich in die Umgebung der Höhle machte, lehrte mich zwar, namentlich an einer quelligen sumpfigen Stelle 100 Schritt westwärts, eine ganze Anzahl neuer Formen kennen, daneben waren aber, und diese bestimmen das Vegetationsbild, auch alle bereits bekannten Typen vorhanden. Selbst Rubus Volkensii, einen Brombeerstrauch, den ich zuerst oberhalb des Kiboscho-Waldes entdeckte, traf ich in der Nähe jenes Sumpfes wieder, ein übermannshohes, undurchdringliches Geflecht bildend, aus dessen dunkler Blätterfülle die eben reifgewordenen, ockergelben Früchte von Pflaumengrösse lockend hervorleuchten. Einen gehäuften Teller sammelte ich davon und tischte die Brombeeren meinen Reisegefährten zu deren grosser Ueberraschung als ein äusserst wohlschmeckendes Dessert auf. Erst als ich sie zu dem Strauche selbst geführt, von dem ich die Früchte gepflückt hatte, glaubten sie, es wirklich mit einem Obst zu thun zu haben, das, von der nordischen Heimath her bekannt, hier in der Nähe des Aequators bei 2700 Meter Höhe gleichfalls zur Entwicklung gelangt.

Der Blick auf die Ebene ist minder schön, als wir ihn tagtäglich von unserem Stationshause in Marangu geniessen können. Zwar hebt sich auch an dieser Stelle ein Gebirge daraus hervor, die Ukamba-Berge, und ebenso fehlt es nicht an einem See, dem Njiri-See, dessen Spiegel ganz zur Linken heraufglänzt, aber die Berge sind reizlos, zu einer Kette vereinigt, die wie eine schwarze Wand emporsteigt, und der See, als schmales Band von Nord nach Süd gestreckt, ist zu klein, um auf den Beschauer wirken zu können. Seine Ufer erscheinen rings umsäumt von einem breiten weissen Streifen, wohl von den Salzausblühungen herrührend, die nach v. Höhnel dort den Boden bedecken und keine andere Vegetation aufkommen lassen, als einen Fettstrauch, Suaeda monoica, wie ich vermuthe. In der Nähe des Sees bemerken wir einen kleinen Hügel und hören von einem unserer Leute, der schon mehrfach eine Reise ins Masai-Land mitgemacht hat, dass an dessen Fuss der in einigen Berichten erwähnte Lagerplatz Marago ya kanga zu suchen ist.

Der Abend ist mondhell und prächtig sternenklar, alle Wolken, die am Nachmittag von der andern Seite her heraufzogen, waren an den Gipfeln und am Sattel hängen geblieben. Wir befürchten daher nicht ohne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grund, dass uns infolge der ungehinderten Ausstrahlung eine kalte Nacht bevorsteht. Unsere Träger werden von derselben weniger zu leiden haben wie wir, denn in der niedrigen, tief in den Felsen sich hineinziehenden Höhle eng zusammengelagert, haben sie ausserdem noch vor dem Eingang mächtige Feuer entzündet. Aber die Kälte wurde nicht so schlimm, wie wir es erwartet hatten. Als wir uns um $5^1/_2$ früh am 11. März — es ist Sonntag heute — vom Feldbett erheben, zeigt das Thermometer $+ 3^0$. Ein herrlicher Morgen dabei. Sehr weit unten, unterhalb des Waldes noch, breitet sich ein Wolkenmeer aus, über das nur einzelne Spitzen der Ukamba-Berge, Inseln gleich, hervorragen. Die Gipfel über uns sind völlig klar und die Luft ist so durchsichtig, dass wir jeden Absturz, jede Klippe in aller Deutlichkeit erkennen.

Um $6^1/_4$ Uhr setzen wir uns in Marsch. Seinen Verlauf mögen die Tagebuchblätter schildern, die ich hier folgen lasse: »Der Weg führt steigend, aber dabei auf und ab dem Kibo zu. Eine Anzahl rundlicher Rippen, die von ihm ausstrahlen, meist 20—50, selten bis 80 Meter hoch, werden überschritten. Mehrfach vereinigen sich die Rippen oberwärts im Bogen, so dass muschelförmige, nach Norden geöffnete Mulden entstehen. Drei Bachbetten, von denen indessen nur eins etwas Wasser führt. Von $7^1/_2$ Uhr bis 8 Uhr erste Rast am Fusse einer rothen Felsmauer. — Der Weg wird beschwerlicher, zwei tiefe Schluchten sind zu kreuzen, dann abwechselnd breite Mulden und Erosionsrisse, in dem einen dieser mehrere Exemplare von Senecio Johnstoni und Weberkarden (Dipsacus pinnatifidus). Die sich herabsenkenden Rücken jetzt oben meist klippenartig zerfranzt. Solche Klippen, scheinbar aus aufrechten, dicht neben einander gerückten Basaltsäulen bestehend, auch am Hange des Kibo, an dessen Fusse wir dahinwandeln. Er ist wenigstens bis auf 1000 Meter abwärts vom Gipfel schneebedeckt, ein gleichmässig fortlaufender, 100—200 Meter breiter Gletschersaum bildet seinen oberen Rand. Auf eine Strecke von etwa einem Fünftel der Gesammtausdehnung dieses Eisstreifens ziehen sich in der östlichen Hälfte zwei gewaltige Gletscherzungen, die rechte grösser als die linke, Analoga des Ratzel-Gletschers, bis auf 600 Meter herunter. Die Hans Meyer-Scharte ganz links noch sichtbar. An einer Stelle des Weges freier Ausblick auf die Ebene im Westen. Hier offenbar eine ähnliche Eruptionsspalte am Berge wie die, aus welcher die Rombo- oder Wadschimba-Hügel hervorbrachen. Man sieht eine Anzahl rundlicher, meist kahler Kuppen, die eine davon insofern ein Seitenstück zum Oriwo-Krater, als der Abhang wie die trichterförmige Einsenkung des Gipfels bewaldet ist, dazwischen aber, auf der Höhe also, ein Wiesenstreifen in Form eines geschlossenen Ringes auffällig absticht. Gerade unter uns im Süden der Njiri-See, ungefähr einer Sichel gleich, deren Spitzen nach Osten zeigen. Neben ihm links eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

grosse, gelbe, offenbar so gut wie vegetationslose Fläche, eine Salzsteppe. Wir sind über fünf Bachbetten gekommen, davon zwei mit Wasser. Von 9 Uhr 7 Min. bis 9 Uhr 20 Min. zweite Rast bei 3130 Meter.

»Der Pfad steigt weiter an. Wir gelangen in typische Ericinella-Formation, aus runden, lichtstehenden, 1/2 Meter hohen Büschen gebildet, während vorher, seit dem Aufbruch heute morgen, Bäume zwar verschwunden waren, dafür aber bis 4 Meter hohe Sträucher von Adenocarpus Mannii uns stellenweise in Masse begleiteten. Der Boden wird sehr steinig, ein Scherbenfeld aus flachen Schollen einer weisslichgelben, feinkörnigen Lava. Vier Schluchten, in einer Wasserlöcher, von Senecio Johnstoni umstanden. Dritte Rast vor einer Höhle von 10 Uhr 7 Min. bis 10 Uhr 20 Min. — Wir gelangen bis zu 3600 Meter Meereshöhe. Längs des Pfades, der, soweit er über harte, klingende Steinschollen hinwegführt, kaum zu erkennen ist, machen sich schon seit einer Stunde allenthalben Spuren von Neuschnee bemerkbar. Wallende Nebelmassen treten auf, die uns gelegentlich so vollständig einhüllen, dass man kaum seinen Vordermann sieht. Bricht die Sonne durch, so zeigt sich links fast am Fusse des Kibo, dem Abhang aufgesetzt, eine beschneite, dreispitzige Felspartie, zur Rechten unter uns noch immer der Gürtelwald. Von 11 Uhr 17 Min. bis 12 Uhr 14 Min. vierte Rast bei 3500 Meter in einer mässig tiefen Erosionsschlucht mit einigen, noch gefüllten Wasserlöchern. Nach und nach langen während derselben einige Träger an, alle sehr erschöpft und über Durst und Kopfschmerz klagend; die meisten, so sagen sie, seien noch weit zurück, einige wären am Wege liegen geblieben. Zwei Askaris werden zurückbeordert, um die Säumigen anzutreiben, die Schwachen zu unterstützen.

»Es geht weiter fort und nunmehr in gleicher Höhe, weder steigend, noch fallend, auf einem dunkelgetönten, fast vegetationslosen Lavafeld, über das Gesteinstrümmer, darunter schwarze, glänzende Obsidiane gestreut sind. Wir sind froh, endlich die zahllosen, vom Gipfel sich herunterziehenden Rippen hinter uns zu haben, von denen uns seit zwei Stunden jede als letzte erschien und es nicht war, wie wir zu unserer Enttäuschung erfuhren, wenn wir ihre Wölbung erklommen hatten. Um 12 3/4 Uhr, wo die Nebel verschwunden sind, stehen wir zu unserer höchsten Ueberraschung am Rande eines etwa 100 Meter unter uns liegenden Seitenplateaus, einer ungeheuren, von Bergrücken fast ringsumzogenen Mulde, der ich (vielleicht, wie ich jetzt meine, überschätzt) eine Meile an Ausdehnung in jeder Richtung gebe. Wir steigen zu ihr hinab, überschreiten ein breites, wasserloses Bachbett und wandern dann an einer 20—30 Meter hohen Felswand entlang, die wie ein Riff sich links an der Mulde hinzieht. Um 1 Uhr 27 Min. erblicken wir eine grosse Höhle in dieser Felswand. Wir sind am Ziel für heute.«

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Höhle, nach dem aus Kiboscho auf dem Wege nach Useri hierher geflüchteten Vorgänger Sina's Yumba ya Galuma, das Haus des Galuma genannt, öffnet sich nach vorn mit einem scheunenthorgrossen Loch und ist so hoch und geräumig, dass wir sogar unsere Zelte darin aufstellen können. Vorläufig freilich kommt es noch nicht dazu, denn die letzten unserer Träger treffen erst zwei Stunden später ein. So ist uns Zeit gegeben, nachdem wir etwas geruht haben, uns über Ausdehnung und Beschaffenheit des bei 3400 Meter gelegenen Seitenplateaus, von dem Hans Meyer nichts erwähnt, und das vielleicht einen alten Krater darstellt, nähere Aufschlüsse zu verschaffen. Schon von der Höhe des Felsenriffs, in dem die Höhle ausgespart ist, hat man eine genügende Uebersicht. Man sieht unter sich eine fast ebene, kaum merklich nach WNW abfallende Fläche, bestanden mit halbmannshohen, zerstreuten Ericinella-Sträuchern, zwischen die Gras- und Carex-Bülten eingeschaltet sind. Da und dort, wo Rinnsale verlaufen oder Schneeschmelzwasser zusammenfliesst, zeigen sich dunkelgrüne Streifen und Flecken als Ausdruck einer geschlosseneren Vegetationsdecke, über die einzelne, durch ihre reiche aber sehr zusammengedrängte Verzweigung ausgezeichnete Senecio-Bäume, daneben namentlich tausende der sonderbaren Lobelia Deckenii sich wie vertheilte Wachtposten erheben.

Dadurch dass das Plateau rings im Kreise von Gebirgsketten und Einzelkuppen umzogen wird, erscheint es als weite Mulde, die nur im WNW, wohin auch alle Bäche*) abfliessen, einen Ausblick in die Ebene gestattet. Vom Süden bis Westen streicht bogig herum ein dunkelgetönter, ungemein malerisch in Spitzen und Zacken zerfranzter Bergzug, wie wir hier meinen, als gleichmässiger Wall, der nur an einer Stelle, in seiner Mitte etwa, einen passartigen Uebergang erkennen lässt, in Wirklichkeit aber aus einer Reihe von Rippen gebildet, die fächerförmig ausstrahlend sich neben und hinter einander vorbeischieben. Im Südosten, im Rücken unseres Standpunktes, ragt der Kibo empor, in halber Höhe seines Absturzes einen wohl 400 Meter aufsteigenden Felskamm tragend. Wir hatten denselben schon auf dem Herwege gelegentlich durch Lücken im Nebel erblickt, jetzt überzeugen wir uns, dass ihm die drei Spitzen angehören, welche man von der Ebene unterhalb der Landschaft Schira aus zur Linken über die Falllinie des Kibo-Gipfels herausragen sieht. Im Norden erfährt das Plateau seine Begrenzung durch einen langgestreckten, etwa 200 Meter hohen Hügel, links neben und hinter dem noch ein zweiter sich erhebt, während im Osten ein nur niedriger, sich vom Kibo gleichmässig heruntersenkender Rücken die Umrahmung vollendet.

*) Von einem dieser Bäche erzählte mir Lent, dass er plötzlich in einem gähnenden Loche verschwinde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der erwähnte Ausblick im WNW zur Ebene des Masai-Landes ist ein ungemein reizvoller. Aeusserst schroff muss sich hier das Gebirge herabstürzen, denn man sieht nichts von dem Abfall, sondern nur die von der sinkenden Sonne beleuchtete Steppe und in dieser ein Gewirr von Bergen. Ein hoher Spitzkegel, der sich am auffälligsten emporreckt, wird uns als Ngaptuck bezeichnet, eine langgezogene Steilwand, an deren Fusse der Lagerplatz Ngare na lalla liegt, als Kette von Matumbato. Lebhaft bedauern wir es, wegen der späten Stunde nicht wenigstens noch eine theilweise Besteigung des Kibo hinter uns versuchen zu können. Schon von 600—800 m höher aus würde der Blick sicherlich bis zum Meru, dem noch rauchenden Vulkan Doenje Ngai, dem Natronsee und weiterhin im Norden über die Gebirgszüge schweifen können, die die Teleki'sche Expedition auf dem Wege nach Kikuyu kennen lernte.

Die kurze Spanne, die uns bis zum Einbruch der Dämmerung bleibt, benutze ich, um meine Pflanzenmappen nach Möglichkeit zu füllen, während Lent einen weiteren Ausflug über das Plateau unternimmt. Ich kehre befriedigter zur Höhle zurück als er, denn es wurmt ihn wegen Mangel an Zeit, nicht all das topographische Material bewältigen zu können, das sich ihm hier an der noch unbekannten Nordwestecke des Kilimandscharo in umfassender und überraschender Fülle bot. Er schlägt vor, morgen den ganzen Tag zu rasten, aber Johannes will sich dazu nicht verstehen und weist auf die Verluste an Menschenleben hin, die er in noch niedrigerer Höhenlage vor 10 Monaten bei seinem Zuge nach Kiboscho durch Kälte und Nässe erlitten habe. Ich stimme ihm bei, indem ich Lent dadurch zu trösten suche, dass er ja doch, um seine Aufgaben zu vollenden, hierher zurückkehren müsse und dann in verlässlicherer Jahreszeit und besser ausgerüstet das Versäumte nachholen könne. Es ist ihm nicht beschieden gewesen und wie, wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte, hält seine trübe Stimmung an. Erst eine Ueberraschung, die ich mit Hülfe des Koches in Scene setzte, brachte ihn auf andere Gedanken und liess seinen sonst so frischen Jugendmuth wieder durchbrechen. Auf dem tiefsten Grunde meines Koffers verborgen, hatte ich ein Säckchen Kartoffeln und eine grosse, mir vor Kurzem vom Bruder aus der Heimath zugegangene Konservenbüchse mit in diese unwirthlichen Höhen genommen. Jetzt, als wir durch die immer empfindlicher werdende Kälte veranlasst, uns in den Hintergrund unseres Schlupfwinkels zurückziehen und um den zum Nachtmahl fertig gedeckten Tisch setzen, wird der Inhalt jener Büchse aufgetragen, Gänseweisssauer, dazu dampfende Erdäpfel in der Schale. Das war ein Essen nach dem ewigen Ziegenfleisch mit Bohnen! Ein Glas Cognacpunsch, dem immer noch eins folgt, beschliesst es in würdiger Weise und während draussen eine finstere Nacht sich niedersenkt, geben wir uns gesättigt und heiter plaudernd ganz dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

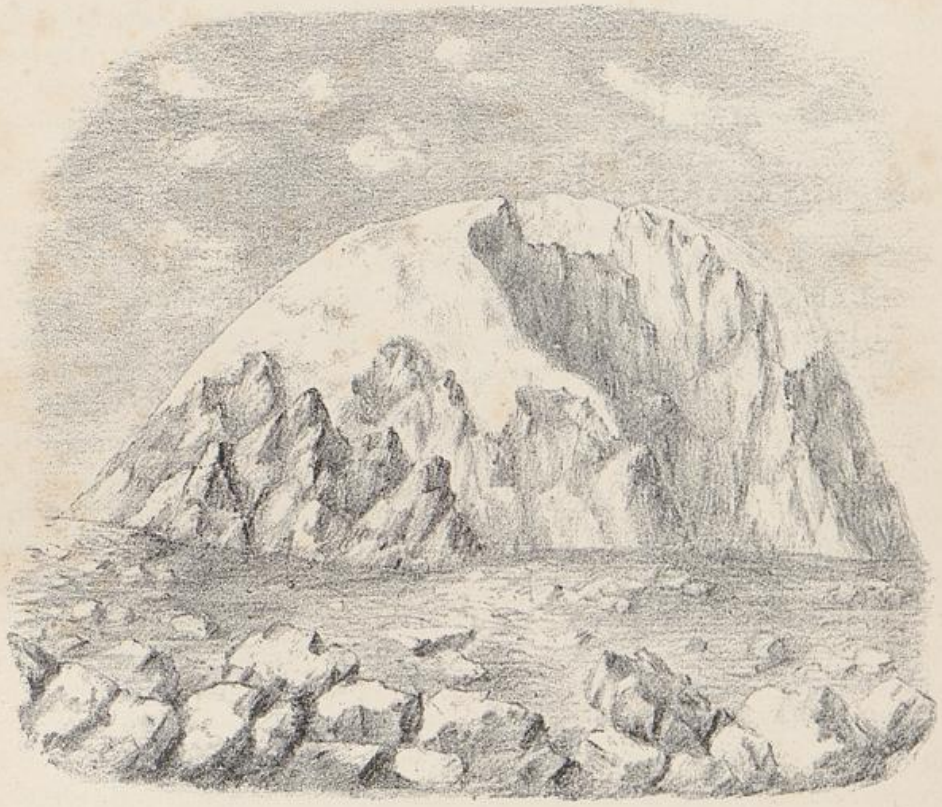
Zauber hin, den die Romantik unserer Umgebung auf uns ausübt. Flammende Holzstösse, deren Schein die Wände der wenigstens 200 Personen fassenden Höhle roth überstrahlt, verbreiten allmählich eine ganz behagliche Wärme. Die Träger, von denen mehr als einer uns am Tage das bekannte vorwurfsvolle »tutakufa yote« (Wir werden alle sterben) zugerufen hatte, erwachen bei derselben aus ihrer anfänglichen Lethargie, und bald herrscht auch unter ihnen eitel Lust und Freude. Schwatzende, um die Feuer hockende Gruppen bilden sich, einzelne singen, und da in der äussersten Ecke setzt sich sogar ein halbes Dutzend zusammen und fröhnt in einem Erdloch bei 3400 Meter eifrig dem Kartenspiel. Noch ein paar das Schenkamt versehende übermüthige Dirnen, und ein Räuberlager, wie es unsere Schauerromane schildern, wäre fertig gewesen.

Das Thermometer zeigt 2° C., als wir am folgenden Tage um 6 Uhr früh vor die Höhle treten. Nur mit Mühe können wir die Leute bewegen, die Lasten aufzunehmen, sie sind wie erstarrt, und so wird es $6^1/_2$, ehe der Zug sich in Bewegung setzt. Der Pfad führt südwestlich und wendet sich, nachdem kurz hinter einander drei Bäche in flachen Betten überschritten sind, zur Rechten um einen Bergrücken herum, der von Süden her in das Plateau vorspringt. Eine grosse Seitenmulde öffnet sich hier unseren Blicken, meist sumpfigen Charakters und von Lobelien und Senecio-Bäumen bedeckt. Wie wir sie queren, stossen wir allenthalben auf Lachen, die mit einer ziemlich starken Eisschicht überzogen sind, ein neuer Beweis für die von uns schon mehrfach beobachtete Thatsache, dass die Temperatur nachts auf quelligem, moorigem Terrain immer um mehrere Grade tiefer sinkt, als auf den trockneren Bergwiesen.

Wir hatten gemeint, den vor uns liegenden Gebirgszug, welcher das Plateau bogig von Süden bis Westen begrenzt, in der oben erwähnten passartigen Einsenkung kreuzen zu sollen. Das war nun nicht der Fall. Unsere beiden Führer klimmen vielmehr, als wir die Seitenmulde hinter uns haben, auf steinigem Wege links davon empor. Um $7^3/_4$ sind wir oben, 3700 Meter hoch. Ein Ruf lautester Verwunderung entfährt uns. Vor uns, unter uns, wo wir uns auch hinwenden, bietet sich unseren erstaunten Augen eine Scenerie, wie wir sie nie und nimmer am Kilimandscharo erwartet hatten. Im Allgemeinen durchaus nicht das, was wir romantisch nennen, enthüllte er sich hier wie mit einem Schlage in einer Grossartigkeit, die sich keiner seiner bisherigen Besucher hat träumen lassen. Eine unendlich wild zerrissene Bergwelt, tausend Meter tiefe Schluchten, zahlreiche Wasserfälle und tosende Giessbäche, rechts der 4500 Meter hohe Meru, links, greifbar über uns hängend, die Eismassen des Kibo, alles vereinigt sich zu einem Bilde überwältigender Schönheit. Es dauert lange, ehe wir uns, vom Wege ab noch etwas höher auf einen Grat zur Linken kletternd, in dem Wirrsal gigantischer Mauern, hochragender

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zackenkegel einigermaassen zurecht gefunden haben. Wir erkennen, dass von der Umwallung des jetzt hinter uns liegenden Seitenplateaus aus zahlreiche, radial nach Süden und Südwesten streichende, vielfältig sich gabelnde, in ihren höchsten Erhebungen bis 4000 Meter hohe Rippen ausgehen, die von unten, von der Ebene aus, das war uns im Momente klar, das Bild der auf den bisherigen Karten so verzeichneten Schira-Kette vortäuschen.



Blick auf den Kibo von Nordwesten aus.

Wir werfen den Blick empor zum Kibo. Als eine gewaltige Kuppe erscheint er uns hier, oben in der Mitte einen tief hinuntergehenden, viereckigen Ausschnitt zeigend, durch den hindurch man die gegenüberliegende östliche Kraterwand mit ihren zum Kessel sich hinuntersenkenden Eismassen deutlich erkennt. Unterhalb des Einschnittes, einer Scharte also im Sinne einer Messerscharte, stürzt sich fast senkrecht und fast das ganze mittlere Drittel der Kuppe einnehmend, eine jähe glatte Wand herab, gewiss nicht viel weniger als 2000 Meter hoch, naturgemäss vollkommen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schnee- und eisfrei und darum einen dunkelen Einbruch darstellend, zu dessen Seiten sich die weissen, bis auf die halbe Höhe des Gipfels reichenden Gletscher als Böschungen vorwölben. In einem früheren Kapitel bin ich darauf bereits eingegangen, habe dort auch schon erwähnt, dass der Gletscher, den Hans Meyer auf seiner Karte aus dem Einschnitt herausbrechen lässt, nicht vorhanden ist. Ob er etwa tief unten am Fusse jener Steilwand sich regenerire, habe ich freilich nicht gesehen, halte es aber für nicht wahrscheinlich. Hans Meyer hatte diese Frage brieflich an mich gestellt und gleichzeitig Folgendes im Wortlaut beigefügt: »Dass die von mir nur theilweise gesehene Westseite des Kibo ein äusserst besuchenswerthes und merkwürdiges Gebiet sein müsse, habe ich in meinem Buche wiederholt betont und künftige Reisende speciell darauf hingewiesen, aber es hat mich doch höchst überrascht, dass die vermeintliche Schira-Kette sich nach Ihrer Reise als ein hoher Steilabfall eines Plateaus entpuppt. Ihre Beschreibung macht mir ganz den Eindruck, als handelt es sich da um die Seitenwand eines tektonischen Grabens; der Schira-Abfall im Norden, die Sogonoi-Wände im Süden und dazwischen die Kilimandscharo-Niederung als tief liegende Grabensohle. Am inneren Rand des Grabens aber, also da, wo die Verwerfung in die grössten Erdtiefen reicht, steht an der Nordseite der Kilimandscharo, an der Südseite der Meru. Ugueno ist vielleicht nichts anderes, als ein stehengebliebener Horst.« — Ich bin zu wenig Fachmann in geologischen Dingen, um zu diesen Darlegungen Stellung nehmen zu können. Das Ugueno-Gebirge mit dem Jipe-See daneben sahen wir im Südosten, die Litema-Kette mit den dahinter weit hinausragenden Sogonoi-Bergen fast genau im Süden.

Die Karawane ist längst den Blicken entschwunden, bevor wir uns entschliessen, unseren Aussichtspunkt, der uns ein so hehres Panorama erschlossen hatte, nach halbstündigem Schauen und Bewundern nunmehr abwärts steigend zu verlassen. Vorbei an einer rechts vom Pfad sich hinabsenkenden, tiefer unten prächtig bewaldeten Schlucht, die gerade auf den Meru und einen zweiten daneben befindlichen, kleinen Spitzkegel hinweist, wenden wir uns dem Kamme zu, der sie von einer mehr südlich gerichteten trennt. Etwas unterhalb der höchsten Wölbung dieses Kammes geht es entlang, stellenweise zwischen dichtem, 3 Meter hohem Erica-Gebüsch, während unten links auf der Sohle und an den mässig steilen Hängen des wenigstens 600 Meter tiefen Thales ein förmlicher, wenn auch lichter Wald von Senecio Johnstoni in die Erscheinung tritt. Die ganze Umgebung trägt ausgesprochen hochalpinen Charakter, ist wie keine andere am Kilimandscharo geschaffen, dem passionirten Bergfex das Herz höher schlagen zu lassen. Wo man auch hinsieht, ragen Spitzen auf, zerfressene Grate und senkrechte Mauern, über die sich da

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und dort ein Gletscherbach in die Tiefe stürzt. Vor uns liegt der Gürtelwald, der sich auch im Westen als geschlossene Masse herumzieht, und darüber hinaus, der Ebene zu, erglänzt im Sonnenschein das Hügelland von Madschame. Der Pfad führt nach einiger Zeit auf die Höhe des Kammes, umgeht eine Schlucht und setzt sich dann auf der Rippe fort, die diese im Westen begleitet. Kibo und Meru bleiben ständig zur Seite, dazu eine Welt von Thälern, von denen das eine uns immer schöner als das andere dünkt. — Von 9 Uhr 7 Min. bis 9 Uhr 27 Min. wird Rast gemacht, bei 3300 Meter, und zwar an einer Stelle, wo der Weg sich gabelt. Der rechte Zweig führt zu Lelio, einem Unterhäuptling Mkunde's von Schira; wir schlagen den linken ein und gelangen über eine Wiese steil ab um 9 Uhr 35 M. und bei 3100 Meter an den Gürtelwald.

Hochragende Stämme von Juniperus procera, die uns zuerst beim Aufstieg von Useri aus ins Auge gefallen waren, begrüssen uns wieder in stattlicher Zahl, daneben alle die Laubbäume, die der oberen Grenze des Waldes im Allgemeinen eigenthümlich sind. Eine Besonderheit kommt hinzu. Wie wir bald nach dem Eintritt auf einen schmalen Rücken gelangen, der sich über die Umgebung hinaushebt, während rechts und links das Terrain steil abfällt, bewegen wir uns eine geraume Weile in einem ganz reinen Bestande von Erica arborea fort. Das gemahnt an eine Erscheinung, die namentlich in den Urwäldern Brasiliens mehr als einem Reisenden aufgefallen ist. Wo dort eine Kuppe, selbst die kleinste, sich über die Baumkronen emporwölbt, trägt sie gewöhnlich eine ganz abweichende Vegetation und zwar wie hier eine xerophytische. Zweifellos hängt das mit den austrocknenden Winden einerseits und dem schnellen Wasserabfluss andererseits zusammen. Der geringe Schatten, den Xerophytenbäume werfen, bedingt dann weiter, dass am Boden zwischen ihnen sich lichtbedürftige Kräuter und Stauden anzusiedeln vermögen. In der That glich der Erica-Hain jetzt, wo die ersten Regen bereits gefallen waren, einem prächtigen Blumengarten. Gladiolen, Orchideen, Balsaminen standen massenhaft wie in Beeten beisammen.

Um 11 Uhr kommen wir bei 2300 Metern abermals an eine Theilungsstelle des Weges; links führt er weiter nach Madschame, wir gehen rechts, überschreiten um 12 Uhr 20 Minuten einen Bach, welcher der einzige bleibt, und treten kurz nach 1 Uhr aus dem Walde hinaus. Wir hatten also, die Pausen abgerechnet und bei schneller Gangart, fast 3 Stunden zu seiner Durchquerung gebraucht. Auf der ganzen Strecke unterbricht ihn keine einzige Wiese, nur ab und zu sind gebüschreiche Lichtungen eingeschaltet, die man darum immer freudig begrüsst, weil sie wieder einmal einen freien Aufblick zum Himmel gestatten. Wie gewöhnlich reiht sich unten an den Wald eine Zone von Myrica-Bäumen, dann dichter Busch, bis um 1½ Uhr bei 1690 Metern ein tiefer Graben den Eintritt in die Kultur-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

region der Landschaft Schira bezeichnet. Wir rasten jenseits des Grabens, um die Träger herankommen zu lassen, ebenso Dr. Lent, welcher der Versuchung nicht hat widerstehen können, einer Schaar von wenigstens 100 Colobus-Affen zu folgen. Als er eintrifft, zwei erlegte, stattliche Exemplare mit sich führend, geht es am Rande einer baumerfüllten Schlucht weiter. Bananenhaine folgen in immer grösserer Ausdehnung auf einander, und schliesslich stellen sich Unterthanen des Häuptlings Mkunde ein und geleiten uns zu dem Lagerplatz, den Johannes und ich schon einmal, im Dezember des vergangenen Jahres, bezogen hatten. Um 3 Uhr sind wir dort, erschöpft zwar, aber doch innerlich befriedigt über den glücklichen Ausgang einer Expedition, die wir vor vier Tagen nicht ohne Bangen angetreten hatten.

Noch einmal den Blick rückwärts werfend, sehen wir zu der wilden Gebirgswelt empor, durch die wir heute, von 3800 bis zu 1450 Metern abwärts steigend, gekommen sind. Wir bewundern die Umsicht, welche die Eingeborenen einen Pfad da hinauf hat finden lassen, sagen uns indessen gleichzeitig, dass derselbe für eine Trägerkarawane wie die unserige nur bei gutem Wetter gangbar ist. Hätten uns Sturm und Regen oder in der Höhe gar Nebel und Schnee überrascht, so wäre es ohne ernstliche Unfälle wohl schwerlich abgegangen. Unsere Leute waren sich dessen auch vollkommen bewusst. Als wir drei Tage später, den Rundgang um den Kilimandscharo auf bereits geschilderten Wegen fortsetzend, in Kiboscho eintrafen und dort ein kleines Fest veranstalteten, spielten in den abendlich am Feuer improvisirten Gesängen hauptsächlich die Gefahren eine Rolle, die uns beim Abstieg bedroht und denen wir glücklich entronnen seien. — Nachdem dann im weitern Verfolg der Tour noch in Moschi für eine Nacht gerastet worden war, gelangen wir am 17. März, dem 13. Tage unserer Ausreise, wieder zur wissenschaftlichen Station.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

IX. KAPITEL.

Die Wadschagga.

Die Bewohner des Kilimandscharo, die zur Zeit den südlichen, westlichen und östlichen Abfall des Berges zwischen rund 1250 und 1700 bezw. 1900 Meter Meereshöhe besiedeln, werden ganz allgemein in ihrer Gesammtheit von Europäern wie der schwarzen Küstenbevölkerung als Wadschagga bezeichnet. Es ist aber als gewiss anzunehmen, dass sie kein einheitliches Volk darstellen, dass sie erst allmählich sich aus Zuzüglern verschiedener Herkunft und verschiedener Zeiten zu einem Verband zusammengeschlossen haben, der trotz vieler im Einzelnen vorhandener Abweichungen doch den Eindruck gemeinsamer Abstammung macht. Wenn man bei den Häuptlingen der zahlreichen Landschaften Erkundigungen über ihre Vorfahren einzieht, erhält man meist eine mit grosser Sicherheit abgegebene namentliche Aufzählung der Herrscher ihres Gebietes bis zur siebenten oder auch neunten Generation zurück. Sie sind auch genau über deren Verwandtschaftsverhältnisse orientirt, wissen, ob der Nachfolger der Sohn, Bruder oder Neffe seines Vorgängers war, auch eine Wittwe oder Tochter scheint nach ihnen gelegentlich die Zügel der Regierung ergriffen zu haben. Fragt man dann weiter, wo kam der als letzter in der Ahnenreihe Genannte her, so lautet die Antwort verschieden. Entweder heisst es mit aller Bestimmtheit: aus der und der Landschaft am Kilimandscharo selbst, aus Ukamba, aus Teita, aus Usambara, aus Masailand oder aber einfach: er fiel vom Himmel. Um ein Beispiel zu geben, wie verwickelt die Beziehungen sind, führe ich nach Erkundigungen des Kompagnieführers Johannes für die östlichen Landschaften Folgendes an. Die Bewohner von Gasseni (Kimangelia) behaupten, Wakuafi aus der Gegend von Matumbato zu sein, die Useri-Leute wollen aus Ukamba stammen und sich mit Wakuafi vermischt haben, ihre Herrscher-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

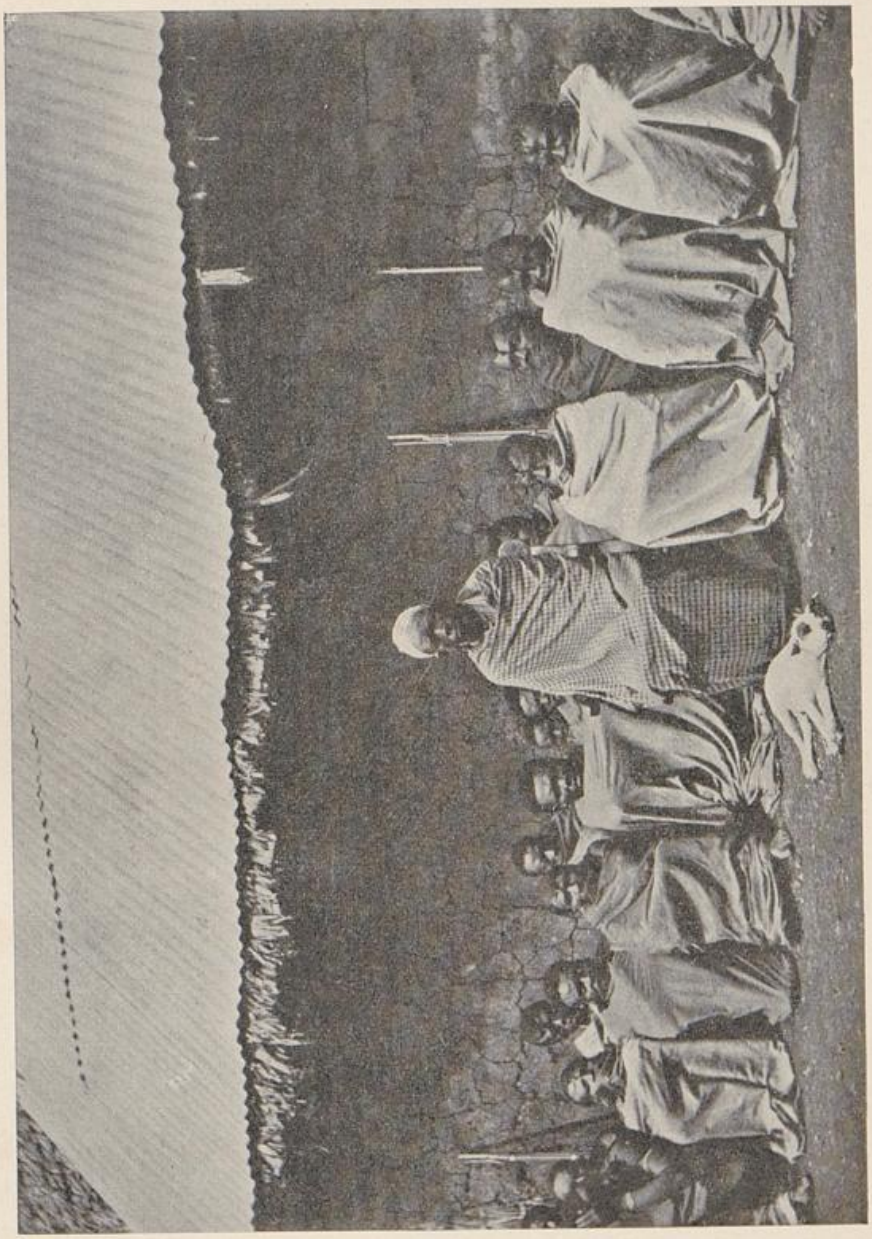
familie aber sei aus Marangu gekommen. Die Warombo*) zerfallen in die der Landschaftsverbände von Mkulia und Kiwindsche. Von den ersteren geben die Leute von Kerua an, aus Marangu, die von Rau aus Madschari und Teita, von Kirua aus Madschari, von Mrele aus Marangu, von Keni aus Mku, von Mbuschi aus Madschari, von Madschari aus Teita, von Olele aus Ukamba eingewandert zu sein. In gleicher Weise stammten von den Rombo Kiwindsche-Bewohnern die Insassen von Mriti und Mengue aus Teita, von Keni und Mku aus Ukamba, von Uschiri aus Marangu.

Von einer Bevölkerung, welche die aus allen Himmelsgegenden Zuwandernden bei ihrem Eintreffen am Berge vorgefunden hätten, weiss die Tradition nichts zu erzählen. Man hört immer nur von einem grossen Walde, den sie urbar gemacht hätten. — Auf die Frage, woher es denn komme, dass die Einzelstämme ihre Herkunft aus so verschiedenen Ländern ableiteten, jetzt sich aber doch in einer, freilich in Dialekte geschiedenen, aber von der der angeblichen Ursprungsgebiete durchaus abweichenden Sprache verständigen könnten, erhält man nur ein Achselzucken oder ein verlegenes Lächeln als Antwort. Nach Allem bleibt die Vorgeschichte der Wadschagga in Dunkel gehüllt. Man kann nur sagen, dass sie aus ziemlich heterogenen Elementen zusammengewürfelt sind, jetzt aber ein leidlich einheitliches Ganze darstellen. Zur Verschmelzung mögen drei Umstände am meisten beigetragen haben, die Zusammendrängung auf einen verhältnissmässig kleinen Raum, die Kriege unter einander, mit denen immer Weiber- und Kinderraub verknüpft war, und endlich das Bestreben der Häuptlinge, legitime Gattinnen nicht aus eigenen Landeskindern, sondern aus solchen fremder Herrscherhäuser zu wählen. Erbansprüche, die aus Häuptlingsehen resultiren, führten und führen noch jetzt dazu, dass Unterthan und Oberhaupt vielfach verschiedener Abkunft sind, dass die Landschaftsbewohner ihre ursprüngliche Heimath in eine ganz andere Gegend verlegen als der Landschaftsgebieter. — Eine Zufuhr fremden Blutes, die Allen gemeinsam ist, ergab und ergiebt sich aus der gelegentlichen Vermischung mit Masai-Frauen. An zahlreichen Individuen tritt diese Mischung aufs Deutlichste hervor.

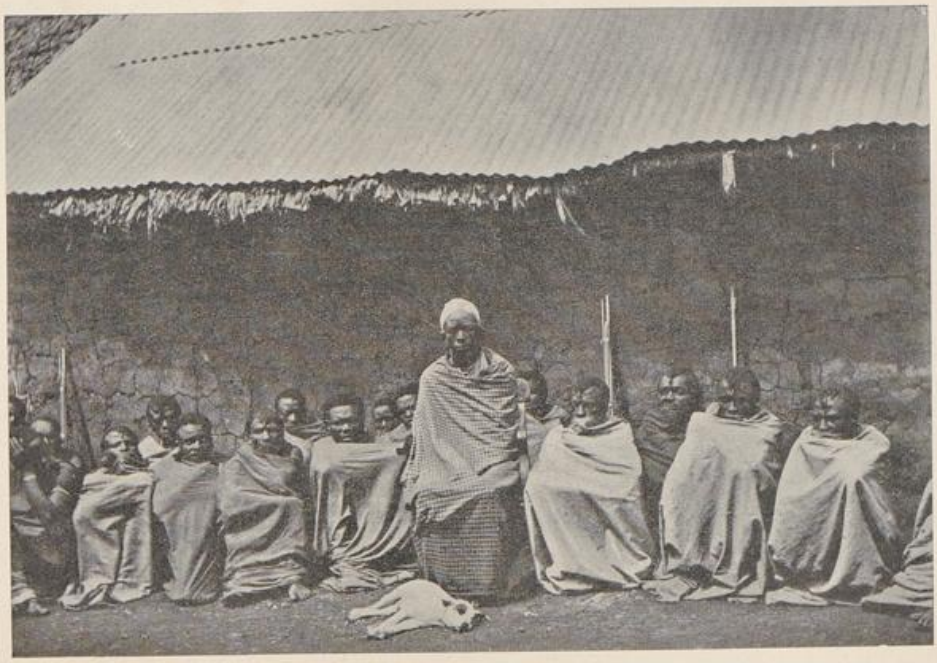
Der Durchschnitts-Dschagga ist ein Mann mittlerer Grösse von muskulösem und doch geschmeidigem Körperbau. Weder ein Dickbauch noch ein Zwerg ist mir vorgekommen, dagegen lernte ich in den Häuptlingen Fumba von Kilema und Siga von Sai Tschini die beiden Riesen des Kilimandscharo kennen, Gestalten von fast 2 Meter Höhe. Die

*) Dr. C. Peters behauptet, dass die Warombo den Masai zuzuzählen seien. Nach meiner Ueberzeugung sind es gerade diese von allen Kilimandscharo-Bewohnern am allerwenigsten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Mareale von Marangu mit seiner Leibwache bei einem Schauri.
(Nach einer Photographie des Oberarztes Dr. Brehme.)



Mareale von Marangu mit seiner Leibwache bei einem Schauri.

(Nach einer Photographie des Oberarztes Dr. Brehme.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

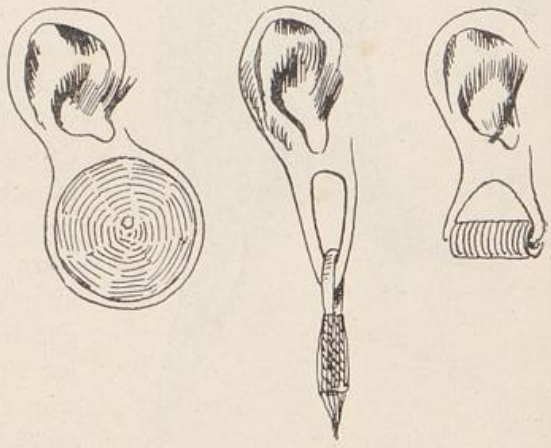
Frauen sind durchweg um ein Erhebliches kleiner als die Männer, so dass bei ihnen $1^1/_2$ Meter als Mittelmaass der Körperlänge gelten kann. Ein wenig mehr zur Wohlbeleibtheit neigend wie ihre Eheherren, sind sie im Allgemeinen doch von wohlproportionirtem Bau und gefälligen Formen, beides Vorzüge der äusseren Erscheinung, die durch die Kleinheit und Zierlichkeit der Hände und Füsse noch gemehrt werden. In den Gesichtszügen wie in der Hautfarbe bestehen bei beiden Geschlechtern, was die einzelnen Individuen angeht, grosse Verschiedenheiten. Im Ganzen schienen mir die Männer darum von der Natur begünstigter, weil bei ihnen ein durchaus schön zu nennendes Gesichtsprofil häufiger vorkommt als bei den Weibern. Eine schmale Nase, die mitunter in der Weise griechischer Skulpturen sich fast ohne jeden Knick an die Stirn ansetzt, gar nicht oder wenig gewulstete Lippen, ein kleines, rundlich hervortretendes Kinn lassen bei sehr vielen die Vermuthung aufkommen, dass sie einer nilotischen Rasse zuzuzählen seien. Individuen von reinem Negertypus sind selten, dagegen scheinbare Kreuzungsprodukte zwischen Niloten und Negern ganz gewöhnlich, indem man eine schmale Nase von europäischem Zuschnitt mit aufgeworfenen Lippen kombinirt findet. Die Grundfarbe der Haut ist ein dunkeles Braun mit Abweichungen sowohl zum Gelb als zum Schwarz hin. Auffallend Hellgefärbte, fast das Gelb der Mongolen Erreichende traten mir namentlich unter den Weibern entgegen, und scheinen diese bevorzugt zu werden, da sie unter den Häuptlingsfrauen besonders zahlreich vertreten sind. Innere Handflächen und Fusssohlen zeigen, wie auch sonst die Farbe sein mag, stets die Tönung, die intensiver Sonnenbrand der Haut des Weissen giebt.



Haartracht.

Die Haartracht der Männer ist offenbar den Masais entlehnt. In die kurzen, schwarzen, krausen Locken werden die braunen Bastfasern eines Gummibaumes, des Ficus Holstii, derart eingeflochten, dass eine Unzahl etwas über handlanger, bindfadenstarker Strähnen entsteht. Letztere sind auf dem Hinterkopfe in ein, zwei, auch drei über einander liegenden Etagen zusammengenommen und am Ende in je ein fingerlanges, mit Zeugstreifen umflochtenes, starres Zöpfchen vereinigt. Ein gleiches, aus den

Strähnen vom Scheitel bis zur Stirn gebildet, hängt vorn bis zur Nasenwurzel herab, während rechts und links davon oft noch ein kleineres aus den Bastfasern der Schläfenhaare gedreht wird. In neuerer Zeit kommt diese nicht unkleidsame Frisur indessen mehr und mehr ab. Wie sie früher wohl schon von allen der Umständlichkeit ihrer Herstellung wegen im höheren Lebensalter aufgegeben wurde, so lassen sich jetzt auch viele junge Leute das Haar wachsen, wie es dem lieben Herrgott gefällt. Sie scheeren es nur von Zeit zu Zeit und wollen sie noch ein Uebriges thun, so flechten sie auf dem Scheitel ein einziges dünnes Bastbündel ein, an dessen freiem Ende wie an einem Faden irgend eine ihnen zugekommene Merkwürdigkeit, so z. B. das messingene Zahnrad einer Wanduhr, festgeknüpft ist. Der Bartwuchs ist bei allen sehr spärlich. — Eine besondere Haartracht der Weiber habe ich nur im Osten gesehen. In den Rombo-Landschaften reihen sie weisse und auch bunte, hanfkorngrosse Perlen auf die einzelnen Kraushaare oder auf kleine Bündel solcher, so dass der ganze Kopf wie damit bestreut erscheint; in Useri rasiren sie das Haupt bis auf einen kreisrunden Wirbelfleck, aus dessen Centrum ein perlendurchflochtenes Zöpfchen herabhängt. — Bei Festlichkeiten, besonders für die Tänze, die bei Gelegenheit einer Hochzeit stattfinden, durchtränken die Weiber der südlichen und westlichen Landschaften ihr Haar mit flüssig gemachtem Hammelfett und reiben es dann mit rother Ockererde ein, ein Verfahren, das ihnen in den Augen des Europäers ein ungemein komisches Aeussere giebt. Suaheli- und Sudaner-Moden finden von den Militärstationen aus allmählich Eingang. So sieht man Dschagga-Mädchen, die zu den Soldaten der Schutztruppe Beziehungen unterhalten, das Haar in der bekannten Weise der Küstenbevölkerung in zahlreiche parallele Scheitel zerlegen. Scham- und Achselhaare entfernen die Weiber mit Hülfe einer Pincette.



Ohrschmuck.

Eine Entstellung des Körpers, die bei den Männern allgemein ist, bei den Weibern im geringeren Umfange betrieben wird, besteht in einer Durchbohrung der Ohrläppchen. Nachdem im jugendlichen Alter mit Hülfe eines spitzen Drahtes oder Dornes ein Loch gestossen worden ist, wird, um es offen zu halten, zunächst ein Holzstift, dann eine kleine Rolle

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus einem Stück getrockneter Bananenblattscheide darin geborgen. Da diese Rolle das Bestreben hat, nach Art einer aufgezogenen Uhrfeder, nur natürlich bei Weitem weniger heftig, ihre Windungen aus einander weichen zu machen, übt sie einen ständigen sanften Druck auf ihre Umrahmung aus und erweitert so selbstthätig das Ohrloch. Immer dickere Rollen lassen es schliesslich so gross werden, dass man Gegenstände vom Umfang einer Patronenhülse bis zu dem des stärksten Handgelenkes hineinzustecken vermag. Das Ohrläppchen umfasst sie dann in Form eines weit herabhängenden, elastischen Hautbandes. — Mit dem, was erwachsene Wadschagga in den Ohren tragen, könnte man einen Museumsschrank füllen. Am Häufigsten erblickt man Holzpflöcke darin, bald in Gestalt flacher Scheiben von 5—7 Centimeter Durchmesser, bald als Kloben, die an die Spundzapfen unserer grösseren Bierfässer erinnern. Meist sind sie einfach gelblich weiss, in der natürlichen Holzfarbe, ihre kreisförmigen Abschnittsflächen durchaus glatt, seltener werden letztere schwarz, weiss und roth bemalt, mit Perlen und Metallknöpfen besetzt oder erhalten ein aus Linien und Punkten bestehendes Muster eingebrannt. Daneben sind Quasten kurzer Eisen- und Kupferkettchen als Ohrschmuck gewöhnlich, auch die Masai-Sitte, eine kurze, fingergliedlange Drahtspirale, deren Windungen fest auf einander liegen, über das Hautband zu drehen und sie frei daran schwebend zu tragen, ist bei Männern weit verbreitet. Hälse von Flaschenkürbissen, gurkenähnliche und gurkengrosse Früchte, Liebig'sche Fleisch-Extract-Büchsen und was ich sonst noch gelegentlich im Ohrloch befestigt sah, verdankt seine Verwendung wohl nur einer auf Abwege gerathenen Liebhaberei dieses oder jenes Stutzers.

Tätowirung des Körpers kam mir nur bei Useri-Frauen vor, und zwar bestand sie hier in reihenweisen Einschnitten, die den ganzen Unterleib wie künstlich pockennarbig erscheinen liessen, dazu trugen sie um die Augen konzentrische, dunkle Ringe. Allen Dschagga-Mädchen gemeinsam sind unregelmässig gestellte, narbige Granulationen besonders auf dem Oberarm, doch meine ich, dass mit solchen keine Verschönerung bezweckt ist, sondern dass es wohl zurückgelassene Spuren einer Krankheitsbehandlung sind. Ganz sicher gilt letzteres von Malen, die sich bei Männern wie Weibern an den verschiedensten Körpertheilen vorfinden, häufig auch auf der Stirn, und die mit dem glühend gemachten, eisernen Fuss eines Speerschaftes gebrannt werden, um Schmerzen oder Schwellungen zu beseitigen. Einreibungen des ganzen Körpers mit Fett sind sehr beliebt, besonders wenn es gilt ein Fest zu feiern, einen Kriegszug zu unternehmen und dergleichen. Dann tragen die Männer wohl auch noch ihrer ganzen Haut eine Ockererde auf, die ihnen das Aussehen rother Teufel giebt, und mehren die Wildheit des Aufputzes, indem sie quer über das Gesicht mit einer weissen Erdfarbe Linien und Streifen malen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kleidung des Mannes ist ein Baumwollentuch, das er auf der Schulter zusammenknüpft, so dass beim Gehen die eine Körperhälfte nackt bleibt. Meist wird das Tuch, das aus Streifen von der Küste her eingeführten, sogenannten Gamti-Stoffes zusammengenäht ist, vor dem Gebrauch mit Laterit gleichmässig braun gefärbt, weniger weil man es so für schöner hält, als weil es praktischer ist, ihm gleich in toto eine Farbe zu geben, die sonst ganz unvermeidlich in Gestalt hässlicher Flecke auftreten würde. Verzierungen des Tuches gestatten sich Vornehmere, indem sie seine Kanten mit einzelnen blauen oder gelben Perlen besetzen, gelegentlich sie auch ausfranzen und die Franzen in Büschel zusammennehmen lassen. Seitdem durch das Bestehen der Militärstation der Verkehr mit der Küste sich immer reger gestaltet, dringen auch andere Zeuge ein, von denen die Schachbrett-Kungurus, schwarz und weiss gefelderte Stoffe, die beliebtesten sind. Sie werden als Mantel wie eine Toga umgeworfen, so dass die Zipfel über eine Schulter fort auf den Rücken bezw. die Brust zu liegen kommen. Bei weiteren Wanderungen, besonders wenn sie zum Zweck einer gemeinsamen Berathung unternommen werden, tritt zu der Oberkleidung ein Unterkleid hinzu, freilich ein sehr reduzirtes. Es ist ein oval geschnittenes, aber in der kurzen Achse zusammengefaltetes Stück Ziegenfell, welches mit einem Lederband so um die Hüften befestigt wird, dass es als ein aus zwei Platten bestehendes Dreieck, die Spitze nach unten, die Haarseite nach aussen, das Gesäss bedeckt. Sein Zweck ist, als Unterlage beim Niederhocken auf den Boden zu dienen.

In allen Landschaften, die weiter vom Verkehr abliegen, ist eine den ganzen Körper verhüllende Zeugbekleidung noch nicht allgemein. Entweder beschränken sich hier die Aermeren auf ein Hüftentuch, oder sie tragen Ziegenfelle, von denen je eines, viereckig geschnitten und durch Lederbänder auf der Schulter zusammengehalten, die hintere und die vordere Körperseite bedeckt. Zahlreicher sieht man hier ferner die freilich auch sonst verbreiteten Mäntel oder Kragen aus Fellen des Baumschliefers, einer braunen, etwa hasengrossen, aber plumperen Säugerart, die im Gürtelwalde häufig ist und von denen zwanzig und mehr nöthig sind, um ein bis zu den Knien reichendes Kleidungsstück zu liefern.

Eine Kopfbedeckung ist für gewöhnlich nicht üblich. Ab und zu begegnet einem eine Art Kappe aus einer dünnen Haut, wie ich vermuthe Rinderblase, gefertigt, wenn mir auch gesagt wurde, ein thierischer Magen gäbe das Material dazu her. Speziell in Kiboscho sah ich auf dem Haupte einiger Akiden eine halbkugelförmige Mütze, die so dicht mit erbsengrossen dunklen Perlen (oder Samen?) bestickt war, dass man meinte, sie bestände nur aus der geschlossenen Aneinanderreihung kleiner Kugeln. Dass die Häuptlinge, die sich zum Theil bei festlichen Anlässen ja auch im Ganzen à la Uleia d. h. europäisch kleiden, auf den Besitz eines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Cylinders oder doch eines Filzhutes grossen Werth legen, habe ich früher schon erwähnt.

Die Weiber bedienen sich zu ihrer äusseren Umhüllung eines ähnlichen Tuches wie die Männer, nur tragen sie es anders, indem sie, den Oberkörper unbedeckt lassend, es mit einer Kante quer über den Ansatz der Brüste legen. Letztere, die schon früh welken, werden dadurch nach unten gedrückt und ebenso wie die ganze Gestalt, bis zu den Knöcheln oder doch zu den Knien abwärts, dem Auge entzogen. Gemusterte Stoffe werden höher geschätzt, namentlich solche, die ein weisses Feld und farbige Säume aufweisen. Als Unterkleid ist ein weiches, gegerbtes und braun gefärbtes Ziegenleder im Gebrauch. Es reicht von den Hüften bis über den halben Oberschenkel hinab, wird durch einen Lederriemen zusammengehalten und ist vorn schachbrettartig verziert, indem blaue und rothe aufgenähte Perlenquadrate mit einander abwechseln. In den Rombo-Landschaften ist dieser Unterrock die einzige Bekleidung, während die Useri-Frauen sich dafür mit einem rohen, aber enthaarten Ziegenfell umgürten, das schwalbenschwanzartig ausgeschnitten erscheint. — Knaben gehen überall ganz nackt, kleine Mädchen erfreuen sich höchstens einer an einem Eisenkettchen oder Perlenbande aufgehängten Schamschürze, die kaum grösser als ein Kartenblatt, aber vielfach ebenso schachbrettartig bestickt ist, wie der Unterrock der Erwachsenen. In anderen Fällen ersetzen herabhängende, aus Bast gedrehte Schnüre, auch Eisenkettchen, die Schürze.

Was den Schmuck angeht, so ist es natürlich auch im Dschagga-Lande das schöne Geschlecht vor Allem, das ihn nicht entbehren kann und seiner Phantasie in dieser Beziehung einen weiten Raum gewährt. Eine Hauptrolle spielen die Perlen, und zwar zweierlei kugelrunde, erbsengrosse und kleine, kaum hirsekorngrosse. Von den ersteren waren zu meiner Zeit nur blaue und goldgelbe in Mode, und wurde mit peinlicher Gewissenhaftigkeit darauf gesehen, dass ihnen neben der allein gangbaren Farbentönung auch eine vollkommen gleichmässige Rundung zukam. Wichen sie im Geringsten von beiden Forderungen ab, wie es uns mit einer ganzen Trägerlast davon erging, so hiess es: die sind nur gut für alte Weiber, und wurden nicht einmal als Geschenk genommen. Man reiht sie auf Fäden zu Schnüren, die einzeln oder in vielfacher Anzahl sowohl den Hals als die Knöchelgelenke der Arme und Beine umschlingen. Die kleinen Perlen, die in schwarzer, weisser, blauer und rother Farbe beliebt sind, finden eine doppelte Verwendung. Einmal werden sie als Flachmuster, in denen das Dreieck eine häufig wiederkehrende Grundform ist, auf Lederstreifen genäht, oder man zieht sie auch auf Fäden. In letzterer Weise gewonnene Schnüre, die meterlang sein müssen, werden in spiraligen, dicht an einander liegenden Windungen um einen zum Kreise ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bogenen cylindrischen Lederkern gewickelt, so dass kleinfinger- bis daumenstarke Ringe entstehen, die je nach ihrem Durchmesser bald für den Hals und die Hüfte, bald für Unter- und Oberarm oder Fussgelenk bestimmt sind, bald einfarbig, bald in gleichen Abschnitten schwarz und weiss, oder blau und roth erscheinen. Die bestickten Lederbänder, auf die ich in Useri auch Kaurimuscheln geheftet erblickte, legen sich um die Stirn, häufiger sind es Armbänder. Männer gebrauchen sie als Wehrgehänge für Schwert- und Messerscheiden.

Nächst den Perlen werden Metall, Eisen, Kupfer, Zinn, im Osten auch Messing, seltener Elfenbein, Knochen und Horn zu Schmucksachen verarbeitet. Eisen und Kupfer bringen die Küstenkarawanen in Form von Draht hauptsächlich von Mombassa her, Zinn in zusammengebogenen, zu Bündeln vereinigten Stangen, über Messing habe ich nichts erfahren können. Aus dem Draht stellen besondere Fundis, Handwerker, Hals- und Armringe her und zwar in der Weise, dass sie zunächst ein federkieldickes Stück zu einem Kreise biegen, der durch hakenartig umgebogene Enden geöffnet und geschlossen werden kann. Um diesen Kreis, der immer aus Eisen ist, winden sie dann dünneren Kupferdraht und zwar Windung an Windung. Mitunter besteht auch der ganze Ring aus Kupfer oder Eisen, und werden in diesem Fall jene Windungen durch Einfeilen eines Spiralbandes nachgeahmt. Messingene oder eiserne Halsringe, die den Weibern angeschmiedet sind, also nicht wieder abgelegt werden können, habe ich bei den Masais und Wagueno, nie aber bei den Wadschagga gesehen. Eisen-, Messing- und auch Zinnspiralen in Form unserer Sprungfedern, die Ober- und Unterarm, sowie den Unterschenkel umschlingen, sind mir nur im Osten des Kilimandscharo bei den Warombo- und Useri-Frauen begegnet, einfache, mehr als daumendicke Zinnarmbänder in Kreisform dagegen allgemein am Berge.

Eine weitere Art der Metallverarbeitung für Schmuck sind die zu kleinen, aus winzigen runden oder ovalen Gliedern bestehenden Eisen- und Kupferkettchen. Zwei Sorten kann man davon unterscheiden, solche, bei denen die Glieder einfach sind, und andere, wo sie sich aus Windungen eines sehr dünnen Drahtes zusammensetzen. Beide finden die gleiche Benutzung, sei es für Hals- und Knöchelgelenksketten, sei es für franzenartige Verzierungen der oben geschilderten bestickten Lederbänder. — An den Ketten, die den Fuss umgeben, werden häufig kleine Schellen befestigt. Man macht sie aus einem rundlichen Stück Eisenblech, welches um eine Mittellinie so zusammengebogen wird, dass sich die Ränder bis auf einen feinen Spalt nähern. Ein im Innern der entstehenden, halbmondförmigen, bauchigen Kapsel verborgenes Steinchen oder Schrotkorn verursacht dann beim Gehen und mehr noch beim Tanzen ein klingendes und klapperndes Geräusch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In einem Aufsatz über die Wakamba*) sagt Hildebrandt: »Ein sonderbarer Armschmuck ist den Masais eigen. Er ist aus Büffelhorn geschnitzt und stellt zwei Spitzbogen dar, die an den zusammenhängenden Basen in zwei Schenkel verlaufen, nach oben aber divergirend eine Klammer bilden, in welche die Mausmuskel eingezwängt wird. Die freien Schenkel ragen etwas über die Schultern empor.« Genau denselben Schmuck führen auch die Wadschagga, nur die Männer und bei Weitem nicht Alle, aber doch so Viele, dass man von einer Sitte sprechen darf. Sie sind nicht immer aus Horn, manchmal aus Elfenbein hergestellt, und sah ich in diesem Material auch solche, die in der Form etwas abwichen und dem Untergestell eines Schaukelpferdes glichen. Aus Elfenbein geschnitzt kommen gelegentlich auch Arm- und Fussringe vor, aber immer vollkommen glatte, niemals mit irgendwelcher Ornamentik versehene.

Der Hauptschmuck des Mannes sind seine Waffen, Speer, Schwert, Schild und Messer, ab und zu auch ein Gewehr. Wenn von Bogen und Pfeilen bei Wadschagga geredet wird, so liegt eine Verwechslung mit den Wakamba zu Grunde, von denen eine grössere Zahl durch den Häuptling Mandara in Moschi zur Ansiedlung bewogen wurde. Das Blatt des Speeres schwankt in seiner Länge zwischen einem halben und einem ganzen Meter, es ist an seiner Basis am breitesten, etwa 5—6 Centimeter, und verjüngt sich von da aus allmählich zur Spitze. In der Mittellinie trägt es einen mehr oder weniger hervortretenden Längskiel. Seine Politur wird durch Reiben erst mit Sand, dann mit den kieselsäurereichen Blättern des Clerodendron Johnstoni erzeugt. Das Blatt geht am Grunde in eine sich lang kegelig erweiternde Eisenhülse über, die durch einen zugespitzten, gewaltsam eingetriebenen Holzschaft von der Länge einer Hand bis zu der eines Armes mit einem eisernen, im Querschnitt viereckigen, oben gleichfalls in eine Hülse auslaufenden, sich nach unten verjüngenden, wenigstens halbmeterlangen Fuss oder Schuh verbunden ist. Der ganze Speer ragt auf diese Weise über den Kopf seines Trägers hinaus und ist gerade darum eine nicht zu verachtende Waffe. Nur bei solch einer aussergewöhnlichen Länge und Schwere ist es möglich, ihn aus dem Hinterhalte zu gebrauchen, damit die Hecke zu durchdringen, hinter welcher der Vertheidiger innerhalb seines Besitzthumes liegt, und den Feind zu durchstossen, der auf dem schmalen Wege zwischen den Hecken als Angreifer in das Land kommt.

Der Schild ist oval, etwa meterlang und weniger als halb so breit, schwach um die Längsachse, stärker um die Querachse nach innen gebogen. Er besteht aus einem mit Büffel- oder Rindsleder überzogenen Holzrahmen, dessen Pole durch eine Schiene verbunden sind, die in der

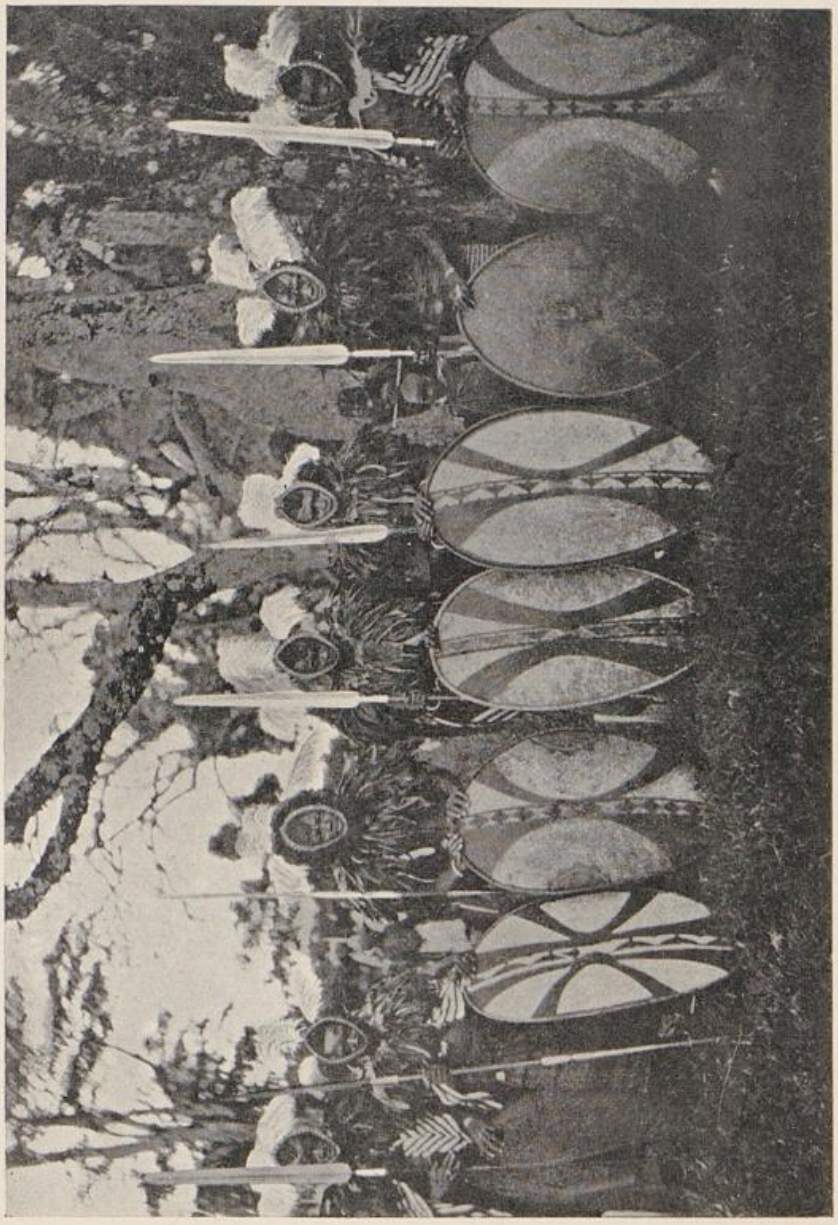
*) Zeitschrift für Ethnologie X, 1876, p. 357.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mitte den Handgriff, einen Holzbügel, trägt. Die vordere gewölbte Fläche wird immer nach demselben, auch den Masais eigenthümlichen Muster schwarz, weiss und roth bemalt. Das Schwert ist armlang, zweischneidig, nach vorn sich verbreiternd und steckt in einem Leder- oder Holzgriff. Eine Lederscheide, die mit dem Wurzelsaft von Rubia discolor roth gefärbt ist, dient zu seiner Aufnahme und wird mit einem Gurt an der Hüfte festgehalten. Ein kleines, ebenfalls zweischneidiges Messer, das am Oberarm zu tragen ist, vervollständigt die Waffenausrüstung des Kriegers. Gelegenheit, ihn in dieser und im Festesputz überhaupt zu sehen, hat man bei Belustigungen, wie sie nach einem glücklichen Kriegszuge von den Häuptlingen veranstaltet werden. Eine solche, der ich in Marangu innerhalb Jahresfrist zweimal beiwohnte, sei hier kurz geschildert. Beide Male spielte sie sich genau gleich ab, sie war also keine Improvisation, sondern auf Herkommen begründet und in feste Regeln gezwängt.

Der Ort der Handlung war die Boma Mareale's. Wie fast alle am Kilimandscharo ist auch diese ein von hoher Steinmauer umzogenes Gehöft, ein Komplex von Hütten, deren eine, ein grösseres Giebelhaus, der Häuptling selbst, die anderen seine Weiber bewohnen. Angegliedert ist ein grosser, freier, mit kurzem Rasen bewachsener Platz, von hohen Bäumen umstanden und auf einer in die Mondjo-Schlucht vorspringenden Bergzunge inmitten welliger Bodenerhebungen so gelegen, dass er einer Circusarena vergleichbar wird. Auf diese denke man sich etwa 500 Krieger vertheilt, alle im buntfarbigsten, wildesten Aufputz, die Mauern rings bedeckt von den zuschauenden Weibern und Kindern, die Häuptlingsfrauen in blendend weissen, die anderen in rothen Festgewändern aus Benderastoff. Während aus der Schlucht herauf das Tosen des Bergbaches an unser Ohr tönt, überschauen wir nach Süden gewendet die ins Endlose sich ausdehnende Steppe mit dem Jipe-See und malerischen Gebirgszügen darin, im Norden aber recken sich Kibo und Mawenzi in die Wolken, von Gletschern und Schneefeldern bedeckt, den Hintergrund bildend für das grandiose Naturtheater, in dem wir als geladene Gäste einer Vorstellung beiwohnen. Noch ist sie nicht angegangen, und wir benutzen die Musse, um uns die Mitwirkenden ein wenig näher zu besehen. In Gruppen stehen sie schwatzend und lachend beisammen, braune und schwarze sehnige Gestalten, gehüllt in grellrothe, schreiend blaue, gelbe, grüne und verschiedenartig gemusterte Tücher, die nur zu einer derartigen Feier angelegt werden. Die Rechte hält den Speer, dessen polirtes Blatt in der Sonne glänzt, die Linke trägt den Schild. Das Gesicht schaut wie aus dem Rahmen eines ovalen Handspiegels heraus, da sich ringsherum über den Scheitel fort und unter dem Kinn zusammengehalten ein daumenbreiter, mit Perlen verzierter, starrer Lederstreif zieht, in dem oben drei weisse, nickende Straussfedern stecken. Um die Schultern legt sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Krieger im Festputz.
(Nach einer Photographie des Oberarztes Dr. Brehme.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Krieger im Festputz.

(Nach einer Photographie des Oberarztes Dr. Brehme.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein Kragen, ähnlich dem Pelzkragen unserer herrschaftlichen Kutscher, aber aus Geierfedern hergestellt. Einige haben das Fell eines Colobus-Affen umgeworfen, viele das Bein unterhalb des Knies mit Binden umgürtet, an denen vorn ein Haarbüschel herabhängt.

Grösseres Leben kommt in diese durch ihren prächtigen Kampfschmuck überaus malerisch wirkende Gesellschaft, als der Häuptling, gefolgt von seinen zwölf Weibern und deren Sklavinnen, den Platz betritt. Im Gegensatz zu seinen Leuten, an denen man seine helle Freude haben kann, sieht er aus wie ein Affe. Er steckt in einem rothen, reich mit Schnüren besetzten englischen Admiralsrock, der so langschössig ist, dass die schwarzen, galonierten Portierhosen nur handlang darunter hervorgucken. Sein Haupt schmückt ein alter, schon fuchsig gewordener Cylinder, während die Hand ein Theaterschwert umspannt hält, dessen Griff und schwarze Lederscheide über und über mit Smaragden, Rubinen, Saphiren, aus Glas natürlich, bedeckt sind. Auf ein Zeichen dieser traurigen Majestät, mit der wir uns in die Mitte des Platzes begeben, beginnt der Tanz. Die 500 Krieger, so viele sind es wenigstens, ordnen sich Mann hinter Mann zu einem grossen Kreise und marschiren halb schreitend, halb hüpfend und unter Anstimmung eines monotonen, aber nicht unmelodischen Gesanges wohl 20 Minuten ständig um uns herum. Da sie alle den Schild, über den nur der Kopf mit den drei Straussenfedern hervorragt, uns zugewendet in der Linken tragen, sieht es aus, als ob sich eine buntbemalte Wand an uns vorüberbewege, hinter und mit der ein Zug abenteuerlich geputzter Menschen sich fortschiebt. Der Gesang geht plötzlich in eine andere Tonart über, und gleichzeitig lösen sich aus dem Kreise zwei im Halbmesser gegenüberstehende Gruppen von je sechs Mann heraus, stürmen zu einer Linie ausgerichtet mit erhobenem Speer und vorgehaltenem Schild auf einander zu, weichen wieder zurück, gehen wieder vor, um dann, in den Kreis zurücktretend, andern Gruppen Platz zu machen. Das wiederholt sich endlos, so lange bis wohl jeder einmal »dran« gewesen ist, wirkt aber trotzdem nicht langweilig, da jede Gruppe die vorige in der Wildheit des Ansturms zu überbieten sucht. Ich sah da im Lauf ausgeführte Weitsprünge machen, die auch bei uns als eine sehr ansehnliche Leistung gegolten hätten.

Nach einer Stunde etwa bricht die Vorstellung ab, indem alles regellos durch einander läuft, beginnt aber schon nach zehn Minuten von Neuem. Wieder ordnet sich der grosse Kreis, schlägt aber jetzt in Uebereinstimmung mit dem Gesang in seiner Bewegung ein viel schnelleres Tempo ein. Wie von einem Wirbelwind erfasst, rast die Wand mit den schwarzen Köpfen und nickenden Straussfedern darüber an uns vorbei. Jetzt, scheinbar ohne Ordnung, springt bald dieser, bald jener, bald ein geschlossener Haufe in die Mitte des Kreises, statt des Speeres, der zuvor

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit seiner unteren Eisenspitze in die Erde gestossen wird, das Schwert in den Händen. Wilde Lufthiebe werden damit ausgeführt, die schon darum äusserst wuchtig ausfallen müssen, weil es bei seiner lanzettförmigen Gestalt den Schwerpunkt an der Spitze hat. Die Zahl der Scheinkämpfer mehrt sich; wohin wir schauen, blitzen die scharfen Schneiden durch die Luft, flattern die grellfarbigen Gewänder, überall Leben, Bewegung, kurz ein Kampfspiel, wie es vollendeter nicht dargestellt werden könnte. Wie armselig erschienen mir dagegen die Theatereffekte, die ich in Europa bei Aufführung der Afrikanerin einst bewundert hatte, wie sehr kam mir zum Bewusstsein, dass man zu spärlich oder unbekleideten Wilden gehen muss, wenn man männliche Kraft, männliche Körperschönheit, männliche Gewandtheit nicht nur bei einigen wenigen Auserwählten eines Volkes sehen will, sondern fast gleichmässig bei Allen. — Die Vorstellung lenkte zum Schluss, nachdem abermals eine kurze Pause stattgefunden hatte, in friedlichere Bahnen ein. Sie ging in eine Art Polonaise über, indem der Häuptling sich an die Spitze seiner Kriegerschaar stellte und sie bald rottenweise oder in Kompagnie-Kolonne, bald Mann hinter Mann im Kreise oder in Viererreihen theils hüpfend, theils im Sprungschritt allerlei Evolutionen ausführen liess.

Einen anderen Tanz sah ich vor Auszug zu einem Kriege ebenfalls nur von Männern ausführen. Er gleicht dem eben beschriebenen insofern, als die Krieger — mehrere Hundert — wieder einen Kreis bilden, in dessen Mitte sich Einzelscenen abspielen. Viel einfacher ist hierbei aber zunächst die Tracht. Der grösste Theil der Tänzer ist so gut wie nackt, trägt nichts weiter als ein Hüfttuch und darüber, das Gesäss verhüllend, das dreieckige Sitzleder aus Ziegenfell. Sämmtliche Mitwirkende triefen förmlich von ausgelassenem Hammelfett und sind ausserdem mit rother Ockererde beschmiert. In der Hand führen alle einen armlangen Knittel mit keulenartigem Knauf. Ob derselbe wirklich im Kampfe wie eine Keule benutzt wird, weiss ich nicht zu sagen, ich hatte nicht den Eindruck, es schien mir mehr eine Art Renommirknittel zu sein, den man gelegentlich statt des gewöhnlichen, $1^1/_2$ Meter langen Bergstockes mit sich führt. Die Leistungen der Einzelnen nun, die aus dem im Wandelgang begriffenen Kreis hinaus in die Arena treten, bestehen im Wesentlichen darin, dass sie sich — dabei kaum merklich in die Kniebeuge gehend — in kerzengerader, tadelloser Haltung mit angelegten Armen auf dem Fleck in die Höhe schnellen. Ich erinnere mich, in meiner Jugend mit kleinen Holzfiguren gespielt zu haben, denen man die Beine in den Leib drücken konnte und die dann, wenn man losliess, durch eine im Innern verborgene Spiralfeder mit einem Satz in die Luft hüpften. Genau den Anblick hatte ich bei meinen springenden Wadschagga, nur mit dem Unterschied, dass die Leistungen so eines Mannes, der zehn-, zwanzigmal hinter einander

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich meterhoch aufschnellte, mir durchaus nicht lächerlich vorkamen, sondern imponirten.

Den Kriegsschmuck, den die Wadschagga für gewisse Tänze anlegen, nehmen sie keineswegs auch in den Krieg selbst mit. Das können wohl die Masais thun, denen er entlehnt ist, da deren Ueberfälle sich ja zumeist in der offenen Steppe abspielen. Ein Dschagga würde mit seinem Federkopfputz und seinem fliegenden Gewande nicht weit kommen und jämmerlich Schiffbruch leiden, sobald er damit vom Wege abweichen und in die Buschgehölze und Bananenschamben der feindlichen Landschaften eindringen wollte. Er beschränkt sich daher auf ein Minimum von Kleidung, indem er seinen Mantel strickartig zusammengedreht um die Hüften legt und darüber das Sitzleder befestigt. Der Riemen, der dieses hält, hält auch das in der Scheide steckende Schwert an der Seite, die Linke trägt den Schild, die Rechte den Speer. So ziehen sie stets ohne den Häuptling, der zu Hause bleibt, in kleinen Trupps auf verschiedenen Wegen nach Sonnenuntergang gewöhnlich zum Walde empor, lagern dort oberhalb des anzugreifenden Gebietes die Nacht über, schleichen sich nach einem Ausspruch Mareale's »wie die Hyänen« beim ersten Tagesschimmer in die Landschaft des Feindes hinab, um dann plötzlich hervorzubrechen, die Hütten über den Köpfen der noch Schlafenden anzuzünden und mit möglichster Schnelligkeit das herausstürzende Vieh wegzutreiben.

Gefangene Männer als Sklaven mit fortzuführen, scheint früher nicht üblich gewesen zu sein, man tödtete den Gegner ohne Rücksicht auf sein Alter. Erst mit Mandara, dem Herrscher von Moschi, der seine Beutezüge nach allen Richtungen am Berge, sogar bis Ugueno und zum Meru ausdehnte, trat hierin eine Aenderung ein. Die Araber und Wasuaheli, die von der Küste her zu ihm kamen, machten ihn darauf aufmerksam, dass er seinen Reichthum an Gewehren, Zeugen, Perlen und anderen europäischen Artikeln durch Sklavenverkauf viel schneller mehren könnte, als durch Elfenbeinhandel. Er war ein gelehriger Schüler, und bald bevölkerten Dschagga-Sklaven die Märkte Mombassas und endeten elendiglich in der Fieberluft Pembas und Zanzibars. Die Neigung, namentlich Kinder zu stehlen, ist auch jetzt noch geblieben, und es bedarf der ganzen Energie der Militärbehörde, um bei Kriegszügen, für die sie die Mithülfe der Eingeborenen nicht entbehren kann, das Einfangen von Sklaven zu hintertreiben. Die Unentbehrlichkeit der Eingeborenen für die Schutztruppe liegt besonders in der eigenen Art der Vertheidigung begründet, in dem Aufsuchen unterirdischer, selbstgegrabener Höhlen, worauf ich in einem früheren Kapitel hingewiesen habe.

Dörfer finden sich nirgends am Kilimandscharo. Ein einziges, das vielleicht auf diesen Namen Anspruch erheben könnte und den Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

druck eines solchen macht, besteht aus etwa 20 umfriedeten Hütten, die der Häuptling Fumba von Kilema auf der Jühlkes-Höhe nur für seine Weiber hat erbauen lassen. Im Uebrigen wohnt jede Familie gesondert innerhalb oder doch in der Nähe der Bananenschambe, die ihr eins der wichtigsten täglichen Lebensbedürfnisse liefert. Ueberall tritt das Bestreben hervor, die Behausungen möglichst versteckt anzulegen, sie dem Auge des auf den Wegen Wandelnden in jeder Weise zu entziehen. Erreicht wird dies zunächst durch die übermannshohe Hecke, die das ganze Grundstück umgiebt und in der nur an einer Stelle ein dem Boden genähertes, häufig durch spitzbogenartig verschränkte Baumzweige umrahmtes Loch gelassen ist. In der Nacht wird dieses Loch wohl noch durch eine innenseitig vorgeschobene, durch Streben festgesteifte Bohle verschlossen. Hinter ihm betritt man entweder direkt die Bananenschambe oder man gelangt erst in einen schmalen Gang, dessen Seiteneinfassungen wieder aus Hecken oder Pallisaden reihenweise neben einander gepflanzter Dracaenenstämme gebildet werden. Letztere umgürten, gewöhnlich im Viereck, schliesslich den Hofraum, über den sich die wenigen Wohnhütten für den Mann, seine Frauen bezw. auch Eltern, dazu ein Speicherhäuschen für Getreide vertheilen. Die Wohnhütten, in denen aber auch das Vieh sein Unterkommen findet, haben Kegelform; das Dach reicht bis zur Erde hinab, seine Spitze verlängert sich meist zu einer kurzen Stange, die mit einem Strohwisch umgeben oder über die ein Topfscherben gestülpt ist. Eine Rundbogenöffnung, durch die man nur gebückt einzutreten vermag und die durch eine Thür aus Ruthengeflecht verstellt werden kann, giebt einem Zugang in das Innere. Das Gerüstwerk zur Hütte wird aus zähen, gelenk- bis daumenstarken Stangen hergestellt, indem man sie kreuzweise mit Baststreifen und dünnen Lianen verknüpft, das Dach aus einem dicken Polster trockener Scheidentheile des Bananenblattes, seltener aus Stroh, zu dem die langhalmigen Andropogon-Arten der Steppenregion des Berges das Material hergeben müssen. Die innere Einrichtung ist höchst bescheiden. Eine Feuerstelle, eine Lagerstätte, über die ein Ziegen- oder Ochsenfell gebreitet ist, einige Töpfe am Boden, an den Wänden aufgehängte Geräthe, ist alles, was man erblickt; Sachen, die für den Inwohner grösseren Werth besitzen, werden im Dachstroh versteckt. — Dass die Hütten in den westlichen Landschaften eine andere, dem Dach eines Regenschirms ähnliche Form haben, habe ich früher gelegentlich erwähnt, ebenso die eigenthümlichen, an solche des Mombuttulandes erinnernden Schaurihallen und die kunstvollen Festungen beschrieben, die sich die Häuptlinge von Kiboscho bezw. Rombo Mku herzurichten wussten.

Was die Hausgeräthe angeht, so haben wir es hauptsächlich mit solchen aus Holz und aus Thon zu thun. Die ersteren werden von den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Männern mit Hülfe eines daumenlangen und auch wie ein Daumen geformten Messers geschnitzt, das in einem langen Handgriff steckt. Als Baum, der das weiche und gleichmässige Holz für die Geräthe liefert, wurde mir Rauwolfia inebrians bezeichnet, indessen möchte ich nicht darauf schwören, dass dies richtig ist. Misstrauen gegen den Weissen lässt es fast jedem Dschagga für räthlich erscheinen, auf Fragen, die Produkte seines Landes betreffen, eine unwahre Antwort zu geben. — Die Form der Holzgeräthe, die zum Aufbewahren und zum Verkaufstellen von Mehl, Hülsenfrüchten, Eleusinekorn u. s. w. dienen, ist eine äusserst verschiedene, ebenso auch ihre Grösse. Wir sehen flache, kreisrunde Schalen vom Umfang eines Handtellers bis zu dem eines kleinen Wagenrades, ovale Mollen und Schüsseln, sich nach unten erweiternde Töpfe jeder Tiefe, bald ohne, bald mit einem oder zwei sich gegenüber stehenden Handgriffen, die durchbohrt werden, um sie daran mit einer Schnur aufhängen zu können. Selten einmal sah ich drei kurze, pflockähnliche Füsse angebracht, fast immer bleibt der Boden gewölbt, so dass ein Feststellen auf ebenem Grunde und besonders ein Tragen auf dem Kopf nur möglich ist, wenn ein kleiner, meist aus einem Bananenblatt gedrehter Kranz darunter gelegt wird. All diesen Holzgefässen gleichmässig ist der Mangel jeder Verzierung, innen bleiben sie weiss, aussen werden sie über dem Feuer dunkel gebräunt und dann geglättet.

Bald aus Holz, bald aus Thon sind die Pombetöpfe, von denen ein wenigstens zehn Liter fassendes Exemplar in keiner Hütte fehlt. Sind sie aus Holz, so haben sie oben eine runde oder viereckige, mit einem Einsatzdeckel zu verschliessende Oeffnung, einen ebenfalls gewölbten Boden und schräg nach aussen und unten verlaufende Seitenwände, von denen zwei sich gegenüberliegende bauchig, die beiden andern gerade und mit je einem Zapfen zum Anfassen versehen sind. Damit sie aufrecht stehen, muss man ihnen auch einen Kranz unterlegen oder sie in eine kleine Grube setzen. Pombetöpfe, die aus einem hohlen, oben und unten durch ein Thierfell geschlossenen Stammstück bestehen, scheinen nur im Westen gebräuchlich, allenthalben verbreitet dagegen sind kugelige oder eiförmige, oben in einen nach aussen umgebogenen Rand ausladende Thonkrüge, die mitunter mit Streifen des Bambusrohrs, wie ich glaube, umflochten werden. Für grössere Pombequantitäten sind Tröge üblich, ähnlich unsern Schweinetrögen, aber oft meterlange und so viel der geliebten Flüssigkeit bergend, dass acht bis zehn Mann nöthig sind, um sie fortzuschaffen. Als Schöpfgefäss und zugleich auch als Trinkbecher benutzt man halbeiförmige Kürbis- oder diesen in der Gestalt nachgeahmte Holzgefässe, deren oberem Rande ein gerader, langer Stiel durch gebohrte Löcher eingefügt ist. Solche Pombelöffel sind die einzigen Schnitzwerke der Wadschagga, an denen mir eine Verzierung in Gestalt eingeritzter und geschwärzter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Muster, herumlaufende, aus Dreiecken sich zusammensetzende Bänder, Sterne, Guirlanden u. s. w. vorgekommen sind.

Kochtöpfe werden ausnahmslos aus Thon hergestellt und zwar, wie es scheint, nur in Useri, um von da aus durch Handelsleute in die anderen Landschaften zu gelangen. In der Grösse sehr verschieden, sind sie in der Form immer gleich, nämlich kugelrund oder ein wenig langgestreckt; ein Hals ist nur angedeutet, indem der obere Rand nach einer kurzen Einschnürung sich horizontal nach aussen legt. Wer sie anfertigt, ob Männer oder Weiber, ob sie mit der Hand oder mit Hülfe einer Drehscheibe geformt werden, wie das Brennen geschieht, habe ich trotz mehrfacher Anfragen nicht erfahren können. Man hüllte sich in Schweigen darüber, als gelte es das wichtigste Fabrikgeheimniss.

Flecht- und Gespinnstarbeiten spielen keine bedeutende Rolle bei den Wadschagga. Matten oder dergleichen sah ich überhaupt nicht, nur kleinere und grössere, sehr dauerhafte Säcke, in deren braunem Grundton rothe Streifen eingewirkt werden, fertigen sie aus den Bastfasern der Triumfetta abyssinica. In ihnen werden Feldfrüchte nach Hause und zu Markte getragen, während zum Transportiren kleinerer Gegenstände, besonders auf Reisen, an einem Riemen über die Schulter gehängte Ledertaschen in Gebrauch sind.

Von den Beschäftigungen sind in erster Linie Ackerbau und Viehzucht zu nennen. Beide werden, von Männern und Weibern gemeinsam, gleich eifrig betrieben, wenn auch vielleicht Mehrung des Viehstandes intensiver erstrebt wird, als Mehrung der Ernten. Von Gewächsen baut man an, in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit aufgezählt: Bananen, Hirse (Eleusine coracana), Mais, Bohnen (Vigna sinensis, Dolichos Lablab, Phaseolus vulgaris und lunatus, Cajanus indicus), Yams (Dioscorea abyssinica, bulbifera und eine dritte Art), Taro (Colocasia antiquorum), Bataten (Ipomoea Batatas), Tabak (Nicotiana tabacum) und an ganz wenigen Stellen des Südwestfusses auch etwas Zuckerrohr. In einer Art von Halbkultur finden sich bei den Hütten Ricinus, Kürbis, Tomaten, Telfairia pedata und im Osten daneben Capsicum oblongum.

Für die Anpflanzung der Banane, die immer in geschlossenem Bestande in Gärten gezogen wird, sind weitere Mulden am Bergeshang beliebt, auch die Abfälle von Schluchten, wenn sie nicht allzu steil sind, geben einen guten Untergrund für ihre Kultur ab. Immer muss das Terrain so beschaffen sein, dass eine gleichmässige Vertheilung des zugeführten Leitungswassers möglich ist. Zur Auspflanzung werden Schösslinge, die von den Blattspreiten befreit sind, während oder kurz vor der grossen Regenzeit gebracht, indem man sie in ein bis zwei Meter weiten Abständen ziemlich flach in den Boden versenkt. Eine Düngung habe ich nur in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kiboscho beobachtet, wo man an der Stammbasis niedergelegte Stallmistpackete allmählich vom Regen auswittern lässt. Hier ist sie offenbar nöthig, weil fast der ganze überhaupt kulturfähige Boden der Landschaft mit Bananen bestellt ist, also nicht wie anderwärts Wechselwirthschaft betrieben werden kann. Die Anzahl der gezogenen Sorten ist nicht so zahlreich wie in Usambara, am Häufigsten kommt eine Varietät mit gelben, dicken, wenig gekrümmten, kaum handlangen und an der Spitze abgerundeten Schoten auf den Markt und nicht weniger eine andere mit grünen (noch unreifen), kantigen, stärker gekrümmten Schoten, die bis zu 30 Centimeter lang werden. Sehr selten ist die schmackhafteste von allen, eine Art mit dünnen, fingergrossen Schoten. Praktisch ist es, ganze Trauben vor der Reife zu kaufen und sie aufzuhängen, nachdem man jede einzelne Frucht am oberen Ende kurz angeschnitten hat. Man erhält auf diese Weise für den Genuss im rohen Zustande ein besser mundendes Obst, als wenn man es am Stamm reifen lässt. — Der Dschagga verzehrt seine Bananen gewöhnlich nicht im frischen Zustande, er kocht oder röstet sie, geniesst sie als Brei oder, was am Ueblichsten ist, gewinnt durch Trocknen und Zerstampfen ein Mehl daraus, das mit Wasser über dem Feuer zu Ugalli, einem zähen Kleister, verarbeitet wird.

Hirse (Uimbi der Wasuaheli, Mbege der Wadschagga) dient ganz vorzugsweise zur Bereitung des Bieres, Pombe oder Tembo genannt, das wie in Bayern mehr als ein Nahrungsmittel denn als Genussmittel zu betrachten ist. Das Getreide, eine kniehoch werdende Pflanze, die am Besten auf einem sandigen, lockeren Boden gedeiht, wird zweimal im Jahre gesät und geerntet. Der Aussaat vorher geht die Zubereitung des Feldes im September bezw. im Februar, im ersteren Monat in den höheren Lagen der Kulturregion, im letzteren in den tieferen. Auf dem in Angriff zu nehmenden, ungeklärten, mit Busch bestandenen Feldstück reisst man zunächst die krautigen Pflanzen mit den Wurzeln heraus, schneidet mit einem Haumesser alles, was Widerstand leistet, kurz über dem Boden ab und trägt das gesammte, so erhaltene Zweig- und Blattwerk in Haufen um die einzelnen Bäume zusammen, die über den Busch hinausragen. Sind die Haufen trocken, werden sie angezündet und dadurch manche Bäume allein schon zu Fall gebracht, solche, die stehen bleiben, kappt die Axt, ein spatelförmiges Eisen, das in dem keuligen Knauf eines zähen Holzgriffes steckt. Fast ganz Dschagga-Land ist um diese Zeit in eine ständige Rauchwolke gehüllt. Die niedergelegten Stämme und stärkeren Aeste werden, nachdem sie zerkleinert, in Bündel geschnürt und fortgeschafft sind, in der Nähe der Hütte als Brennholz aufgestapelt. Der mit Asche bedeckte Boden ist jetzt soweit gereinigt, dass neben wenigen, vom Feuer verschont gebliebenen Bäumen nur noch die Stümpfe der gefällten darüber hervorsehen. Um die dickeren dieser kümmert man sich nicht, die schwäche-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ren hebt man aus, indem man sich dabei eines Hebels, einer unten gebogenen Stange aus sehr hartem Steppenholze bedient. Eine weitere Aufgabe, an der sich alle Familienmitglieder betheiligen, vom Grossvater bis zum kleinsten Kinde hinab, besteht nun darin, den Ackergrund zu ebnen. Man terrassirt ihn und zwar dadurch, dass man alle zerstreuten Steine zusammenträgt, sie zu kleinen, kniehohen parallelen Mauern fügt und das Erdreich dazwischen mit der Hacke möglichst ausgleicht.

Anfang Oktober bezw. März sind diese Vorarbeiten erledigt und die Saat beginnt. Nachdem über das ganze Feld mit Hülfe kleiner und kleinster Kanälchen Wasser geleitet worden und eine gleichmässige Durchtränkung der Krume erzielt worden ist, werden die Samen von Männern, die bei diesem Geschäft durchaus nackt sind, im Breitwurf ausgestreut. Ist das geschehen, so knieen sie nieder, legen sich der Länge nach auf den Bauch und kneten die Körner mit den Händen der Erdscholle ein. Ich habe mir sagen lassen, dass dies der Vögel wegen gethan werde, doch mag auch der Umstand dazu führen, dass von nun an, bis die Keimpflanzen handhoch sind, eine tägliche Berieselung des Feldes stattfindet, wobei locker aufliegende Samen leicht zusammengeschwemmt werden. Im Frühjahr kann man diese Berieselung meisthin entbehren, da ja dann die grosse Regenzeit für genügende Wasserzufuhr sorgt. Nach der Saat giebt den Weibern das Ausjäten des Unkrauts noch wochenlang reichlich zu thun, dann tritt Ruhe für sie ein bis zur Zeit der Ernte, Ende Januar oder Anfang Februar bezw. gegen Ausgang des Juli. Dieselbe ist eine sehr mühsame, da Aehre für Aehre und zwar nur der körnertragende Theil einzeln abgeschnitten wird. Zusammengetragen werden die Aehren im Getreidespeicherhäuschen, von denen kleinere innerhalb des Gehöftes jeder Familie, grössere innerhalb der Bomen der Häuptlinge stehen. Auf Letztere bin ich bei Besprechung der Boma Kinabo's von Rombo Mku und Sina's von Kiboscho eingegangen, erstere bestehen aus einem cylindrischen, aus Ruthen geflochtenen und auf kreisförmig eingerammten Stützen ruhenden Gefäss, das ein paar Hectoliter fassen mag und über das sich ein kegelförmiges, aus Stroh oder trockenen Bananenblättern hergestelltes Dach erhebt. Der Drusch erfolgt durch Ausklopfen auf ausgebreiteten Ochsenfellen, das Zerreiben zu Mehl in der in ganz Afrika üblichen Weise auf flachen Steinen.

Die Bierbereitung scheint, wenn auch überall auf denselben Zuthaten beruhend, doch nicht überall in gleicher Weise vorgenommen zu werden, und hängt damit wohl zusammen, dass das fertige Getränk in den einzelnen Landschaften nach dem Geschmack des Europäers, wie der Eingeborenen von wechselnder Güte ist. In Marangu bei Mareale sah ich folgendes Verfahren im Schwange. Auf einem Lattengestell lagen in Brusthöhe mehrere Brettbohlen von der Länge eines ganzen und der Breite

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eines halben Meters in einem schwachen Winkel schräg aufwärts gerichtet neben einander. Rechts und links trug jede eine handhohe Leiste und war mit frischen Bananenblättern so belegt, dass diese den unteren Rand des Brettes noch ein Stück überragten. Sie wurden hier von der Seite her zu einem Trichter zusammengefaltet. Ueber das Kopfende aller Bretter lief eine Rinne fort, die in gleichen Abständen am Grunde Löcher hatte. Es wurden nun die Bretter mit einem Brei aus zerstampften, reifen Bananen gleichmässig beschickt, unter den Bananenblatttrichter ein Thonkrug gestellt und in die Rinne aus einem hochgestellten Topfe, der am Grunde eine Ausflussröhre besass, ein Wasserstrom geleitet. In einzelnen kleinen Strahlen floss dieser durch die Löcher ab, durchspülte den Brei und gelangte als zuckerhaltiger, trüber Saft in den Thonkrug. Gleichzeitig stand in einem dicht daneben befindlichen, offenen Schuppen eine Reihe von Thonkrügen auf kleinen, aus drei Steinen bestehenden Heerden über dem Feuer. Ihr Inhalt war zur Hälfte Wasser, zur Hälfte ein Bodensatz von reifen Eleusinekörnern. Was weiter geschah, konnte ich nicht abwarten. Man sagte mir, dass später der kalte Bananensaft und die heisse, aus der Auskochung des Getreides gewonnene Brühe samt diesem zusammengeschüttet würden und kurze Zeit gähren müssten. Zweifellos ist das fertige Bier, wie wir an uns selbst erfuhren, ein gesundes und nahrhaftes Getränk. Berauscht wird man danach erst, wenn man es eimerweise trinkt, was die Wadschagga, ihre Häuptlinge an der Spitze, gelegentlich freilich thun.

Die Landschaften, die viel Eleusine bauen, bauen weniger Mais und umgekehrt. Am meisten wird Mais in Kilema, Moschi und Kiboscho gepflanzt, und zwar hier vorzugsweise in tieferen Lagen und oft für sich, während man ihn anderwärts vereinzelt mit Bohnen und Eleusine auf demselben Felde sieht. Man giebt sich mit ihm im Allgemeinen viel weniger Mühe, scheint auch für ihn nicht an so bestimmte Aussaatzeiten festzuhalten, wie es bei allen anderen Feldfrüchten der Fall ist. So sah ich in der Nähe unserer Station, dass Mais Mitte Januar gesät wurde, einfach indem man auf einem sehr oberflächlich gereinigten und geebneten Ackerlande immer 4 bis 5 Körner in kleine, schrittweise von einander abstehende Gruben verscharrte, während es 200 Meter weiter unten erst Anfang April zur Aussaat kam. Es ist keine besonders gute, nicht einmal hochwüchsige Sorte, die Kolben erreichten selten Handlänge. Aufbewahrt wurden sie in eigenthümlicher Weise; man macht Bündel aus ihnen, die etwa einer riesigen, fast meterhohen Weintraube ähnlich sehen, und hängt solche an einem Strick in Baumkronen frei schwebend auf. Genossen wird Mais als Mehl, das durch Stampfen in Holzmörsern erzeugt wird, daneben als eine Art von Leckerbissen, indem man die ganzen, noch vor der völligen Reife abgeschnittenen Kolben am Feuer röstet und dann die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Baum mit Maisbündeln.

sehr angenehm schmeckenden Körner einzeln abknabbert. Die entkörnten Spindeln sind als Stopfen für den Hals von Flaschenkürbissen im Gebrauch.

Für Bohnen gilt bezüglich der Aufbereitung des Feldes und der Aussaat alles das, was ich beim Eleusinekorn erwähnte, nur mit dem Unterschiede, dass die Samen nicht eingeknetet, sondern zu 2—3 in Löchern vergraben werden, und dass Berieselung bei ihnen gar nicht oder nur im geringen Umfange zur Anwendung kommt. Häufig pflanzt man Bohnen zwischen Mais, der früher gesetzt ist, oder wandelt auch ein abgeerntetes Maisfeld direkt in ein Bohnenfeld um. Die am meisten verbreitete Art, von der man grosse Flächen bis herunter zu 1200 Meter Meereshöhe bedeckt findet, ist die Vigna sinensis (Kunde der Wasuaheli, Sokko der Wadschagga), eine wenig über kniehohe Pflanze mit violettrothen, selten weissen aufrechten Blüthentrauben und schmalen, bis handlangen Hülsen. In diesen stecken gegen 20 walzenförmige, an den Enden abgeplattete Samen von sehr wechselnder Farbe. In Marangu sind sie in Massen auf den Markt gebracht, vorwiegend gelblich-weiss mit wenigen darunter gemischten schwarzen, braunrothen und gefleckten, im benachbarten Mamba ist ihr Grundton ein Mäusegrau, anderwärts ein röthliches Braun. — Die Haupternte findet Ende Januar und Anfang Februar statt, indem man die ganzen Pflanzen ausreisst und in Bündel geschnürt entweder zum Gehöft trägt oder auf dem Felde selbst an einem geeigneten Platze zusammenhäuft. Die abgepflückten Hülsen werden von Weibern auf Ochsenhäuten zum Trocknen ausgelegt, wobei sie von selbst aufspringen und dann durch Klopfen mit einem Schlagholz von den Samen leicht zu trennen sind.

Nächst Vigna wird Dolichos Lablab (Fifi der Wasuaheli, Mpu der Wadschagga) am Häufigsten gebaut und zwar in derselben Weise

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie diese. Sie hat grössere Blätter, mitunter die Neigung zum Winden, ihre Hülsen sind flach, breit, daumenlang, schiffchenartig gekrümmt, die Samen 1 Centimeter lang, etwas zusammengedrückt, matt schwarz oder braun und an einem weissen Nabelstrang leicht kenntlich. Von unserer Gartenbohne, Phaseolus vulgaris, kommt ebenfalls auf Feldern, aber seltener, eine Samenvarietät vor, die sich durch eine lichtgraue oder gelbliche Grundfarbe mit darüber hinziehenden, parallelen, schwarzen Streifen auszeichnet. Eine andere, Mamrondo genannt, die aus dem Seengebiet, aus Kawirondo, stammen soll, sah ich in grösserer Menge nur in den Bananenschamben Moschis. Sie hat sehr grosse, fingergliedlange, rothe Bohnen und erinnert dadurch an eine Form des Phaseolus lunatus, die ich als Windepflanze an Stützen und in Hecken gezogen in den Gärten der Militärstationen, sowie in der Kahe-Oase vorfand. Die Schirokko der Wasuaheli (Phaseolus radiatus) wird am Kilimandscharo nicht gebaut, dagegen gelegentlich, namentlich wie ich glaube, im Osten, die Erbsenbohne (Mbasi = Cajanus indicus), eine bis 2 Meter hohe, strauchähnliche Staude mit unten silbergrau behaarten Blättchen und röthlich gelben Blüthentrauben. Daran, dass ihre Hülsen mit schräg verlaufenden Furchen versehen sind, kann man sie leicht unterscheiden. In weiten Abständen ragt sie meist aus Eleusinefeldern hervor, umrahmt solche wohl auch als ein lichtes Gebüsch.

Von den Knollengewächsen sind Yams und Taro die wichtigeren. Yams ist in drei Arten vertreten, von denen die eine, wegen mangelnder Blüthen nicht sicher festzustellende in den Bananenschamben, die beiden andern (Dioscorea bulbifera und abyssinica) auf Feldern gezogen werden. Jene erste setzt man am Fusse von Bäumen und lässt sie entweder am Stamm derselben hochgehen, oder man zieht aus deren Kronen Lianenseile zum Boden herab, an denen das Gewächs grosse Lauben darstellend sich haushoch emporwindet. Sie entwickelt bis kopfgrosse, rundliche Knollen nur im Boden, während die beiden andern, die hier kleinere, walzliche erzeugen, daneben auch kartoffelgrosse, aber kantige Luftknollen in den Blattachseln bilden. Holst*) schreibt von diesen letzteren, die nur an den Blüthen zu unterscheiden und immer untermischt sind, Folgendes, ich ändere daran nur Kleinigkeiten: »Am Kilimandscharo wird dieser Yams meist in sehr eigenthümlicher Weise mit Taro zugleich kultivirt. Nachdem sich die ersten neuen Blätter der in $^3/_4$ Meter Abstand gepflanzten Colocasia gezeigt haben, werden möglichst kleine Knollen in der Mitte zwischen den Taro gepflanzt (Mitte September), und zwar werden

*) Die Notizen Holst's sind unter dem Titel: »Die Kulturpflanzen Usambaras. Von O. Warburg« in den Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Band VII. 1894, Heft 2, erschienen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

drei bis fünf Knöllchen etwa in Spannweite um einen Stock herum einzeln in mit dem Pflanzstock gegrabene 40 Centimeter tiefe Löcher gelegt. Nach 14 Tagen zeigen sich schon die Triebe und beginnen bald an beigesteckten, mannshohen Zweigen emporzuklettern, vorerst noch von den grossen Taro-Blättern beschattet, so dass kein Unkraut aufkommen kann. Bald aber ragen die Yams-Pyramiden, an Weinstöcke gemahnend, über den Taro hervor und stechen durch ihre helle Färbung von dem dunkelen Grün dieses scharf und malerisch ab. Wenn das Laub der Pyramiden fast abgestorben ist, beginnt die Erntezeit, die sich aber bis zur nächsten Vegetationsperiode ausdehnen kann. Die Erdknollen, ndu genannt, im Gegensatz zu mamaia, den Luftknollen, erreichen bei dieser Pflanzmethode nur die Grösse einer starken Faust und sind daher leichter als diejenigen der an Bäumen kletternden Art auszugraben, eine Arbeit, welche mittels eines platt zugespitzten Grabscheites in hockender Stellung verrichtet wird, nachdem vorher die Luftknollen abgesammelt und die schon abgefallenen aufgelesen worden waren. Der Vorrath wird in Säcken meist unter dem Dach der Hütte oder des Kornspeichers geborgen, jedoch erntet der Eingeborene meist immer nur so viel, als er bedarf, und erst am Schluss der Erntezeit sammelt er Saatknollen für die folgende Auspflanzung. Die einjährigen Felder bringen von selbst noch im zweiten Jahr eine ganz gute Ernte, zumal viele abgefallene Luftknollen beim Säubern und Hacken bei Beginn der Regenzeit geschont werden und austreiben, so dass nur Zweige dorthin gesteckt zu werden brauchen, damit sie daran hinaufklettern. Im dritten Jahr ist der Yams-Ertrag verschwindend gering, und durch Auspflanzung von Bananen wird die Pflanzung allmählich in eine Bananenschambe umgewandelt.«

Taro wird vielfältig, wenn nicht wie eben geschildert mit Yams zusammen, direkt im Wasser flacher Bach- oder Leitungsbetten kultivirt, und zwar im Süden gewöhnlich eine grün-, im Westen eine rothrippige Sorte. Die ganze Pflanze heisst Mlindi bei den Wadschagga, der knollige Wurzelstock Maruma, die Blätter Macumbo, eine vielseitige Bezeichnungsweise für Nutzpflanzen, die bei allen Bantu-Völkern wiederkehrt und die es erklärt, dass man in Reisewerken so abweichende Eingeborenennamen für dasselbe Gewächs aufgeführt findet. Das Auspflanzen geschieht, indem man getheilte Wurzelstöcke, an denen man ein paar kleinere Blätter lässt, in kaum schrittbreiten Abständen flach in den Boden legt. Die Ernte fällt, wie auch das Setzen, in sehr verschiedene Jahreszeiten, je nachdem der Standort, zuweilen ein ehemaliges Eleusinefeld, ein mehr oder weniger feuchter ist.

Bataten spielen am Kilimandscharo keine bedeutende Rolle. Ich sah nur winzige Felder davon auf sandigem, trockenem Boden. Zuckerrohr habe ich wachsend überhaupt nicht gesehen, aber da es mitunter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in wenigen Stangen auf den Märkten des Westens verkauft wird, müssen doch wohl da und dort kleine Bestände vorhanden sein. Der Tabak-Bau ist auch nicht umfangreich, gewöhnlich gewahrt man nur ein paar Stauden in der Nähe der Hütten, selten einmal ein kleines Feld. In den Handel kommen die Blätter, die sich durch bedeutende Länge auszeichnen, in Form kopfgrosser, runder Ballen, welche in trockene, rechts und links zu zwei Griffen zusammengedrehte Bananenblattscheiden eingehüllt sind. Für Europäer sind sie gänzlich ungeniessbar, auch wenn man die Hauptmasse des Nikotins durch Waschen herauszieht. Ein paar Züge genügen, um unwiderstehlichen Hustenreiz hervorzurufen. Die Eingeborenen rauchen den Tabak aus erhandelten kleinen Stummelpfeifen oder aus daumenlangen Düten, die man aus einem frischen Bananenblattstück dreht. Verbreiteter aber ist, ihn zu schnupfen, so dass man sagen kann, ein Dschagga ohne Schnupftabakdose sei undenkbar. Sie hängt ihm, mit einem Kettchen an einem Zipfel seines Umschlagetuches befestigt, auf dem Rücken und besteht aus der oft reichverzierten Spitze eines Kuhhorns, die unten einen Lederboden hat, oben durch einen mit Perlen bestickten Stopfen geschlossen wird. In neuerer Zeit sind auch die messingenen Patronenhülsen der Mausergewehre sehr beliebt. Die Art des Schnupfens ist die in Süddeutschland übliche, man schüttet die Prise auf den Handrücken zwischen Daumen und Zeigefinger.

Ricinus, Telfairia pedata, Kürbis- und Gurken-Arten, Tomaten und Capsicum sind, wie gesagt, nicht Gegenstand einer eigentlichen Kultur, denn sie wachsen halbwild in der Umgebung der Hütten. Ob Ricinus wirklich zur Oelbereitung verwendet wird, weiss ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen, glaube es aber; die Telfairia-Samen werden gegessen und wahrscheinlich auch wie anderwärts zum Glätten der Thonwaaren benutzt. Tomaten, Kürbis und Gurken dienen als Gemüse, die Flaschenkürbisse daneben zur Herstellung von Gefässen, von Trinkflaschen für die Reise und besonders zum Aufbewahren der Milch. Capsicum ist das einzige Gewürz, das ich verwenden sah, aber bei Weitem nicht in der Allgemeinheit und dem Umfange, wie es bei der Küstenbevölkerung und anderen Stämmen Ostafrikas geschieht.

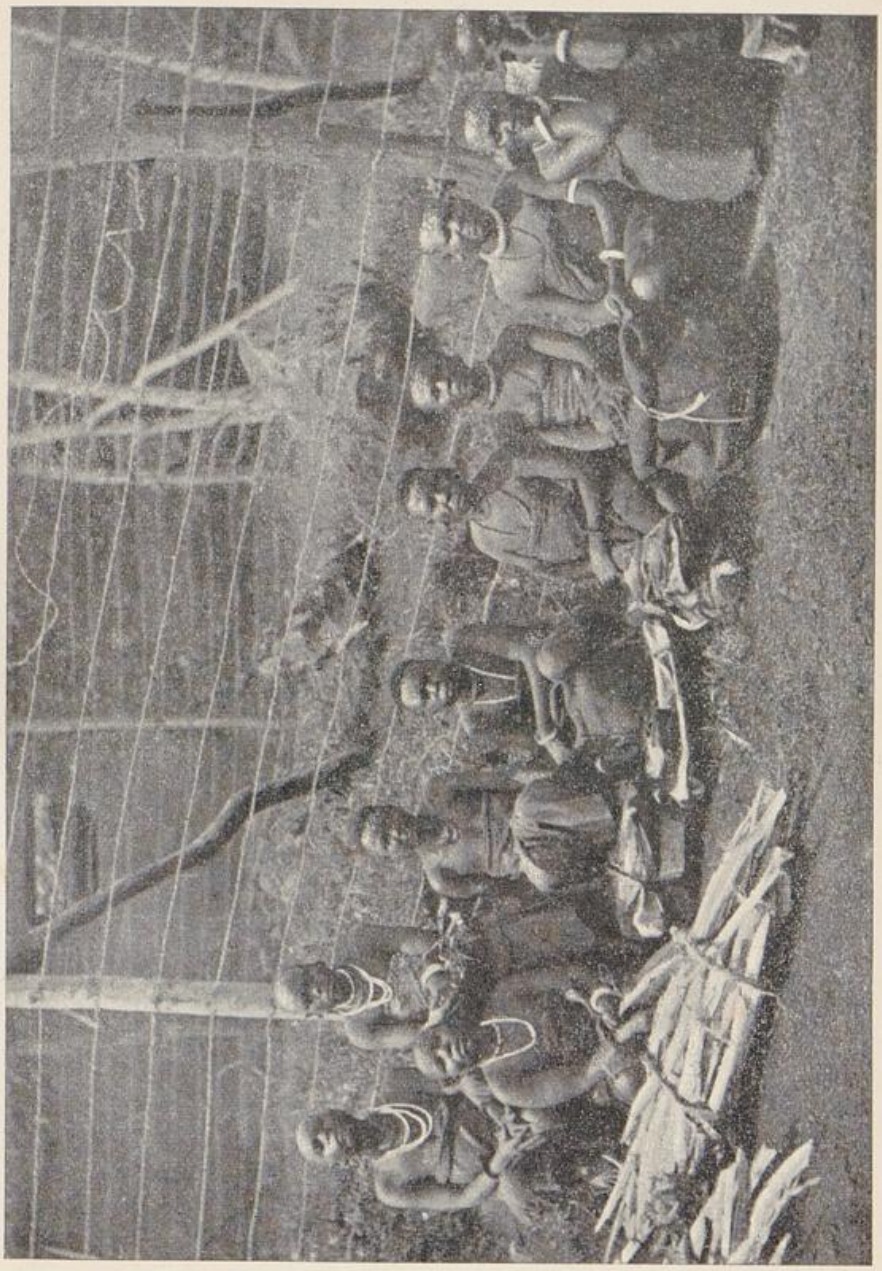
Handel getrieben wird mit den Erzeugnissen der Landwirthschaft auf Märkten, und zwar nur von den Weibern, nie habe ich einen Mann dort bemerkt. Das Marktgeschäft selbst spielt sich vormittags auf bevorzugten, dafür hergerichteten Plätzen ab, von denen jede grössere Landschaft einen besitzt, und ist in der Weise geregelt, dass für die benachbarten Landschaften immer ein anderer Wochentag gewählt wird. War es für Marangu der Mittwoch, so für Mamba der Dienstag, für Kilema der Donnerstag. In grösseren, kleineren und kleinsten Quantitäten schleppen die Weiber Bohnen und Knollen in Säcken, Mehl und Hirse in Holz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schalen dahin und tauschen die Waaren gegen einander aus oder erstehen auch wohl das Gewünschte gegen Perlen, von denen 25 auf einen Strang gehen, und gegen Zeug, das nach Unterarmlängen gerissen wird. Handel unter sich in grösserem Umfange können natürlich nur die Häuptlinge betreiben, so liefert Sina von Kiboscho z. B. den ostwärts gelegenen Landschaften Bananen und bezieht dafür Eleusinekorn. Dass Schira im Westen und Useri und Kimangelia im Osten auch vorbeiziehende Suaheli-Karawanen mit Nahrungsmitteln für den weiteren Weg zum Kenia und nach Kikuyu versorgen, habe ich bereits früher erwähnt. Sonst kommt nur noch ein Handel mit Masais, die Vieh gegen Bodenprodukte austauschen, und mit Leuten aus Aruscha und vom Manyara-See in Betracht, welche gelegentlich in kleinen Trupps anlangen, um Salz zu verkaufen.

Missernten, die das Leben der Eingeborenen gefährdeten, können am Kilimandscharo kaum vorkommen. Wenn da auch wirklich einmal gewaltige Heuschreckenschwärme, wie ich es selbst erlebte, die Bohnen-, Mais- und Hirsefelder von Grund aus vernichten, so bleiben doch noch immer genug Bananen übrig, um bis zur nächsten Ernte das Leben zu fristen. Gegen Dürre aber, die in anderen Landstrichen so häufig Hungersnoth im Gefolge hat, sind die Wadschagga durch ihre vorzüglichen Wasserleitungen geschützt. Wohl kein Stamm Central-Afrikas hat das Berieselungswesen auf eine solche Höhe der Vollkommenheit gebracht wie sie. Der Gürtelwald, an dessen oberem Rande besonders eine Unzahl vom Kibo- und Mawenzi-Schnee gespeister Quellen hervorbricht, ist ihnen ein gewaltiges Wasserreservoir, aus dem sie schöpfen. Hier schon werden die Bäche theilweise abgefangen, indem sie ein schräges, bis zur Mitte des Bettes sich vorstreckendes Steinwehr anlegen, und Seitenmulden, jede Terrainfurche benutzend, den abgezweigten Strom zur Kulturregion hinableiten. Hier wiederholt sich bei den natürlichen wie künstlichen Wasserläufen und in jeder Höhe des Gefälls immer derselbe Grundgedanke, stärkere, möglichst nach Ost oder West fliessende Seitenbahnen zu schaffen, von denen die kleineren dann bergab über die Felder fliessen. Die wellige Natur des Landes kommt ihnen dabei freilich ungemein zu Gute, aber bewundernswerth bleibt es doch, wie sie ohne Nivellirinstrumente dem Wasser nach jeder Richtung hin den gewünschten Weg zu geben wissen. So manches Mal, wenn wir einem Dschagga bei der Anlegung eines neuen Rieselkanals zusahen, hatten wir das Gefühl, der Mann will das Unmögliche, er will Wasser bergaufwärts leiten. Stets stellte sich heraus, dass sein Augenmaass ihn die Gefällsverhältnisse hatte richtiger beurtheilen lassen als das unsere. — Ausser den Leitungen, auf die natürlich der Einzelne kein alleiniges Anrecht hat, aus denen er nur entnehmen darf, so viel er für seinen Ackergrund braucht, sind im Westen des Berges, der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Wadschagga-Weiber, Brennholz und Lebensmittel feilbietend.
(Nach einer Photographie des Oberarztes Dr. Brehme.)



Wadschagga-Weiber, Brennholz und Lebensmittel feilbietend.
(Nach einer Photographie des Oberarztes Dr. Brehme.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überhaupt als der bei Weitem kultivirtere und nach dem Charakter seiner Bevölkerung höher stehende Theil des Kilimandscharo gelten darf, auch Stauanlagen im Gebrauch, und zwar in Form kleiner, ummauerter Teiche. Der Abfluss wird aus ihnen, sobald grössere Wassermengen gebraucht werden, durch ein Loch erzielt, das am Grunde in der Mauer gelassen ist und für gewöhnlich durch ein Brett oder Pfropf geschlossen gehalten wird.

Die Viehzucht der Wadschagga macht sich dem im Lande weilenden Fremdling weit weniger auffällig bemerkbar als die Feldbestellung, obwohl die Sorge für das Vieh einen kaum geringeren Theil der Zeit und Arbeitskraft von Mann und Weib in Anspruch nimmt. Es beruht dies darauf, dass Stallfütterung üblich ist. Erst bei längerem Aufenthalt, wenn man sieht, wie tagtäglich, jahraus jahrein beide Geschlechter thätig sind, oft weitab von den Hütten Gras und Kräuter zu schneiden und gewaltige Bündel davon heimwärts zu schleppen, erst dann wird einem klar, welche Bedeutung die Viehzucht für den Haushalt der Eingeborenen in Wahrheit besitzt. Gegenstand der Pflege sind Rinder, Ziegen und Schafe. Das Rind gehört der Zeburasse an, ist jedoch höher, länger und massiger im Fleisch als das indische. Die Hörner sind kurz, Höcker und Wamme mässig entwickelt, als vorwaltende Farben treten schwarz-weiss, schwarz, gelbbraun und gelb-weiss-schwarz auf. Es wird vorzugsweise mit Gras gefüttert, das aus den tieferen Theilen der Kulturregion oder auch direkt aus der Steppe heraufgeholt wird, daneben bekommt es Bananenschäfte zu fressen, nachdem dieselben entblättert und in Stücke geschnitten worden sind. Der Milchertrag ist nach unseren Anforderungen an eine Kuh ausserordentlich gering. Ein Theil der Milch wird zu Butter verarbeitet und in doppeltfaustgrossen Klumpen, die in ein grünes Bananenblatt eingewickelt sind, auf den Markt gebracht. Zum Kochen benutzten wir sie, aber roh genossen widerstrebte sie uns, da ihr ein penetranter Mistgeruch anhaftete.

Geschlachtet dürfen Rinder nur in der Boma des Häuptlings werden, dem alles Grossvieh ja gehört und der es nur, den Milchertrag für die Pflege als Entschädigung bietend, bei seinen Unterthanen einstellt. Nachdem das Thier durch Erschlagen mit einem Knittel getödtet ist, wird ihm die Halsader geöffnet und das herausquellende Blut, das frisch getrunken wird, in Holzschalen aufgefangen. Auch das Blut, welches beim Zerlegen in der Bauchhöhle zusammenfliesst, sah ich mit den Händen herausgeschöpft gierig von Herumhockenden geschlürft. Ebenso wird Fleisch während eines Schlachtfestes roh genossen, indem jeder der Theilnehmer an einem solchen scheusslichen Mahl sich bemüht, möglichst schnell Streifen davon an einer ihm gerade zugänglichen Stelle loszuschneiden und zum Munde zu führen. Sonst brät man Fleisch auf Holz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gespiesst am offenen Feuer, aber nur selten kommt der Dschagga zu diesem Genuss. Von dem Gedanken, dass das Vieh dazu da sei, geschlachtet und verspeist zu werden, ist er weit entfernt, sein Sinn trachtet nur danach, es zu mehren.

Ziegen und Schafe sind im Allgemeinen von wenig edler Rasse, hochbeinige Gestalten mit kurzen oder fehlenden Hörnern und beide einander so ähnlich, dass man sie kaum unterscheiden kann. Indessen giebt es von jeden eine Abart, die auch europäischen Züchtern Respekt einflössen dürfte, unter den Schafen das Fettschwanzschaf, das besonders im Osten aufgezogen wird, unter den Ziegen einen Stamm an den Steinbock erinnernder Thiere, grosse, mehr kurzbeinige Geschöpfe, der Bock mit langen zurückgedrehten Hörnern, aber diese scheinen selten, da ich sie nur in den Gehöften einiger Häuptlinge und besonders Vornehmer sah.

Hühner vermisst man in einigen Landschaften ganz, in anderen sind sie häufig. Weder sie selbst, wie überhaupt Vögel, werden gegessen, auch ihre Eier nicht, so dass ich eigentlich nicht weiss, warum man sie hält. Hunde und Katzen waren bis vor Kurzem unbekannt, erst durch die Militärstation haben sie als Hausthiere, aber nur bei den Häuptlingen Eingang gefunden. Esel, von denen die Masais ja so grosse Mengen besitzen, halten am Berge nicht aus, sie gehen sehr bald am feuchten Klima und an Fliegenstichen zu Grunde.

Sehr verbreitet und ganz wesentlich für den Haushalt ist die Bienenwirthschaft. Ueberall von der Steppe bis zur oberen Grenze des Waldes findet man die aus dem Holze von Paxiodendron usambarense gefertigten Bienenröhren entweder zwischen Baumäste gezwängt, oder an Stricken von Zweigen herabhängen. Der Honig, dem immer grosse Mengen Wachs und todte Bienen beigemengt sind, wird in cylindrischen Holzschachteln mit Lederboden und Deckel aufbewahrt und zum Verkauf gebracht.

Die Jagd gehört nicht zu den Beschäftigungen der Wadschagga. Man fängt wohl Zibethkatzen und selbst den Leoparden in Fallen, Feldhühner und ein hamsterartiges Nagethier in Schlingen, aber dies doch nur, weil sie der Viehzucht oder Landwirthschaft schädlich sind. Das einzige Wild, dem sie aus anderen Gründen selbst nachstellen, ist der Baumschliefer des oberen Gürtelwaldes, seines Felles wegen, aus dem sie Kragen und Mäntel fertigen. Durch Feuerbrände treiben sie ihn aus den hohlen Bäumen, in denen er sich tagsüber aufhält, hinaus und greifen ihn dann lebend mit den Händen. — Versucht wird auch, gelegentlich einen Elephanten zu bekommen, und zu dem Zweck da und dort eine tiefe Grube gegraben, aber der Erfolg kann nicht bedeutend sein, denn ich habe während meines Aufenthaltes nicht gehört, dass irgendwo einer der Dickhäuter allein auf diese Weise gefangen worden sei. Einzelne der mäch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tigeren Häuptlinge, so früher namentlich Mandara, jetzt Mareale und Sina, nehmen Elephantenjäger in Sold, die sie sich aus Ukamba, Teita, selbst bis aus der Gegend von Mombassa kommen lassen. Alle diese betreiben die Jagd mit vergifteten Pfeilen und verfolgen das angeschossene Thier so lange, bis es todt niederfällt. Als Mareale eines Tages von seinen Jägern gemeldet wurde, dass ihnen das Glück hold gewesen sei, begab er sich selbst, von seiner Leibwache begleitet, zu der Fundstelle des Wildes, schnitt hier einer lebenden Ziege ein Ohr ab und warf dieses, nachdem er allerlei Prozeduren damit vorgenommen hatte, dem Leichnam des Elephanten in den Rachen. Es solle das, wie er selbst erklärte, Gott veranlassen, mehr Elephanten zu schicken. — Absatz für Elfenbein finden die Häuptlinge bei den Suaheli-Kaufleuten, die gelegentlich aus dem englischen Gebiet her zu ihnen kommen, und sie tauschen dafür früher Gewehre, jetzt Stoffe, Perlen, Draht und Zinn ein. Mareale, der den Werth des Geldes kennen gelernt hat, nimmt auch wohl vollwichtige Rupienstücke.

Eine Beschäftigung eigener Art ist die des Schmiedes. Seine Werkstatt, eine offene Hütte, sein Ambos und der aus Ziegenfell gefertigte Blasebalg, seine Handwerkszeuge sind dieselben oder doch ganz ähnliche, wie sie schon so vielfach bei ostafrikanischen Stämmen geschildert wurden. Holzkohlen macht er nicht selbst, sondern erwirbt sie von besonderen Kohlenbrennern. Gegenstand seiner Thätigkeit ist die Herstellung von Speeren und Schwertern, eisernen Ackergeräthen und kleinen Schmuckketten. Um Draht von geeigneter Stärke für die letzteren zu erhalten, zieht er das importirte Material, das Federkieldicke hat, nachdem es zur Rothgluth gebracht und durch Hämmern an einem Ende zugespitzt ist, durch das passende Loch eines Zieheisens, einer eisernen Platte, die vorher zwischen Pfosten befestigt wurde. Er bedient sich dabei einer Zange oder besser einer Pinzette, denn das Instrument ist durch Zusammenschweissen zweier Eisenstäbe an einem Ende gewonnen und kann durch ein übergeschobenes Lederband zusammengeklemmt werden. Die Glieder der Kette erzeugt er ganz wie bei uns in der Weise, dass er den Draht über einen cylindrischen oder kantigen Eisenstab wickelt und die entstehende Spirale mit einem Meissel der Länge nach aufschlitzt. — Die Stellung des Schmiedes innerhalb der Genossenschaft seiner Landsleute ist eine angesehene, was sich unter Anderem daraus ergiebt, dass er gleichsam für neutral gilt, im Kriege niemals getödtet, sondern höchstens gezwungen wird, in die Landschaft des Siegers überzusiedeln und nunmehr dort seiner Kunst obzuliegen.

Das Volks- und Familienleben der Wadschagga, ihre Rechtsgewohnheiten und religiösen Anschauungen sind von mir nur theilweise erkundet worden, einiges hat Holst auf meine Veranlassung darüber ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sammelt, mehr noch Kompagnieführer Johannes, aber alles reicht doch nicht hin, um eine abgerundete und vor Allem von Irrthümern freie Darstellung zu liefern. Ich gebe im Folgenden eine Zusammenfassung dessen, was ich selbst erfragt und was mir durch die obigen Gewährsmänner mitgetheilt wurde.

In einem früheren Kapitel habe ich die Landschaften aufgezählt, die im Osten die sogenannte Rombo-Gruppe bilden, und im Weiteren gesagt, dass sich an diese im Norden Useri unter Mattolo und Gasseni (Kimangelia) unter Umangi anschliessen. Zur vollständigen Uebersicht seien hier auch die südlichen und westlichen Staaten aufgeführt, und zwar in einer Reihenfolge, die mit dem äussersten Westen beginnt:

1. Schira (auf Kisuaheli Kibonoto) unter Mkunde
(zwei Unterlandschaften beherrschen Galami und Maimbi.)
2. Madschame unter Schangali
3. Kiboscho » Sina
(Die Unterlandschaften Kindi, Kombo und Möka beherrschen Akiden Sina's.)
4. Naruma unter Makunga
5. Uru Tschini » Msinna
6. Uru Yu » Cingano
7. Moschi » Meli
(Die Landschaften Tela und Pokomo beherrschen Akiden Meli's.)
8. Kirua unter Kitungati
9. Kilema » Fumba bezw. seinem Sohne Mabruku
10. Marangu » Mareale
11. Mamba » Kuimbere
12. Sai Yu » Lengaki
13. Sai Tschini » Siga
14. Kondeni » Mawere
15. Muika » Bararia

Fassen wir zusammen, so stellt sich heraus, dass zur Zeit 35 selbstständige Staatswesen am Kilimandscharo existiren, die 40000—60000 Seelen mit 8000—10000 Kriegern zählen. Früher haben sich diese Ziffern jedenfalls häufig verschoben, denn es war Politik der mächtigeren Häuptlinge, kleinere, die anderen unterstellt waren, durch Androhung von Krieg oder durch wirklich ausgeführten Ueberfall zur Aufgabe ihres Besitzthums und zur Auswanderung in das Land des Gebietenden zu bewegen. Jetzt wollen wir hoffen, dass mit der Befestigung der deutschen Macht eine Stabilität in der Staatenzahl und eine Mehrung der Bevölkerung eintreten werden.

Geographisch sind die einzelnen Landschaften in der Mehrzahl durch Schluchten und Bachläufe gegen einander abgegrenzt, sie selbst zerfallen wieder in Bezirke, die auch ihre besonderen Namen führen und sich als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hervortretende Bergrücken, als Hügel und Kuppen, als Plateaustufen, durch ihre Vegetationsdecke oder sonstwie kennzeichnen. In den Bezirken endlich haben Stellen, wo Wege sich kreuzen, wo ein besonders grosser Felsblock liegt oder wo sich irgend mal ein Ereigniss lokaler Natur, ein Mord oder dergleichen, abgespielt hat, auch einen eigenen Namen, so dass man bei Fragen sich immer erst vergewissern muss, worauf sich die Antwort bezieht, ob auf den im Augenblick eingenommenen Standort, ob auf ein Areal weiteren Umfangs. Die Bewohner jeder Landschaft scheiden sich in fünf Klassen, dem Häuptling, den Häuptlingskindern, den Akiden oder Räthen (Msorro genannt), den Freien und den Sklaven.

Die Macht der Häuptlinge, Mangi in Kidschagga, ist sehr verschieden, der eine, wie Sina von Kiboscho, herrscht fast unumschränkt, der andere, wie Fumba von Kilema, hat kaum noch irgendwelche Autorität und muss es hinnehmen, wenn bei Aufträgen ihm erwidert wird: Mach's selbst. Im Allgemeinen müssen alle ihre Macht auf ein Zusammenhalten mit ihren Räthen und auf eine Leibwache stützen, die sie mit Uebernahme der Regierung zumeist aus den Jugendgespielen bilden. Der Treue beider versichern sie sich durch Geschenke an Vieh und Weibern, auch dadurch, dass sie ihnen Uebergriffe an dem Besitzthum Anderer ungestraft hingehen lassen. Eine Abtheilung der Leibwache begleitet den Häuptling ständig, eine grössere zieht abends bei ihm auf Wache und bleibt die Nacht über in seiner Umgebung unter Waffen. Sie haben alle seine Befehle auszuführen, Bussen einzutreiben, namentlich auch die Aufgabe, den Unterthanen die Willensäusserungen des Gebieters kundzuthun. Zu dem Zweck sieht man sie gegen Sonnenuntergang, wenn es gilt, für den folgenden Tag die Familienoberhäupter und jungen Leute zu einem Schauri oder zur Arbeit für den Häuptling nach dessen Boma zu bestellen, auf allen Höhenzügen der Landschaft im Trabe daherkommen, von Zeit zu Zeit stehen bleiben, erst in ein langes, gerades Antilopenhorn hineintuten und dann, die Hände hohl an den Mund gelegt, den betreffenden Auftrag mit langgezogener Stimme in die bewohnten Thäler hinabrufen. Im Kriege übernehmen ein Theil der Leibwache und die Akiden die Führerrolle, denn die Sitte erheischt es, dass der Häuptling selbst zu Hause bleibt. Kehren sie siegreich zurück, so liefern sie die gesammte Beute bei ihm ab, er nimmt die eine Hälfte, während sie die andere unter sich vertheilen. Ausgenommen blieb, früher wenigstens, jetzt wohl nicht mehr in dieser Strenge, immer das Grossvieh, das der Häuptling allein als Eigenthum behielt und seine Leute gleichsam nur damit belehnte, indem er es bei ihnen in Pension gab.

Was die Thronfolge angeht, so kann als Sitte bezeichnet werden, dass der älteste Sohn die Regierung antritt, doch entscheiden darüber auch vielfach Wunsch und Wille des Häuptlings wie der Akiden. Hat zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beispiel ein kleinerer Herrscher von einer Hauptfrau einen Sohn und bekommt dann später von einer anderen, welche die Tochter eines Grosshäuptlings ist, noch einen zweiten, so wird dieser letztere fast immer zum Nachfolger gewählt werden, und zwar aus Furcht vor kriegerischen Verwicklungen mit dessen Grossvater. Die Akiden, meist Aeltere und Vornehmere, die aber von der Volksmeinung nicht ganz unabhängig sind, üben bei der Wahl insofern einen Einfluss aus, als sie im Geheimen sich über einen der Söhne des Häuptlings entscheiden, ihre Entscheidung aber, um gültig zu sein, der Billigung des regierenden Hauptes bedarf. Die do-ut-des-Politik wird da vielfältig eingreifen, bis ein allseits befriedigendes Resultat zu Stande kommt.

Hat der der Sitte nach rechtmässige Erbe die Ueberzeugung gewonnen, dass die Wahl nicht auf ihn gefallen ist, so flieht er gewöhnlich in eine andere, seinem Vater feindliche Landschaft und sucht von da aus durch Versprechung besonderer Vortheile und allerlei Konzessionen Anhänger zu gewinnen. Manchmal gelingt es ihm wirklich, durch eine erfolgreiche Rebellion zum Thron zu gelangen, meist aber wird er vorher durch ausgeschickte Meuchelmörder seines Mitbewerbers erschlagen, vergiftet oder hinterrücks erstochen. Brudermord, kann man sagen, ist in den Herrscherfamilien ganz allgemein. Um ihn und Aufstände nach Möglichkeit zu verhüten, gilt als Gesetz, dass der Tod eines Häuptlings vor allem Volk verborgen gehalten wird, oft Monate lang. Als man seinerzeit in der Militärstation Marangu von einer Erkrankung Mandara's von Moschi erfuhr, wurde ein Lazarethgehülfe zu ihm gesandt, um Hülfe zu leisten. Man führte diesen in die natürlich dunkle Hütte des Herrschers, wo auf einer Lagerstätte ein Mann in Schmerzen sich wand. Ihn für Mandara haltend, kurirte der Jünger Aesculaps mehrere Tage an ihm herum. Erst sehr viel später stellte sich heraus, dass er getäuscht worden war. Einer der eingeweihten Akiden hatte den kranken Häuptling gespielt, denn Mandara selbst ruhte bereits wochenlang in der Erde.

Bezüglich der Sklaven muss man zwischen Haussklaven und Häuptlingssklaven unterscheiden. Die ersteren sind bei Ueberfällen gefangen genommene Kinder und Weiber, die bei der Vertheilung der Beute an Krieger und Akiden gelangen. Verkauft dürfen sie nicht werden, wenn der Häuptling nicht seine Zustimmung ertheilt hat, und bekommt er dann einen Theil der Kaufsumme. Häuptlingssklaven sind einmal solche Eingeborene, die in Schulden gerathen sind und von den Gläubigern, nachdem ihnen in öffentlicher Gerichtssitzung das Recht zugesprochen worden ist, an den Häuptling als Feldarbeiter verkauft werden, sodann auch Minderjährige, die ein Verbrechen begangen haben und deren Angehörige eine Sühne nicht zahlen können oder wollen. Beide Arten, die nicht weiterverkauft, wohl aber Anderen zu Dienstleistungen abgetreten werden dürfen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

können wieder zu Freien werden, die Kinder dann, wenn sie mannbar sind und im Hause des Geschädigten den Werth des gestohlenen oder unterschlagenen Gutes abgearbeitet haben. — In allen Fällen gehört das, was der Sklave verdient, dem Herrn; aber da er andererseits auch über das Besitzthum des Herrn wie ein Familienangehöriger verfügt, so ist der Wunsch, frei zu werden, kein sehr dringender. Zur Heirath bedürfen Sklaven der Einwilligung des Häuptlings, ihre Kinder bleiben Sklaven des Eigenthümers.

Rechtssachen werden durch ein Schauri entschieden, in dem der Häuptling, der Mangi, und seine Räthe, die Akiden, Sitz und Stimme haben. Angeklagter wie Kläger und Zeugen werden zu demselben zugezogen und haben öffentlich ihre Aussagen zu machen. Nachdem Kläger den Fall vorgetragen und der Angeklagte sich vertheidigt hat, sprechen unter Umständen die Zeugen, doch beschränken sie sich gewöhnlich darauf, die Angaben der einen oder anderen Partei durch ein kurz hervorgestossenes É zu bekräftigen. Das Urtheil spricht der Häuptling, nachdem er mit seinen Räthen zu einer übereinstimmenden Entschliessung gekommen ist. Dass dabei die Macht, die er dem Volke gegenüber besitzt, von Bedeutung ist, braucht nicht erwähnt zu werden. Kräftige Häuptlinge behandeln ihre Akiden als Puppen, Schwächlinge müssen sich deren Entscheidung fügen. Den einzelnen Sätzen des Urtheils stimmen die Versammelten beim Schauri mit demselben É zu, auch der Schlussformel, die immer heisst: So ist es, so wahr ich Mareale, oder so wahr ich Meli u. s. w. bin. Diesen Schwur am Ende hört man übrigens auch von den Unterthanen gebrauchen, sobald es gilt, die Wahrheit einer Aussage zu betonen. Sso Miliare! Sso Rindi! tönt es einem in Marangu bezw. Moschi hundertfältig entgegen, was heissen soll: Ich schwöre Dir das bei meinem Häuptling! Miliare und Rindi sind die Dschagga-Namen für Mareale bezw. Meli.

Liegt ein Gerichtsfall verwickelt, so wird ein Gottesurtheil veranstaltet, von denen zwei Arten im Gebrauch sind, Kimangano und Singano genannt. Bei beiden tritt der Medizinmann in Thätigkeit. Ist für das Kimangano entschieden, was bei Wohlhabenderen der Fall ist, so bereitet der Medizinmann, der von der Sachlage vorher Kenntniss genommen hat, einen braunen Gifttrank, wie man sagt, aus trocknen und frischen zusammengekochten Blättern einer holzigen Staude. Er füllt damit während des Schauris eine weisse, in der Steppe zu findende, spiralig aufgedrehte Kegelmuschel (Achatina fatalis) und lässt den Angeklagten ihren Inhalt mit den Worten trinken: Wenn Du fällst, hast Du die Schuld begangen und gelogen, bleibst Du stehen, erkennen wir Deine Wahrheit an. Der Angeklagte unterwirft sich mit dem Schwur Sso Miliare! Sso Rindi! und muss nach einer halben Stunde noch einmal trinken. Danach führen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihn Verwandte, ein Akide und Leute der Gegenpartei zwei Stunden im Hofe der Sultansboma, wo sich alle derartigen Schauris abspielen, umher. Fällt er während dieser Zeit betäubt um, so gilt er als überführt, im andern Fall wird der Ankläger bestraft. Es kommt auch vor, dass man den Angeschuldigten mit einem Freunde und einem Mann der Gegenpartei nach einem Trunk in eine Hütte bringt und abwartet, ob er dort freiwillig eingesteht. Die Wirkung des Trunks soll in dem Fall darin bestehen, dass dies immer geschieht, wenn man den wirklichen Verbrecher vor sich hat. — Mag der Ausgang des Kimangano sein, wie er will, stets erhält der Medizinmann dafür zwei Ziegen und eine eiserne Hacke, und dies ist der Grund, warum bei Weibern und Armen das Singano*) an seine Stelle tritt. Der Medizinmann sticht dabei dem Angeklagten in seiner Hütte von aussen eine Nadel oder einen spitzen Draht durch einen Mundwinkel. Fliesst Blut beim darauffolgenden Ausspeien, so gilt er als schuldig.

Eigenthumsvergehen sollen im Allgemeinen bei den Wadschagga nicht häufig vorkommen. Die darauf gesetzte Strafe läuft meist darauf hinaus, dass der Dieb das Doppelte des Gestohlenen in Vieh oder Feldfrüchten zu zahlen hat. Kann er das nicht, macht man sich durch Verkauf seines Weibes oder seiner Kinder schadlos; ist er unverheirathet, muss er als Sklave im Dienste des Geschädigten seine Schuld sühnen.

Ausser den Gerichtsfällen werden in Schauris bei dem Häuptling auch politische und Verwaltungssachen abgehandelt. Es geht dabei sehr patriarchalisch, aber doch auch in ziemlich strenger äusserer Ordnung zu. In der Mitte seiner Leute stehend, die, oft zu Hunderten um ihn am Boden hockend, den langen Bergstock aufrecht vor sich halten, trägt der Herrscher den Gegenstand der Berathung vor. Sobald er geendet hat, klingt im tiefsten Bass ein dreimaliges ju, ju, ju (oder so ähnlich) von Aller Lippen. Dann bilden sich Gruppen von 20 bis 30, deren Sprecher, wie mir schien, ein über sie gesetzter Akide ist. Sie berathen unter sich weiter, vereinen sich schliesslich wieder, und nun theilt der Häuptling, nachdem er die Gruppenmeinungen durch die Akiden erfahren hat, das Endergebniss mit. Vielfach handelt es sich dabei um die Vertheilung des Leitungswassers, um die Festsetzung, in welcher Reihenfolge den einzelnen Theilen der Landschaft die Nutzniessung der Hauptstränge des Kanalisationssystems zukommen soll. Auch öffentliche Arbeiten, die Instandhaltung und Neuanlage von Wegen, die Feldbestellung für den Häuptling, zu der jeder verpflichtet ist, werden in solchen Versammlungen besprochen und auf die einzelnen Schultern in geregelter Weise vertheilt. Entzieht sich einer

*) Ich möchte jetzt meinen, dass es eigentlich Sindano, d. h. auf Kisuaheli: die Nadel genannt wird. Das Dschagga-Wort dafür ist wahrscheinlich ein anderes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der auferlegten Arbeit, so straft ihn der Häuptling durch Wegnahme von Vieh.

Das Familienleben der Wadschagga ist, soweit ich es beobachten konnte, ein innigeres als bei anderen ostafrikanischen Stämmen, besonders als bei der durch europäische und arabische Einflüsse verdorbenen Küstenbevölkerung. Das ergiebt sich ja auch schon daraus, dass Mann und Weib die Sorge für Vieh und Feld gleichmässig auf sich nehmen. Der junge Mann erwirbt sich das Recht zu heirathen, sobald er beschnitten ist, was nicht eher geschieht, in Kiboscho wenigstens, als bis bei ihm die Barthaare zu wachsen beginnen. Das Mädchen erlangt es mit der Ausbildung des Busens, so dass gewöhnlich der Mann das bei Negern späte Alter von 24, das Weib von 17 Jahren erreicht, bevor beide an die Ehe denken können. Die Werbung geht in der Weise vor sich, dass der Heirathslustige dem Häuptling seine Absicht mittheilt und ihn bittet, bei den Eltern der Auserkorenen als Vermittler aufzutreten. Ist eine Einigung über den Preis des Mädchens erzielt, der zwischen einer Ziege und neun Rindern schwankt, und wobei der Häuptling, wenn es sich um Arme handelt, oftmals in die eigne Tasche oder besser den eignen Stall greift, so findet eine Art Verlobung statt, indem das Brautpaar sich mit seinen Anverwandten zu einer Schmauserei vereinigt. Gefällt dem Mädchen der Bräutigam nicht, so flieht es wohl, und Verwandte treten dann als Vermittler auf, sei es um den Bräutigam zur Abstandnahme zu bewegen, sei es, um die Widerspenstige umzustimmen. Hochzeit findet ein bis sechs Monate nach der Verlobung statt, und zwar richtet sich das nach der Zeit des Bierbrauens, die wieder von der Hirseernte abhängt. Was an Bier bei der Hochzeit getrunken wird, hat der Bräutigam zu schaffen, dazu Ziegen und ein Rind, von dem sich die Eltern der Braut die Hälfte vorwegnehmen. Von den Ziegen, die sie selbst beisteuern, erhält der Bräutigam Kopf und Magen.

Die Ehe gilt am Vermählungstage für vollzogen, wenn die Schwiegereltern als besonderes Geschenk eine Ziege, die noch nicht geworfen hat, und die Braut einen zinnernen Armring von ihrem Verlobten in Empfang genommen haben. Ein Zusammenleben der Gatten findet aber nach der Hochzeitsfeier, bei der natürlich Tänze der Männer und Weiber nicht fehlen dürfen, noch nicht statt. Sonderbarer Weise schliesst sie damit ab, dass der junge Mann von den Seinen, die junge Frau von ihren Angehörigen in je eine Hütte gebracht werden, wo sie vier, in anderen Landschaften sogar acht Wochen völlig getrennt von einander leben und die Unterweisungen eines Medizinmannes über sich ergehen lassen müssen. Ob es mit dieser Kasteiung zusammenhing, dass ich eine Braut an ihrem Ehrentage ständig heftig weinen sah, weiss ich nicht zu sagen. Für europäische Damen wäre die Sitte jedenfalls »zum Heulen«.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vielweiberei ist zwar nicht verboten, indessen kann doch beim niederen Volk Monogamie als Regel angesehen werden. Die Häuptlinge halten sich neben der Hauptfrau noch Nebenfrauen und Kebsweiber. Heirathet ein Vornehmerer die Tochter eines Häuptlings, so wird diese zur Hauptfrau, eine vorher besessene andere sinkt zur Nebenfrau herab, erhält aber für sich und ihre Kinder eigenen, vererbbaren Besitz.

Ehescheidung vollzieht sich ziemlich einfach, indem man sich über Rückgabe des Kaufpreises einigt. Ist aber Ehebruch der Grund, so kommt schwere Bestrafung hinzu. Hatte sich die schuldige Frau mit einem Manne anderen Stammes vergangen, so wurde sie getödtet,*) sonst hat ihr Vater eine Viehbusse zu zahlen oder sie selbst wird zur Sklavin. Das hohe Sittlichkeitsgefühl des Volkes, welches sich hierin ausspricht und das zu dem der Masais in schroffstem Gegensatz steht, kommt auch dadurch zum Ausdruck, dass auf Nothzucht die Todesstrafe stand. War das Mädchen noch unreif, so wurden sie und ihr Vergewaltiger auf einander liegend gekreuzigt. Prostitution scheint kaum vorzukommen. Junge Dschagga-Mädchen, die gelegentlich, oft unter Anführung einer Alten, umherziehen und gegen Entgeld in Zeug oder Perlen als Tänzerinnen auftreten, weisen trotz ihrer völligen Nacktheit, sie tragen ausser reichlichem Schmuck nur den Schamschurz der Kinder, doch jede zudringliche Annäherung zurück. Was sich auf den Militärstationen, von den Soldatenfrauen abgesehen, an Weibern herumtreibt, sind Masais oder Sklavinnen, welche die Häuptlinge leider gegen Geschenke oder auf einen Druck hin abtreten, aber sicherlich nicht wieder zurücknehmen.

Ueber Gebräuche bei Geburt der Kinder ist mir nichts bekannt. Uneheliche sollen getödtet werden, ebenso alle, denen die oberen Schneidezähne zuerst herausbrechen. Man meint, die letzteren würden später ihren Vater umbringen. Jedes Kind empfängt nach der Geburt einen Namen, scheint diesen aber nicht das ganze Leben über beizubehalten. So nahm Meli von Moschi bei seinem Regierungsantritt den Namen Rindi an, der wieder nach dem glücklichen Gefecht gegen von Bülow und Wolfrum in Kiussa umgewandelt wurde.

Bei Begräbnissen wird verschieden verfahren, je nachdem es sich um Verheirathete oder Unverheirathete handelt. Die ersteren werden gleich nach dem Tode in ihrer Hütte begraben, die man schon nach ein paar Tagen wieder bezieht, und zwar rechts vom Eingang, wo das Vieh steht. Der Leichnam kommt nackt in die Grube auf Dracaenenblättern zu liegen, der Mann auf der rechten, das Weib auf der linken Körperseite ruhend. Erst wieder Blätter, dann Erde bedecken ihn. Nach Jahresfrist

*) Jetzt ist den Häuptlingen das Recht, die Todesstrafe auszusprechen, genommen worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwa öffnet meist ein Bruder des Verstorbenen das Grab und sammelt den Schädel und die Knochen des Skeletts gesondert in einen Thonkrug. Beide werden in der Bananenschamba vergraben, doch so, dass die obere mit einem Scherben bedeckte Oeffnung über dem Erdboden hervorragt. Unverheirathete, namentlich die Kinder, werden einfach an einer versteckten Stelle niedergelegt und dort dem Verwesungsprozess oder Thieren zum Frass überlassen. Als die Kilema-Missionare einen bei ihnen gestorbenen Dschagga-Knaben beerdigen wollten, legten die Eingeborenen heftigen Protest ein und verlangten, dass der Leichnam irgendwo ausgesetzt würde. Der Sitte liegt wohl demnach etwas anderes zu Grunde, als bloss der brutale Wunsch, sich der Todten möglichst schnell und ohne Arbeit zu entledigen.

Als Erbrecht gilt, dass der erste Sohn der Hauptfrau den ganzen Nachlass erhält; ist kein solcher vorhanden, so tritt eine Vertheilung unter alle Kinder ein, die entweder ein Bruder des Erblassers oder der Häuptling vornimmt. Bei Kinderlosigkeit geht das Besitzthum auf die Brüder über, beim Mangel solcher auf den Häuptling. Stirbt letzterer, ohne Anverwandte zu haben, so theilen sich die Akiden in seine Hinterlassenschaft, was meist freilich ohne blutige Streitigkeiten nicht abgeht. Für ein erbendes Kind tritt der Häuptling als Vormund auf, überlässt aber Verwandten die Vermögensverwaltung, über die nebenher auch die Mutter wacht. Die Frau beerbt der Mann allein; er ist nur verpflichtet, gleichsam als Andenken an die Mutter, seinen weiblichen Kindern je einen Zinnring für das linke, seinen männlichen für das rechte Handgelenk zu geben. Während die Mädchen diesen sofort anlegen, bewahren die Knaben ihn für ihre spätere Braut auf.

Von einem Kultus der Wadschagga bemerkt man ausserordentlich wenig. Dass sie die Sonne als Gott betrachten, wie Dr. Peters behauptet, glaube ich nicht, ich habe wenigstens niemals etwas gesehen, das darauf hingedeutet hätte. Eher noch weihen sie dem Monde eine gewisse Verehrung, wie man aus nächtlichen Tänzen bei Vollmond schliessen möchte. Ich traf auch einmal bei einer abendlichen Wanderung ein altes Weib einsam auf einem Lavablock stehend und schaute aus dem Verborgenen zu, wie sie gegen den Mond hin gestikulirte und gegen ihn ausspie. Das Anspeien ist ein Verehrungszoll, den man früher auch Europäern darbrachte, jetzt jedoch nicht mehr. — Zweifellos glauben die Wadschagga an einen guten und zahllose böse Geister und weisen dem ersteren seinen Sitz oben d. h. im Himmel an. Zu ihm fahren die Häuptlinge nach ihrem Tode auch empor, während gewöhnliche Sterbliche in die Tiefe wandern. Die bösen Geister gilt es, gut gelaunt zu erhalten, was man unter Anderem dadurch zu erreichen hofft, dass man gelegentlich Stücke von geschlachtetem Vieh irgend wohin wirft oder ganze Schafe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit einem Strick um den Hals in hohe Baumkronen hängt. Verwebt ist mit dem Geisterkultus ein Ahnenkultus. Als Mareale zur Zeit des Stationsbaues uns wiederholt besuchte, brachten seine Leute eines Tages einen Hammel mit und schlachteten ihn gleich hinter dem Hause, das Blut allenthalben umherspritzend. Nach einer Erklärung gefragt, antwortete er dieses: »Hier oben hat mein Grossvater gewohnt und da ich jetzt seine alte Wohnstätte so oft besuche, muss ich seinem Geiste doch einmal etwas zu essen mitbringen. Er würde mir sonst zürnen.« Die Furcht davor hinderte ihn freilich nicht, den Hammel eine Stunde später in Gemeinschaft mit seinen Leuten selber aufzuessen.

Götzenbilder irgend welcher Art sind mir niemals vorgekommen, dagegen vielfältig allerlei »Daua«, d. h. Zaubermittel, die gegen Krankheit, Diebstahl und tausend andere Gefährnisse schützen sollen. Am Leibe getragene Amulette sind allgemein im Gebrauch; Felder werden vor Unheil bewahrt, indem man in ihrer Mitte einen Stock aufstellt, der irgend einen alten Scherben, einen Wisch aus Lappen oder Stroh, einen Maiskolben u. s. w. trägt. Will man sich vor Verfolgern retten, so legt man Stengelstücke der Banane über den Weg. Eine Hütte, die keine Thür hat, wird vor Einbrechern bewahrt, indem man ein Bananenblatt quer über die Schwelle breitet. Wer es mit böser Absicht überschreitet, stirbt oder wird doch krank. Aehnlich hilft man sich gegen alles Mögliche mit einer Daua. Dass sie nicht immer fruchtet, erfuhren wir am eigenen Leibe. Wir hatten eine solche in Form eines aus allerlei Tand gemachten Ungethüms vor unsere Schutzhütte oberhalb des Urwaldes gehängt. Trotz ihrer wurde die Thür erbrochen und die Strohsäcke gestohlen, auf denen wir schliefen; zur Ehre der Eingeborenen sei aber gesagt, dass dies der einzige Diebstahl war, der uns im Laufe von fast $1^1/_2$ Jahren betroffen hat.

Für Erhaltung und Verbreitung des Aberglaubens sorgen die Medizinmänner, von denen es einen grossen, damals in Kilema ansässigen und ebensoviele kleine giebt, als Landschaften vorhanden sind. Eine besondere Tracht habe ich an ihnen nicht bemerkt, wie denn überhaupt das Volk, das ja auch kein einziges Musikinstrument besitzt, für Aeusserlichkeiten wenig Sinn hat. Der grosse Medizinmann hat eine Art internationaler Stellung, denn an ihn wenden sich vornehmlich die Häuptlinge, um sich von ihm die Zukunft, den Ausgang eines zu unternehmenden Krieges, den Verlauf einer Krankheit oder dergleichen aus der Lage der Eingeweide eines geschlachteten Thieres vorhersagen zu lassen. Die kleinen Medizinmänner widmen sich vornehmlich der Heilpflege bei Mensch und Vieh innerhalb ihrer Landschaften, machen aber auch das Wetter, binden und lösen den Regen und schaffen durch Zauberspuk gestohlenes Gut herbei.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einen eigenartigen abergläubischen Gebrauch, Kischongo genannt, haben die Wadschagga beim Freundschaftsschliessen. Nachdem in Gegenwart beider Kontrahenten eine Ziege geschlachtet und abgehäutet ist, wird aus der Stirnhaut des Felles ein Lederstreifen geschnitten, in zwei Theile getheilt und aus jedem dieser ein Ring geformt, den die Freunde nunmehr für ihr ferneres Leben am Finger tragen müssen. Baron v. d. Decken und Johnston hatten sich, ehe man sich näher mit ihnen einliess, dieser Prozedur noch zu unterwerfen, jetzt wird sie Europäern gegenüber nicht mehr verlangt. Die Zeiten haben sich eben geändert, die alten Sitten schwinden mehr und mehr, ein weiteres Jahrzehnt noch und Vieles, was ich auf den vorangehenden Seiten zu erzählen wusste, wird nicht mehr wahr sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

X. KAPITEL.

Klima und Vegetation.

Klima und Vegetation stehen allenthalben auf der Erde in engster Beziehung zu einander. Das Klima drückt der Vegetation seinen Stempel auf, und darum fallen klimatische und Vegetationszonen in der Regel zusammen. Am Kilimandscharo unterscheide ich sechs solcher, die Zone der Steppe, die des Mischwaldes, des Kulturlandes, des Gürtelwaldes, der Bergwiesen und der Flechten.

1. Die Steppe.

Wenn man sich dem Berge von Süden her nähert, so betritt man sein Gebiet, sobald man den aus dem Jipe-See und Papyrus-Sumpf kommenden Rufu- oder Pangani-Fluss gekreuzt hat. Man sieht dann ein scheinbar ebenes Land vor sich, aus dem sich nur hier und da ein paar Hügel emporheben, ein Land, das in fünf bis sechs Stunden zu durchqueren ist und von 750 Meter Meereshöhe ganz allmählich und kaum merklich auf 900 bis 1000 Meter ansteigt. Dieses Land, das sich rings um den steiler aufragenden Theil des Kilimandscharo herumlegt, und das ich von Schira im Westen bis Useri im Osten begangen habe, ist eine gewaltige Aufschüttungsebene, die der vulkanischen Thätigkeit des Berges selbst ihren Ursprung verdankt. Vordem war hier eine Depression vorhanden, aus welcher der 6000 Meter hoch sich erhebende Riese emporstieg, indem er eine Decke von Granit und Gneis durchbrach. Die jetzt über die Ebene hervorragenden kleinen Hügel und Kuppen sind in ihrer Mehrzahl nichts weiter als die Spitzen von Gebirgsketten, die sich an das Ugueno-Gebirge anlehnend die Depression durchzogen. Auch der bedeutendste derselben, der Baumann-Hügel, der auf den neueren Karten als Vulkan eingetragen wurde, ist, wie Dr. Lent sich überzeugen konnte, eine Gneiskuppe. Es ist also festzuhalten, dass die Kilimandscharo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Niederung ihren Bodenverhältnissen nach aus vulkanischen Aschen beziehungsweise aus den herabgeschwemmten Zersetzungsprodukten von Laven, Basalten und Tuffen besteht. Zu einer Humusbildung kommt es, von den Oasen und Flussläufen abgesehen, nirgends.

Das Klima dieser Region, deren obere Grenze, wie gesagt, bei 1000 Meter Meereshöhe anzunehmen ist, die aber im Osten unterhalb der Rombo-Landschaften sich noch 200—400 Meter weiter hinaufschiebt, ist ein heisses und trockenes, im Grossen und Ganzen wohl wenig anderes, als es das nicht gebirgige Binnenland Ostafrikas überhaupt charakterisirt. Genauere Zahlenangaben liegen mir nur als gelegentliche Aufzeichnungen vor, aber ich will doch einige davon, die Temperatur betreffend, hier anführen, weil sie immer noch einen besseren Anhalt geben, als allgemeine Redewendungen. Auf einer Ende Juli unternommenen Tour, die sich vom Dschalla-See über Taweta bis zum Dehu- oder Muë-Fluss erstreckte, wurden morgens 7 Uhr Werthe zwischen 16 und 18,5° C., mittags 2 Uhr zwischen 22,5 und 26°, abends 9 Uhr zwischen 18,5 und 20° abgelesen, wobei zu beachten ist, dass diese Zahlen wie alle folgenden entweder mit Hülfe eines Schleuderthermometers oder eines Assmann'schen Aspirationsinstrumentes gewonnen wurden, also die Schattentemperatur darstellen. Ende September werden wieder am unteren Laufe des Dehu als untere Grenze morgens 7 Uhr 19°, als obere mittags 2 Uhr 28,5° festgestellt. Vom 13. zum 18. November beobachtete Dr. Lent, als er von Kahe nach Aruscha und wieder zurückging, früh 7 Uhr Ziffern zwischen 14,8 und 19,8°, um 2 Uhr zwischen 24,5 und 28,8°, um 9 Uhr zwischen 16 und 20,5°; Anfang Dezember auf dem Wege von den Makessa-Hügeln der Meyer'schen Karte nach Kahe morgens und abends als niedrige Werthe 16,4—19,7 bezw. 18,4—22,9°, mittags als höchste 28,5—30,2°. Ganz ähnliche Angaben wie diese letzteren konnte ich Ende Dezember am Quare-Fluss unterhalb Madschame machen, nur stieg hier das Thermometer mehrmals bis auf 32°. Mitte Januar wurden unterhalb Moschi am Garanga mittags 30,6—31 gemessen, Mitte März abends 29,6°.

Man kann hiernach sagen, dass die Schattentemperaturen am Fusse des Kilimandscharo vom Juli bis Dezember oder Januar ansteigend bei höchstem Sonnenstand sich zwischen 22 und 32°, früh nach Sonnenaufgang zwischen 15 und 20°, abends 9 Uhr, geraume Zeit nach Sonnenuntergang, zwischen 16 und 23° bewegen. Die tiefste Temperatur, die überhaupt jemals und zwar kurz vor 6 Uhr morgens beobachtet wurde, betrug 11°, indessen ist als sicher anzunehmen, dass während der kältesten Jahresperiode, der Hauptregenzeit, für welche mir keine Angaben vorliegen, das Thermometer gelegentlich nachts bis auf 9 und 8° sinken wird.

Was die Niederschlagsmengen angeht, die bei einer Beurtheilung der Vegetationsverhältnisse in erster Linie mitsprechen, so bin ich da

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leider nicht im Stande, mit irgend welchen Zahlen aufwarten zu können. Es regnet am Fusse des Berges in den meisten Jahren, soviel ist sicher, von Mitte März bis Mitte April zum Wenigsten einen Tag um den andern, manchmal in kurzen, mit Sonnenschein abwechselnden Güssen, manchmal unaufhörlich 20 und mehr Stunden hinter einander. Auf meinem Wege von Kisuani bis zum Jipe-See, wo ganz ähnliche Verhältnisse herrschen, wie in der Kilimandscharo-Niederung, habe ich Wolkenbrüche erlebt, welche die ganze Nacht und den folgenden Tag bis Mittag anhielten. Infolgedessen wateten wir fast ständig bis zu den Knien, in Senkungen bis zur Brust im Wasser. Die Gegend zwischen Jipe-See und Ugueno-Gebirge, die ich drei Monate später als ein überaus dürres Gelände kennen lernte, glich einem einzigen grossen Sumpfe, dessen zäher, manchmal halbmetertiefer Schlamm den Marsch zu einem überaus anstrengenden machte. — Die Regen werden seltener schon im Mai, und vom Juni an bis zum Oktober herrscht ununterbrochen heisses, trockenes Wetter. Der Kilimandscharo-Bewohner, der in der Kulturregion seinen Aufenthalt genommen hat, geniesst in dieser Zeit, zum Wenigsten bis in den August hinein, fast täglich und besonders vormittags ein ganz eigenartiges Schauspiel. Dann ist über den ganzen Berg, in Form einer gewaltigen Glocke, dunkles Gewölk gelagert, das keinen Sonnenstrahl hindurchtreten lässt, aber je nachdem sich nun diese Glocke höher hebt oder tiefer senkt, schaut man zur Ebene gewendet an ihrem unteren, oft haarscharf abgeschnittenen Rande vorbei auf ein Gefilde, das in Licht getaucht ist, wo alles flimmert und schimmert unter den sengenden Strahlen des Tagesgestirns.

Es ist behauptet worden, dass der Fuss des Kilimandscharo zu den trockensten Gebieten Ostafrikas gehöre, dass insbesondere die Gegend um Aruscha Tschini ausser in der kurzen Regenzeit gar keine Niederschläge empfange. Das ist nicht richtig. Einem Reisenden wird es allerdings geschehen können, dass er vom Mai bis Ende Februar die in Rede stehende Landschaft kreuz und quer durchziehen mag, ohne einmal nass geworden zu sein. In Wahrheit hat es aber doch hier und da geregnet, er wurde nur nicht davon betroffen. Von unserer Station aus überschauten wir die unter uns im Halbkreis gelagerte Steppe stellenweise auf eine ungeheuere Entfernung hin, auf 5 bis 6 Tagemärsche, d. h. bis 120 Kilometer, und da konnten wir konstatiren, dass auch in den Zeiten der grössten Trockenheit, namentlich aber vom Oktober bis Dezember, sich überall gelegentlich einmal eine dunkle Wolke vom Himmelsgewölbe gleichsam ablöste und in der für Strichregen charakteristischen Weise zur Erde niedersenkte. Oft boten sich an drei und vier dem Horizont näheren oder ferneren, seitlich mehr oder minder genäherten Stellen solche Wolken, die wie fein parallel gestreifte, graue, vom Himmel herabgelassene Vorhänge erscheinen, sich gleichzeitig unseren Augen dar.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neben diesen, wie zugegeben werden muss, sehr sporadischen und meist wenig ausgiebigen Regenfällen der Trockenzeit, die für die Pflanzenwelt kaum mehr als einen Tropfen auf einen heissen Stein bedeuten, ist aber noch auf eine andere Quelle des unentbehrlichen Nasses hinzuweisen, auf den Thau nämlich. Von der Fülle, mit der dieser ganz gewöhnlich morgens zur Erscheinung kommt, haben wir in unseren Breiten gar keine Vorstellung. Die mit der starken Tagesinsolation des Bodens im geraden Verhältniss stehende nächtliche Ausstrahlung bringt es mit sich, dass man früh beim Aufbruch aus dem Lager nicht nur Gräser und Kräuter von Wassertropfen in aller Form triefend findet, sondern sogar auch Stauden und Sträucher bis über Brust- und Kopfhöhe hinaus. Bewegt man sich in dichter Vegetation auf schmalem Negerpfade fort, so ist es gar nichts so Seltenes, dass einem nach halbstündigem Marsch die Kleider in bekannter Weise am Leibe kleben. Man fröstelt dabei trotz 12—15° Luftwärme und wünscht nichts sehnlicher, als dass die Sonne mehr Kraft gewinne. Ist dies dann der Fall, spätestens 8 Uhr morgens, so ist man nicht nur selbst in überraschend kurzer Zeit wieder trocken, auch vom Boden und den Pflanzen ist der Thau wie weggeleckt.

Das giebt allein schon ein Maass für die Verdunstungsgrösse, die Evaporationskraft des Klimas, noch mehr aber eine Erscheinung, die man an der Mehrzahl der vom Gebirge herunterkommenden Bäche und Wasseradern beobachten kann. Macht man etwa im Januar einen Flankenmarsch bei 1000 Meter Meereshöhe um den Kilimandscharo herum, so stösst man alle Augenblicke auf mehr oder weniger tief eingeschnittene, bald fuss-, bald sechs bis acht Meter breite Bachbetten und Regenrisse. Alle sind, mit Ausnahme einer sehr beschränkten Anzahl grösserer, in denen die Zuflüsse des Pangani oder Tsavo nach abwärts eilen, bis auf den Grund trocken, nur hier und da steht vielleicht einmal in einem ausgewaschenen, beschatteten Becken noch eine Lache. Verfolgt man ebenenwärts ein solches Bachbett, das an deutlichen Zeichen gewahren lässt, wie in ihm zur Regenzeit ein viele Meter tiefer, grosse Felsblöcke mit sich wälzender Strom dahinbraust, so sieht man es sich mit jeden hundert Schritten immer mehr verflachen, immer schmäler werden und zuletzt, oft auf eine Entfernung von drei oder vier Kilometern spurlos verschwinden. Im Juni, als die Regenzeit im Gebirge noch andauerte, in der Ebene aber bereits ausgesprochene Trockenheit herrschte, ging ich, vom Ugueno-Gebirge zum Papyrus-Sumpf niedersteigend, den von Baumann als Amolo bezeichneten Bach hinab. Wir mussten ihn in der Region von 1400 bis 1200 Meter mehrmals überschreiten und immer sanken wir in dem Schlamm und dem Wasser, das sein Bett füllte, bis zum Bauch hinein. Bei 1000 Metern tritt er noch als ein ganz ansehnliches Gewässer aus dem ihn begleitenden Walddickicht hinaus und bei 800 Metern, nachdem er

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kaum 3 Kilometer in sonnendurchglühter, freier Ebene geflossen war, hatte er sich in Wohlgefallen aufgelöst, d. h. in zum Theil unterirdisch versinkendes Sickerwasser, zum Theil, und das sicher nicht zum geringsten, in Dunstform. Leider liegen bisher über die Evaporationskraft des ostafrikanischen Klimas keinerlei verlässliche Messungen vor, wir können nichts weiter darüber sagen, als dass sie entsprechend der Insolationsgrösse eine ganz abnorm hohe ist.

Mit den geschilderten Verhältnissen des Bodens und Klimas steht nun die Vegetation der Kilimandscharo-Niederung in Uebereinstimmung. Den Fuss des Berges bis 1000 Meter, im Osten bis 1400 Meter bedeckt Steppe. Damit ist zunächst wenig gesagt. Wenn ich die russischen und asiatischen Steppen ganz bei Seite lasse, ebenso die westafrikanischen, und es unternehme, mir aus den zahlreichen Reisewerken ein Bild konstruiren zu wollen, wie denn so eine ostafrikanische Steppe aussieht, so werde ich nicht weit kommen. Ich verfolge beispielsweise die Schilderungen einer Reihe von Leuten, — es sind ja ausnahmslos keine Botaniker — die ganz den gleichen Weg gemacht haben. Da sagt der eine, zwischen dem Dorf A. und dem Dorf B. liegt auf stundenweite Entfernung eine kurzgrasige Wiese, aus deren sattem Grün Millionen von Knollen- und Zwiebelgewächsen, von Erdorchideen und anderen ihre bunten Blumen leuchten lassen. Ein zweiter hat ganz an derselben Stelle eine Savanne gesehen, ein ununterbrochenes Grasmeer, das ihm bis an die Hüften reichte und das durch seine Armuth an Blüthenpflanzen auffiel. Ein dritter schildert die Gegend als in ein fahles Gelb und Grau gekleidet, er spricht von vereinzelten Bülten starrer, rohrartiger, von allerlei Ranken und Schlingpflanzen durchzogener Gramineen, deren Rispen hoch über seinem Haupte zusammenschlugen. Alle drei haben Recht, auch ein letzter noch, der von einer fast vegetationslosen, verbrannten Fläche zu erzählen weiss; sie haben alle ein und dieselbe und zwar eine besondere Art der Steppe nur in verschiedenen Entwickelungsphasen gesehen.

Aber noch in ganz anderer Weise weichen die Aufzeichnungen der Reisenden von einander ab. Ganz dasselbe Gebiet ist dem einen eine Wald-, dem zweiten eine Parklandschaft, der dritte nennt es Baumsteppe, der vierte einfach Busch. Vor sich hatten alle eine Fläche, die mit Bäumen bestanden war, also einen Wald sagt A. Nein, ein Wald ist dies nicht, meint B., dazu stehen mir die Bäume doch zu licht, das ist ein Park, denn man hat den Eindruck, als ob die Bäume in bestimmten Abständen oder zu Gruppen vereint gepflanzt seien. C. sieht weniger auf die Bäume, als auf das von Gräsern oder niedern Sträuchern bedeckte Gelände, über welches sie sich vertheilen, also eine Steppe mit Bäumen, eine Baumsteppe schreibt er in sein Tagebuch. D. endlich hält die Bäume, die ja vielfältig nur eine Höhe von vier bis sechs Metern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erreichen, überhaupt nicht für solche und heisst das Ganze einen lichten Busch.

Lässt den Botaniker hiernach, der gewöhnt ist, mit bestimmten Begriffen zu operiren, die noch dazu fast immer erzählende, sehr selten wirklich schildernde Reiselitteratur in den allermeisten Fällen so gut wie ganz im Stich, so ist der Beamte oder Offizier, der den Kopf voller Definitionen hinauskommt, nicht weniger schlimm daran. Da hat Jemand, der Ostafrika nie gesehen hat, die Formel ausgeheckt: Savanne ist ein Gelände, auf dem man sich nicht bewegen kann, ohne die Grashalme niederzutreten. In der Steppe, meint er, kann man das, denn da stehen die Gräser in einzelnen Büschen, zwischen denen der nackte Boden hervortritt. Ich habe dagegen eingewendet, dass man dann nach der Regenzeit häufig durch Savanne gehen würde, wo man ein paar Wochen zuvor durch Steppe marschirt sei. Das habe gar keinen Sinn, musste ich mich darauf belehren lassen, denn die Jahreszeiten könnten nur auf Wuchs und Grösse, nicht aber auf die Abstände der Grasbüsche einen Einfluss haben. Der Herr vom grünen Tisch, auf dem aber nichts Grünes wächst, sondern nur graue Theorie, hat eines nicht bedacht, dass nämlich mit der Regenzeit die Lücken zwischen den ausdauernden Grasbüschen durch einjährige ausgefüllt werden, die schnell aufschiessen, aber, wenigstens in ihren oberirdischen Theilen, vergänglich sind und von denen man in der späteren Trockenzeit oft weiter nichts gewahrt, als die massenhaft über den Boden gestreuten Früchte.

Ich sagte: der Fuss des Kilimandscharo trägt Steppenvegetation. Was ist denn nun aber eine Steppe? Nur die mir allein bekannten ostafrikanischen Verhältnisse zu Grunde legend meine ich, dass man am Besten thut, Steppe mit dem gleich zu setzen, was der Küstenneger als Pori bezeichnet. Er versteht darunter ganz im Allgemeinen die durch ihre Trockenheit charakterisirte Wildniss im besonderen Gegensatz zum Kulturlande. Er nennt campi pollini oder porrini — r und l werden ständig verwechselt — ein Lager am Schlusse des Tagemarsches, wo er kein Essen zu kaufen bekommt, wo keine Menschen wohnen, wohin er sich also Nahrungsmittel und dazu häufig auch Wasser mitzunehmen hat. Steppe ist ein ganz ähnlicher Begriff wie im Deutschen der Begriff Haide. Wie diese alles Mögliche sein kann, eine Dünenlandschaft, ein Moor, ein Kiefernwald, eine durch das Vorherrschen des Haidekrauts gekennzeichnete Formation, so ist auch die Steppe bald eine Grasflur, ein Dornbusch-Dickicht, ein Gelände, das ganz den Charakter eines Obstgartens trägt, bald ein lichter Euphorbien- oder Akazienhain. Alle diese Einzelformationen, zu denen man noch eine grosse Zahl anderer hinzufügen könnte, herrschen entweder auf grossem Raum allein — eine Grasflur, ein Akazienbusch kann eine tagelange Ausdehnung haben — oder aber, und dies ist der bei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weitem häufigere Fall, sie durchsetzen einander, die eine ist in die andere eingesprengt, hier als lang gezogener Streifen, dort wie eine winzig kleine oder grosse Insel von allen möglichen Umrissformen. Uebergänge, welche die Gegensätze vermitteln, sind da, aber ebenso oft vermisst man sie auch. Gar nicht so selten heben sich auf weiter Flur wie vom Gärtner hineingesetzt Gruppen von Schlingern durchrankter Bäume gegen niedrigen Krautwuchs ab, der auch nicht ein einziges Holzgewächs aufkommen lässt.

Geht nun durch die Mannigfaltigkeit, in der sich die Steppe unseren Augen darbietet, ein gemeinsamer Zug? Denkt man sich die verschiedenen Gewächse, welche die Einzelformationen zusammensetzen, etwa wie Soldaten zu einer Reihe aufgepflanzt und stellt sich ihnen bloss als Physiognom gegenüber, so wird man von einem gemeinsamen Zuge kaum etwas bemerken. Was verbindet einen zwei bis drei Meter hohen Andropogonhalm mit einer Kandelaber-Euphorbie, was den meterdicken, steinblockähnlichen Knollenstamm von Pyrenacantha mit den oft haushoch niederhängenden, blattlosen Zweigen von Cissus quadrangularis? Gestaltlich nichts, aber sehr Vieles, sowie man das Zweckmässigkeitsprinzip in die Betrachtung hineinträgt. Wenn ich von denen absehe, die nur während und kurze Zeit nach der Regenzeit ein vergängliches Dasein führen, so giebt es kaum eine Steppenpflanze, der man es nicht ansähe, dass sie mit einer feindlichen Natur gleichsam im Kampfe liegt, dass sie Waffen trägt gegen die ihr Leben bedrohende Dürre, dazu häufig auch gegen den Frass der weidenden Thiere. Alle höheren Steppenpflanzen haben weiter etwas Starres, ich möchte sagen Krystallinisches, der Wind bewegt sie nicht, die geschwungene Linie tritt bei ihrem Aufbau zurück, die Verzweigung ist gerade, eckig, kantig, das Blattwerk trocken, ledern, unbiegsam. Alle werfen keinen oder nur geringen Schatten, und gerade dies macht es wohl in erster Linie mit, dass man wie unter demselben Hauche steht, ob man sich in offener, mit hohen Gräsern und Strauchwerk bedeckter Flur oder in einer Baumsteppe bewege, die sich, sei es aus Palmen, sei es aus blattlosen Euphorbien, sei es aus dicotylen Laubbäumen zusammensetzt. Ueberall umfluthet einen das Licht in gleicher Stärke, überall ist es heiss und die zitternde Luft trocken, überall hört man statt des Säuselns und Rauschens, das der Wind unsern schmiegsamen Pflanzen entlockt, nur ein Knarren, Knacken, Aechzen und Rascheln.

Auf die Formationen eingehend, wie sie der Kilimandscharo-Steppe im Besonderen eigenthümlich sind, beginne ich mit der Grasflur. In ihrer typischen Art finden wir sie zwischen 800 und 1100 Meter vorwiegend im Osten des Berges unterhalb der Rombo-Landschaften, Useri und Kimangelia, wo sie auf meilenweite Entfernungen fast rein zur Erscheinung kommt. Sie setzt sich in der Hauptsache aus Andropogon-Arten zusammen, und zwar in der Weise, dass immer streckenweise bald

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

A. Schimperi, bald A. rufus und lepidus, bald endlich Themeda Forskahlii vorwaltet. Die Lücken zwischen diesen ausdauernden Grasbüschen, deren Halme zuletzt über Mannshöhe erreichen, werden mit und kurz nach der Regenzeit von zarteren, vergänglichen Gräsern wie Eragrostis megastachya, Tricholaena Teneriffae, Melinis minutiflora, dann später aber vor Allem durch ein ganzes Heer von Leguminosen ausgefüllt. Ich nenne von solchen Pseudarthria Hookeri, die auch auf den oberen Bergwiesen wiederkehrt, Crotalarien, Phaseolus Schimperi, Dolichos Oliveri und Volkensii, zahlreiche Indigofera-, Tephrosia- und Rhynchosia-Arten. Mit diesen zugleich blühen und geben einen ganz hervorragenden Schmuck ab einzelne nicht windende Convolvulaceen wie Astrochlaena hyoscyamoides, Asclepiadeen wie Gomphocarpus fruticosus und lineolatus, endlich eine ganze Reihe von Malvaceen, Acanthaceen und Amarantaceen. Compositen fehlen so gut wie ganz, denn sie sind nur vertreten durch ein paar Senecio- und Vernonia-Arten. Alle diese sind mehr oder weniger krautige Pflanzen, die schnell in die Höhe schiessen. Ihr Wachsthum muss ja mit dem der Gräser gleichen Schritt halten, sonst werden sie erstickt, und so kommt es auch, dass in dieser Art der Grasflur Bäume und höhere Sträucher nur ganz vereinzelt zur Entwicklung gelangen. Von Bäumen, die ganz isolirt auf grosse Entfernungen vorkommen, sah ich Melia Volkensii, Thespesia Garckeana, Heeria insignis, Berchemia discolor und hier und da einmal eine Bauhinia reticulata.

Eine zweite grosse Grasflur findet sich am Westfuss des Kilimandscharo zwischen ihm und dem Meru, aber diese gleicht der ersten nicht. Hier haben wir ein Gebiet vor uns, wo wir wirklich von Regen zu allen Jahreszeiten sprechen können. Dreimal habe ich diese Ebene zu einer Zeit durchzogen, in der sonst überall Trockenheit herrschte, und jedes Mal gingen dort zum Abend Gewitter nieder, die uns auf ein bis zwei Stunden mit Wasserfluthen überschütteten. Die grosse Feuchtigkeit, die noch durch die Schmelzwässer des Kibo vermehrt wird, bringt es mit sich, dass in dieser Grasflur zahlreiche Sümpfe verstreut sind, dicht bewachsen bald mit Papyrus, bald mit Panicum maximum, Phragmites communis und Cyperus-Arten. Auf der Flur selbst, die auf grosse Strecken ganz den Eindruck einer sich das Jahr über fast gleich bleibenden deutschen Wiese macht, treten die Andropogon-Arten zurück, sie sind nur durch kleine, kniehoch werdende Arten vertreten. Diese sind untermischt mit einer ganzen Schaar anderer niederer Gräser — ich habe wohl an 50 verschiedene aufgenommen — alle so vertheilt, dass man oft auf kleinstem Raum mehr als ein Dutzend zusammenfindet. Auch hier sind die Begleitpflanzen vorzugsweise Leguminosen, doch daneben auch Erdorchideen, eine grössere Zahl von Compositen, wie Sphae-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ranthus, Pollycline, Tripteris, Gerbera, Gynura, die prächtig ziegelrothe Acanthacee Crossandra nilotica, mehrere schönblüthige Thunbergia-, Cycnium- und Ipomoea-Species. — Im Allgemeinen glaube ich, dass Grasfluren, wie diese zwischen Meru und Kilimandscharo zu den äussersten Seltenheiten in Ostafrika gehören; ich habe keine weitere kennen gelernt als eine ähnliche im Luengera-Thal, also auch hier in einer Alluvialebene zwischen grösseren Bergmassiven.

Neben den Grassteppen spielt eine bedeutende Rolle in der Kilimandscharo-Niederung die Obstgarten-Steppe. Dieser von Hans Meyer zuerst angewandte Name ist gerade kein sehr schöner, aber er ist bezeichnender als irgend ein anderer. Als ich die Formation in Usambara zuerst kennen lernte, wurde ich, wie ich in einem früheren Kapitel erwähnte, sofort an gewisse Partien in der Umgebung Dresdens erinnert. Man hat, um eine Vorstellung zu bekommen, in der That nichts weiter nöthig, als sich einen grossen Obstgarten zu denken, in dem knorrige, vier bis höchstens sechs Meter hohe Apfelbäume vorwalten. Die Bäume, von denen keiner über den anderen sich hinaushebt, die alle gleichaltrig erscheinen, sind wie von Menschenhand in regelmässig gleiche und ziemlich weite Abstände gepflanzt. Man geht nicht unter, sondern zwischen ihren Kronen hindurch, höchstens brusthohe Gräser, untermischt mit niederen, im Wuchs meist an Johannis- oder Stachelbeeren erinnernden Sträuchern, bedecken vor Eintritt der höchsten Trockenheit in fast geschlossener Decke den Boden. Es ist niemals nur eine Baumart, die diese Steppe bildet, sondern zum Wenigsten immer ein Dutzend verschiedener, aber es herrscht doch bald diese bald jene vor, am häufigsten die Gardenia Thunbergii. Ausser dieser nenne ich noch Combretum mit sechs bis acht verschiedenen Species, Stereospermum, Gymnosporia, Zizyphus, Commiphora, Faurea, Diphaca und namentlich auch Bauhinia reticulata. Eine wahre Fundgrube für den Botaniker ist die Vegetation, soweit sie den Raum zwischen den Bäumen ausfüllt; in keiner anderen Formation lassen sich so viele und so prächtig blühende Arten zusammenbringen, wie hier. Generationsweise folgen sie auf einander, erst, bevor noch die Regen gefallen sind, die Zwiebel- und Knollengewächse, dann die Gräser und Kräuter, zuletzt die Sträucher, alle einen ständig höher werdenden Teppich bildend, der das bunteste Farbenmuster aufweist. Alles was krautig ist, vergeht mit der fortschreitenden Dürre, so dass zuletzt nur noch ein gelbes, trockenes Haufwerk zusammengefallener, in einander geschobener Zweige und Halme übrig bleibt, aus dem die Bäume und Sträucher allein noch mit ihrem Laube emporragen.

Die Obstgarten-Steppe verlangt meiner Erfahrung nach ein gewisses Maass dauernder Luftfeuchtigkeit, die ihr aber weniger durch Regen als durch Nebel zu Theil wird. Sie ist darum auch an den Fuss der Gebirge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebunden — am Kilimandscharo um 1000 Meter herum —, niemals habe ich sie, in ihrer reinen Form wenigstens, im völligen Flachlande beobachtet. Dort vertritt sie die Akazien-Steppe, die aber auch am Kilimandscharo zwischen 700 und 800 Meter Meereshöhe vorkommt, namentlich in der Gegend von Kahe und im Süden am Unterlauf des Himo. Der Eindruck, den man von ihr bekommt, ist ein verschiedener, je nach den Arten, mit denen man es zu thun hat. Sind es solche mit hohem Stamm und ausgeprägten Schirmkronen, so stehen sie weit aus einander, man wird an lichte, italienische Pinien-Haine erinnert. Sind sie niedrig, buschartig, so drängen sie sich meist mehr oder weniger zusammen, und es können auf diese Weise undurchdringliche Dickichte entstehen. In den Akaziensteppen, die der Regel nach in den trockensten Gebieten zur Erscheinung kommen, tritt Gras als Bodenbedeckung zurück, eine auch nur einigermaassen geschlossene Krautnarbe ist, abgesehen von der Regenzeit selbst, überhaupt nicht vorhanden. Namentlich Capparideen-Sträucher vertheilen sich hier über die Fläche, daneben als häufigste Pflanze, die oft nichts anderes aufkommen lässt, die gelbblühende Succulente Talinum caffrum.

Von nur lokaler Bedeutung, nie über grosse Strecken sich ausdehnend, ist die Dum-Steppe, gebildet von zerstreuten, meist gabelig getheilten Hyphaene-Palmen. Sie legt sich im Kranze um die Oasen Taweta, Kahe, Aruscha herum, begleitet auch als schmaler Streifen die baumbestandenen Ufersäume der grösseren Flüsse, wie die des Pangani, Rau und Werri-Werri.

Den Grasfluren und Baumsteppen reihen sich als dritte im Bunde die Strauchsteppen an. Die eigenthümlichste davon möchte ich als einen Urwald im Kleinen bezeichnen. Wie sich bei diesem — ich denke da weniger an afrikanische, als an brasilianische oder javanische Verhältnisse — die Baumkronen in gewisser Höhe über dem Boden nicht nur unter sich verflechten, sondern auch noch durch die Lianen gleichsam zu einer geschlossenen Laub- und Zweigmasse verknüpft werden, so ist dies auch bei dem afrikanischen Busch par excellence der Fall. Meist überragt er kaum Kopfhöhe und dann ist er von Kniehöhe an ein förmlicher Filz, möchte man sagen. Ihn im blossen Ansturm zu durchbrechen ist ganz unmöglich. Hat man keine Hülfe und vor Allem kein Haumesser bei sich, so giebt es nur zwei Mittel, sich durch ihn, allerdings ausserordentlich mühsam, einen Weg zu bahnen. Entweder man kriecht unten, fast auf dem Bauche liegend, zwischen den hier blattlosen, aufstrebenden Zweigen hindurch, was oft zur Noth geht, oder man wirft sich rücklings gegen die Blätter- und Zweigmauer, drückt sie nieder und schiebt sich dann, freilich auf schwankem Grunde und ab und zu durchbrechend, darüber hinweg. Auf jeden Fall kommt man immer nur als arg zerschundener Raubritter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hinaus, denn sowohl unter den Lianen, als unter den holzigen und strauchigen Komponenten ist stets eine ganze Reihe von Dornenpflanzen. In der Kilimandscharo-Niederung bedeckt dieser Busch namentlich die kleinen Hügelketten und Kuppen, die sich aus der Ebene erheben, aber mit strenger Ausnahme derjenigen, die aus granitischem Gestein bestehen. Solche sind, wie die Abhänge des Ugueno-Gebirges, mit Bäumen, namentlich Adansonien und Kandelaber-Euphorbien bestanden. Nachdem ich dies und zwar mit völliger Sicherheit erkannt hatte, war es Dr. Lent von unserem Stationshause aus mit Hülfe eines guten Glases möglich, alle Berge und Hügel der Ebene, die er in seine Karten eingetragen hatte, auch nach ihrem geologischen Aufbau, ob vulkanisch, ob Urgestein, festzulegen.

Ich schliesse die Uebersicht mit einer Erwähnung der Suaeda-Steppe. Solche, ausschliesslich salzhaltigen, ehemaligen Sumpf- und Seeboden bedeckend, ist besonders am Unterlauf des Dehu zwischen Kahe und Aruscha entwickelt, dann auch im Circus des Ugueno-Gebirges, an den Ufern des Jipe-Sees und Papyrus-Sumpfes, endlich im Norden am Njiri-See. Es ist die Suaeda monoica, die hier in übermannshohen, mit kleinen drehrunden, fleischigen Blättern bedeckten, licht stehenden Sträuchern dem sonst fast nackten Boden entspriesst. Neben der Succulentensteppe, die aber am Kilimandscharo kaum entwickelt ist, stellt sie die einzige Formation dar, die mir in Vielem ein ähnliches Bild bot, wie ich es häufig in der ägyptisch-arabischen und libyschen Wüste vor Augen gehabt hatte. Sonst ist die Steppe von der Wüste sehr weit verschieden, und ich glaube darum, dass es in pflanzengeographischen Schilderungen überhaupt nicht angeht, in Mittelafrika und speziell Ostafrika von Wüsten zu sprechen.

Bevor ich zum Schluss noch der Oasen und der Flussläufe in der Kilimandscharo-Niederung gedenke, seien ein paar Worte den Steppenbränden gewidmet. Was über diese gelegentlich in Büchern geschrieben worden ist, gehört zu einem Theil in das Gebiet der Uebertreibung. Von einer Feuerlawine, die auf einen zukommen soll und der man mit Noth und Mühe entgeht, kann niemals die Rede sein. Ich habe Monate lang, im August und September besonders und dann wieder im Januar und Februar, die Steppe an allen möglichen Stellen brennen sehen, und wenn man von oben, von der Höhe aus, nachts hinunterschaute, dann konnte man oft in der That glauben, dass da ein Flammenmeer sich vorwärtswälze. Kommt man aber dann am Tage selbst zu der Brandstelle, so überzeugt man sich, dass man durch das Flammenmeer ganz vergnüglich hindurchspazieren kann und nur durch Rauch und den schwarzen Kohlenstaub belästigt wird. Ein grösseres oder kleineres Flackerfeuer ist ja hier und da zu sehen, da, wo dürre Aeste zusammengeweht wurden, sonst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Grossen und Ganzen ist es mehr ein Schwelen als ein Brennen. Ganz langsam glimmt die Gluth weiter, lässt oft inselartig grosse Flecke unversehrt stehen, erlischt ganz, um dann hundert Meter weiter sich durch einen fortgetriebenen Funken neu zu entfachen. Es ist auch ganz falsch, anzunehmen, dass alle Steppen in jedem Jahr abbrennten. Ungeheure Strecken, die vom Verkehr abliegen, davon bin ich überzeugt, bleiben oft Jahrzehnte lang von Bränden gänzlich unberührt. Ich habe selbst Brände sowohl unten in der Ebene, als auf den oberen Bergwiesen wiederholt künstlich erzeugt, und von unserer Station aus nahmen sich diese abends und nachts ganz prächtig aus; man meinte, da müssten grosse Holzstösse in Lohe stehen. Nach einem, höchstens zwei Tagen erloschen sie aber immer wieder, und wenn ich ging, nachzusehen, waren meist nur Flecke abgeschwelt kaum grösser als die Grundfläche eines Hauses. Man täuscht sich abends; was man für loderndes Feuer hält, ist nichts weiter als der rothe Schein der Gluth. Es ist nach alledem auch falsch, anzunehmen, dass der knorrige Wuchs, der ganze eigenartige Habitus der Steppenbäume und -Sträucher auf die Wirkung von Steppenfeuern zurückzuführen sei. Die Pflanzen der Wüste bieten vielfach ein ganz ähnliches Bild und da ist doch von Bränden keine Rede.

Was die erwähnten Oasen angeht, so habe ich nur eine derselben näher kennen gelernt, die von Kahe. Sie verdankt ihre Entstehung ebenso wie Taweta und Aruscha einer Gelände-Depression, welche von einem bezw. mehreren kleinen Flüssen durchzogen wird. Der Fluss, der nach heftigen Regenfällen weit über seine Ufer tritt, ermöglicht Irrigation und damit Ackerbau, während der hohe Grundwasserstand einem ziemlich üppigen Laubwalde die Lebensbedingungen gewährt. Namentlich Taweta, die grösste der drei Oasen, die sich am Lumi entlangzieht, ist wiederholt, so von Thomson und Johnston, in begeistertsten Ausdrücken als ein Paradies geschildert worden, das an Schönheit und Fruchtbarkeit kaum seines Gleichen habe. Ich lasse es dahingestellt, wieviel davon auf Uebertreibung zu setzen sei; Kahe, in dem ich mehrere Tage geweilt habe, entfernt sich noch sehr weit von einem Paradiese. Zweifellos bedeckte auch hier der Wald früher ein bei Weitem grösseres Areal, jetzt ist er durch Ausholzung seitens der Eingeborenen sehr zusammengeschrumpft, kann man ihn doch allseitig in weniger als einer Stunde durchschreiten. Einzelne gewaltige Riesen finden sich darin, im Allgemeinen aber wird die Stammstärke nicht über einen halben und die Stammhöhe der mässig dicht stehenden Bäume nicht über 30 Meter hinausgehen. Jene ersten sind meist Ficus-Arten, die andern gehören verschiedenen Gattungen an, so sah ich eine Piptadenia, Trema guineensis, Mimusops und Tabernaemontana usambarensis, Sizygium owariense, vor Allem aber als schönsten Baum eine Anacardiacee. Säulengleich strebt der glatte

Stamm dieser astlos bis über 20 Meter empor, um sich oben in eine Krone horizontaler Aeste aufzulösen, die mit feinem, doppelt gefiedertem Laube dicht besetzt sind. Blüthen vermochte ich leider nicht zu erlangen, dagegen sammelte ich die massenhaft über den Boden verstreuten, gerade reifen Früchte, schiefeiförmige, birnengrosse, gelbe Mangos, deren äusserst wohlschmeckendes Fleisch zwei bis drei Samen umschliesst. — Das Unterholz des Kahewaldes besteht aus Sträuchern und niederen Bäumen, ist aber trotz der Lianen, die es durchziehen, und von denen einige, wie die Landolphia florida, bis zu den höchsten Wipfeln emporsteigen, nirgends so dicht, dass man nicht ohne sonderliche Mühe auch pfadlos darin vorwärts kommen könnte. Eine üppige Gras- und Staudenvegetation bedeckt an allen Blössen den Boden.

Die Kulturpflanzen, welche die Eingeborenen ziehen, sind dieselben wie in den Landschaften des Kilimandscharo. Bananen werden in geschlossenen, von hohen Bäumen überragten Schamben kultivirt, Bohnen, Eleusine, Bataten u. s. w. auf gräbendurchzogenen Feldern, die durch handhohe Aufhäufelung des Bodens in quadratmetergrosse Beete zerlegt sind.

In gewissem Sinne Oasen der Kilimandscharo-Steppe stellen auch die Flussläufe dar. Je nachdem sie mehr oder weniger tief eingeschnitten sind, werden sie von einem Ufersaum hochstämmiger Bäume begleitet, der bald nur wenige Schritt breit ist und sich auf die zum Bett abfallenden Böschungen beschränkt, bald den Charakter eines rechts und links sich dahinziehenden, aber immer doch nur schmalen Haines annimmt. Wo Flüsse in einander einmünden, kommt es auch wohl in dem Winkel, den sie mit einander bilden, zur Entstehung eines grösseren Wäldchens, so z. B. am Garanga. Die Bäume sind hier namentlich wieder Ficus-Arten wie F. vallis choudae, F. capensis und F. Sycomorus, daneben eine beträchtliche Zahl anderer, von denen ich Croton macrostachys, Flueggea fagifolia, Tapura Fischeri, Albizzia Brownei, Acacia senegalensis und die schon erwähnte Trema guineensis nenne. — In einzelnen der Flussläufe sah ich hart am Rande der Strombahn dichtes Gebüsch der baumartig werdenden und sicherlich wilden Ricinus-Staude, in andern das mannshohe Röhricht eines Amomum zur Entwicklung gelangen, während aussen am Ufersaum überall Capparideen-Sträucher, Grewien, Abutilon-Arten, von Cissus durchrankt, den Uebergang zur eigentlichen Steppenflora herstellen.

2. Der Mischwald.

Die Zone des Mischwaldes erstreckt sich von 1000 bis 1250 Meter Meereshöhe. Ueber ihr Klima stehen mir keine selbstgewonnenen Zahlen zur Verfügung, indessen wird dieser Mangel dadurch ausgeglichen, dass wir eine hier zu verwendende Arbeit des Dr. Widenmann, des Arztes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Moschi-Station, besitzen. Er hat während seines Aufenthalts an diesem, bei 1150 Meter gelegenem Platze vom 1. Juli 1894 bis ebendahin 1895 fortlaufend meteorologische Beobachtungen gemacht und sie in den »Mittheilungen aus den Deutschen Schutzgebieten« veröffentlicht. Die wichtigste seiner Tabellen gebe ich im Abdruck wieder.

Greifen wir aus der Tabelle diejenigen Zahlen heraus, welche für die Vegetationsverhältnisse in erster Linie von Bedeutung sind, und beginnen wir mit der Temperatur, so ergiebt sich, dass die Tageswärme, für den Monat im Durchschnitt genommen, um 7 Uhr morgens von 15,2° im Juli bis auf 20,5° im Januar ansteigt und dann wieder langsam zur ersten Ziffer fällt. Für 2 Uhr mittags sind die entsprechenden Zahlen 21 und 29,8°, für 9 Uhr abends 18 und 22,6°. Das absolute Maximum, immer natürlich im Schatten gemessen, wächst in der gleichen Zeit von 26,2 auf 33,5°, das Minimum fällt von 13,8 im August auf 12,2 im Oktober und steigt dann wieder bis 16,2° im Januar. Die relative Luftfeuchtigkeit, für die wir leider aus dem Steppengebiet gar keine Vergleichsangaben besitzen, betrug im Jahresmittel 66%, sie fiel im Monat Oktober bis auf 57% und bewegte sich in den Mittagsstunden um 30%. In den Regenperioden hebt sie sich im April auf 76, im Mai auf 79, und ergab bei höchstem Sonnenstand selten unter 50%. »In den Regenmonaten hat also Moschi ein entschieden feuchtes Klima, was sich ausser der starken Bewölkung, reichlicher Nebelbildung und vielfachen Niederschlägen im praktischen Leben durch leichten Schimmelansatz an Leder, mangelhaftes Trocknen von Wäsche u. s. w. nachtheilig äussert.

An Regen fielen im Ganzen 1165,2 Millimeter, davon im März, April, Mai 718,3, im November und Dezember 318,8, in den Uebergangsmonaten Februar und Juni, Juli 113,8 und endlich in der Trockenzeit August, September, Oktober und Januar 14,3 Millimeter. Die grosse Regenzeit Februar bis Juli brachte also 71, die kleine im November und Dezember 27,5 und die Trockenzeit 1,5% der Gesammtsumme.« Den Schluss, der sich daraus ergiebt, zieht Widenmann, indem er sagt: »Wie in den Steppengebieten, so ist auch in Moschi der Wechsel von Trockenperioden und Regenzeiten ein ganz schroffer, und fast die ganze Menge des gefallenen Regens ist auf die Regenmonate (November und erste Hälfte des Dezember einerseits und April-Mai andererseits) beschränkt, in denen die Regen mit echt tropischer Heftigkeit und Reichlichkeit auftraten.«

Eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Pflanzenwelt hat neben Temperatur und Feuchtigkeit die Bedeckung des Himmels, und in dieser weicht die Zone des Mischwaldes sicherlich ganz erheblich von der Steppe ab. Wir ersehen aus der Tabelle, dass in allen Monaten selbst zur Mittagszeit im Durchschnitt mehr als die Hälfte des Himmels-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewölbes bewölkt erscheint. Ausführlicher darüber verbreiten will ich mich bei der Besprechung des Klimas der Kulturregion. Hier nur so viel, dass ich es dieser starken Bewölkung, die vielfach mit dem Auftreten von Nebeln Hand in Hand geht, vor Allem zuschreibe, wenn es überhaupt am Fusse des Kilimandscharo zur Ausbildung eines Mischwaldes kommt. Der untere Rand der Wolkenglocke, die während einer grossen Zeit des Jahres über dem Berge lagert, fällt mit dem unteren Rande des Mischwaldes zusammen.

Gehen wir nun auf diesen selbst ein, so ist allgemein, dass er sich aus der Obstgartensteppe entwickelt, indem die Bäume näher zusammenrücken und eine fast undurchdringliche Gebüsch- und Staudenvegetation zwischen sich aufkommen lassen. Wie man Schritt für Schritt in ihm höher kommt, gesellen sich zu den bekannten Arten von Combretum, Commiphora, Gardenia, Bauhinia u. s. w., die alle durch ihre mässig dichte Belaubung und ihre geringe Höhe ausgezeichnet sind, andere mehr aufstrebende Baumgestalten, das Blattwerk wird grösser, saftiger grün, die Verzweigung hängend, horizontal ausgebreitet oder schirmartig, kurz in ganz allmählichem Uebergange gelangt man aus der Steppe in einen Wald. Das Gefühl, in einem solchen zu wandeln, ist vollständig, sobald die Baumkronen hoch über einem zusammenschlagen und damit dichter Schatten über den Weg gebreitet ist. Mit der Beschattung des Bodens hängt aber dann wieder dreierlei zusammen. Einmal schwindet das aus vielfach dornigen, fahl belaubten Steppensträuchern gebildete Unterholz, ebenso alle höheren Stauden und Gräser, die dazwischen zu einer geschlossenen Masse vereinigt waren, und es treten an deren Stelle theils niedere Bäumchen, das Jungholz der höheren, theils dunkelgrünes Gebüsch, dessen reiche Blätterfülle nur kniehohe Kräuter wie Balsaminen, Desmodien, Commelinen und auch solche umbrophile Arten, Piper capense z. B., unter sich duldet, die sonst nur dem oberen Gürtelwalde eigenthümlich sind. Sodann mischen sich Lianen ein. Das Bedürfniss, dem Lichte näher zu rücken, begünstigt das Aufkommen einer ganzen Reihe von Schlingern und Hakenklimmern, der Paulinia pinnata, Periploca linearifolia, Pterolobium lacerans, Artabotrys nitida, Cissus-Arten und vieler anderen. Die dritte Erscheinung endlich, die mit der Beschattung und der dadurch geminderten Verdunstung in Verbindung steht, ist die Bildung von Humus. Einer schwarzen Erde, mit der uns der Begriff der Fruchtbarkeit verknüpft ist, entsprossen die Gewächse und verdanken dieser gewiss einen Theil ihres verhältnissmässig üppigen Wuchses.

Die Bezeichnung Mischwald ist darum gerechtfertigt, weil in seiner ganzen Ausdehnung Steppentypen einen nicht unbedeutenden Antheil des Baumwuchses stellen. Namentlich sind dies Akazien, daneben Erythrina tomentosa, Croton macrostachys, Kigelia aethiopica und in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Militärstation Moschi am Kilimandscharo.

1894/95	Lufttemperatur										Luftfeuchtigkeit							
					Mittl.			Absol.			absolute in mm				relative in %			
	7a	2p	9p	Mittel	Max.	Min.	Diff.	Max.	Min.	Diff.	7a	2p	9p	Mitt.	7a	2p	9p	Mitt.
	°	°	°	°	°	°	°	°	°	°								
Juli	15.2	21.0	18.0	18.0	22.4	—	—	26.2	—	—	10.8	10.6	9.8	10.4	84	58	63	68
August	15.9	22.0	18.5	18.7	24.1	14.5	9.6	26.3	13.8	12.5	10.7	10.3	10.3	10.4	80	52	64	65
September	16.7	24.9	19.6	20.2	26.5	14.4	12.1	29.5	13.3	16.2	11.2	9.6	11.9	10.9	79	41	70	63
Oktober	18.1	26.9	21.1	21.8	28.1	15.3	12.8	30.7	12.2	18.5	11.7	9.0	11.6	10.8	75	34	63	57
November	19.1	25.9	20.3	21.4	27.5	16.3	11.2	30.2	14.3	15.9	13.0	11.2	12.9	12.4	79	45	73	68
Dezember	19.3	25.1	20.8	21.5	27.9	16.5	11.4	31.9	15.5	15.4	13.3	14.3	12.4	13.3	80	61	68	70
Januar	20.5	29.8	22.6	23.9	31.3	17.4	13.9	33.5	16.2	17.3	12.7	12.7	10.8	12.1	71	41	53	55
Februar	19.8	26.8	22.3	22.8	29.6	17.1	12.5	32.8	15.8	17.0	13.2	12.9	11.9	12.7	77	49	60	62
März	19.6	26.2	21.4	22.2	28.8	17.2	11.6	30.6	15.7	14.9	13.6	12.1	12.7	12.8	60	48	67	58
April	19.0	23.9	20.0	20.7	25.5	16.9	8.6	26.9	15.0	11.9	14.0	13.8	13.8	13.9	86	63	79	76
Mai	17.5	22.1	19.1	19.4	24.0	16.4	7.6	27.2	14.2	13.0	13.2	13.5	13.1	13.3	89	69	80	79
Juni	16.0	20.9	17.9	18.2	22.7	15.5	7.4	28.6	14.3	14.3	10.6	10.7	10.4	10.6	78	58	68	68
Jahr	**18.1**	**24.6**	**20.1**	**20.7**	**27.4**	**(16.1)**	**(11.3)**	**33.5**	**12.2**	**21.3**	**12.3**	**11.7**	**11.8**	**11.9**	**78.2**	**51.6**	**67.3**	**66**

1894/95	Windstärke				Bewölkung				Regenmenge in mm				Zahl der Tage mit Regen			
														mit mehr als		
	7a	2p	9p	Mittel	7a	2p	9p	Mittel	7a	9p	Summe	Max. in 24 Std.	im Allg.	0.2 mm	1.0 mm	25.0 mm
Juli	1.9	2.4	5.8	3.4	8.3	6.7	5.7	6.9	30.7	4.6	35.3	12.8	14	11	6	0
August	0.6	2.9	8.3	3.9	8.5	6.7	6.3	7.2	3.4	1.2	4.6	3.1	4	3	3	0
September	2.1	3.9	6.4	4.1	6.9	5.5	3.0	5.1	2.6	0.0	2.6	1.7	4	3	1	0
Oktober	2.0	4.0	6.6	4.2	6.4	5.5	3.0	5.0	0.5	2.1	2.6	1.8	8	3	1	0
November	2.4	3.4	4.8	3.5	7.0	6.3	6.0	6.4	120.3	82.1	202.4	69.8	22	17	11	1
Dezember	1.8	3.3	2.5	2.5	4.8	6.8	3.6	5.1	44.7	71.7	116.4	25.0	16	10	8	0
Januar	1.6	3.0	2.9	2.5	2.1	5.1	2.2	3.5	0.0	4.5	4.5	4.5	4	1	1	0
Februar	1.3	4.1	3.5	3.0	4.7	6.5	3.0	4.7	9.5	47.3	56.8	15.2	22	14	8	0
März	2.4	3.9	4.6	3.6	6.0	6.6	5.1	5.9	50.5	63.3	113.8	34.6	23	16	14	1
April	1.9	3.1	5.0	3.3	7.9	6.7	7.4	7.3	193.4	176.7	370.1	42.3	28	26	26	6
Mai	2.6	2.2	3.6	2.8	9.4	8.0	8.7	8.7	174.3	60.1	234.4	48.9	26	24	21	1
Juni	1.6	2.2	3.0	2.3	8.6	6.5	7.4	7.4	10.0	11.7	21.7	8.9	14	7	5	0
Jahr	**1.9**	**3.2**	**4.8**	**3.3**	**6.7**	**6.4**	**5.1**	**6.1**	**639.9**	**525.3**	**1165.2**	**69.8**	**185**	**134**	**105**	**9**

Militärstation Moschi am Kilimandscharo.

1894/95	Lufttemperatur										Luftfeuchtigkeit							
					Mittl.			Absol.			absolute in mm				relative in %			
	7a	2p	9p	Mittel	Max.	Min.	Diff.	Max.	Min.	Diff.	7a	2p	9p	Mitt.	7a	2p	9p	Mitt.
	°	°	°	°	°	°	°	°	°	°								
Juli	15.2	21.0	18.0	18.0	22.4	—	—	26.2	—	—	10.8	10.6	9.8	10.4	84	58	63	68
August	15.9	22.0	18.5	18.7	24.1	14.5	9.6	26.3	13.8	12.5	10.7	10.3	10.3	10.4	80	52	64	65
September	16.7	24.9	19.6	20.2	26.5	14.4	12.1	29.5	13.3	16.2	11.2	9.6	11.9	10.9	79	41	70	63
Oktober	18.1	26.9	21.1	21.8	28.1	15.3	12.8	30.7	12.2	18.5	11.7	9.0	11.6	10.8	75	34	63	57
November	19.1	25.9	20.3	21.4	27.5	16.3	11.2	30.2	14.3	15.9	13.0	11.2	12.9	12.4	79	45	73	68
Dezember	19.3	25.1	20.8	21.5	27.9	16.5	11.4	31.9	15.5	15.4	13.3	14.3	12.4	13.3	80	61	68	70
Januar	20.5	29.8	22.6	23.9	31.3	17.4	13.9	33.5	16.2	17.3	12.7	12.7	10.8	12.1	71	41	53	55
Februar	19.8	26.8	22.3	22.8	29.6	17.1	12.5	32.8	15.8	17.0	13.2	12.9	11.9	12.7	77	49	60	62
März	19.6	26.2	21.4	22.2	28.8	17.2	11.6	30.6	15.7	14.9	13.6	12.1	12.7	12.8	60	48	67	58
April	19.0	23.9	20.0	20.7	25.5	16.9	8.6	26.9	15.0	11.9	14.0	13.8	13.8	13.9	86	63	79	76
Mai	17.5	22.1	19.1	19.4	24.0	16.4	7.6	27.2	14.2	13.0	13.2	13.5	13.1	13.3	89	69	80	79
Juni	16.0	20.9	17.9	18.2	22.7	15.5	7.4	28.6	14.3	14.3	10.6	10.7	10.4	10.6	78	58	68	68
Jahr	**18.1**	**24.6**	**20.1**	**20.7**	**27.4**	**(16.1)**	**(11.3)**	**33.5**	**12.2**	**21.3**	**12.3**	**11.7**	**11.8**	**11.9**	**78.2**	**51.6**	**67.3**	**66**

1894/95	Windstärke				Bewölkung				Regenmenge in mm				Zahl der Tage mit Regen			
														mit mehr als		
	7a	2p	9p	Mittel	7a	2p	9p	Mittel	7a	9p	Summe	Max. in 24 Std.	im Allg.	0.2 mm	1.0 mm	25.0 mm
Juli	1.9	2.4	5.8	3.4	8.3	6.7	5.7	6.9	30.7	4.6	35.3	12.8	14	11	6	0
August	0.6	2.9	8.3	3.9	8.5	6.7	6.3	7.2	3.4	1.2	4.6	3.1	4	3	3	0
September	2.1	3.9	6.4	4.1	6.9	5.5	3.0	5.1	2.6	0.0	2.6	1.7	4	3	1	0
Oktober	2.0	4.0	6.6	4.2	6.4	5.5	3.0	5.0	0.5	2.1	2.6	1.8	8	3	1	0
November	2.4	3.4	4.8	3.5	7.0	6.3	6.0	6.4	120.3	82.1	202.4	69.8	22	17	11	1
Dezember	1.8	3.3	2.5	2.5	4.8	6.8	3.6	5.1	44.7	71.7	116.4	25.0	16	10	8	0
Januar	1.6	3.0	2.9	2.5	2.1	5.1	2.2	3.5	0.0	4.5	4.5	4.5	4	1	1	0
Februar	1.3	4.1	3.5	3.0	4.7	6.5	3.0	4.7	9.5	47.3	56.8	15.2	22	14	8	0
März	2.4	3.9	4.6	3.6	6.0	6.6	5.1	5.9	50.5	63.3	113.8	34.6	23	16	14	1
April	1.9	3.1	5.0	3.3	7.9	6.7	7.4	7.3	193.4	176.7	370.1	42.3	28	26	26	6
Mai	2.6	2.2	3.6	2.8	9.4	8.0	8.7	8.7	174.3	60.1	234.4	48.9	26	24	21	1
Juni	1.6	2.2	3.0	2.3	8.6	6.5	7.4	7.4	10.0	11.7	21.7	8.9	14	7	5	0
Jahr	**1.9**	**3.2**	**4.8**	**3.3**	**6.7**	**6.4**	**5.1**	**6.1**	**639.9**	**525.3**	**1165.2**	**69.8**	**185**	**134**	**105**	**9**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tieferen Lagen auch einzelne Kandelaber-Euphorbien (Euphorbia Reinhardti). Von Bäumen, die in der Steppe fehlen, seien Gardenia riparia, Stylidium chinense, Trichilia emetica und Pittosporum abyssinicum aufgezählt. Als Unterholz sind namentlich Grewien, Rhus- und Phyllanthus-Arten bemerkenswerth. Besonders hohe und starke Bäume sind immer nur einzelne Ficus, alle übrigen sind nur da von ansehnlicherem Wuchse, wo eine ausgiebigere Grundfeuchtigkeit vorhanden ist, also in den Thälern und Schluchten. — Der Mischwald hat also durchaus kein gleichmässiges und einheitliches Gepräge, wie der noch zu besprechende obere Gürtelwald, mag man ihn nun radial von unten nach oben oder bei derselben Höhe seitlich im Flankenmarsch durchwandern. Er ist auch, als Ganzes betrachtet, keine von Menschenhand unberührte Formation. Nur unterhalb Uru und namentlich der kleineren, sich zwischen Kiboscho und Madschame einschiebenden Landschaften Kindi und Naruma ist das noch theilweise der Fall, und dort hat er darum mehr oder weniger den Charakter eines Regenwaldes bewahrt. Ueberall sonst ist er durch Ausholzung und Abbrennen seitens der Eingeborenen gelichtet, und je nachdem diese Ausholzung früher oder später, im grösseren oder geringeren Umfange erfolgt ist, hat sich sein Aussehen wesentlich verändert und zwar in der Richtung, dass an Stelle der Regenwaldtypen, der hohen, schattenwerfenden Laubbäume, die Gehölze der Steppen traten, Akazien, Kigelien und Euphorbien.

Im ganzen Südosten des Kilimandscharo fehlt der Mischwald in der Höhenlage zwischen 1000 und 1250 Meter überhaupt, eine ihm ähnliche Formation tritt erst oberhalb der Kulturregion bei 1600 und 1700 Meter auf. Ich lasse es dahingestellt, ob er der Axt und dem Feuer bis auf die letzten Spuren zum Opfer gefallen ist. Wahrscheinlicher ist mir aber, dass er hier nie vorhanden war. Der Osten des Berges hat zweifellos von jeher im Regenschatten gelegen, dazu kommt die geringe Neigung des Vegetationsbodens zum Horizont, beides Momente, die das Heraufsteigen der Steppe unterhalb der Rombo-Landschaften begünstigen.

3. Das Kulturland.

A. Das Klima.

Das Klima dieser im Allgemeinen zwischen 1250 und 1700 Meter gelegenen Region ist von Dr. Lent und mir in Marangu bei 1560 Meter vom 1. Juni 1893 an bis zum September 1894 durch täglich dreimalige Beobachtungen soweit festgelegt worden, als es der Rahmen einer meteorologischen Station zweiter Ordnung erlaubt. Vorher, vom 6. April 1893 an, wurden von uns in der 150 Meter tiefer gelegenen Militärstation Aufzeichnungen über Temperatur, Luftfeuchtigkeit und Regenmenge ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

macht, später, nach Lent's Tode, wurden die Journale durch den Forstgehilfen Steiner, so gut es eben ging, bis zum 25. Dezember 1894 fortgeführt. Das gesammte Material wurde Herrn Professor Dr. v. Danckelman zur Bearbeitung und Berechnung überwiesen und von ihm in dankenswerther Weise in einem Aufsatz niedergelegt, der unter dem Titel: »Die Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen an der wissenschaftlichen Kilimandjaro-Station Marangu« in den »Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten« erschienen ist. Diese Arbeit, da sie weiteren Kreisen schwer zugänglich ist, im Wesentlichen citirend und im Einzelnen auf sie verweisend, gebe ich umseitig die darin enthaltene Haupttabelle wieder.

a. Temperatur.

»Im Jahre 1893 war der August der kühlste Monat (13,3°), 1894 der Juli (13,8°), der wärmste Monat ist der Februar (20,2°), die mittlere Jahresschwankung beträgt also etwa 7°. Sie ist demnach erheblich grösser als an der ostafrikanischen Küste, wo sie nur 3 bis 4° beträgt. Da die Temperaturverhältnisse der Station wesentlich von den Bewölkungsverhältnissen abhängen, so ist es erklärlich, dass die Unterschiede der Temperaturen desselben Monats in verschiedenen Jahren recht erheblich von einander abweichen können. Eine grössere Anzahl von trüben, nebeligen Tagen ist leicht im Stande, die Mitteltemperatur des betreffenden Monats nicht unbedeutend herabzusetzen, so betrug die Differenz der Mitteltemperaturen des August 1893 und 1894 1,7°, die des November 1,2°. Die Veränderlichkeit der Temperatur, d. h. die Unterschiede der sich folgenden Tagesmittel, ist daher auch keine ganz geringe. So betrug die 2p Temperatur am 21. Februar 1894 28,4°, am 22. 17,5°, am 23. wieder 26,2°, die Unterschiede der Mitteltemperatur dieser drei Tage 3,5° bezw. 2,6°. Im Mittel beträgt die Veränderlichkeit des Tagesmittels der Temperatur 0,7°, ein wesentlicher Unterschied der Veränderlichkeit je nach der heissen oder kühlen Jahreszeit ist nicht zu konstatiren, denn im Februar 1894 betrug sie ebenso 0,8°, wie im August 1894, während sie im Mai nur 0,5° erreichte. Die Monatsschwankung ist erheblich, sie beträgt im Mittel, wie in Moschi, 11°, das Maximum wird im Januar mit 15,7° zur heissen Zeit erreicht, das Minimum im Juni zur kühlen Zeit mit 7,2°. Die Jahresschwankung betrug 23°, das absolute Maximum 30,5°, das absolute Minimum 7,5°, die Temperaturverhältnisse sind also noch extremer als in Moschi.«

Verfolgen wir nach diesen allgemeineren Bemerkungen die Temperaturcurve im Besonderen, so sehen wir, wie sie um 7 Uhr morgens im August 1893 mit 11,6° den niedrigsten Stand hat, von Monat zu Monat, mit einer Unterbrechung im Januar, bis zum Februar und März auf 16,7° steigt und dann erst schnell, später langsamer, wieder fällt. Für 2 Uhr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wissenschaftliche Kilima-

λ = etwa 37° 25′ östl. Gr.

1893/94	Assmannsches Psychrometer trocken 7a	2p	9p	Mitt.*)	feucht 7a	2p	9p	Lufthermometer 7a	2p	9p	Mitt.**)
Juni	12.2	16.1	13.5	13.8	11.5	13.4	12.2	12.2	16.6	13.6	14.0
Juli	11.9	15.9	13.3	13.6	10.9	12.8	12.1	12.0	16.2	13.5	13.8
August	11.5	15.9	12.9	13.3	10.7	12.9	11.9	11.6	16.4	13.1	13.5
September (22)	12.6	19.9	14.4	15.3	11.8	14.3	13.4	12.7	20.3	14.6	15.6
Oktober (24)	14.3	21.2	15.9	16.8	13.1	15.6	14.3	14.4	21.6	15.9	16.9
November	14.7	20.9	16.1	16.9	13.5	16.3	14.5	14.7	21.3	16.1	17.0
Dezember	15.5	23.3	17.8	18.6	13.7	17.2	14.2	15.4	23.4	17.7	18.6
Januar	15.2	25.6	18.5	19.4	11.7	16.3	13.4	15.1	26.0	18.7	19.8
Februar (21)	16.8	25.8	19.1	20.2	13.6	16.8	15.2	16.7	26.3	19.3	20.4
März (20)	16.6	21.2	18.1	18.5	14.7	17.2	15.7	16.7	21.7	18.2	18.7
April (26)	15.7	21.3	16.9	17.7	14.8	17.2	15.2	15.8	21.8	17.0	17.9
Mai	14.5	18.5	15.6	16.0	13.9	16.1	14.6	14.6	19.1	15.7	16.3
Jahr	**14.3**	**20.5**	**16.0**	**16.7**	**12.8**	**15.5**	**13.9**	**14.3**	**20.9**	**16.1**	**16.9**
Juni	12.3	16.7	13.8	14.2	11.7	14.1	12.7	12.4	17.3	14.0	14.4
Juli (20)	12.0	16.9	13.2	13.8	11.1	13.5	11.8	12.1	17.5	13.4	14.1
August	13.1	18.6	14.2	15.0	11.9	14.8	13.0	13.0	18.9	14.2	15.1
September (25)	13.8	21.0	14.9	16.1	12.6	15.6	13.3	13.8	21.0	14.9	16.2
Oktober (6)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
November	16.5	22.6	16.6	18.1	15.3	18.0	15.3	16.3	22.6	16.6	18.0
Dezember (22)	17.9	22.4	16.4	18.3	15.6	18.3	13.8	17.8	22.3	16.3	18.2

1893/94	Wasserleitungswasser 7a	2p	9p	Windstärke 7a	2p	9p	Mittel	Bewölkung 7a	2p	9p	Mittel
Juni	14.3	15.1	14.5	2.9	2.8	3.1	2.9	8.3	8.0	7.8	8.0
Juli	14.1	14.9	14.4	2.8	2.6	2.1	2.5	8.5	7.6	9.2	8.4
August	14.0	14.8	14.3	2.0	2.4	2.4	2.3	8.6	8.8	9.4	8.9
September (22)	14.2	15.8	14.7	1.0	2.7	3.3	2.3	8.3	5.8	8.0	7.4
Oktober (24)	14.6	16.9	15.3	1.4	2.6	3.0	2.3	7.3	6.5	7.9	7.2
November	14.8	17.0	15.5	1.7	3.7	3.5	3.0	6.9	5.8	7.0	6.6
Dezember	14.8	18.1	15.9	1.0	4.3	3.7	3.0	5.1	4.2	2.7	4.0
Januar	14.1	19.2	15.9	1.3	3.2	3.4	2.6	2.3	4.4	2.2	3.0
Februar (21)	14.9	20.5	16.7	0.4	3.1	3.2	2.2	2.3	4.7	2.7	3.2
März (20)[1])	15.7	18.6	16.6	0.4	2.3	2.5	1.7	4.9	6.7	6.0	5.9
April (26)	15.4	17.5	15.9	1.1	2.6	2.2	2.0	7.3	5.9	7.5	6.9
Mai	14.9	16.2	15.2	1.6	1.5	1.3	1.5	8.9	8.1	9.8	8.3
Jahr	**14.6**	**17.0**	**15.4**	**1.5**	**2.8**	**2.8**	**2.4**	**6.6**	**6.4**	**6.7**	**6.5**
Juni	14.4	15.4	14.6	2.0	1.7	1.3	1.7	9.6	8.1	9.0	8.9
Juli (20)	14.1	15.2	14.2	1.6	1.9	1.1	1.5	8.4	7.1	7.0	7.5
August	13.9	15.0	14.4	1.9	2.1	1.4	1.8	7.6	7.7	8.2	7.8
September (25)	13.5	15.5	14.0	1.3	1.8	1.2	1.4	7.2	6.8	7.8	7.3
Oktober (6)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
November	—	—	—	1.3	2.5	1.8	1.9	8.0	7.0	7.7	7.6
Dezember (22)	—	—	—	0.7	1.5	2.2	1.5	4.9	6.9	3.0	4.9

*) Die Regenmessungen sind im März 1894 ohne Unterbrechung durchgeführt.

**) Mittel aus $\frac{7a + 2p + 2 \times 9p}{4}$

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ndscharostation Marangu.

φ = etwa 3° 17′ südl. Br. h = etwa 1560 m.

Extreme						Luftfeuchtigkeit*)							
Mittlere			Absolute			absolute in mm				relative in %			
Max.	Min.	Diff.	Max.	Min.	Diff.	7 a	2 p	9 p	Mittel	7 a	2 p	9 p	Mittel
18.1	10.9	7.2	21.0	8.6	12.4	9.8	10.2	10.1	10.0	92	75	87	85
18.3	10.6	7.7	20.8	9.1	11.7	8.9	9.7	10.1	9.6	89	73	89	84
19.1	9.9	9.2	22.1	7.5	14.6	9.3	9.9	10.0	9.7	92	74	91	86
21.9	10.4	11.5	24.9	7.6	17.3	10.0	9.8	11.0	10.6	92	58	90	80
23.2	11.7	11.5	25.4	9.1	16.3	10.8	10.9	11.4	11.0	89	63	85	79
23.0	12.2	10.8	24.7	9.3	15.4	11.0	11.9	11.7	11.5	89	65	86	80
25.2	12.3	12.9	27.4	11.0	16.4	10.9	12.1	10.5	11.2	83	57	70	70
27.6	11.9	15.7	30.2	10.3	19.9	8.8	9.9	9.3	9.3	69	41	59	56
28.2	12.6	15.6	30.5	11.5	19.0	10.3	10.5	11.2	10.7	73	43	69	62
24.8	13.3	11.5	29.4	11.0	18.4	11.7	13.0	12.3	12.3	84	71	80	78
23.5	13.2	10.3	25.0	10.6	14.4	12.1	12.9	12.2	12.4	88	69	82	80
21.3	12.6	8.7	24.9	9.8	15.1	11.6	12.6	12.0	12.1	94	80	90	88
22.8	**11.8**	**11.0**	**30.5**	**7.5**	**23.0**	**10.4**	**11.1**	**11.0**	**10.8**	**86**	**64**	**81**	**77**
19.0	11.0	8.0	22.1	8.6	13.5	10.0	10.9	10.5	10.5	93	77	89	86
19.0	10.4	8.6	23.3	7.3	16.0	9.5	9.5	9.7	9.6	91	71	86	83
21.1	10.6	10.5	23.9	8.6	15.3	9.8	10.9	10.7	10.5	87	69	88	81
23.2	11.1	12.1	27.5	9.3	18.2	10.3	11.0	10.7	10.7	88	62	85	78
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
24.5	12.5	12.0	29.4	9.6	19.8	12.5	13.4	12.3	12.7	89	67	88	81
26.0	11.7	14.3	29.3	9.5	19.8	12.2	13.9	10.7	12.3	80	70	77	76

Regenmenge		Zahl der Tage mit									
		Regen						Nebel			
in mm	Max. in 24 Stdn.	im Allg.	mehr als 0.2 mm	1.0 mm	25.0 mm	Gewittern	nur Wetterleuchten	morgens	abends	Insgesammt	Hagel
83.5	22.2	22	19	13	0	0	0	13	2	14	0
144.5	25.8	24	21	17	1	0	0	9	1	10	0
167.8	27.5	25	23	16	1	0	0	9	2	11	0
24.4	7.8	(11)	(8)	(7)	(0)	(0)	(0)	(12)	(5)	(14)	0
103.9	26.1	(16)	(13)	(9)	(1)	(3)	(1)	(8)	(2)	(10)	0
240.5	43.6	25	22	22	3	3	3	11	1	12	0
18.9	5.4	11	10	6	0	7	4	4	0	4	0
9.8	5.0	4	4	4	0	2	5	1	0	1	0
14.9	12.7	(4)	(2)	(2)	0	(4)	(2)	(0)	(0)	(0)	0
335.6	80.0	25	21	16	2	11	(3)	(2)	(1)	(3)	1
135.7	30.7	(21)	(19)	(13)	(1)	(3)	(2)	(8)	(1)	(9)	0
216.3	41.7	26	23	20	2	1	1	16	12	21	1
1495.8	**80.0**	**(214)**	**(185)**	**(145)**	**(11)**	**(34)**	**(21)**	**(93)**	**(27)**	**(109)**	**1**
111.8	74.2	22	19	12	1	0	0	7	3	9	0
104.2	31.5	(16)	(15)	(12)	(1)	0	0	(6)	(0)	(6)	0
40.0	16.8	17	10	6	0	0	0	9	1	10	0
24.8	10.5	(11)	(8)	(6)	0	0	0	(14)	(1)	(14)	0
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
323.2	54.7	23	20	17	7	9	4	4	0	4	0
(135.7)	49.5	(13)	(12)	(9)	(1)	(6)	(4)	(1)	(0)	(1)	0

*) Berechnet nach der Formel: $e'' = e' - \frac{1}{2}(t - t')\frac{b}{755}$ $\left(\frac{b}{755} = 0.85\right)$

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mittags ist bereits im Juli mit 16,2° der tiefste Punkt erreicht, der sich im August nicht wesentlich erhöht, im September aber plötzlich um 3,9° in die Höhe schnellt, im Oktober und November um 1°, im Dezember um 2, im Januar um 2,6, im Februar noch um 0,3° wächst, so dass in diesem Monat mit 26,3° der höchste mittlere Thermometerstand zu verzeichnen ist. Schon im März fällt er wieder mit Eintritt der Regenzeit auf 21,7 und weiter im Juni bis auf 17,3°. Die Curve schliesslich, die für die Temperatur um 9 Uhr abends zu konstruiren wäre, weicht von der für morgens 7 Uhr geltenden nur insofern ab, als sie im August mit 13,1° beginnt und sich ohne Unterbrechung im Januar bis zum Februar auf 19,3° erhebt.

Wichtiger als die Mittelwerthe sind für die Vegetation die absoluten Maxima und Minima. Die Tabelle ergiebt, dass die tiefsten Werthe, die sich gemeinhin ein bis zwei Stunden vor Sonnenaufgang einstellten, mit 7,5° im August und September zur Beobachtung kamen, die höchsten mit etwas über 30° gegen 3 Uhr nachmittags im Januar und Februar. In allen Monaten des Jahres sind die Nächte kühl und erquickend, in keinem steigt die Temperatur dauernd so hoch, dass, abgesehen von den Mittagsstunden, ein Arbeiten im Freien für den Europäer zur Unmöglichkeit würde.

b. Luftfeuchtigkeit.

»Die jährliche Amplitude des Dunstdruckes von etwa 3 Millimeter erscheint für eine binnenländische Tropengegend ziemlich gering. Sein Minimum erreicht derselbe im Januar, sein Maximum im April bezw. November, ein sekundäres Minimum weist der Juli auf, das durch die niedrige Lufttemperatur dieser Jahresperiode veranlasst wird. Denn die relative Feuchtigkeit zeigt eine wesentlich andere Jahresperiode, ein ausgesprochenes Minimum ebenfalls im Januar, ein ganz schwach angedeutetes sekundäres im September-Oktober, ein Maximum um die Mitte der grossen Regenzeit im Mai und ein schwaches, sekundäres im November. Die niedrigste relative Feuchtigkeit wurde am 15. Januar 1894 um 2^{p} mit 27 % beobachtet. Der niedrigste Dunstdruck wurde am 6. Januar 1894 um 9^{p} mit 5,5 Millimeter gemessen.

»Besondere Beziehungen zwischen Luftfeuchtigkeit und Windrichtung bezw. den der Station eigenthümlichen Windphänomenen, Thal- und Bergwinden, liessen sich nicht genau feststellen, sei es, dass sie thatsächlich nicht existiren, sei es, dass zu ihrer Aufdeckung fortlaufende Registrirungen nothwendig sein würden, oder dass die Anzahl der vorliegenden Beobachtungen eine zu beschränkte ist. Der auf das Meeresniveau reduzirte mittlere jährliche Dunstdruck würde 18,8 Millimeter betragen, ist also geringer als an der Küste, wo er etwa 20,2 Millimeter beträgt.«

Vergleicht man die mittlere relative Feuchtigkeit mit der in Moschi beobachteten, wobei freilich zu beachten ist, dass es sich nicht um das-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

selbe Jahr handelt, so sieht man, wie sie dort in den Monaten Juni bis Oktober, ebenso im März um durchschnittlich 20%, im April und Mai nur um 4 bezw. 9% niedriger, vom Dezember bis Februar aber fast genau gleich ist. Für die Zeit der grössten Trockenheit also wird in dieser Beziehung und in Rücksicht auf die Verdunstungsgrösse an die Pflanzenwelt der Kulturregion Marangus bei 1560 Meter derselbe Anspruch gestellt, wie an die Pflanzenwelt der Mischwaldzone bei 1150 Meter. Greift man nur die Werthe heraus, wie sie am Tage um 2 Uhr nachmittags festgestellt wurden, so verschärft sich die Sachlage noch zu Ungunsten Marangus, denn da ist die Luftfeuchtigkeit in Moschi im Dezember und Februar sogar höher wie hier, im Januar gleich, in den übrigen Monaten freilich im Durchschnitt gegen 18%, im Oktober fast 30% geringer.

c. Bewölkung.

Die auffallend starke Bewölkung während der Monate März bis Oktober gehört zu den charakteristischsten Eigenthümlichkeiten des Kilimandscharo-Klimas in mittlerer Höhe, und der hierdurch bedingte Mangel an Sonnenschein ist von mir in vorläufigen Mittheilungen als ein wesentliches Hinderniss für die Einführung der Kultur vieler tropischen Nutzpflanzen hervorgehoben worden. Die folgende Uebersicht, die ich für die Zeit vom 6. April 1893 bis ebendahin 1894 nach meinen Notizen zusammengestellt habe, giebt ein Bild von den Bewölkungsverhältnissen in den einzelnen Monaten. Dass die Aufzeichnungen sich nicht auf alle Tage des Jahres erstrecken, ist ein Mangel, aber derselbe ist nicht allzu tief greifend, da die Lücken sich auf die Perioden der stärksten und der geringsten Himmelsbedeckung ungefähr gleich vertheilen.

	Zahl der Beobachtungstage	Zahl der Tage, an welchen es war:			
		dauernd sonnig oder meist sonnig	zur Hälfte sonnig und trübe	meist trübe	durchaus trübe
April	30	8	2	10	10
Mai	31	9	4	8	10
Juni	30	5	7	5	13
Juli	31	8	14	5	4
August	31	2	13	8	8
September	23	13	3	4	3
Oktober	25	7	11	4	3
November	30	12	12	5	1
Dezember	31	16	7	3	5
Januar	31	17	7	5	2
Februar	22	9	6	2	5
März	20	5	3	7	5
	335	111	89	66	69

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während eines Jahresdrittels empfängt hiernach die Vegetationsdecke ungeschwächtes oder doch nur vorübergehend verhülltes Sonnenlicht, während mehr als der Jahreshälfte aber, kann man sagen, fast nur diffuses Licht. »Ein absolut heiterer Tag, an dem nicht die geringste Spur der Kondensation der Wasserdämpfe an den Flanken des Gebirges zu beobachten ist, scheint kaum vorzukommen. In erster Reihe näherte sich die Witterung diesem wolkenfreien Zustand für die von der Station aus sichtbaren Theile des Hochgebirges am 16. Januar; weiterhin am 3. Februar und 1. April 1894. Durch ihr konstant trübes und vielfach nebliges Wetter zeichneten sich aus der 15., 16. Juni, 11., 19. Juli, 15. August und ganz besonders der 5. September 1893, ferner der 10., 11., 12. Mai, 4., 16., 19. Juni 1894.«

d. Die Windverhältnisse.

»Um die am Kilimandscharo aus den Beobachtungen in Moschi und Marangu sich ergebenden auffälligen Windverhältnisse in ihrer Abnormität völlig würdigen zu können, muss man sich die Gestaltung der Luftzirkulation im deutsch-ostafrikanischen Küstengebiet im Allgemeinen vor Augen halten.

»Die Küste von Deutsch-Ostafrika liegt, wenn wir hier ganz von den auf die 6 bis 8 Seemeilen breite Küstenzone beschränkten Störungen der allgemeinen Luftzirkulation durch die Land- und Seebrise absehen, im Bereiche des Nordostmonsuns und des Südostpassates. Der Südostpassat folgt in der Nähe der Küste dem Verlaufe derselben, nimmt daher hier eine südliche Richtung an und geht weiter nordwärts ohne Unterbrechung in den eigentlichen Südwestmonsun über. Der allgemeine Sprachgebrauch bezeichnet aber auch an der ostafrikanischen Küste diesen durch die Landeinflüsse modifizirten Südostpassat als Südwestmonsun.

»Der Nordostmonsun beginnt durchschnittlich Mitte November, erreicht, nachdem er anfänglich leicht und unbeständig war, im Januar seine grösste Stärke und verschwindet etwa Mitte März. Von da bis Ende April herrschen leichte östliche Winde vor, die dann allmählich stärker werdenden Südwinden Raum geben; dieser sogenannte Südwestmonsun dauert von Ende April bis Anfang Oktober. Er weht im Allgemeinen heftiger als der Nordostmonsun, doch schwankt die Stärke des letzteren weniger. Der Südwestmonsun pflegt in den ersten Monaten seiner Herrschaft am stärksten aufzutreten. Von Anfang Oktober bis Mitte November treten wiederum leichte östliche Winde auf, bis der Nordostmonsun allmählich die Herrschaft antritt.

»Wesentlich verschieden von den soeben geschilderten Windverhältnissen gestaltet sich unter dem mächtigen Einfluss des von einer sonnendurchglühten trockenen Ebene bis in die Regionen des ewigen Schnees

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

emporragenden Bergmassives die Luftzirkulation am Kilimandscharo. Windbeobachtungen in Gebirgsländern tragen zwar stets einen lokal gefärbten Charakter, da aber die wissenschaftliche Station von Südwesten bis Südosten verhältnissmässig recht frei und offen liegt, und da über den Zug der Wolken sorgfältige Beobachtungen vorliegen, ist anzunehmen, dass die im Nachfolgenden zu schildernden Windverhältnisse den thatsächlichen Zuständen der atmosphärischen Zirkulation an der Südseite des Kilimandscharo ziemlich entsprechen dürften.

»Wie in dem ganzen Küstengebiet, so herrscht auch an der Marangu-Station vom Dezember bis Februar in ausgesprochener Weise der Nordostmonsun, während derselbe sich aber in Moschi weniger stark fühlbar macht, ist er in Marangu von grosser Stärke, so dass er sowohl hierdurch wie durch den mitgeführten Staub sehr lästig fällt und die mittlere Windgeschwindigkeit um diese Jahreszeit ihr Maximum erreicht, während dasselbe in Moschi auf die Zeit August-Oktober fällt. Die eigenthümliche Erscheinung, dass dieser Wind recht häufig nach einer vorübergehenden Abschwächung bei Sonnenuntergang in den Abend- und Nachtstunden wieder auffrischt und oft eine ausserordentliche Heftigkeit erreicht, dürfte damit zu erklären sein, dass der in Gebirgsgegenden so häufig zu beobachtende nächtliche Bergwind in der heissen Jahreszeit, in welcher die Auflockerung der Luftschichten an den Bergflanken während des Tages eine besonders starke sein muss, sich deshalb auch ausnehmend geltend machen wird, und dass seine Entfaltung noch dadurch wesentlich begünstigt werden muss, weil seine natürliche Richtung (Nordnordost bis Nordwest) mit der allgemein herrschenden Luftbewegung (Nordost) um diese Jahreszeit nahezu zusammenfällt. Auch in den Wolkenregionen ist um diese Jahreszeit die Windrichtung eine ausgesprochen nördliche bis nordöstliche, andere Zugrichtungen, besonders solche aus Südosten oder Süden, kommen kaum vor.

»Mit dem Herannahen der Regenzeit werden die Winde im März unregelmässiger. Nach Windstille am Morgen setzt vormittags meist ein leiser südlicher Steigungswind ein, der in den späteren Vormittagsstunden in einen auffrischenden nördlichen bis östlichen Wind übergeht. Der Wolkenzug ist fast stets ein nordöstlicher. Im April überwiegen bereits die östlichen bis südlichen Winde von geringer Stärke, der Wolkenzug kommt indessen noch vorwiegend aus Nordosten bis Osten. Im Mai herrschen Südwest- bis Westwinde vor, die jedoch sehr schwach sind; der Wolkenzug ist schwankend, bald aus Osten, Südosten, Süden, Südwesten oder Westen. Im Juni und Juli fehlen Nordost- bis Ostwinde fast ganz; südwestliche bis nordwestliche Winde herrschen durchaus vor; der Wolkenzug erfolgt ganz vorwaltend aus Südwesten, und mit ihm kommt jetzt auch der Regen aus einer westlichen Richtung. Auf diese bemerkens-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werthe Thatsache der Ablenkung des sonst um diese Jahreszeit in Ostafrika herrschenden Südostpassates hat Dr. H. Meyer bereits aufmerksam gemacht, Volkens aber hat zuerst darauf hingewiesen, dass nicht der Westen und Nordwesten des Gebirges im Regenschatten liegen, sondern (in dieser Jahreszeit wenigstens, anders in der kleinen Regenzeit) gerade umgekehrt der Osten (und Norden). Während aber im Innern von Deutsch-Ostafrika im Allgemeinen zur Zeit der vollen Herrschaft des Südostpassates die ausgesprochenste Trockenzeit herrscht, bringt der durch die Gebirgsmassen des Kilimandscharo in einen Südwest- bis Westwind abgelenkte Passat den höheren Gebirgsregionen offenbar einzig und allein durch die mit dem Emporsteigen der Luftmassen eintretende Kondensation des mitgeführten Wasserdampfes ausgiebigen Regenfall. Schon in dem wenige hundert Meter niedrigeren Moschi ist die Regenmenge dieser Monate eine viel geringere, und nur die auch hier sich in dieser Zeit bemerklich machende sehr starke Bewölkung weist auf die Kondensationsvorgänge in den höheren Schichten der Atmosphäre hin. Während in den niedrigeren Bergregionen und in der Ebene im Juli und August der Rauch der Rodefeuer und Savannenbrände die Aussicht verschleiert, erhalten durch den Steigungsregen, der ohne jede elektrische Erscheinung vor sich geht — Gewitter fehlen in dieser Jahreszeit gänzlich — die höheren Bergregionen noch sehr ergiebige Niederschläge, und die einem grossen Theil Ostafrikas eigenthümliche Haupttrockenzeit um die Jahresmitte kommt hier ganz in Fortfall.

»Im August bereits kommen wieder, namentlich abends, südöstliche Winde zur Geltung, die bei Tage herrschende Windrichtung ist aber immer noch Südwest bis West, auch der Wolkenzug ganz ausgesprochen aus Südwest. Im September scheint aber der Südost- bis Ostwind in den meisten Jahren wieder vorzuwalten; so war es wenigstens 1893, im Jahre 1894 herrschten freilich am Tage die westlichen Winde, die 1893 ganz fehlten, vor, das gleiche Verhältniss machte sich beim Wolkenzug bemerkbar. Die östlichen Winde im September 1893 wehten häufig stossartig und namentlich abends und nachts in erheblicher Stärke, so dass die Windgeschwindigkeit um 9^{p} wesentlich grösser war als um 2^{p}. Das gleiche war im Oktober der Fall, in welchem Monat die westlichen Winde ganz verschwanden. Die abendlichen, in starken Stössen wehenden östlichen Winde waren sehr auffällig, der Wolkenzug fast ausnahmslos aus Osten bis Südosten gerichtet.

»In Moschi sind diese abendlichen starken Ostwinde noch sehr viel auffälliger wie in Marangu, sie toben nach Dr. H. Meyer's und Dr. Widenmann's Beobachtungen in den Abendstunden mit sturmartiger Heftigkeit.

»Im November nimmt die östliche Luftbewegung an Stärke und Regelmässigkeit zu, der Wolkenzug erfolgt ausnahmslos aus Nordost bis Südost.«

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

e. Niederschläge.

»Dr. H. Meyer hat den Zusammenhang zwischen Winden und Niederschlägen am Kilimandscharo bereits in allgemeinen Zügen klar gelegt und Dr. Brehme hat dies speziell für das Marangu-Gebiet näher ausgeführt.

»Nach den Beobachtungen der wissenschaftlichen Station setzte die grosse Regenzeit mit dem 1. März 1894 ein und dauerte bis Anfang August, während sie 1893 bis Ende August sich ausdehnte. Die Gewittererscheinungen, welche anfänglich die Regenfälle häufig begleiten, wurden immer seltener und hörten im Mai (letzter Gewittertag 1894 am 5. Mai, 1893 am 4. Mai) ganz auf, so dass die Monate Juni bis September völlig gewitterfrei zu sein scheinen. Der September bildet die kleine Trockenzeit, doch schon Anfang Oktober treten wieder stärkere Regen ein, am 14. Oktober 1893 zeigte sich das erste abendliche Wetterleuchten, am 19. das erste Gewitter. Der Regenfall des November scheint dem des März in Ergiebigkeit und Menge kaum nachzustehen, während die Regenmenge des Dezember von Jahr zu Jahr ausserordentlich verschieden zu sein scheint (1893 19 Millimeter, 1894 bei nur 22 Beobachtungstagen 136 Millimeter), je nachdem sich die sogenannte kleine Regenzeit in diesen Monat hinein ausdehnt. 1893 hörte dieselbe schon mit dem 28. November auf, 1894 erstreckte sie sich ungefähr bis zum 14. Dezember. Von durchschnittlich Mitte Dezember bis Ende Februar dauert die grosse Trockenzeit, welcher aber gelegentlich Niederschläge und Gewittererscheinungen selbst auf ihrer Höhe durchaus nicht völlig fehlen. Namentlich in den oberen Gebirgsregionen deuten die in der zweiten Hälfte des Januar oft beobachteten, aber rasch wieder verschwindenden Neuschneebildungen durchaus nicht auf einen Mangel an Niederschlägen hin.« Ich komme hierauf später zurück.

»Leider sind an der wissenschaftlichen Station die Regenmengen nur einmal täglich, um 7ª, statt auch am Abend gemessen worden, so dass über die Vertheilung des Regenfalles auf die Tages- und Nachtzeiten keine Beobachtungen vorliegen. Es ist dies mit Rücksicht auf die Frage des prozentualen Antheiles der nächtlichen Niederschläge an der Gesammtregenmenge sehr zu bedauern. Eine Erklärung dieser nächtlichen Regen hat Dr. H. Meyer gegeben, indem er sagt: Da die abendliche Abkühlung in den oberen Bergregionen viel schneller vor sich geht als in den unteren, so kommt es, dass etwa mit Sonnenuntergang der nun von oben herabwehende kühle Thalwind in halber Bergeshöhe, also oberhalb des Urwaldes, auf die wärmeren unteren Luftströmungen trifft und in dieser Treffzone die Bildung einer dichten schmalen Stratuswolke verursacht, die ringförmig den ganzen Berg umschliesst. In dem Maasse, in dem sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weiterhin der untere Berg in der Nacht abkühlt, senkt sich der Fallwind und mit ihm die Wolkenbildung in tiefere Regionen. So erhält Djagga seine fast regelmässigen Nachtregen.

»So annehmbar diese Erklärung auch erscheint, so dürfte sie doch nicht in allen Fällen die allein richtige sein. Nachtregen sind nach den Aufzeichnungen der wissenschaftlichen Station besonders vorwaltend in den Monaten Mai bis November. In der kleinen Regenzeit (November) sind die nächtlichen Regen besonders häufig und viel stärker als im Beginn der grossen, im März und April. Hier scheint die Erklärung Meyer's besonders zutreffend. Im Juli 1893 sind aber an der wissenschaftlichen Station wiederholt starke Nachtregen bei anhaltend heftigen Südwestwinden beobachtet, so dass es den Anschein gewinnt, als ob zur Zeit der vollen Herrschaft des Südostpassates diese nächtlichen Niederschläge auch als Steigungsregen entstehen können.

»Unzweifelhaft als solche aufzufassen sind jedenfalls die Nebelmassen, die besonders vom Mai bis November oft im Anschluss an jene Nachtregen, oft aber auch nach trockenen Nächten und heiterem Sonnenaufgang von unten nach oben an den Bergflanken emporsteigend, die Station am Vormittag auf Stunden einhüllten und feine Sprühregen erzeugten, welche nach der Meinung aller Beobachter neben den erwähnten nächtlichen Niederschlägen von so grosser Bedeutung für die Kulturzone am Kilimandscharo sind, ja diese eigentlich bedingen.«

Auf diese Nebel, die unter den klimatischen Erscheinungen allen Ansiedlern am Berge wohl am meisten auffallen und die für die Vegetation auch durch die gewaltige Herabdrückung der Intensität des Lichtes besondere Wichtigkeit haben, will ich etwas näher eingehen.

Ich finde das Auftreten von Nebeln in meinen Notizen ausdrücklich erwähnt im Mai an 6, Juni 13, Juli 13, August 15, September (25 Beobachtungstage) 9, Oktober (25 Beobachtungstage) 6, November 13, Dezember 6, Januar und Februar 0, März (22 Beobachtungstage) 7, April (26 Beobachtungstage) 10, also im Ganzen im Jahr an nicht weniger denn 98 Tagen. Entweder lagerten sie schon früh bei Sonnenaufgang scheinbar über dem gesammten Berge oder, und dies war der bei Weitem gewöhnlichere Fall, sie zogen um 7, manchmal auch erst gegen 8 Uhr vom Süden aus der Ebene, aus der Gegend der Obstgartensteppe, herauf, um dann meist gegen 10 Uhr sich wieder zu vertheilen. Gar nicht so selten hielten sie bis Mittag an, mitunter stellten sie sich gegen Abend von Neuem ein. Vielfach erzeugen sie einen feinen Sprühregen und sind, da sie in dichten Schwaden natürlich auch in die Häuser eindringen, mit ein Hauptgrund, dass zur Zeit ihrer Herrschaft Alles sich überaus schnell mit Schimmel überzieht, was nicht in luftdicht geschlossenen Behältern geborgen wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die beiden Hauptregenzeiten, die Lent und ich am Kilimandscharo durchmachten, die erste freilich nicht ganz von ihrem Einsetzen an, waren in Bezug auf ihre Dauer und ihre Ergiebigkeit an Niederschlägen sehr von einander verschieden. Die des Jahres 1893 wurde uns von den Eingeborenen als aussergewöhnlich starke, die des Jahres 1894 als aussergewöhnlich schwache bezeichnet. Wenn ich zu folgender Tabelle

	Gesammtregenmenge Millimeter	Maximum in 24 Stunden Millimeter	Zahl der Tage mit Regen
April 1893 (5.—30.)	529,3	119,5	22
Mai	194,6	58,2	27

die Werthe hinzufüge, wie sie die auf Seite 275 gegebene Tabelle für die weiteren Monate liefert, so ergiebt sich, dass im Jahre 1893 vom 6. April bis 31. August 1119,7 Millimeter, in derselben Zeit 1894 nur 549,3 Millimeter Regen fielen. Dafür scheint freilich die kleine Regenzeit des Jahres 1894 die des Jahres 1893 an Ausgiebigkeit um ein Bedeutendes übertroffen zu haben. Beschränke ich mich auf eine Betrachtung der Zeit vom 1. Juni 1893 bis ebendahin 1894, die also den Schluss einer starken und den Anfang einer schwachen Hauptregenzeit umfasst, so fielen vom Juni bis August 395,8 Millimeter, vom März bis Mai 687,6, im Ganzen demnach 1083,4 Millimeter, das sind 73% der Jahresmenge. Die kleine Regenzeit Oktober und November ergab 344,4 Millimeter, das sind 23, und die Haupttrockenzeit Dezember bis Februar 43,6 Millimeter, das sind 3% der Jahresmenge.

Vergleicht man die Niederschlagssummen, wie sie 1894/95 in Moschi und 1893/94 in Marangu zur Beobachtung kamen, so stehen den 1165,2 Millimetern dort 1524,1 Millimeter hier gegenüber. Dieser Unterschied wäre bezüglich seiner Wirkung auf die Vegetationsverhältnisse nicht so bedeutend, aber er wird es, wenn wir erwägen, dass in Moschi nur 5, in Marangu aber 8 Monate mehr als 100 Millimeter Regen aufweisen. In Moschi, wenigstens in der Höhe, in der die Militärstation liegt, drängt sich die Hauptregenzeit auf 3 Monate zusammen, und darum ist dort der Wechsel zwischen trockener und feuchter Jahresperiode ein viel schrofferer als in Marangu.

B. Die Vegetation.

Das ganze Gelände, über das jetzt die Pflanzungen und Hütten der Eingeborenen verbreitet sind, war früher ganz sicher von einem dichten Walde bedeckt. Reste desselben finden sich noch in einigen von jeher weniger bewohnten Landschaften, in Kirua, mehr noch in Uru, vor Allem aber in Kindi, einem jetzt ganz verlassenen Distrikte zwischen Kiboscho und Madschame. Dort, an letzterem Orte, sehen wir einen freilich weiter aufwärts sich allmählich lichtenden Forst vor uns, wie er

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in gleicher tropischer Fülle nirgends sonst am Kilimandscharo entwickelt ist. Die Bäume, von denen ich namentlich Ficus Schimperiana, daneben Voacanga dichotoma, Syzygium owariense, Ekebergia Rueppelliana und Bosquiea cerasiflora aufführe, stehen nicht so dicht, sind aber im Allgemeinen bei Weitem höher und stärker als die des Gürtelwaldes. Lianen bilden in den unteren, etwa bei 1300 Meter gelegenen Partien prächtige, von Krone zu Krone sich schlingende Festons und senken sich von da auf ein Unterholz nieder, das aus einer gedrängten Masse kleinerer Bäumchen, weitästiger Bosquetsträucher und allenthalben dazwischen aufragender, manns- und doppeltmannshoher Stauden besteht. Steppentypen, Akazien oder dergleichen, vermisst man ganz, zum Beweise, dass wir es mit einer Formation zu thun haben, die von des Menschen Hand noch unberührt geblieben ist. Bedürfte es, um dies sicherzustellen, noch eines Weiteren, so geben auch die Leichen oft 40 Meter langer und 1 bis $1^1/_2$ Meter dicker Stämme ein Zeugniss, die von Moosen und Farrnen in geschlossener Decke überzogen am Ort ihres Sturzes umherliegen und dem sammelnden Botaniker beim Vorwärtskommen unangenehme Hindernisse bieten.

Reste des ehemaligen Waldes der Kulturregion finden sich aber auch überall sonst, nur nicht wie in den erwähnten Landschaften als vereinigt gebliebene, kleinere oder grössere Bestände, sondern als einzelne, zerstreute Bäume, die schon die ersten Ansiedler schonten und die nun noch jetzt als Ragpflanzen, oft auf Kuppen und Hügelzügen, wie weithin sichtbare Landmarken über ihre Umgebung hinausschauen. Ficus Schimperiana ist es wieder vor Allem, seltener eine Albizzia maranguensis oder Cussonia Holstii. Stellenweise, so in Mamba, Marangu, Kiboscho, Madschame und Schira, immer ausgesprochener, je weiter man nach Westen kommt und dann auch wieder in Useri, also allgemein gesagt, an den Flanken der beiden Schneegipfel, ist die untere Grenze der Kulturregion, soweit dort in erster Linie Bananen gezogen werden, noch am dichtesten mit solchen Zeugen des ehemaligen Kilimandscharo-Waldes bedeckt. Die aneinanderschliessenden, nur durch Hecken getrennten Schamben gleichen hier zwischen 1250 und 1350 Meter Meereshöhe vielfach einem lichten Hain oder einem stark ausgeholzten Wäldchen, in dessen Schatten die Musa-Staude zu besonderer Höhe und Stärke heranwächst. In Moschi und den Rombo-Landschaften fehlt diese baumreiche Grenzzone des bewohnten Landes, vielleicht weil der dort vorhandene, ungemein durchlässige Tuffboden sie nie hat aufkommen lassen, vielleicht weil sie hier einer intensiveren Ackerbauthätigkeit zum Opfer fiel.

Wenn man von den erwähnten, über eine grosse Fläche zerstreuten oder auch noch zu geschlosseneren Komplexen vereinigt gebliebenen, hundert- und mehrjährigen Bäumen absieht, so kann man sagen, ist von der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vegetation, wie sie das jetzige Kulturland vor Auftreten des ackerbautreibenden Menschen am Kilimandscharo bedeckte, so gut wie nichts übriggeblieben. Fast alle Formationen, die sich jetzt dem Auge darbieten, sind insofern künstliche, als sie einem vor kürzerer oder längerer Zeit bearbeiteten, gereinigten, aufgelockerten und bewässerten Boden entspriessen. Da nur an beschränkten Lokalitäten, wie in Kiboscho z. B., eine Düngung der Felder bekannt ist, sind die Eingeborenen gezwungen, Wechsel- und Brachwirthschaft zu treiben. Sie wandern innerhalb ihrer Landschaften umher, heute dieses Stück in Kultur nehmend, über ein Jahr jenes, bis der Enkel vielleicht wieder an derselben Stelle seine Hütte aufbaut, wo der Grossvater sie abbrach. Nur wenn man hierauf Rücksicht nimmt, lassen sich die Verschiedenheiten verstehen, welche die wilde Vegetation im Augenblick zeigt. Sie sind, wenn auch nicht allein, so doch ganz vorwiegend darauf zurückzuführen, dass Altersunterschiede bestehen, dass jenes Areal vielleicht vor zehn oder zwanzig, dieses noch vor drei oder vier Jahren Kulturland war.

Verfolgen wir einmal das Schicksal eines Bohnenfeldes. Nachdem es abgeerntet worden ist, was zur Zeit der grössten Trockenheit, Anfang Februar, durch Ausziehen und bündelweises Fortschaffen der ganzen Pflanzen geschieht, bleibt ein geebnetes, von grösseren Steinen befreites und mit wenigen Bäumen bestandenes Stück Land zurück, auf dem noch einzelne, halbverdorrte Unkräuter kümmerlich ihr Leben fristen. Wie mit einem Schlage wird das anders, sowie im März die ersten Regen fallen. Was zunächst aufsprosst, sind Kosmopoliten, Pflanzen, die über alle Tropengegenden verbreitet sind, dazu einige schnelllebige Unkräuter, die besonders dem Kulturboden Afrikas angehören. Ich nenne von solchen eine Anzahl Gräser, Cyperus esculentus, Kyllingia aurata, Crambe hispanica, Erucastrum leptopetalum, Chenopodium Botrys und opulifolium, Cleome monophylla und pentaphylla, Achyranthes asper, Waltheria americana, Oxalis corniculata, Oxygonum sinuatum, Bidens pilosus, Ageratum conyzoides. Mit diesen gleichzeitig gehen verschiedene einjährige auf, Caylusea abyssinica, Solanum villosum und Physalis minima, Dichrocephala latifolia, Lactuca capensis, Senecio discifolius, Astephania africana, die alle, wie die ersterwähnten, schon nach drei bis vier Wochen in Blüthe stehen und fast so lange im Blühen und Fruchten fortfahren, wie die Regen dauern. Sie sterben ab oder gehen doch zurück im September, und, sobald dies geschehen ist, bemerkt man, dass zwischen ihnen, verdeckt bisher, vereinzelte Stauden stehen, die ein anderes Gepräge aufweisen. Es sind Triumfetta-Arten vor Allem (T. abyssinica, rhomboidea, pilosa), Sparmannia abyssinica, Hibiscus fuscus, Conyza- und Gynura-Arten, Vernonia lasiopus, Helichrysum foetidum und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

manche andere. Diese mehren sich im nächsten und den folgenden Jahren vielfältig aus wurzelbürtigen Sprossen, während die einjährigen immer mehr schwinden. Zuletzt haben wir ein geschlossenes Gebüsch vor uns, gebildet aus Stauden, die nur am Grunde schwach verholzen, die aber manns- und doppeltmannshoch werden, zum Theil auch den Charakter kleiner Bäume annehmen, indem sich eine Krone und ein Stamm aus schwammigem, überaus wasserreichem Holze ausgliedern. Sie sind in der Mehrzahl Vertreter eines Pflanzentypus, der in Ländern, wo Sommer und Winter, oder scharf geschiedene Regen- und Trockenzeit herrscht, kaum zur Entwickelung gelangt, es sind Mitteldinge zwischen Kraut und Strauch oder auch Baum, denn vom ersteren haben sie die grüne Farbe und die weiche, saftige Beschaffenheit der Achsentheile, vom letzteren die doch über Jahre hinaus sich erstreckende Lebensdauer, die Höhe und den in reicher Verzweigung sich aussprechenden Wuchs. Prächtig blühende sind darunter, auch ungemein dekorativ wirkende Formen, die zu wahren Zierden unserer Gewächshäuser werden könnten, so das Clerodendron discolor, Leonotis mollissima, Coleus kilimandschari und maranguensis, Hyptis pectinata, Artemisia afra, Senecio multicorymbosus, verschiedene Indigofera-, Cassia- und Crotolaria-Arten, mehrere Solanum, Rumex nervosus und abyssinicus, Pentas longiflora, Hibiscus Volkensii, Abutilon- und Kosteletzkya-Spezies.

Naturgemäss ersticken diese Strauchstauden in dem Maasse, wie sie höher werden, Alles, was mit ihnen im Wachsthum nicht gleichen Schritt zu halten vermag, und so kommt es, dass von echten Kräutern, von solchen, die in der Trockenzeit die oberirdischen Vegetationsorgane ganz oder theilweise einziehen, nur die Schlinger und Kletterpflanzen ein Gedeihen finden. Davon giebt es nun freilich eine beträchtliche Anzahl, unverhältnissmässig viel mehr als in unserer gemässigten Zone. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, dass fast ein Viertel aller Pflanzenarten der Kulturregion, wenn auch nicht besondere Organe zum Klettern, so doch durch seine Wachsthumsweise die Fähigkeit hat, im Gesträuch emporzusteigen. Manche Gewächse, die freistehend nur kniehoch werden, verlängern ihren Stengel, im Gebüsch sich anlehnend, um ans Licht zu kommen, oft auf mehrere Meter. Stephania abyssinica, Rubia cordifolia, Thunbergia alata, Tragia cordifolia und Volkensii, Geranium aculeolatum, Dioscorea quartiniana, Glycine javanica und maranguensis, zahlreiche Cucurbitaceen und Cissus-Arten, ferner Ipomoea kilimandscharica und involucrata, Cyathula cylindrica, Senecio sarmentosus u. s. w. gehören hierher. Selbst unter den Gräsern, von denen sonst nur die zwei bis drei Meter hoch werdenden Andropogonarten aufkommen können, weisen einige den kletternden Wuchs auf, so namentlich die Melinis minutiflora.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die geschilderte Formation der Strauchstauden, ein dichtes Gebüsch also, indem man der alles verflechtenden Schlingpflanzen wegen sich nur mit Gewalt einen Wag bahnen kann, bedeckt in der Kulturregion, soweit sie nicht von Pflanzungen eingenommen ist, bei Weitem das grösste Areal. Besonders in den höheren Lagen von 1650 Metern aufwärts zeigt sie sich auf weite Strecken fast rein. Tiefer unten ist sie überall, wo nicht ein gewisses Maass dauernder Bodenfeuchtigkeit vorhanden ist, auf Kuppen, Bergrücken und an Abhängen, von denen das Wasser schneller abfliesst, nur eine vorübergehende Erscheinung. An solchen Stellen, zu denen sich auch ebene mit sandigem, durchlässigem Boden gesellen, geht die Umwandlung der Vegetation des ehemaligen Bohnenfeldes weiter vor sich. Als es seiner Zeit für die Saat aufbereitet wurde, liess man einzelne, über die Fläche zerstreute Bäume stehen, weil ihre Fällung zu viel Zeit kostete oder aus anderen Gründen. Was sonst an Unterholz und Krautwuchs sich vorfand, wurde kurz über dem Boden abgeschlagen, in Haufen zusammengetragen und verbrannt. Damit war der Ackergrund oberflächlich geklärt, aber unterirdisch und theilweise auch noch über dem Boden blieben Baumstümpfe, Rhizome, Wurzelknospen und dergleichen zurück. Solche erwachen nach ein oder zwei Jahren fast ausnahmslos wieder zu neuem Leben, indem sie erst langsam, dann schneller wachsende und meist verholzende Sprosse bilden. Dabei ist beachtenswerth, dass die Mehrzahl dieser Holzpflanzen Steppentypen darstellen. Sowohl die Bäume und Sträucher unter ihnen, als auch einige Schlinger und Klettergewächse sind zweifellos vom Fuss des Berges hinaufgewandert, nachdem der Wald gelichtet und niedergeschlagen war. Der Kundige sieht das auf den ersten Blick an ihrem Wuchs, mehr noch an der Form, Farbe und Textur ihres Laubes. Während die Blätter der Strauchstauden krautig, saftig und reingrün erscheinen, stossen wir bei den meisten Holzpflanzen, die in der That auch in der Ebene, besonders im Gebüsch längs der Steppenflüsse verbreitet sind, auf hartes, glänzendes, dunkles, mitunter grau bereiftes oder behaartes Laub. Bäume der Art, selten eine besondere Höhe erreichend, gewöhnlich unter 10 Meter, die von den Bäumen, den Resten des ehemaligen Kilimandscharo-Waldes unterschieden sind, sind Scutia indica, Bridelia micrantha, einzelne Akazien, Croton macrostachys und Synadenium Volkensii. Von Sträuchern führe ich an Rhus villosa, verschiedene Cluytia-Arten, Lippia asperifolia, Lantana viburnoides und salviifolia, Dodonaea viscosa, Osyris tenuifolia, Heteromorpha arborescens, Allophilus africanus, Hoslundia verticillata, Rhamnus prinoides und Psiadia arabica, von Schlingern und Kletterpflanzen Rubus apetalus und dictyophyllus, Smilax Kraussiana, Toddalia aculeata, Dalbergia lactea, Pterolobium lacerans, Helinus mystacinus, Jasminum abyssinicum.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Den immer mehr sich ausbreitenden und erstarkenden Holzpflanzen vermögen die Strauchstauden, zwischen denen sie heranwachsen, auf die Dauer nicht standzuhalten. Namentlich unter der Bedeckung der Lianen gehen sie zu Grunde, und so entsteht eine neue Formation, die des Gehölzbusches. Fertig ausgebildet gleicht er dem früher charakterisirten Steppenbusch, er wird nur bedeutend höher als dieser. Durch ihn hindurchzukommen, ist nur möglich mit dem Haumesser in der Hand, gelegentlich auch, indem man kriechend oder in gebückter Stellung sich am Boden, unterhalb der von Schulterhöhe an zu einer dichten Masse verfilzten und verflochtenen Blätter- und Zweigfülle hindurchwindet. Die rückwärts gerichteten Kletterdornen der Brombeeren, der Toddalia und Smilax, des Pterolobium und Jasminum zerreissen einem dabei die Kleider in tausend Fetzen, und kann ich wohl sagen, das Durcharbeiten durch solch einen Busch ist mir immer als die unerträglichste und aufreibendste Mühseligkeit erschienen, die der in Afrika reisende Naturforscher zu überstehen hat.

Mit dem Gehölzbusch, in dem auch nicht eine einjährige Pflanze genügende Existenzbedingungen findet und von krautig bleibenden nur ein paar Schling- und Klettergewächse, hat auf trocknerem Boden das ehemalige Bohnenfeld nunmehr eine definitiv sich erhaltende Vegetationsdecke bekommen. Sie verändert sich nur noch insofern, als die darin zerstreuten, mässig hohen Bäume theilweise auch noch von den Alles überspinnenden Lianen zum Absterben und zu Fall gebracht werden, also gleichsam ein Nivelliren der Oberfläche des Pflanzenfilzes eintritt.

In derselben Weise vollzieht sich nun auch die Umwandlung der Eleusine- und Mais-Felder der Eingeborenen, nicht dagegen die der aufgegebenen Bananen-Schamben. Während erstere wohl nur ausnahmsweise mehrere Jahre hinter einander bestellt werden, bleiben die Bananenhaine nach meinen Eindrücken wenigstens ein Menschenalter bestehen. Sie werden während dieser Zeit nur in sich regenerirt, indem man die alten Stauden niederschlägt, verfüttert und junge Schösslinge an ihre Stelle setzt. Mit Vorliebe legt man sie in den tieferen Regionen des Kulturlandes an, höher hinauf fast ausschliesslich in Mulden und Thälern, da wo eine reichliche Bewässerung möglich und dauernd ohne Schwierigkeit zu erhalten ist.

In den Bananenhainen wird dem Boden zweierlei zu Theil, einerseits eine gleichbleibende, auch über die Trockenzeiten sich verlängernde Durchtränkung und andererseits eine hochgradige Beschattung. Die Folge davon ist die Bildung einer Humusdecke, wie sie einem auch nicht annähernd in gleicher Stärke auf anders bebauten Flächen zu Gesicht kommt. Schatten und Humusboden schliessen aber in weiterer Folge alle Steppenpflanzen aus, und so entwickelt sich unter und zwischen den Bananen eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vegetation ganz anderer Art als auf den besonnten ehemaligen Bohnen- und Getreidefeldern. Es sind die Reste der ehemaligen Waldflora, die hier eine Zuflucht gefunden haben, und zwar nicht bloss deren Kräuter und Stauden, sondern auch eine ganze Reihe ihr angehöriger Bäume und Sträucher. Von ersteren seien vor Allem Impatiens Sultani und papilionacea, dann Sauromatum abyssinicum, verschiedene Commelina-, Pilea-, Fleurya- und Acalypha-Arten erwähnt, von den letzteren Bersama und Trichilia Volkensii, Albizzia maranguensis und brachycalyx, Maesa lanceolata, Vangueria Volkensii und andere. Dem Aufkommen der Holzpflanzen wird naturgemäss von Zeit zu Zeit gesteuert, indessen unterdrückt man sie nie ganz; allerorts ragen aus den Bananenschamben einzelne Bäume empor, wie schon gesagt, in den tieferen und darum heisseren Lagen in grösserer Zahl als in den höheren. Ihre Erhaltung ist nothwendig, einmal des Schattens wegen, den sie geben und der den Boden vor Austrocknung bewahrt, dann auch weil man sie für eine Kletterpflanze, eine Dioscorea braucht, welche ihrer unterirdischen, bis kopfgrossen Knollen wegen fast überall mit den Bananen auf gleichem Grunde gezogen wird.

Ob eine aufgegebene und völlig ihrem Schicksal überlassene Bananenschambe sich im Laufe der Zeit in eine Parzelle hochstämmigen Waldes umwandeln würde, halte ich an allen Stellen für wahrscheinlich, die sich einer weit verzweigten natürlichen Bewässerung oder eines hohen Grundwasserstandes erfreuen. Solche sind aber offenbar nicht allzu reichlich vorhanden, und in Wahrheit habe ich kein wirkliches Waldstück gesehen, das man mit Sicherheit als auf dem Boden einer vor 30 oder 40 Jahren vorhandenen Bananenschambe erwachsen hätte annehmen können. Das mag da und dort an den natürlichen Verhältnissen liegen, im Allgemeinen, in allen einigermaassen bewohnten Landschaften aber, bleibt ein für Bananenkultur geeignetes Terrain überhaupt nicht so lange unbenutzt liegen, als dass auf ihm ein hochstämmiger Wald neu entstehen könnte. Ueber die Bildung eines von Steppentypen freien, von Lianen durchrankten, mehr oder minder üppigen Gehölzbusches, aus dem wenige, wohl selten mehr als 50 Jahre alte Bäume sich erheben, kommt es nicht hinaus, dann greifen Axt und Feuer ein und seien es nun zuerst Colocasien und Dioscoreen, seien es gleich wieder Bananen, werden ausgepflanzt.

Eine für das Dschagga-Land ausserordentlich charakteristische künstliche Formation, deren Besprechung hier anzureihen ist, bilden die Hecken, mit denen die Eingeborenen ihr Besitzthum zu umgürten pflegen. Einem Besucher, der nur wenige Tage weilt und der kein Interesse hat, sich umzuschauen, kann es geschehen, dass er von der Pflanzenwelt kaum viel was anderes zu sehen bekommt, als diese Hecken. Zwischen ihnen verlaufen, labyrinthartig sich verschlingend, die schmalen, halbmeterbreiten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wege, und rechts und links davon ragen sie weit über Kopfhöhe empor wie grüne Mauern, die keinen Blick hindurchdringen lassen. Sie werden angelegt für gewöhnlich damit, dass der betreffende Dschagga um das frisch in Kultur zu nehmende Landstück im Geviert und in leidlich geradliniger Reihenfolge halbmanns- bis mannshohe und höchstens handgelenkstarke Stämme der Dracaena Steudneri setzt, einfach indem er sie pallisadenartig dicht neben einander mit ihrem unteren abgeschnittenen Ende wenige Centimeter tief in den Boden bohrt und das Erdreich darum festtritt. Ueberraschend schnell bewurzeln sie sich und erhalten aus einem Seitenauge an der Spitze eine neue grüne Blätterkrone. Häufig nimmt man statt ihrer auch abgeschnittene Zweige der Moschosma multiflora, des Senecio multicorymbosus, in den Rombo-Landschaften der Aloë Volkensii. In deren Schatten siedeln sich nun zuerst Kräuter an, dann Sträucher, Schlinggewächse gesellen sich hinzu, bis zuletzt beiderseits der ursprünglichen Pallisade eine Wand in die Höhe steigt, jene übergipfelnd, erstickend, sich zu einem geschlossenen Wall vereinend, der auch im heftigsten Ansturm nicht zu durchbrechen ist. Für den Sammler sind diese Hecken in den mannigfachen Stadien des Werdens eine immer neue Quelle der Mehrung seiner Pflanzenschätze. Die zwischen ihnen verlaufenden Wege machen sie einerseits leicht zugänglich und sind andererseits ein Grund dafür, dass man hier auch die Gewächse des dauernd feuchten und beschatteten Bodens, also die Vertreter der ehemaligen Waldflora findet. Die Wege sind zugleich nämlich die Abzugskanäle des Regenwassers und werden immer vorübergehend als Leitungen benutzt, um das Kulturland hinter den Hecken zu berieseln. Sie sind fast das ganze Jahr über mehr oder weniger schlüpfrig und nur dann auf ganz kurze Zeit belichtet, wenn die Sonne ihre Strahlen gerade senkrecht zwischen die Hecken niedersendet.

Nach der Besprechung derjenigen Formationen, die mit der Thätigkeit des Menschen mehr oder weniger in Beziehung zu setzen sind und die den weitaus grössten Theil des Gürtels zwischen 1250 und 1700 Meter Meereshöhe bedecken, wende ich mich denen zu, die als natürliche zu betrachten sind. Ich gliedere sie in die der Schluchten, der Wasserläufe und des sterilen, sandigen oder steinigen Bodens.

Von den beiden Gipfeln aus ziehen sich am ganzen Kilimandscharo radiär Schluchten zur Ebene abwärts, die sich gabeln, auch vereinen und bezüglich Grösse und Tiefe alle Abstufungen zeigen, von der seichten längsgestreckten Mulde bis zum senkrecht sich mehrere hundert Meter hinabstürzenden Abgrunde. Soweit sie der Thätigkeit des Wassers ihren Ursprung verdanken, und das ist bei allen ansehnlicheren der Fall, führen sie bald einen grösseren Bach, bald nur ein in den Wintermonaten austrocknendes Rinnsal am Grunde. Wo es das Gehänge irgendwie ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stattet, werden sie in das Kulturland einbezogen und Colocasien und Bananen in ihnen gepflanzt. Diese scheiden also aus, und beschränke ich mich auf jene, die noch den Charakter einer ursprünglichen Vegetation zeigen. Ich sage den Charakter einer solchen, weil ich der Meinung bin, dass man hier nicht mit derselben Sicherheit wie in anderen Fällen sagen kann, sie ist ursprünglich oder ist es nicht. In vielen Schluchten, so habe ich wenigstens den Eindruck gewonnen, kann es zu einer vollständigen Regenerirung des Pflanzenbestandes kommen, wenn er auch einmal für längere oder kürzere Zeit durch den Anbau von Nutzgewächsen verdrängt worden war.

Charakterpflanzen der Schluchten sind in erster Linie die wilde Banane und die wilde Dattelpalme (Phoenix reclinata). Erstere habe ich nirgends anders gesehen, letztere kommt vereinzelt auch auf Höhenrücken vor, zu einem förmlichen kleinen Hain vereinigt nur oberhalb der Mriti-Mulde im Südosten des Gebirges. Beide sind ungemein dekorativ wirkende Gewächse, und besonders wenn man von der Höhe zu Thal schauend, ihr helles Grün sich aus der dunklen Blättermasse, welche die Abhänge bis hinab zur Sohle überzieht, sich leuchtend abheben sieht, wird auch der weniger poetisch Veranlagte unter dem Eindruck ihrer Schönheit stehen. Selten vermisst man ferner als dritte im Bunde die Cussonia spicata, einen Baum gleichfalls von Palmenwuchs, der auf schlankem, mitunter gegabeltem Stamm einen Schopf grosser, fingrig getheilter Blätter trägt. Er findet sich indessen auch im übrigen Kulturlande vielfach, da ihn die Eingeborenen schonen, nicht niederschlagen und vor dem Abbrennen bewahren. Was sonst die Schluchten füllt, ist ein echt tropisches Gewirr von Laubbäumen aller Art, von Sträuchern, Stauden und Lianen. Einen Galleriewald kann man es nennen, der von dem Schema, welches Schweinfurth uns von einem solchen entworfen hat, nur insofern abweicht, als er sich auf die Abfälle zur Thalsohle beschränkt. Den Galleriewald der oberen Nilländer sieht man von Weitem als ein breites Band, wie eine aufragende Mauer die Flusseinschnitte begleiten, den Galleriewald der Kilimandscharo-Schluchten sieht man erst, wenn man hart am Rande steht und den Blick abwärts zu dem tief unten sich hinschlängelnden Bache wendet.

Sicherlich bergen die Schluchten, besonders die des Westens, des Mrusunga, Garanga, Rau, Werri-Werri, Kikafu u. s. w., noch eine Fülle von Pflanzenformen, die mir bei der Kürze meines Aufenthaltes entgangen sind. Ich zähle hier von Bäumen, die mir häufiger zu Gesicht kamen, nur Ficus capensis, Lentii, Holstii, Sycomorus auf, ferner Adina rubrostipulata, Deinbollia kilimandscharica, Syzygium owariense, Cordia Holstii, Clerodendron Johnstoni, Bersama Volkensii, Rauwolfia inebrians und Mayepea Gilgii. Lianen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kletterpflanzen, von denen einige bis in die höchsten Bäume hinaufsteigen und dann von oben wie grüne Vorhänge oder als Guirlanden niederfallen, sind namentlich Clematis-, Cissus- und Mucuna-Arten, Basella alba, Phytolacca abyssinica, Micania scandens, Traunia albiflora und auch Rumex nervosus. Eine Seltenheit scheinen kleinere oder grössere Bestände von Bambus zu sein. Ich selbst habe solche an Ort und Stelle überhaupt nicht gesehen, dagegen brachte man mir in Kiboscho ziemlich ansehnliche Schäfte dieser baumartigen Grasart, welche aus der Kikafu-Schlucht stammen sollten. Einen Zweifel am wirklichen Vorkommen habe ich nicht, denn der dem Kilimandscharo benachbarte Meru-Berg besitzt sicher, wie auch der Runssoro und Kenia in seinen Wäldern ausgedehnte Bambusdickichte.

In den meisten der grösseren Schluchten senkt sich der Waldbestand fortlaufend bis zu den Ufern des unten sich schlängelnden Baches, so dass die Lianen vielfach senkrecht von oben in das Wasser hineinhängen. Mitunter aber, wo die Sohle ebener und breiter wird, entwickelt sich zu beiden Seiten ein mehr oder minder ausgedehnter Wiesenfleck. Solche sind auch ausserhalb der Schluchten nicht selten und zwar immer auf wenig oder gar nicht geneigtem Gelände, das von einem natürlichen Wasserlauf oder einer künstlichen Leitung durchschnitten wird. Grösseren Umfanges, wie wir in Deutschland Wiesen zu sehen gewohnt sind, sind sie nirgends, sondern immer nur schmale, von einer gleichbleibenden Durchtränkung des Bodens abhängige Streifen. Was sie aber mit deutschen Wiesen gemein haben, das ist die Zusammensetzung der Pflanzendecke. Keine Formation am Kilimandscharo muthet einen so heimathlich an wie sie. Und das ist kein Wunder. Da sieht man zunächst direkt am Wasser eine Reihe hoher Stauden, Farrne, Sauerampfer (Rumex Steudelii), Knöterich (Polygonum setulosum), Salbei (Salvia nilotica), verschiedene Cypergräser, Ehrenpreis (Veronica aquatica), Weidenröschen (Epilobium hirsutum), Johannisblut (Hypericum peplidifolium), Wiesenschaumkraut (Cardamine trichocarpa), alle von einem Wuchs und in Farbe und Gestalt der Blüthen unsern heimischen Vertretern der betreffenden Gattung so ähnlich, dass auch der Laie sie sogleich als Bekannte begrüssen wird. Nicht minder wird er dies, wenn er die Pflanzen weiter abseits vom Wasser mustert. Zwischen den Gräsern bemerkt er verschiedene Kleesorten, rothe und weisse (Trifolium semipilosum und usambarense), Wassernabel (Hydrocotyle), Frauenmantel (Alchemilla Volkensii), Wicke (Vicia Volkensii), Platterbse (Lathyrus hygrophilus), Labkraut (Galium Aparine) und Distel (Carduus leptacanthus). Einige abweichende Typen, die ihren tropischen Ursprung verrathen, fehlen freilich auch nicht, so die im Blatt an Caltha palustris erinnernde, aber sonst fremdartige Gunnera perpensa, die prächtig blü-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

henden Streptocarpus Volkensii und Aeschynomene Telekii, ferner Drymaria cordata, Platystoma africana, Coleus aquaticus, Impatiens- und Siegesbeckia-Arten, Spilanthes Acmella. Abweichend ist auch, dass im Bach selbst oder der Leitung, die den Wiesenstreif durchzieht, meist keine Spur irgend einer Vegetation sich zeigt. Wo wir bei uns gewohnt sind, das Bett dicht mit Hahnenfuss, Samkraut, Froschbiss, Wasserpest und dergleichen erfüllt zu sehen, muss man hier suchen, um an Steinen in dünnem Ueberzuge als einziges höheres Gewächs eine Podostemacee, die Tristicha hypnoides zu finden. Selbst grüne Fadenalgen und Riciella fluitans treten nur ganz gelegentlich in stilleren Buchten auf, häufiger, in reissenderen Gewässern, sind die festsitzenden, bis faustgrossen Gallertkugeln eines Nostoc.

Als letzte der Formationen im Kulturlande ist die des sterilen, sandigen oder steinigen Bodens zu erwähnen. Ob sie wirklich überall, wo wir sie jetzt sehen, natürlich oder erst in Folge der Waldniederlegung entstanden ist, bedarf einer Prüfung von Fall zu Fall und wird meist kaum zu entscheiden sein. Ich halte sie für natürlich, wo sie in den Tuffgebieten am Kilimandscharo, also hauptsächlich in Moschi und den Rombo-Landschaften zur Entwicklung kommt, in den übrigen nur da, wo wir sie an besonders steilen Abfällen und an einzelnen isolirten und für künstliche Wasserleitungen niemals zugänglich gewesenen Kuppen finden. Am typischsten sah ich sie am Ostabfall der Kirua-Berge, auf beschränktem Raume, an einzelnen Hügellehnen, in Kilema und grössere Flächen bedeckend im Gebiet der parasitären Vulkane, die sich vom Mawenzi zum Dschalla-See hinabziehen. Bäume fehlen ihr so gut wie ganz, sind nur durch vereinzelte Akazien und gelegentlich durch das von weissem, giftigem Milchsaft strotzende Synadenium Volkensii oder Croton macrostachys und Erythrina tomentosa repräsentirt. Auch Sträucher (Euclea Kellau, Nuxia usambarensis, Protea abyssinica) treten zurück; für gewöhnlich sehen wir nur einen kurzgrasigen Boden, über den als Charakterpflanze die schön gelb und roth blühende, stammlose Aloë lateritia vertheilt ist. Was sonst noch dazwischen gedeiht, sind ausgesprochene Steppenkräuter, eine ganze Reihe von Polygala-Arten, Diplolophium abyssinicum, Lightfootia Sodeni, Striga hirsuta, Crotalaria spinosa, Gnidia apiculata, Thesium Schweinfurthii und Hibiscus cannabinus. Einen vorübergehenden Schmuck erhält die Formation mit Beginn der grossen Regenzeit; dann treiben zahlreiche Zwiebel- und Knollenpflanzen, die sonst so überaus spärlich in der Kulturregion vertreten sind, ihre Schäfte über die Rasendecke empor und erfreuen das Auge mit einer Fülle buntester Blumen. Namentlich Erdorchideen sind es, darunter die prachtvolle Habenaria macrantha und Kayseri, ferner Oxalis obliquifolia und anthelminthica, Ornithoga-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lum caudatum, Margaretta rosea, am Auffallendsten aber Gladiolus Quartinianus darum, weil er zu den wenigen Pflanzen der Kulturregion gehört, die ihre eigentliche Verbreitung oberhalb des Gürtelwaldes von 2500 Metern an aufwärts haben.

Einige Worte seien zum Schluss noch dem Einfluss gewidmet, den der Wechsel der Jahreszeiten auf die äussere Erscheinung der Vegetation des Kulturlandes ausübt. Am Meisten in die Augen springend ist derselbe in der letzterwähnten Formation, der des sterilen Bodens, denn da steht eine dürre, gelbe, ja theilweise den nackten Boden durchschimmern lassende Pflanzendecke in der höchsten Trockenheit einer geschlossenen, schwellend grünen, blüthenerfüllten gleich nach Beginn der Regenzeit gegenüber. Wenig, kaum bemerkbar ist der Unterschied für die walderfüllten Schluchten, für die Bananenhaine und die lianendurchrankten Buschgehölze, die aus diesen nach deren Aufgabe und Sichselbstüberlassen hervorgehen, deutlich wieder für das übrige Brachland. Indem hier mit der Trockenzeit Alles, was einjährig ist, schwindet, die ausdauernden Kräuter, Stauden, Staudensträucher und Schlinger, soweit sie nicht durch Schutzmittel gegen Transpirationsverlust angepasst sind, ihr Laub bezw. die oberirdischen Organe ganz oder theilweise einziehen, treten alle diejenigen Gewächse, die vorher durch die Blätterfülle jener mehr oder weniger verdeckt waren, voll in die Erscheinung, und man sieht die Steppenbeigabe der Vegetation, wenn ich mich so ausdrücken darf, jetzt in aller Schärfe. Es ist eine Umwandlung von Dunkelgrün zu Gelbgrün oder Grau erfolgt, vom Sanften, Anmuthigen zum Starren, vom Gedrängten, sich gegenseitig Erstickenden zum Lockeren und Lichten. Bäume, Sträucher und holzige Lianen tragen zu dieser Umwandlung nur wenig bei, d. h. sie bleiben passiv. Albizzia maranguensis, Synadenium Volkensii, Ficus Schimperiana, Rauwolfia inebrians, Erythrina tomentosa, Bersama Volkensii, von denen es mir möglich war, eine grössere Zahl von Exemplaren dauernd im Auge zu behalten, warfen ihre Blätter keineswegs in der grössten Trockenheit ab, sondern im September, als die grosse Regenzeit beendet war, blühten sie und bekamen neue schon vier Wochen später, noch vor Beginn der kleinen Regenzeit. Es waren aber keineswegs alle Exemplare, die sich so verhielten, nur die Mehrzahl, ein erklecklicher Bruchtheil verlor das Laub ganz unregelmässig, ein Baum im Juli oder Dezember, seine Nachbarn von derselben Art im Februar oder März, also ohne jede Beziehung zu dem Wechsel von trocknen und feuchten Jahresabschnitten. Vielleicht ist die Erscheinung so zu erklären. Aeltere Bäume, die ihre Wurzeln bis in dauernd wasserführende Schichten entsandt haben, sind von den atmosphärischen Niederschlägen unabhängig. Ihr Blattfall geschieht aus inneren Ursachen, die wir nicht weiter zu erklären vermögen, so wenig wie die Jahrringbildung. Individuelle Verschiedenheiten bewirken es, dass Abfall

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Neubildung des Laubes sich für die Art in unbestimmten Terminen vollziehen. Jüngere Bäume und solche, die in Folge des ungünstigen Standorts ihre Wurzeln nicht bis zum Grundwasserstand ausgedehnt haben, erfahren einen Anstoss zur Blatteinziehung, sowie sich zu einer verhältnissmässig starken, namentlich nachts eintretenden Abkühlung der Lufttemperatur noch eine Erschwerung der Wasserversorgung seitens der Absorptionsorgane hinzugesellt, und das ist im August und September der Fall. Auch in der Steppe stehen übrigens die Bäume keineswegs zur Zeit der höchsten Trockenzeit alle kahl da. Von Adansonia digitata z. B. habe ich fast in jedem Monat des Jahres neben kahlen auch belaubte gesehen, neben eben austreibenden auch eben die Blätter verlierende. Ja mir ist der Fall vorgekommen, dass an demselben Baum, auf verschiedene Aeste vertheilt, völlig erwachsenes hellgrünes und altes vorjähriges dunkelgrünes Laub zu erblicken war. — Was die Zeit des Blühens anbetrifft, so herrscht darin grössere Konstanz, indessen für die meisten Arten der Holzpflanzen doch auch keine absolute. Sie haben eine Hauptblühperiode, aber bei wenigen Exemplaren verschiebt sie sich doch manchmal beträchtlich, wobei die Höhe des Standorts nicht ohne Bedeutung zu sein scheint.

4. Der Gürtelwald.

Hans Meyer lässt zwischen Kulturland und Gürtelwald, der sich zwischen 1800 oder 1900 und 2600 bezw. 3000 Meter erstreckt, eine Farrnzone eingeschaltet sein. Ich und mit mir wohl andere hatten sich Baumfarrne darunter vorgestellt, solche kommen aber hier nirgends vor. Meyer wird auf jene Bezeichnung dadurch gekommen sein, dass in der betreffenden Region, also um 1750 Meter herum, unser auch in Deutschland gewöhnlicher Adlerfarrn, Pteridium aquilinum, eine besonders hervorragende Rolle bei der Bodenbedeckung spielt. Ihr allein kommt er indessen nicht zu. Auch überall im tiefer gelegenen Kulturlande ist Adlerfarrn auf sonnigen Brachen vertreten, so namentlich als ein niemals fehlender Bestandtheil der Staudenstrauchformation. Er wird über mannshoch und darum ist er an der oberen Grenze der Kulturregion, wo die meisten Stauden und Sträucher nicht die Grösse erreichen wie weiter unten, besonders in die Augen fallend. Wenn man einen eigenen Namen für Meyer's Farrnzone haben will, so ist Myrica-Zone, wie ich sie in den Exkursionsberichten genannt habe, darum bezeichnender, weil ein Baum von niedrigem Wuchs, Myrica kilimandscharica, in Verbindung mit einem einzigen anderen, ihm habituell ganz ähnlichen, Agauria salicifolia, hier überall zu Gruppen vereint sich zeigt, selbst kleine lichte, von Schlinggewächsen durchzogene Gehölze bildet. Wie Adlerfarrn vermisst man auch Myrica im ganzen übrigen Kulturlande nicht, er ist sogar häufig dort,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber stets nur vereinzelt, mit zahlreichen, früher aufgeführten gemischt. Die Myrica-Zone gehört zum Kulturlande, wenn ihre Entstehung als künstliche Formation auch weit zurückliegen mag. Dafür spricht hauptsächlich, dass man in ihr vielfältig auf die Reste ehemaliger Häuptlingsbomen, Grundmauern, Steinwälle und dergleichen stösst. Die Wadschagga haben vordem, damit stimmt die Tradition überein, weiter oben am Berge gesessen; erst als die Kriege zwischen den einzelnen Stämmen sich häuften, zogen sie sich tiefer hinab, um gegen die aus dem Walde herausbrechenden Ueberfälle besser geschützt zu sein.



Agauria salicifolia.



Myrica kilimandscharica.

Ueber das Klima des Gürtelwaldes vermag ich wenig zu sagen. Wenn wir das Jahresmittel der Temperatur in Höhe der wissenschaftlichen Station von 16,9° zu Grunde legen und den Erfahrungssatz hinzunehmen, dass die Wärme mit je 100 Meter um 0,6° abnimmt, kämen wir für 2250 Meter, also die Mitte des Waldes, auf einen Jahresdurchschnitt von 13,3°. Er ist indessen gewiss geringer, denn 16,9° gilt für einen verhältnissmässig trocknen, dem Sonnenlicht allseitig zugänglichen Platz, während im Walde fast dauernde Nässe und ständiger tiefer Schatten herrschen. Lent beobachtete einmal im Januar an der unteren Grenze des Waldes über Uru in der Nacht ein Sinken der Temperatur bis auf 5°, wo zur selben Zeit in Marangu das Thermometer sich auf 11—12° hielt. Die folgenden vergleichsweisen Zahlen stehen mir ausserdem zu Gebote:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

31. August	Wiss. Station	2p cc.	16.5^0; 9p cc. 13^0
	Oberer Wald Marangu	»	12.2; » » 6.9
23. Oktober	Wiss. Station	»	21.6
	Mittlerer Wald Sai Yu	»	17.5
24. Oktober	Wiss. Station	7a	14.4
	Mittlerer Wald Sai Yu	»	10.5
15. Januar	Wiss. Station	2p	26.8
	Unterer Wald Moschi	»	19.
29. Januar	Wiss. Station	9p cc.	19.
	Unterer Wald Uru	»	10.4
12. Februar	Wiss. Station	9p cc.	19.5; 7a cc. 12—13
13. »	Unterer Wald Kilema	»	16.6; » 8 2
9. März	Wiss. Station	2p	25
	Unterer Wald Useri	»	14.5.

Wir haben also nach diesen Werthen, die uns gleichzeitige Messungen bei 1550 Meter und bei 2000 Meter und darüber vor Augen führen, Differenzen vor uns, die meist um 4^0 herumliegen, in einem Fall auf 7, in einem zweiten auf 9 und in einem dritten sogar bis zu $10^1/_2{}^0$ hinaufgehen. Man kann, glaube ich, für gewiss annehmen, dass die Temperatur im Gürtelwalde selten mehr wie 20^0 beträgt, in der Nacht vielfältig sich dem Gefrierpunkt bis auf 4 oder 5^0 nähert, ihn vielleicht sogar im Juni und Juli mitunter erreicht.

Ueber Niederschlagsmengen liegen gar keine Messungen vor. Dass sie grösser sind als im Kulturlande folgt schon aus den allgemeinen Erfahrungen, die für jedes Gebirgsland gelten. Für die Vegetation bleibt jedenfalls das Wichtigste, dass der Boden auch in den oberflächlichsten Schichten niemals austrocknet und dass wohl für 10 Monate im Jahre auch die Luft unterhalb der Baumkronen nahezu mit Wasserdampf gesättigt sein muss. Der Botaniker kann letzteres darum schliessen, weil die alle Bäume bedeckenden und für geringere Feuchtigkeitsgrade ausserordentlich empfindlichen Hymenophyllaceen nur im Januar und Februar zusammenschrumpfen und welken, ohne indessen dadurch ihr Leben einzubüssen. Sonst sind Unterschiede in der Vegetation, die auf einen Wechsel der Jahreszeiten zurückzuführen wären, kaum zu merken. Dass sie gegen Ende der grossen und noch während der kleinen Regenzeit auf ihrer Höhe steht, ergiebt sich aus dem Blühen der meisten Bäume und mehr noch der meisten Stauden und Kräuter, die Blätterfülle aber, der grüne schwellende Ueberzug des Bodens bleiben sich das ganze Jahr über gleich. Man kann sagen, für die Zeit vom März bis Dezember herrscht Ueberfluss an Wasser, die Wege sind schlüpfrig, auch wenn es nicht regnet, die Kräuter, Stauden, selbst Sträucher von niedergeschlagenen oder ausgeschiedenen Tropfen bedeckt. In den drei übrigen Monaten reicht das noch vorhandene Wasser aus, um alle Gewächse frisch zu erhalten, nur für die Epiphyten herrscht während ihrer Dauer eine Trockenzeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Den Eindruck, welchen der Gürtelwald auf uns macht, habe ich mich bemüht, schon gelegentlich in den Exkursionsberichten zu schildern.*) Spezifisch tropisch können wir ihn nicht nennen. Dazu fehlen die Palmen, die Lianen vor Allem. Nur eine einzige der letzteren ist mir vorgekommen, die bis in die höchsten Bäume klettert und aus deren Wipfeln bis armdicke gedrehte Stämme, Tauen gleich, herniedersendet, und diese ist ein Vertreter der Gattung, zu der unsere heimische nordische Waldrebe gehört, die Clematis simensis. Noch andere Lianen kommen ja vor, aber es sind in der Mehrzahl krautig bleibende Cissus-Arten und Convolvulaceen, die nur das Unterholz durchwinden. Am höchsten klimmt noch die Begonia Meyeri Johannis empor, die prächtigste Schmuckpflanze des ganzen Waldes, denn wenn sie blüht, ist das sonst einförmige Grün von Millionen weisser, in der Mitte gelber Tupfen durchsetzt, die oft dicht zusammengedrängt und dann einem schneeigen Laken vergleichbar von oben über tiefer stehendes Gesträuch herabfallen.

Der ganze Wald ruft in uns, wie schon v. Höhnel hervorhebt, das Gefühl des Gedrückten und Altersschwachen hervor. Schlank aufstrebende, bis weit hinauf astfreie Bäume, die eine Höhe von mehr als 18 oder 20 Meter erreichen, fehlen am Südabhange des Kilimandscharo so gut wie ganz, am Nordabhange sind sie allein durch den bereits früher erwähnten Wachholder, Juniperus procera, vertreten. Wir sehen dafür vereinzelte Stämme, welche die Stärke unserer dicksten Eichen erreichen, meist zu Schefflera Volkensii, Agauria salicifolia oder Paxiodendron usambarense gehörig, die aber schon von Mannshöhe an sich zu verzweigen beginnen, so dass eine geschlossene, kugelige oder pyramidale Laubkrone entsteht. Dazwischen vertheilen sich solche mässigeren Umfanges, mannsdicke oder schenkelstarke, die mehr zum Lichte streben, sich zwar auch schon in geringer Höhe über dem Boden verästeln, aber eine grössere horizontale Ausbreitung ihrer Krone erst gegen den Gipfel

*) Die Schilderung des Kilimandscharo-Waldes, wie sie in dem Werk »Die Pflanzenwelt Ost-Afrikas und der Nachbargebiete« wörtlich nach einem Bericht von C. Holst wiedergegeben wird, ist ein Gemisch von Wahrem und Falschem. Holst hat den Wald nur einmal auf einem einzigen Wege von zwei Stunden Länge betreten, hat das hier Gesehene verallgemeinert und zum Theil Missverstandenes aus dem hinzugefügt, was ich ihm gelegentlich erzählt hatte. Was er von einer Uebergangszone zum eigentlichen Walde sagt, ist gänzlich unrichtig. Dergleichen existirt nur an diesem Wege, und ist künstlich dadurch hervorgerufen, dass der Weg in seinem Anfang ein Holzweg ist. Rechts und links von ihm haben die Eingeborenen von jeher die Stämme herausgehauen, die sie für sich und später für die Wohnhäuser der Europäer brauchten. Von einem allmählichen Zurückgehen, also Höherhinaufrücken des Waldes durch Abholzen kann gar nicht die Rede sein, denn selbstverständlich schlagen die Eingeborenen, die ja 1½ bis 3 Stunden unterhalb wohnen, allein längs der Wege, die in den Wald hineinführen, und solcher giebt es von den meisten Landschaften aus nur einen oder zwei.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hin erfahren. Macaranga kilimandscharica, Melanodiscus oblongus, Ilex mitis, Dombeya leucoderma, Hagenia abyssinica gehören hierher. Alle haben, die milchsaftreiche Voacanga dichotoma ausgenommen, nur Blätter von mittlerer Grösse wie unsere Laubbäume, und stehen nicht so dicht, dass sie allein schon den Durchblick auf weitere Ferne verhindern würden, dies geschieht nur, weil unter ihnen eine zweite, niedrigere Staffel von Holzpflanzen zur Entwickelung gelangt. Theils sind das die jüngeren Exemplare jener ersten, die sich vielfach, ganz im Gegensatz zu ihrer späteren Erscheinung, durch ruthenförmigen, an Brombeerschosse erinnernden Wuchs auszeichnen, theils sind es besondere, den Schatten ertragende Arten, die fünf bis zehn Meter erreichen und entweder von Grund auf oder nach Ausbildung eines armstarken und mannshohen Stammes lockere, wagerecht abspreizende Seitenzweige treiben. Galiniera coffeoides, die v. Bülow wohl für eine wilde Kaffeeart gehalten hat, Grumilea platyphylla und exserta, Urophyllum Holstii, Lasianthus kilimandscharicus, Halleria abyssinica, Clausena inaequalis, Olinia und Peddiea Volkensii, Cassine aethiopica sind Beispiele. Auffällige Bestandtheile dieser zweiten, niederen Staffel geben auch einige Pflanzen ab, deren Stamm nicht eigentlich verholzt, so die durch ihren gabelig sich ausgliedernden Wuchs und Schopfblätter gekennzeichnete Dracaena usambarensis und die Baumfarne Cyathea Manniana und Aspidium kiboschense. Letztere sind indessen, wie ich früher mittheilte, nur dem Westen eigen, von Kilema ab, und auch mehr auf den Rand der Bachläufe, überhaupt feuchtere Stellen beschränkt.

Eine dritte, ein bis drei Meter hohe Staffel bilden krautige Stauden, Piper capense, Euphorbia Engleri, Pycnostachys Volkensii und Meyeri, Fleurya monticola, Claoxylon Volkensii, Pavonia kilimandscharica und Schimperiana. Die stattlichste aller, wenn auch nicht besonders häufig, ist Lobelia Volkensii, ein Gewächs einer kleinen Palme gleich, aus deren endständiger Rosette armlang herabhängender Blätter sich ein ährenförmiger, bis zwei Meter langer Blüthenstand erhebt. — Den Boden endlich bedeckt ein dichter grüner Teppich von Selaginellen, Farrnen, Carexarten, Gräsern und Kräutern. Prächtig blühende finden sich unter diesen, so namentlich eine ganze Reihe von Balsaminen, Acanthaceen und Labiaten, in den verschiedensten Farben prangend, ein Veilchen, die Viola abyssinica, auch Knollen- und Zwiebelpflanzen, wie Haemanthus eurysiphon und Erdorchideen.

Das Eigenthümliche des Waldes ist nach dem Geschilderten, dass er vom Boden an aus einer kompakten Blätterfülle besteht, die nicht nur jeden weiteren Durchblick und Aufblick verwehrt, sondern auch alle Achsentheile, die Zweige und Stämme fast vollständig verdeckt. Wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sehen Blätter unter uns, neben uns, über uns, wo wir hinschauen, während in allen heimischen Wäldern doch neben dem Grün des Laubes auch die braunen, grauen und schwarzen Töne der Stämme und Aeste ihre Rolle spielen. Der ganze Raum, den der Wald einnimmt, ist ausgefüllt von ineinandergeschobenem, jahraus jahrein gleichmässig beblättertem Zweigwerk, ohne dass indessen dadurch eine solche jedes Vorwärtskommen hemmende Verflechtung zu Stande käme, wie sie den Busch der Steppe und des Kulturlandes charakterisirt. Dazu kommt noch eine weitere Besonderheit, welche alle Reisenden übereinstimmend hervorheben und die darum wohl als die auffallendste Erscheinung gelten kann. Ich meine die dichte Bedeckung fast aller Holzpflanzen mit kryptogamischen Schmarotzern. In bis meterlangen Schleiern sehen wir sie herabhängen, da als kugelige, kopfgrosse, Vogelnestern ähnliche Ballen den Zweigspitzen aufsitzen, da wie eine bauschige Hose jüngere aufrechte Aeste oder stärkere, horizontal gerichtete wie eine polsterartige Masse überziehen, die, um ein Bild von Holst zu gebrauchen, nach beiden Seiten überzulaufen droht. Flechten, Moose und Hymenophyllaceen sind es vor Allem, die ersteren mehr in der Höhe, wo Sonnenlicht sie trifft, die anderen unten im Schatten der Baumkronen. Bleich, fast weiss erscheinen die Flechten, die vom Winde hin- und hergewehten, herabwallenden Fahnen der Usnea barbata und das kugelige Haufwerk der Anaptychia leucomelaena, grün, in allen Abstufungen vom dunkelsten zum hellsten, die Moose, die strähnenartig niederhängende Pilotrichella imbricatula und die schwellenden Polster von Hypnum involvens, Dicranum Stuhlmanni, Neckera Hoehneliana und platyantha. An der Basis der Baumstämme, namentlich aller dickeren und oft bis zur Höhe von zehn und mehr Metern hinauf, gesellen sich zu den erwähnten Kryptogamen auch höhere Pflanzen, Farrne, Bärlappe, vereinzelte Orchideen, Peperomien, Streptocarpus montanus und andere, meist in solcher Fülle, dass von der als Unterlage dienenden Rinde auch kein Fleckchen hervorleuchtet. Jeder Baum erscheint als ein kleiner botanischer Garten für sich.

Die Bedeckung aller Holzpflanzen mit Kryptogamen ist mit ein Hauptgrund, weshalb der ganze Gürtelwald in uns den Eindruck des Altersschwachen und Gedrückten macht. In der That ersticken die Schmarotzer ihre Wirthe zum Theil, beeinträchtigen ihr freudiges Emporschiessen, indem sie die Seitenzweigbildung fördern, und lassen eine beträchtliche Anzahl der höheren Bäume mehr oder weniger wipfeldürr erscheinen. Ein von der Usnea befallener älterer Kosso-Baum (Hagenia) z. B. zeigt ein ganz anderes Aussehen als ein von solcher freier, wie er gelegentlich im Kulturlande vorkommt. Dieser gleicht in seiner Kronenbildung und Blätterfülle einer Linde oder Kastanie, jener einer knorrigen, verwetterten Eiche, deren wenige, theils verdorrte und im Winde knarrende Aeste sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Lobelia Volkensii.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

winkelig und eckig verschränken und mit ihren bleichen Flechtenbehängen den Eindruck des Gespenstischen machen. — Die Einwirkung der Schmarotzer auf das Leben und den Habitus vieler Waldbäume würde aber keine so tiefgreifende sein wie in Wahrheit, wenn nicht Folgendes vorläge. Die Bäume gehören in ihrer Mehrzahl Verwandtschaftskreisen an, die wir als spezifisch tropische kennen, die ihr Verbreitungscentrum in Gebieten mit 20 und mehr Grad mittlerer Jahreswärme haben. Hier ist letztere erheblich niedriger, die Bäume geniessen also nicht das Optimum der Bedingungen, die ein uneingeschränktes Gedeihen gewährleistet, sie sind in ganz gleicher Lage, wie etwa Kiefer und Buche an den äussersten Grenzen ihrer Verbreitung im Norden Europas. Ein geschwächter Organismus aber, so lehren uns hundertfältige Erfahrungen, unterliegt den Angriffen parasitärer Feinde leichter und in viel höherem Grade als ein in seiner Vollkraft stehender. Weil dies der Fall ist, können die schmarotzenden Kryptogamen im Kilimandscharo-Walde, der ja nur der stehengebliebene Rest eines früher weit nach unten ausgedehnten ist, zu so üppiger Entwicklung kommen, und weil sie zu so üppiger Entwicklung kommen, tragen sie ihrerseits nun wieder dazu bei, den Eindruck des Altersschwachen, des kümmerlichen Gedeihens der Holzpflanzen noch besonders zu erhöhen.

Ein etwas abweichendes Aussehen gewinnt der Gürtelwald, wenn wir uns seiner oberen Grenze nähern. Die Zahl der Arten von Bäumen wie Sträuchern mindert sich beträchtlich, einzelne neue Formen, so namentlich der durch seine quirligen Aeste charakterisirte Vertreter unserer Nadelbäume, Podocarpus Mannii, treten auf, das Unterholz bleibt niedriger, die Bäume von geringerem Stammumfang schwinden, so dass oft eine weite Durchsicht zwischen den dünngesäten dicken möglich wird. Wir haben das Gefühl, in einem verwilderten Eichenforst unserer nordischen Heimath zu wandeln. Das Hinaustreten aus dem Schatten der Baumkronen auf die sonnigen Flächen der Bergwiesen geschieht zwar plötzlich, aber vor uns, über die letzteren vertheilt, sehen wir, so wenigstens im ganzen mittleren Theile des Südabhanges, noch einzelne Waldparzellen zerstreut, wir sehen auch, wie sich hier in den Schluchten zungengleich die Baumbestände ohne Unterbrechung noch zwei- bis dreihundert Meter weiter aufwärts dehnen. Frost, besonders in Folge der starken nächtlichen Ausstrahlung, übermässige Transpiration in Folge der hohen Tagesinsolation und endlich die gewaltigen Stürme, welche die Gipfel des Schneeberges umbrausen, setzen der Vegetation der Holzgewächse im geschlossenen Bestande ein Ziel. Die auslesende Wirkung aller drei Faktoren zeigt sich uns aufs Deutlichste in den isolirten Waldparzellen. Nach sternenhellen Nächten sah ich mehr als einmal in ihnen zahlreiche frische Triebe von Bäumen und Sträuchern, selbst krautige Pflanzen des Bodens erfroren, das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Laub schlaff und glasig durchscheinend. Der Sturm richtet seine Verheerungen an, indem er die Aeste knarrend und krachend gegen einander reibt, ihres Blattschmuckes beraubt und alles Kranke, Angefaulte zu Boden schmettert. Sturm endlich im Bunde mit der starken Tagesinsolation, die beide die Verdunstung begünstigen, haben im Gefolge, dass um die einzelnen Waldparzellen wie eine schützende Mauer ein zwanzig bis hundert Schritt breiter Saum xerophytischer, der Trockenheit angepasster Holzgewächse zu Stande kommt. Erica arborea, die hier gleichfalls baumartig werdende Ericinella Mannii und Stoebe kilimandscharica als Unterholz setzen diesen Saum im Wesentlichen zusammen.

Die Linie, welche die obere Grenze des geschlossenen Waldes bezeichnet, senkt sich am Südabhange von etwa 3000 Meter Meereshöhe im Westen oberhalb der Landschaften Schira, Madschame und Kiboscho auf 2500 unterhalb der Mitte des Sattels zwischen Kibo und Mawenzi herunter, um dann wieder im Osten auf 2700 bis 2800 Meter zu steigen. Das hängt nun gewiss zum Theil damit zusammen, dass an den Flanken des Berges die Niederschlagsmengen erheblicher sind, im Westen die der grossen, im Osten die der kleinen Regenzeit, auch die Schmelzwässer der beiden Schneegipfel kommen hier für eine dauernde Durchfeuchtung des Bodens hinzu. Aber dies allein reicht nicht aus für die Erklärung der Thatsache des Steigens und Fallens und namentlich des Fehlens jeder Uebergangszone. Ohne genaue Winkelmessungen angestellt zu haben, bin ich doch zu der Ansicht gekommen, dass die Linie, welche der oberen Grenze des Waldes entspricht, zugleich eine Abbruchslinie ist. Von ihr abwärts senkt sich das Gelände um Vieles steiler als bergaufwärts, und diese stärkere Neigung des Terrains, mit der natürlich eine bestimmte Zersetzungstiefe des Bodens und ein bestimmter Grundwasserstand in Zusammenhang stehen, scheint eine Bedingung für den Waldwuchs in so hoher Lage am Kilimandscharo zu sein. In Usambara z. B., das doch noch unter dem Einfluss der feuchten Seewinde steht, hört geschlossener Wald ja fast überall da schon auf, wo er hier zur Zeit erst beginnt, um sich dann noch rund 1000 Meter höher zu erstrecken. Einen Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht sehe ich unter Anderem darin, dass im Kilimandscharo-Walde überall da baumfreie Wiesen kleineren und grösseren Umfanges auftreten, wo mehr oder weniger ebene Flächen den Abfall unterbrechen. Diese Wiesen gleichen ganz den trockneren Wiesen unserer Wälder. Eine geschlossene Grasnarbe überzieht sie, zumeist aus kniehohen Andropogon-Arten gebildet, dazwischen vertheilen sich in reicher Fülle den sonnigen Standort liebende Stauden, Kräuter und einige Sträucher sowohl des Kulturlandes als der Gelände über dem Walde. Die einen erreichen hier ihre obere, die anderen ihre untere Grenze der Verbreitung. Von den ersteren nenne ich die herrlich rothblühende Mela-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stomacee Dissotis alpestris, Peucedanum aculeolatum und andere Dolden, Helichrysum globosum, Micromeria abyssinica, Ajuga bracteosa, Eriosema parviflora, von den letzteren ein Knabenkraut, Disa polygonoides, Habenaria- und Satyrium-Arten, Aristea alata, Hypoxis angustifolia, Crepis carbonaria, Crassula pentandra und an feuchteren Stellen eine echte Alpenmattenpflanze, das reizende Craterostigma pumilum. Den Rand der Wiesen gegen den Wald hin umsäumt zunächst niederes Gesträuch, das sich gleichfalls aus Arten des Kulturlandes, wie der oberen Graszone zusammensetzt, wir erblicken Adenocarpus Mannii, Cluytia robusta, Anthospermum Wightеanum, Senecio denticulatus, von Clematis, Ipomoea, Rubus und Cineraria kilimandscharica durchflochten. Dahinter steigt dann, zur Blüthezeit wie eine gelbe Wand erscheinend, eine fast baumartige Composite auf, die Psiadia inuloides, die ihrerseits wieder sich anlehnt an einen schmalen Gehölzsaum von Erica arborea.

Eine geschlossene Grasnarbe zeigen auch einige Hügel, die dem Abfall aufgesetzt erscheinen und als kahle Kuppen über die Baumkronen des Waldes hinausschauen. Soweit ich mich überzeugen konnte, sind es Tuffhügel, also solche, die ihres sterilen, ungemein durchlässigen Bodens wegen eine Baumvegetation nicht aufkommen lassen.

Die Schluchten, welche sich im Walde hinabsenken, fallen im Westen des Berges durch ihren reichen Bestand an Baumfarrnen in die Augen, sonst bietet ihre Flora im Allgemeinen keine Besonderheiten. Die kleinen Geröllinselchen, welche die mehr oder weniger tief eingeschnittenen Bäche am Grunde der Schluchten umschliessen, sind oft mit einem dichten Bestande der meterhoch werdenden, fast daumenlange Blüthen tragenden Impatiens Volkensii bedeckt, daneben finden sich hier wieder, wie an allen Wasseradern des Kulturlandes, uns ganz heimathlich anmuthende Pflanzenformen, so Ranunculus pubescens, Cardamine Johnstoni, Plantago palmata und die auch in Deutschlands Buchenwäldern vertretene Dolde Sanicula europaea.

Holst spricht von Lichtungen im Kilimandscharo-Walde. Soweit ich mich habe überzeugen können, sind diese sämmtlich Menschenwerk, denn man sieht sie nur längs der Pfade auftreten, die von der Kulturregion her hinaufführen und sich zum Theil bis zum oberen Verbindungswege weiterziehen. Wo sie sich finden, haben Eingeborene vor kürzerer oder längerer Zeit alle für sie brauchbaren starken Stämme niedergeschlagen, sei es um Bienenröhren, sei es um Bretter daraus zu fertigen. Eine unmittelbare Folge dieses Niederschlagens ist dann eine auffällige Aenderung des Vegetationsbildes. Alle Schattenpflanzen verschwinden, sowohl die holzigen wie die krautigen, selbst der junge Nachwuchs der Bäume verdorrt. Von dem nunmehr der Sonne frei zugänglichen Boden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nimmt zunächst der Adlerfarrn Besitz; überall brechen seine Wedel hervor, eine Scenerie schaffend, wie sie sich ja ganz ähnlich in gewissen Theilen Deutschlands nach dem Abholzen von Waldstrecken einzustellen pflegt. In Deutschland ist das verständlich, denn da ist Adlerfarrn ein Bestandtheil des lichten Waldes, und wenn in ihm die über den Boden tretenden Wedel auch noch so dünn gesät erscheinen, können wir uns doch vorstellen, dass die weithinkriechenden Rhizome unterirdisch überall verbreitet sind. Am Kilimandscharo aber, und in Usambara ist es ganz ebenso, jedoch hat die Erscheinung für mich etwas Räthselhaftes. Auf den Wiesen ist Adlerfarrn verbreitet, im Schatten des Waldes selbst indessen wird man stundenweit gehen können und keine Spur von ihm entdecken, man sagt sich auch, hier kann er gar nicht vorkommen, denn die ganze Umgebung passt nicht zu ihm. Trotzdem, sobald Licht und Luft geschaffen sind, ist er da, wie durch Reizwirkung aus dem Boden gezaubert.

Mit dem Adlerfarrn gleichzeitig oder auch erst später stellen sich in künstlich erzeugten Lichtungen durch Ansamung alle die Pflanzen ein, die ich oben als für den Rand der Wiesen charakteristisch angegeben habe, dazu noch eine ganze Reihe von Gräsern, Stauden, Strauchstauden, Sträuchern und namentlich auch Schlingern der Kulturregion, es entsteht ein Busch, wie er dieser mit fast ganz denselben Arten zukommt. Das ist bezeichnend und lässt es uns verstehen, warum der Wald an seiner unteren Grenze wie mit dem Messer abgeschnitten erscheint. Nirgends regenerirt er sich selbstthätig; wo er einmal gefallen ist, und sei es an so engumschriebenen Stellen, wie die Lichtungen sie darbieten, tritt Busch an seine Stelle. Und das gilt, wie ich behaupten möchte, für ganz Ostafrika. In voller Uebereinstimmung mit Dr. Stuhlmann meine ich: eine Selbstaufforstung, wie sie in anderen Gebieten der Erde besteht, ist in Ostafrika ausgeschlossen. Wollen wir die Waldbestände unserer Kolonie vermehren oder auch nur erhalten, was aus klimatischen Gründen dringend nothwendig ist, so kann dies nur durch Anbahnung einer geregelten Forstwirthschaft geschehen.

5. Die Bergwiesen.

Wie weit sich die Bergwiesen von der oberen Grenze des Waldes gipfelwärts ausdehnen, lässt sich darum nicht mit einer bestimmten Zahl angeben, weil der Uebergang zu der letzten, der Flechtenregion, ein ganz allmählicher ist. Im Süden wie im Norden steigt das Gelände von rund 2600 Metern bis zu dem bei 4400 Meter etwa anzunehmenden Plateau, von dem aus dann die Spitzen Kibo und Mawenzi sich um Vieles schroffer erheben, in einem so geringen Neigungswinkel aufwärts, dass man eines anstrengenden Tagemarsches von sieben bis neun Stunden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bedarf, um den Höhenunterschied von 1800 Metern zu überwinden. Dem entspricht es, dass in dieser Region von einer sprungweisen Aenderung weder des Klimas noch des Vegetationsbildes die Rede sein kann.

Um wieder einige Angaben über das Klima vorauszuschicken, führe ich zunächst einige Beobachtungen an, die bei unserer in 2650 Meter Meereshöhe oberhalb Marangu erbauten Schutzhütte in Bezug auf die Temperatur gemacht wurden. Dabei muss ich jedoch darauf hinweisen, dass die Hütte insofern nicht sehr günstig gelegen war, als sie sich in einer durch verhältnissmässig grosse Bodenfeuchtigkeit ausgezeichneten Mulde befand. In solchen Mulden aber, davon überzeugten wir uns sehr bald, sinkt die Temperatur in der Nacht um ein Beträchtliches tiefer als auf den trockenen Wiesenflächen. Oft kam es in der unmittelbaren Umgebung unserer Hütte zu starker Reifbildung, wo ausserhalb der Mulde, nur wenige Schritte abseits, keine Spur davon zu sehen war.

An 6 Tagen während der Monate September und Oktober wurden gemessen morgens 7 Uhr 7,2; 7,2; 2,4; 1,8; 10,0; 3,9° C. An den entsprechenden Tagen war die Temperatur mittags 2 Uhr 11,4; 8,6; 8,3; 11,7; 13,2; 12,8° und abends 9 Uhr 5,9; 7,3; 6,6; 2,4; 4,8; 6,4°. Im Februar ergaben sich an 3 Tagen folgende Werthe: morgens 7 Uhr 2,8; 3,9; 4,1; mittags 2 Uhr 18,4; 20,2; 15,8 und abends 9 Uhr 5,4; 5,8; 5,0°. Als absolute Minima, die sich zwischen 4 und 6 Uhr morgens einzustellen pflegen, wurden beobachtet im September und Oktober 2,5; 3,3; 0,6; 1,3; —2,3; 1,3; —0,2; —0,4; —1,0; 1,2°, im Februar 0,5; 1,4; 0,5; ±0°. Was die Maxima angeht, so kann ich nur sagen, dass sie meist am Vormittag zwischen 10 und 12 Uhr auftraten, so am 14. September mit 11,2° um 10, am 15. mit 12,2° um 12, am 8. Oktober um dieselbe Zeit mit 17°, am 10. Oktober ebenso mit 14,6°, am 1. November mit 16,8° um 11, am 2. mit 15,1 um 12; im Februar allerdings finde ich die höchsten Zahlen mit 18,4; 20,2; 18,1° erst um 2 resp. 4 Uhr verzeichnet. Im Allgemeinen hängt die Temperatur ganz ausserordentlich von der Bedeckung des Himmels ab, eine an der Sonne vorüberziehende Wolke lässt sie oft binnen wenigen Minuten um 3 bis 5° sinken, und stets waren es sternenhelle Nächte, an denen das zum Kochen und Waschen in Blechgefässen aufbewahrte Wasser in bis fingerstarker Decke zu Eis gefror.

Für höher als unsere Hütte gelegene Punkte der Bergwiesen sind die gesammelten Temperaturangaben spärlich. Ich führe folgende an:

15. September	Kifinika-Krater	3100 m	morg.	10	Uhr	9.3
7. Oktober	Johannes-Thal	3300 »	mittg.	2	»	9.4
9. »	»	»	morg.	9	»	9.7
30. »	Himo-Lager	3800 »	mittg.	12	»	6.6
			nachm.	2	»	7.4
			»	4	»	7.8

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

30. Oktober	Himo-Lager	3800 m	nachm.	6 Uhr	6.2
			abends	9 »	3.6
31. »	»	»	morg.	6 »	4.8
			nachm.	2 »	10.6
			»	4 »	9.5
			»	6 »	4.5
1. November	»	»	morg.	5½ »	2.4
			»	7 »	6.9
			»	9 »	10.6
1. Januar	Njumba ya Mbassa	3100 m	nachm.	2 »	11.6
			abends	9 »	5.8
2. »	» » »	»	morg.	5½ »	4.2
			abends	9 »	6.0
3. »	» » »	»	morg.	6 »	4.4
			»	7 »	5.8
14. Februar	» » »	»	nachm.	2 »	13.6
			»	4 »	11.7
			abends	9 »	7.0
15. »	» » »	»	morg.	6 »	6.4
			»	7 »	9.5
17. »	Lumi-Schlucht	2800 m	»	10 »	15.1
			nachm.	2 »	15.4
			abends	9 »	8.3
18. »	»	»	morg.	6 »	3.6
			»	7 »	7.9
10. März	Noholu-Höhle	2750 »	mittg.	12 »	15.0
			nachm.	2 »	13.2
			»	5 »	11.2
			abends	9 »	6.2
11. »	»	»	morg.	6 »	3.6
	Galuma-Höhle	3400 m	nachm.	2 »	12.2
			abends	9 »	4.3
12. »	»	»	morg.	6 »	2.5

Dr. Hans Meyer hat am Muë-Bach bei 2890 Meter Minimaltemperaturen von —2 bis —3° erfahren, am Schneequellbach bei 3935 Metern solche von —5,5 bis —8°.

Nach dem Vorhergehenden können wir sagen, dass auf den Bergwiesen schon an ihrer unteren Grenze der Boden durch das Sinken der Lufttemperatur, noch mehr aber durch die Ausstrahlung während sehr vieler Nächte im Jahre sicher auf mehrere Grade unter 0 abgekühlt wird. Am Tage steigt die Lufttemperatur im Sonnenschein bis auf etwa 15—20°, bei bedecktem Himmel hält sie sich zwischen 8 und 12°. Um die Unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schiede zwischen einer natürlich vorhandenen kühleren und wärmeren Jahresperiode in die Augen springen zu lassen, genügen die wenigen bisher festgestellten Ziffern vor Allem darum nicht, weil die Schwankungen zu gross sind, die sowohl zwischen einzelnen auf einander folgenden Tagen, wie zwischen den einzelnen Stunden desselben Tages bestehen. Von einem so regelmässigen Anschwellen und wieder Fallen der Temperatur vom Morgen zum Mittag bezw. vom Mittag zum Abend, wie wir es in tieferen Berglagen beobachten konnten, ist hier keine Rede. Sprungweise steigt und sinkt das Quecksilber des Thermometers, je nachdem die Sonne unverhüllt strahlt, oder Wolken und Nebel sie verdecken. Wolken und Nebel aber sind in dauernder Bewegung, sie gehen und kommen den Tag über in ständigem Wechsel, und nur insofern besteht ein Unterschied zwischen den Jahreszeiten, als von Anfang März bis in den Oktober hinein Bedeckung des Himmels, später ungetrübter Sonnenschein vorwaltet. Die Anzahl der Tage, an denen wir während der ersten 6 Monate unseres Aufenthalts am Kilimandscharo den ganzen Berg morgens gegen 7 und abends nach 5 Uhr meist nur für kaum eine halbe Stunde durchaus frei sahen, wird wenig mehr als ein Dutzend betragen. Wochenlang kann ein Reisender sich in dieser Zeit in der Kulturregion aufhalten und er wird keine Ahnung davon bekommen, dass hinter der gleichmässig grauen Wand, die er vom Walde aufwärts ausgespannt sieht, sich der hehre Anblick zweier Schneegipfel verbirgt. Gelegentlich schon im September, dann aber besonders in den Monaten Dezember und Januar geniesst man das herrliche Schauspiel aber fast Tag für Tag, freilich auch nur in den Früh- und Abendstunden, sehr selten einmal bis gegen Mittag hin. Gewöhnlich legt sich um 8 oder 9 Uhr eine schmale Wolkenbank etwa in Höhe von 3000—3500 Meter quer über den Berg, wird zusehends breiter d. h. höher, bis die Gipfel dahinter verschwunden sind. Zum Abend, gegen $4^1/_2$ Uhr löst sich die Bank wieder auf, indem sie sich in der Mitte theilt und rechts und links wie eine Gardine bei Seite geschoben wird. Früh namentlich schwebt über dem Kibo, nicht so oft auch über dem Mawenzi, wenn beide vollkommen klar sind, eine duftige, weisse Wolke, die so aussieht, als ob sich ein schleierartiges, zartes Häutchen von der Schneedecke der Gipfel losgelöst hätte und nun deren Umrissformen wahrend emporgestiegen wäre. Von einem Alpenglühen, das Dr. Peters als einer gewöhnlichen Erscheinung erwähnt, habe ich nur ein einziges Mal eine Andeutung gesehen, indem auf wenige Minuten der Kibo-Schnee beim Aufgehen der Sonne mit einem violettrothen Lichte übergossen war.

Ueber die Ausgiebigkeit der Niederschläge, die den Bergwiesen zukommen, weiss ich nichts zu berichten, denn naturgemäss sind die höheren Regionen, so lange dort regensichere Unterkunftshäuser fehlen, nur in der Trockenzeit zugänglich. Was die Luftfeuchtigkeit angeht, so mag die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

folgende Tabelle einige Extreme zur Darstellung bringen, die mir vorgekommen sind.

			Uhr	Trockener Thermometer	Feuchter Thermometer
13. September	Kifinika-Lager	2650 Meter	2p	11.4	7.6
15. »	»	2650 »	9a	10.0	4.2
			10a	11.6	7.2
30. Oktober	Himo-Lager	3800 »	6p	6.2	2.6
			9p	3.6	1.2
31. »	»	3800 »	$5^1/_2$a	4,8	0.8
			2p	10.6	6.2
1. November	»	3800 »	$5^1/_2$a	2.4	— 0.3
			7a	6.9	3.6
			9a	10.6	5.4
3. Januar	Nyumba ya Mbassa	3100 »	6a	4.4	2.6
13. Februar	Kifinika-Lager	2650 »	2p	18.0	11.6
14. »	»	2650 »	8a	13.1	6.4
			10a	16.4	9.0
			2p	18.4	10.4
15. »	»	2650 »	8a	13.9	8.2
			10a	17.4	9.2
			12	18.8	10.
			2p	20.2	12.2
16. »	»	2650 »	8a	13.6	8.0
			4p	18.1	11.7
17. »	Lumi-Schlucht	2750 »	10a	15.1	8.1
			9p	8.3	4.2
18. »	»	2750 »	6a	3.6	± 0
			7a	7.9	3.7
10. März	Noholu-Höhle	2750 »	10a	15.4	7.4
			12	15.0	9.4
			9p	6.2	3.8
11. »	»	2750 »	6a	3.6	1.8
11. »	Galuma-Höhle	3400 »	2p	12.2	7.3
			9p	4.3	2.5
12. »	»	3400 »	6a	2.5	1.4

Die hochgradige Trockenheit der Luft, die sich in diesen Zahlen ausspricht, die aber immer nur bei ungeschwächtem Sonnenlicht besteht, muss natürlich allein schon für die Pflanzenwelt der Bergwiesen von grosser Bedeutung sein. Diese wird aber noch vermehrt durch die gleichzeitig statthabende Insolation. Zwei bis drei Stunden währender Sonnenschein genügt oft, um den Boden und mehr noch freiliegende Gesteinsblöcke so zu erhitzen, dass die aufgelegte Hand ein deutliches Gefühl des Brennens empfindet. Trockenheit der Luft und Insolation wirken also im Bunde, um die Verdunstung der Gewächse, wenn auch immer nur vorübergehend, auf ein Maass zu steigern, wie es für die zwei- bis dreitausend Meter tiefer gelegene Steppe gilt. Und darum hat die Flora der oberen Bergwiesen im Allgemeinen den Charakter einer Steppenflora. Es prägt sich in der Mehrzahl der ausdauernden Pflanzen das Bestreben aus, durch Zusammen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

drängen der Vegetationsorgane in ein rundliches Haufwerk, durch Verkleinerung der transpirirenden Blattflächen, durch ihre Bedeckung mit Wollhaaren und dergleichen mehr die Verdunstung nach Möglichkeit zu beschränken. Dass wir auf den Bergwiesen nicht dieselben Arten finden wie in der Steppe, sondern durchaus andere, liegt in erster Linie an den hohen Kältegraden der Nächte — die Steppenpflanzen vertragen keinen Frost — dann aber wohl auch an den grossen täglichen und stündlichen Schwankungen, denen fast alle klimatischen Werthe in der Höhe unterliegen. Hitze und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit der Luft wie des Bodens, alles tritt an die Bergwiesenpflanzen im sprungweisen Wechsel heran. Vor Thierfrass haben sie sich nicht zu schützen, und darum fehlen die Dornsträucher, die Gift- und Milchsaftgewächse, die in den Steppen, den Weidegründen zahlloser Antilopen- und Zebraheerden, eine so bedeutende Rolle spielen.

Verfolgen wir die Bergwiesen in ihrer Ausdehnung nach oben, indem wir uns vom Rande des Waldes bis etwa 4000 Meter aufwärts bewegen, so werden wir zwei Unterformationen, die der Grasflur und die Ericinellaformation, unterscheiden, ohne indess genau sagen zu können, wo die eine aufhört und die andere anfängt. Wollen wir doch eine Grenze ziehen, so wird sie bei etwa 3500 Meter zu legen sein, wenn auch genug örtliche Abweichungen davon vorkommen.

Aus dem Walde tritt man meist fast plötzlich auf die Grasflur hinaus. Von Weitem und oben betrachtet scheint es eine geschlossene Grasnarbe zu sein, aber schon beim Darüberhinwegschreiten fühlt man, dass dies nicht der Fall ist. Die Grasbüsche sind isolirt, dicht zusammengedrängt freilich zunächst, zwischen ihnen bleibt indessen doch immer noch so viel Raum, um beim Gehen den Fuss umknicken zu lassen. Sehen wir uns die Grasbüsche näher an. Es sind faust- bis tellergrosse Polster, aus denen senkrechte oder im Bogen nach unten zurückfallende Blätter und darüber sich erhebend kniehohe, seltener bis brusthohe, im Winde sich wiegende Halme emporschiessen. Die meisten sind echte Gräser, das bei Weitem häufigste, oft auf weite Strecken fast allein herrschende ist Eragrostis olivacea; einzeln oder gewöhnlich in kleineren und grösseren Inseln eingesprengt finden sich Koeleria cristata, Trisetaria quinqueseta, Setaria aurea, Andropogon exotheca, Festuca abyssinica und Deschampia caespitosa. Daneben aber vermissen wir auch Cyperaceen nicht, denn überall, streckenweise mehr oder weniger hervortretend, ragen zwischen den Rispen der Gräser auch die kugeligen Blüthenstände von Fimbristylis atrosanguinea, Cyperus Kersteni und Ficinia gracilis empor. Was aber ist zwischen den Grasbüschen, in dem Maschenwerk, das sie allseitig umspinnt, einem mäandrisch verschlungenen, aus Rillen gebildeten Flusssystem gleich, über das sich ihre

Blätter schattenspendend hinwegneigen? In der Trockenzeit nackter Boden oder ein Filz von Moosen und Flechten, während und kurz nach den Regenzeiten ein Heer von Blüthenpflanzen, die jetzt im Bunde mit den Gräsern die Fläche in den schwellenden Teppich einer Alpenmatte verwandeln. Zuerst kommen wie überall die Zwiebeln und Knollen, die Monocotylen im Allgemeinen, Hypoxis angustifolia, unseren Gelbsternen ähnlich, die violette Romulea campanuloides, die fleischrothe Hesperantha Volkensii und Dierama pendula, das Knabenkraut Disa polygonoides, die blaue, einer Scilla vergleichbare Aristea alata und die winzige, im Anfang nur aus zwei fleischigen, kreisrunden, flach auf dem Boden liegenden Blättern bestehende Holothryx pleistodactyla. Später, oder auch mit ihnen, treten dann die dicotylen Kräuter auf, Swertia pumila und Sebaea brachyphylla, die Gentianen unserer Hochgebirge vertretend, eine niedliche Glockenblume, Wahlenbergia Oliveri, Lathyrus kilimandscharicus, Cerastium vulgatum, Lightfootia arabidifolia, Bartsia abyssinica und die Compositen, die an Habichtskräuter erinnernde Tolpis abyssinica und Conyza subscaposa. Die schönste von allen aber ist Helichrysum Meyeri Johannis, denn zu tausenden, so dass man sie mähen könnte, recken sich im August und September die silberig-purpurnen Blüthenköpfe dieser Immortelle über die Grasbüsche hinaus und streuen über deren helles Grün wie Schneeflocken schimmernde Sterne.

Stellenweise, auf Flächen, so gross, wie sie ein Haus oder ein Garten mässigen Umfanges bedeckt, finden wir die Grasbüsche bald ganz, bald theilweise vom Adlerfarrn verdrängt, hier einen Miniaturwald von Kniehöhe darstellend, in dessen Schatten sich vorzugsweise eine Reihe zarter, fest dem Boden angeschmiegter Gewächse anzusiedeln pflegt. Da treffen wir auf die Lobelia minutula mit Blüthen kaum grösser als ein Senfkorn, da senden Hydrocotyle americana, Oxalis corniculata und Hypericum peplidifolium var. procumbens, Geranium kilimandscharicum, Anagallis Quartiniana, Trifolium kilimandscharicum ihre weithin kriechenden Zweige aus und schaffen einen dichten Rasen, dem allerlei Moose wie Pohlia elongata, Enthostodon Hildebrandtii und Funaria kilimandscharica in Polstern eingestreut erscheinen. Ein Moos, Polytrichum pungens, wird mitunter auch allein herrschend und bildet in ganz reinem Bestande quadratmetergrosse Flecke, die durch ihre rostrothe Färbung von dem Grün der Umgebung seltsam, aber nicht unharmonisch abstechen.

Vereinzelte Bestandtheile der unteren Bergwiesen, d. h. so licht verbreitete, dass zwischen den Exemplaren der jeweiligen Art immer ein grösserer Raum bleibt, sind eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Stauden, Sträuchern und sogar Bäumen. Man kann diese auch nicht allge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mein verbreitete nennen, denn hier finden sie sich einmal viel und in nächster Nähe alle beisammen, dort muss man suchen, um nur die eine oder die andere davon aufzutreiben. Kräuter und Stauden derart, denen immerhin eine gewisse Häufigkeit nicht abgesprochen werden kann, die das Vegetationsbild sogar mitunter durch ihre Auffälligkeit ganz wesentlich beeinflussen, sind nach der Regenzeit besonders ein paar prächtige Gladiolen (G. Quartinianus und kilimandscharicus) und die Kniphofia Thomsoni, eine ungemein dekorativ wirkende Pflanze, die auf armlangem Schaft eine cylinderbürstenähnliche Inflorescenz bald rother, bald gelber Blüthen trägt. Fast das ganze Jahr über begegnet man der Hebenstreitia denticulata mit weisser, mitunter röthlicher Blüthenähre, der gelben Celsia floccosa, ganz an gewisse Formen unserer Königskerzen erinnernd, dem Cycnium Meyeri Johannis mit fein zertheiltem Laube und thalergrossen, violettrothen Blumen. Mehr strauchig, wenn auch nie eine besondere Höhe erreichend, erscheint das weissfilzige, in faustgrossen Ballen gelbblühende Helichrysum abyssinicum, zu dem sich noch mannigfache andere Vertreter derselben Gattung gesellen; fast am Boden liegen zwei Selago-Arten und Thesium kilimandscharicum, während Adenocarpus Mannii übermannshohe Büsche bildet. — Wo der Boden mehr felsig ist, namentlich im Osten des Berges oberhalb der Rombo-Landschaften, treten die eben erwähnten zurück, dafür sehen wir hier neben den Gräsern, jedes Fleckchen benutzend, das den Wurzeln ein Eindringen gestattet, die schöne rothblühende Lobelia Holstii, oft in dichtem Rasen, die stattliche Crassula abyssinica, Argyrolobium kilimandscharicum, Gnidia Holstii, Gerbera piloselloides, Silene Burchellii und noch manche andere. Am Auffälligsten darunter ist ein Strauch, einer grünen, zur Blüthezeit gelben Kugel gleich, die Smithia recurvifolia.

Bäume der Grasflur, die ganz vereinzelt sich über dem Boden erheben, sind im Süden Agauria salicifolia, Erica arborea, gelegentlich auch eine baumartig werdende Ericinella Mannii, im Norden kommt dazu die Gnidia Volkensii. Allen ist gemeinsam, dass sie nur eine geringe Höhe erreichen, 5 bis 8 Meter, dass sie verwettert und zerzaust und meist von den Stürmen des Herbstes gleichmässig nach Südwesten geneigt sind. Bleiche Flechten, Usnea barbata besonders, bedecken sie über und über in armlangen Strähnen, tödten sie zuletzt, bis nichts übrigbleibt, als ein morscher Stamm, dessen weisse, entrindete Aeste sich in abenteuerlichen Formen wie hülfeflehend gen Himmel strecken. Am höchsten, bis 3100 Meter, steigt Agauria, bleibt aber stets vereinzelt, während Erica, wie bereits erwähnt ist, sich gelegentlich zu kleinen Hainen zusammenschliesst, die sich im Kranze um die zerstreuten Waldparzellen der Bergwiesen herumlegen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Solche Haine bergen wie die Waldparzellen eine ganz besondere Flora. Aussen, wo die austrocknenden Winde sie treffen, entwickelt sich ein Unterholz aus Stoebe kilimandscharica gebildet, wozu auch wohl Hypericum lanceolatum tritt, innen im Centrum des Haines, in dem die immer auf Wanderschaft begriffenen Elephanten ihren Durchzug durch fusstiefe Löcher im Boden, durch umgestürzte Bäume und niedergetretenes Strauchwerk allenthalben bemerklich machen, kommt bald dichtes, von allerlei Schlingern durchranktes Gebüsch, bald ein Krautwuchs zu Stande, der ganz andere Arten umfasst wie die Bergwiesen. Der Schatten, der ihnen hier zu Theil wird, besonders aber der Schutz vor den Stürmen, lässt umbrophile und mit ausgiebigem, zartem Blattwerk versehene Formen aufkommen. Myrsine rhododendroides, die Hans Meyer für ein Rhododendron gehalten hat, treffen wir an, daneben eine übermannshohe Vernonia, durchsetzt von Bonamia-Arten, Cucurbitaceen, Stephania, Clematis und der herrlichen Mimulopsis kilimandscharica. Unter den Stauden sind namentlich der 1½ Meter hoch senkrecht aufschiessende Senecio cyaneus, Swertia kilimandscharica und eine Reihe von Dolden, darunter unser heimischer Anthriscus silvestris, bemerkenswerth, von niederen Kräutern die Fumaria und Myosotis abyssinica, Geranium-Arten, das Lycopodium clavatum, Luzula und Carex Johnstoni und die merkwürdige, sonst nur auf dem Kamerun-Pik gefundene Ardisiandra sibthorpioides.

Wir wandern höher auf den Bergwiesen dem Plateau oder den Gipfeln zu, erreichen bei 2750 oder 2800 Meter etwa den oberen Verbindungsweg, den neutralen Pfad der Eingeborenen und bemerken jenseits desselben, dass schrittweise mit der Vegetationsdecke eine Veränderung vor sich geht. Der Raum zwischen den Grasbüschen wird weiter, sie lösen sich auf, so dass wir jetzt den Fuss zwischen sie setzen können. Ein grauer Ueberzug bedeckt hier den Boden, eine leicht abhebbare Kruste, die unter unseren Tritten knirschend zerbröckelt, von einer Flechte herrührend, wie wir uns überzeugen, der Diploschistes scruposus var. cinereocaesius. — Der Flur eingesprengt sahen wir schon vorher dunkelgetönte Inseln, wenige Quadratmeter bedeckend, diese werden grösser und rücken sich näher. Wir mustern sie und finden sie aus dichtem, knie- bis halbmannshohem Strauchwerk bestehend. Myrsine africana, Myrica Meyeri Johannis, die mit handtellergrossen weissen Blüthenköpfen versehene Protea kilimandscharica, Adenocarpus Mannii, Artemisia afra, Hypericum kiboënse, Psoralea foliosa setzen die Inseln zusammen, indem bald die eine, bald die andere Art vorwaltet, ab und zu auch fast reine Bestände bildet. Bei 3500 Meter verschwinden sie wieder, gleichzeitig sind die Grasbüsche, allenthalben nackten, mit Gesteinstrümmern erfüllten Boden zwischen sich lassend, so weit auseinandergerückt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass man füglich von einer Wiese nicht mehr sprechen kann. Die Ericinella-Formation umfängt uns.

Der Strauch, der ihr den Namen gab, trat erst einzeln auf, dann mehrte er sich in dem Maasse, wie die Grasbülten weniger wurden, nunmehr schauen wir vor uns über eine immer noch sanft ansteigende, mit grossen Blöcken besäte Lava- und Schutthalde hin, auf die er als fast einzige höhere, uns bis zum Bauch reichende Pflanze in meterweiten Abständen vertheilt ist. Im Wuchs gemahnt der Strauch, Ericinella Mannii, vielfach an unsern Wachholder, seine Aeste schliessen aufrecht gerichtet buschig zusammen, die zahlreichen Blätter sind spitz, nadelartig, aber statt der unscheinbaren Blüthen jenes sehen wir hier alle Zweigspitzen auf Handlänge mit einer Unzahl, wenn auch kleiner, so doch durch die dichte Zusammendrängung in die Augen fallender, fleischrother Blüthen bedeckt. Auch der Laie wird erkennen, dass die Pflanze eine Verwandte des heimischen Haidekrauts ist. In tieferen Regionen, wo sie ja nicht fehlt, aber in der Masse der übrigen verschwindet, wird sie in einzelnen Exemplaren, wie schon gesagt, geradezu baumartig. Davon ist keine Rede mehr; aber als wollte sie sich für die Unterdrückung eines Stammes entschädigen, bildet sie unten eine wulstige Holzmasse aus, die als ein flacher, gefalteter, allseitig zersplissener Stubben dem Boden aufliegt und aus ihren Rändern neue Sprosse erzeugt, während die mittleren, älteren verdorren. Was neben Ericinella an holzig werdenden Gewächsen noch vorkommt, sind verschiedene Blärien, handhohe Sträuchlein auch mit Nadelblättern, in weisse Wolle gehüllte Immortellen (Helichrysum Hoehnelii und Newii), die sehr sonderbar ausschauenden, der Erde angedrückten Alchemilla Johnstoni und argyrophylla, die Bartsia kilimandscharica, von Kräutern fallen ein paar Lippenblüthler, zu Calamintha und Micromeria gehörig, auf, ferner Kreuzkräuter, wie Senecio Schweinfurthii und Purtschelleri, Scabiosa columbaria, dann auch im Schatten von Felsblöcken und diesen dicht angeschmiegt Arabis albida und die Cineraria kilimandscharica, die wir bereits als ein Klettergewächs der Waldwiesen kennen lernten.

Um 3600 Meter stellt sich fast plötzlich ein neuer Bürger der Flora ein, um ihr in seinen letzten Exemplaren noch bis über 4000 Meter hinaus treu zu bleiben, ein Strauch wie Ericinella, und diese allmählich verdrängend. Es ist Euryops dacrydioides, ebenfalls buschig, aber nur an feuchteren Stellen mehr als kniehoch. Die kleinen Blätter liegen den Zweigen dachziegelig an, die Sprosse enden in ein Haufwerk an unser Kreuzkraut erinnernder Blüthenkörbchen. Längst hat die Vegetation aufgehört, auch nur fleckenweise im Zusammenhange zu sein. Von 4200 Meter an gehören oft schon ein oder mehrere Schritte dazu, um uns von einem einzelnen kaum handhohen Grasbüschel zu andern blüthen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

erzeugenden Vertretern des Gewächsreiches zu bringen, denn wie winzige Tupfen nur sind sie über die steinigen oder sandigen Flächen gebreitet. Bei 4500 Meter endlich haben wir auch die letzten Vorposten erreicht, alle vereinzelt, im Schutze von Steinen kleine Polster bildend, es sind zwei Gräser noch, Koeleria cristata und Danthonia trisetoides, sechs Körbchenblüthler, Helichrysum Newii und fruticosum, Senecio Telekii und Meyeri Johannis, Dianthoseris Schimperi, Carduus leptacanthus, und ein Kreuzblüthler, die Arabis albida. Darüber hinaus herrschen, soweit trockene Stellen in Frage kommen, nur noch Flechten und Moose.

Schaut man vom Plateau aus zurück auf die jetzt unter einem ausgebreitete Landschaft, so wird man an den Nüancen der Bodenfärbung alle geschilderten Einzelheiten der Bergwiesenformation wohl unterscheiden können. Aber man wird noch etwas Weiteres bemerken. Einmal sieht man ganz sporadisch da und dort in der Region zwischen 3000 und 4000 Metern kleine, eingesenkte Mulden, die durch ihr helles, lebhaftes Grün sich auffällig abheben, dann erkennt man, dass die Schluchten, die namentlich von den Gipfeln her radienartig ausstrahlen und sich gelegentlich verzweigen, auch als besondere Vegetationsstreifen hervortreten. Die Mulden ergeben sich beim Näherkommen als Stellen, wo Regenwasser zusammenfliesst und das ganze Jahr über den Boden feucht erhält, wohl auch in Form eines kleinen Tümpels stehen bleibt. Eine geschlossene Vegetationsdecke überzieht hier den Boden, ein sumpfiger Wiesenfleck erscheint vor unseren Augen, der eine ganze Anzahl sehr charakteristischer Pflanzenformen aufzuweisen hat. Cyperaceen, vor allem Cyperus nigricans, ragen in Büschen empor, Subularia monticola, Eriocaulon Volkensii, Crassula Vaillantii bilden dichte wasserdurchtränkte Tuffs, während aussen herum ein Gras, Anthoxanthum nivale, sich zu einer Rasennarbe zusammenschliesst. Fast niemals vermisst man in dieser Trachydium abyssinicum und Ranunculus oreophytus, meist auch nicht Arctotis Rueppelliana, alle drei Pflanzen, die mit einer rundlichen Blattrosette dem moorigen Untergrund angeschmiegt erscheinen. Carex monostachya vermittelt den Uebergang zum trockneren Lande. — Sicher sind es solche Oertlichkeiten, vielleicht dazu die Umgebung von Quellen, an denen Hans Meyer noch bis zu 5000 Metern Meereshöhe Vertreter einer Phanerogamenflora gesehen hat. Mir stiess die letzte bei etwa 4500 Meter auf, und zwar war es hier Schneeschmelzwasser, das in einer Senkung zusammenfliessend und sich über einige Quadratmeter ausbreitend ein derartiges grünes »Auge« auf dem sonst vegetationslosen Lavafelde erzeugte.

Eine kurze Besprechung endlich verdienen die Schluchten der Bergwiesen. Es ist bereits hervorgehoben worden, dass der Gürtelwald sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Lobelia Deckenii.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in ihnen zungenartig noch zwei- bis dreihundert Meter höher zieht. Bäume besonderer Art bemerkt man nicht, sondern zunächst dieselben, die der oberen Waldgrenze eigenthümlich sind, später, etwa zwischen 2800 und 2900 Meter, nur noch die Erica arborea. Dafür fällt eine Staude um so mehr in die Augen, die Lobelia Deckenii. In der Jugend gleicht sie einem aus zahllosen schmalen Blättern zusammengesetzten Kohlkopf, dann streckt sie sich und wird ganz einem Kanonenwischer ähnlich. Wie abenteuerlich sie sich ausnimmt, geht daraus hervor, dass Kersten in seiner Schilderung der v. d. Decken'schen Reise eine Zeichnung von drei bei einanderstehenden Exemplaren giebt, der als Erklärung die Worte dienen: »Pflanzengebilde wie Kobolde, die einen wundersamen Reigen tanzen.« Lobelia ist eine Lichtpflanze und begleitet darum die Waldstreifen der Schluchten an ihrem äusseren Saum, daneben findet sie sich weiter aufwärts bis zu 3500 Meter Höhe am Rande einzelner Wasserläufe und ab und zu auch in quelligen, moorigen Senkungen. Sie bringt ein fremdartiges Element in ihre Umgebung, denn im Allgemeinen gemahnen die Schluchten in ihrem bewaldeten Theil ganz an wasserdurchflossene, schmale Gebirgsthäler Deutschlands, etwa Thüringens. Bäume mässiger Höhe erheben sich über ein dichtes Unterholz, während der Rand des Baches am Grunde, ebenso die Geröllinseln seines Bettes mit saftigen Gräsern und Kräutern grün überzogen sind. Rumex Steudelii, Ranunculus pubescens, Trifolium Johnstoni, Epilobium cordifolium, Cardamine pratensis und hirsuta, Thalictrum rhynchopetalum, Anemone Thomsoni sind hier Pflanzen, die in gleichen oder sehr ähnlichen Formen auch in Europa vorkommen. — Wo die Schluchten sich gelegentlich verflachen und der Bach, in einzelne Arme aufgelöst, stille Buchten bildet, findet man diese von Elatine und Callitriche stagnalis bedeckt, Scirpus fluitans und Bryum bicolor in ihnen untergetaucht, während aussen herum Stellaria media var. Brauniana, Sagina abyssinica, Uebelinia rotundifolia, Ranunculus Volkensii und Scirpus setaceus schwellende Tuffs bilden, aus denen sich eine prächtige Orchidee, Disa Wiffmanni, fusshoch hervorhebt.

Lässt man, in einer Schlucht aufwärts steigend, bei 2900 Meter die letzten krüppeligen Erica-Bäume hinter sich, so taucht sehr bald ein neues Charaktergewächs auf, das in früheren Kapiteln schon mehrfach erwähnte baumartige Kreuzkraut Senecio Johnstoni. Fast immer vereinzelt, seltener in kleinen Gruppen beisammenstehend, ragen säulenartige, häufig gegabelte, mit Blattresten überzogene, schwammige Stämme auf, die an der Spitze eine Rosette bis armlanger Blätter und aus deren Mitte hervorgehend eine oft meterhohe, reichästige Inflorescenz goldgelber Blüthen tragen. Zuletzt niedrig, buschartig werdend, steigen sie bis über 4000 Meter empor,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Anfang noch umgeben von Stauden, wie Echinops Hoehnelii, Dipsacus pinnatifidus, Peucedanum Kersteni, dem wunderbar schönen Helichrysum Guilelmi und Lentii, dann nur noch von Kräutern (Valeriana und Lobelia kilimandscharica, Arabis albida, Stenophragma Thalliana, Galium Aparine), die von Lebermoosen, Marchantia- und Fossombronia-Arten, zu einer einigermaassen geschlossenen grünen Decke vereint werden. Als eine der letzten Pflanzen der Schluchten begegnete mir Senecio Volkensii, ein kleiner Strauch, den ich seiner silberweissen Behaarung wegen das Edelweiss des Kilimandscharo nennen möchte.

6. Die Flechtenregion.

Flechten kommen als Charakterpflanzen der Zone oberhalb 4500 Meter nicht allein zu, schon in niederen Regionen finden sie sich als Ueberzüge der freiliegenden Gesteinsblöcke. Die trocken fast schwarz erscheinende Parmelia latissima und die grauen Rasen der Cladonia crispata und Floerkeana hüllen solche mitunter vollständig ein. Indessen doch erst, wenn alle phanerogamischen Pflanzen geschwunden sind, erregen sie als letzte Vertreter des Gewächsreiches unsere besondere Aufmerksamkeit, weniger durch Formenschönheit als durch den Glanz ihrer Farben. Sie bringen in das sonst überaus triste Einerlei der Steinwüsten und Lavafelder des Plateaus und der sich darüber erhebenden Gipfelhänge des Kibo und Mawenzi allein noch einen bunten Wechsel. In ein dunkles Ziegelroth kleiden sich die Felsen, die mit Amphiloma elegans bewachsen sind, gelbroth färbt sie Candelaria vitellina, schwefelgelb das Rhizocarpon geographicum var. atrovirens, lichtgrau Parmelia adpressa und Buellia stellulata, schwarzgrau endlich Gyrophora umbilicarioides und Umbilicaria pustulata. Alle erscheinen wie blättrige oder fein krustige Anflüge des Gesteins, anders dagegen die sehr eigenthümliche Parmelia conspersa. Sie beschränkt sich auf die Kuppen der Lavablöcke, sitzt ihren Spitzen und Vorsprüngen als eine grüngraue, blättrig geschichtete, bis kopfgrosse Masse auf, die in uns den Eindruck hervorruft, als sei den Spitzen eine Art Hut oder Turban übergestülpt. Vielleicht gehören Jahrhunderte dazu, um ein solches Lager aufzubauen, wissen wir doch aus heimischen Erfahrungen, wie ausserordentlich langsam ein Flechtenthallus wächst.

Beigesellt sind den Flechten einige Moose; Bryum ellipsifolium, Grimmia argyrotricha und campylotricha grub ich bei meinem Aufstieg zum Mawenzi unter dem Schnee hervor.

Eine Frage sei zum Schluss gestellt. Welcher klimatische Faktor bewirkt es eigentlich, dass in den Gipfelregionen des Kilimandscharo wie anderer Hochgebirge nur noch Kryptogamen gedeihen? Die gewöhn-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liche Antwort wird lauten: die Kälte. Da ich selbst immer nur wenige Tagesstunden in der Flechtenzone zugebracht habe, kann ich über dieselbe nichts berichten. Die einzigen Zahlen, die mir zur Verfügung stehen, sind: 2. Januar, Rothe Mauer, 4600 Meter, 2 Uhr mittags, trockner Thermometer 9,9°, feuchter 4,6°. Mehr wissen wir von Hans Meyer. Eine Zusammenstellung seiner Beobachtungen ergiebt:

4. Oktober.	Kibo-Lager	4330 Meter,	nachts	— 9°	C.
5. »	Höhlen-Lager	4650 »	»	— 12°	»
6. »	Spitze des Kibo	6000 »	gegen Mittag	+ 2°	»
16. »	Mawenzi-Lager	4360 »	nachts	— 7°	»
19. »	Höhlen-Lager	4690 »	»	— 14°	»
21. »	Mawenzi-Lager	4360 »	früh	— 9°	»

Interessant ist auch die Bemerkung, dass am 14. Oktober nachmittags, als plötzlich ein Graupelwetter eintrat, die Temperatur binnen einer halben Stunde von 26° in der Sonne auf + 4° im Nebel heruntersank. Am Kibo zeigte bei 5865 Meter vormittags der Thermometer in der Sonne + 10° an, der gleichzeitig geprüfte Schleuderthermometer aber nur ± 0. »Im Allgemeinen«, sagt Meyer, »beginnt mit der Nacht und mit der in diesen luftdünnen Höhen doppelt starken Ausstrahlung zum kalten Nachthimmel der Wind von oben zum Tiefland hinabzuwehen und die Temperatur oft auf — 12° oder — 14° zu sinken, wo sie 12 Stunden vorher auf + 26 und + 28° (in der Sonne natürlich) gestanden hat.«

Es ist also zweierlei charakteristisch, einmal die bedeutende Nachtkälte, dann auch die ganz abnorm grosse Differenz zwischen Tages- und Nachttemperatur. Der hohen Tagestemperatur, die natürlich nur bei Sonnenschein obwaltet, ist es zuzuschreiben, dass der Schnee unterhalb 4700 bis 4800 Meter nicht liegen bleibt, in den heissen Monaten sogar mit seiner unteren Grenze noch weiter hinaufrückt. Von nächtlichen Schneefällen, die meist gegen Mittag schon wieder völlig geschwunden sind, werden dagegen die Höhen bis hinab zu 4000, gelegentlich auch wohl bis zu 3500 Meter betroffen. Solchen Neuschnee kann man von unten, von der Kulturregion aus, in der Zeit vom März bis August häufiger beobachten, aber auch später fehlt er nicht, wenn auch dann selten tiefer als bis zum Plateau hinabreichend. Nach meinen Notizen beobachtete ich Neuschnee im Oktober und November an je drei, im Dezember an vier, im Januar und Februar wieder an je drei, im März an sieben Tagen und konnte trotzdem am 22. März 1894 in mein Tagebuch schreiben: der Berg zeigt jetzt die minimalste Schneebedeckung. Schon Anfang Mai aber heisst es: Kibo jetzt mit liegenbleibendem Schnee fast bis zum Fusse.

Wenn man bedenkt, dass obige Aufzeichnungen ja nur an Tagen gemacht werden können, wo die Gipfelregionen früh am Morgen vorüber-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehend wolkenfrei sind, so ist klar, dass Schneefälle in der Region der Flechten und theilweise auch noch in der Ericinella-Formation das ganze Jahr über gar nicht so sehr selten vorkommen, dort für die Nacht also eine dauernde Abkühlung unter 0 besteht. Ist eine Kälte selbst unter —14 oder —15° aber ausreichend, um das Fehlen einer Phanerogamen-Vegetation allein zu erklären? Sicherlich nicht. Sie schliesst ja eine Unzahl von Gewächsen aus, aber dass sie die Phanerogamen ganz unterdrückt, ist nur möglich, weil ausserdem eine abnorm hohe Trockenheit der Luft herrscht. Die höheren Pflanzen können in diesen Höhen, namentlich da auch der Aufnahmefähigkeit der Wurzeln durch die niedere Nachttemperatur ein Ziel gesetzt ist, nicht mehr den Verlust an Verdunstungswasser ersetzen, den die Insolation ihren Geweben am Tage entzieht. Darum verdorren sie mehr, als dass sie erfrieren, und darum können hier nur Flechten und Moose gedeihen, die bei Befeuchtung wieder aufzuleben vermögen, selbst wenn sie tagelang vorher, wie man sich ausdrückt, rappeldürr waren. Das Vorkommen von Gräsern und einzelnen Kräutern in der Umgebung von Quellen und in dauernd von Schmelzwässern gespeisten Senkungen noch bei 4700 und 4800 Meter, wie Hans Meyer behauptet, ist ein Beweis für diese Ansicht und ebenso der xerophytische Habitus und Bau der letzten Blüthenpflanzen auf trocknerem Boden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

XI. KAPITEL.

Die Thierwelt.

Obgleich kein Zoologe von Fach, habe ich doch auch der Thierwelt des Kilimandscharo meine Aufmerksamkeit geschenkt. Trotzdem würde ich es kaum wagen, hier ein zusammenfassendes Bild der Fauna zu geben, wenn nicht durch die Sammlungen Johnston's, Fischer's, Abbot's und Anderer genügendes Material beigebracht wäre, und wenn dieses Material, soweit es die Säugethiere, Vögel, Kriechthiere und Weichthiere betrifft, nicht bereits durch Matschie, Reichenow, Tornier und v. Martens eine kritische Zusammenstellung gefunden hätte. Auf deren Arbeiten gründen sich im Wesentlichen die folgenden Ausführungen.

1. Säugethiere.

Wenn man den Behörden des Kilimandscharo einst ein eigenes Wappen zu führen gestattete, so müsste darin der Weissschwanz-Seidenaffe (Colobus caudatus) prangen, so sehr ist er für das Gebiet charakteristisch. Sein prächtig schwarz-weisses, langhaariges Fell, der buschige Schwanz, der beim Springen von Ast zu Ast wie eine Fahne hintennachflattert, machen ihn zu einer ebenso eigenartigen wie auffallenden Erscheinung. Ich traf ihn wiederholt im Gürtelwalde zwischen 1800 und 2600 Metern, stets zu kleinen Gesellschaften von vier bis zwölf Stück vereint, nie am Boden, sondern immer in den Wipfeln der höheren Bäume. In der Ruhe und sich unbeobachtet wähnend, geben sie ein Summen von sich, das man beinahe ein Singen nennen könnte, aufgeschreckt stossen die alten Männchen erst ein Knurren, dann ein langgezogenes, unwillig klingendes Oa aus und veranlassen dadurch den Trupp zur Flucht. Bald rasten sie indessen wieder, und wenn man jetzt die Thiere in der Blätterfülle verborgen und starken Zweigen angeschmiegt

vorsichtig herablugen sieht, dann erkennt man, wie ich schon früher erwähnte, dass ihr Kleid trotz seiner Auffälligkeit ihnen doch trefflichen Schutz gegen verfolgende Feinde sichern muss. Der langherabwallende weisse Schwanz und der gleichfarbige Haarbesatz längs der Körperseiten ahmen die bleichen Flechtenschleier nach, die aus den Kronen aller Bäume in Masse herunterhängen. Damit stimmt nun freilich nicht überein, dass derselbe Affe, ich habe wenigstens keine Unterschiede finden können, auch in den Oasen Kahe und Aruscha, ebenso in den waldigen Ufersäumen der Steppenflüsse vorkommt, also in Gegenden, wo die Flechten keine besondere Rolle spielen. Doch darf hier wohl daran erinnert werden, dass der Kilimandscharo-Wald früher viel weiter hinabreichte und die Heerden, die jetzt die Bäume der unteren Regionen des Berges bevölkern, Nachkommen solcher sein können, die einst durch den Einfluss des Menschen aus ihrem eigentlichen Verbreitungsgebiet verdrängt und von ihm abgeschnitten wurden.

Die Eingeborenen verwenden das Fell des Colobus als Schmuck bei kriegerischen Tänzen, doch vermögen sie mit ihren ungenügenden Waffen seine Zahl kaum wesentlich zu beschränken. Leider thun das in neuerer Zeit die Europäer, und wäre es wohl angebracht, durch ein hohes Schussgeld die gänzliche Ausrottung des schönen Thieres zu hintertreiben. Diese ist um so drohender, als es sich in der Gefangenschaft nicht halten, geschweige denn fortpflanzen lässt. Alle Versuche, Junge aufzuziehen, die wir auf der wissenschaftlichen und mehrere Herren von der Militärstation unternahmen, missglückten, denn die äusserst possirlichen Wesen starben nach wenigen Tagen oder Wochen.

Häufigeren Vorkommens als Colobus sind die Paviane, von denen der graue (Papio toth) sicher festgestellt ist, während der gelbe oder Babuin (Papio cynocephalus) ebenso wie Cynocephalus Hamadryas und C. Sphinx von Johnston zwar angegeben werden, aber nicht in Belegexemplaren heimgebracht sind. Den grauen fand ich bald einzeln, bald schaarenweise und zwar sowohl in der Kulturregion, als auch in der Steppenzone, hier stets nicht fern von den Flussläufen. Nichts gewährt ein interessanteres Bild des Thierlebens, als ihn letztere auf umgestürzten Baumstämmen kreuzen zu sehen. Mich in der Gegend von Kahe aufhaltend, wurde ich auf eine Heerde von wenigstens 200 Stück aufmerksam. In mächtigen Sätzen flohen sie vor mir her dem Flusse zu, die Weibchen und Jungen unaufhaltsam, die alten Männchen, die sich selbst einem starken Hunde gegenüber zur Wehr setzen, nach mehreren Sprüngen immer wieder rastend, sich gegen den Feind hin aufrichtend und die Zähne fletschend. Am Ufer angekommen, erklimmen einzelne dieser die Bäume, während die Weibchen und Jungen, denen sich ab und zu ein Männchen zwischenschaltet, im geordneten Zuge den als Brücke

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dienenden Stamm beschreiten. Erst wenn die letzten drüben sind, verlassen auch jene, ein Gebell ausstossend, ihren hohen Ausguckposten und trotten, zu einer Reihe zusammengedrängt, auf die andere Seite. — Die Paviane, Njani der Wasuaheli, werden von den Eingeborenen wegen des grossen Schadens, den sie auf den Feldern anrichten, nicht mit freundlichen Augen angesehen, harmloser erscheinen ihnen die Meerkatzen, zumal sich diese niemals zu so grossen Schaaren zusammenrotten. Gewöhnlich ist die olivenfarbige Meerkatze (Cercopithecus rufoviridis, Kis.: Tumbili), seltener die schwarzgrüne (Cercopithecus albigularis,



Galago crassicaudatus.

Kis.: Kima), die sich durch die dunkle Färbung der Füsse auszeichnet. Die eine pflegt sich mit Vorliebe in der Nähe der Märkte aufzuhalten, um sie nach verloren gegangenen oder weggeworfenen Feldfrüchten abzusuchen, die andere, die ein scheueres, zurückgezogeneres Leben führt, bemerkte ich nur in menschenverlassenen Gegenden der Kulturregion, vereinzelt auch im unteren Gürtelwalde.

Ich habe mich nie überwinden können, Affenfleisch zu essen, wie ich auch durch das rührend menschliche Benehmen eines Pavianweibchens, das ich schwerverwundet von einem hohen Baum herunterschoss, für immer davon abgebracht wurde, nutzlos einen Affen zu tödten. Die Eingeborenen sind nicht so heikel, für sie scheint Affenfleisch sogar ein Leckerbissen zu sein, wie wir in Kahe erfuhren, wo um die abgebalgten Cadaver mehrerer Meerkatzen, die Dr. Lent geschossen hatte, ein förmlicher

Kampf entstand. Verschmäht wurde dagegen der Maki (Galago crassicaudatus, Kis: Komba), den man hier, nicht am Kilimandscharo selbst, in überraschend grosser Zahl antrifft. Zur Familie der Lemuren, der Halbaffen gehörig, sieht er doch trotz des langen Schwanzes mehr einem winzigen Bären denn einem Affen ähnlich. Er ist ein Nachtthier; sobald die Sonne zu sinken beginnt, hört man aus den Baumkronen sein weinerlich klingendes Geschrei, das von einem ausgestossen, sogleich von vielen anderen bald näher, bald ferner beantwortet wird. Ihn zu schiessen, ist nicht schwer, wenn man die kurze Spanne des Zwielichts benutzt, oder den Aufgang des Mondes abwartet. Sein Geschrei verräth ihn, und dann gilt es nur, die starken, vom Laube unverhüllten Aeste des Baumes, auf dem er sich aufhält, scharf ins Auge zu fassen. Bald wird man ihn irgendwo vom Nachthimmel sich abheben sehen. Fehlt man, so flieht er in der Art unserer Eichhörnchen. Eine zweite, hellergefärbte Art, Galago kirki, hat Abbot in Aruscha erlegt.

Von Fledermäusen sind bisher erst vier bekannt, die grossohrige Hohlnase (Nycteris thebaica), die Ziernase (Megaderma frons), die Herznase (Megaderma cor) und Vesperugo nanus, doch zweifle ich nicht, dass eingehendere Untersuchungen ihre Zahl bedeutend vermehren werden. Am Auffälligsten sind die Megadermen, da sie wie Vögel buntgefärbt erscheinen. Eine bisher noch nicht wissenschaftlich festgestellte Art erreicht solche Flügelspannweite, dass sie über unsere aus schwerem Stoff gebildete Zimmerdecke wegfliegend, dieselbe jedes Mal in wallende und wogende Bewegung versetzte.

Verhältnissmässig zahlreich sind die Nager. In den Steppenebenen am Fusse des Berges lebt ein Hase (Lepus ochropus, Kis.: Sunguru), der den Menschen sehr nahe an sich herankommen lässt, dann plötzlich aufspringt und im Zickzacklauf entflieht, ebenda das Stachelschwein (Hystrix africae-australis) und das Erdhörnchen (Xerus rutilus), während die Eichhörnchen (Sciurus cepapi und mutabilis) baumreiche Plätze des bewohnten Landes vorziehen. Kleiner und schlanker wie unsere Eichhörnchen gleichen sie diesen im Benehmen doch durchaus; man sieht dasselbe Jagen spielender Paare, hört dasselbe ärgerliche Glucksen, sobald man sie aufschreckt, und nur darin besteht ein Unterschied, dass sie in Mehrzahl bestimmte dauernde Standquartiere, meist niedrige, astreiche Bäume, zu haben scheinen. Es fiel mir wenigstens auf, sie jahraus jahrein immer an den gleichen Oertlichkeiten in Dutzenden von Exemplaren zu finden, während sie anderwärts ganz fehlten. — Ihnen in der Lebensweise sehr verwandt ist der Siebenschläfer (Eliomys murinus), vielleicht auch eine Klettermaus (Dendromys nigrifons), welche beide Abbot zuerst als zur Fauna des Kilimandscharo gehörig feststellte. Die häufigste Maus des freien Feldes ist die Streifenmaus (Mus barbarus), die an 8 bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

10 röthlichgelben Längsbinden auf dunkelbraunem Grunde leicht kenntlich ist, seltener begegnete mir die Striemenmaus (Mus pumilio), der 4 schwarzbraune Längsbinden und dazwischen hellere Linien über den Rücken laufen. In die Häuser kommt eine weissfüssige Ratte (Mus natalensis) und eine Zwergmaus (Mus minimus), an Gewässern hält sich die Ohrenratte auf (Otomys irroratus), am Jipe-See, woher sie v. d. Decken mitbrachte, auch die Rohrratte (Aulacodus swinderenianus), ein hasengrosses Thier, dem man in den Nilländern als geschätztem Wildpret eifrig nachstellt. Die Wadschagga thun dasselbe der Wurzelratte (Rhizomys splendens, Kis.: Mfuko) gegenüber, weniger indess, um sich an ihrem Braten zu delektiren, als um den Schaden zu mindern, den sie in den Pflanzungen anrichtet. Die Gestalt der Wurzelratte ist die eines Hamsters, ihre Lebensweise aber die des Maulwurfs. Als ich eines Tages einigen Kindern bedeutete, sie möchten mir das Thier lebend bringen, hatte ich binnen einer Stunde fünf Stück beisammen. Ich setzte sie in ein Drahtgehege, das unseren zoologischen Garten umschloss. Kaum fühlten sie sich frei, begannen sie, an der trennenden Scheidewand angekommen, mit den Vorderfüssen zu graben und die gelockerte Erde von Zeit zu Zeit mit den Hinterfüssen zurückzustossen. Nach kaum zehn Minuten waren alle so weit schräg abwärts in den Boden gelangt, dass nur noch ein gelegentliches Hinausschleudern von Sand ihre Anwesenheit und nunmehr unterirdische Thätigkeit verrieth.



Mus barbarus.

Unter den Raubthieren steht der Löwe (Felis somaliensis, Kis.: Simba) obenan. Gelegenheit, uns von seinem Vorkommen zu überzeugen, war uns selbst einmal gegeben. Auf meinem Rückmarsch zur Küste begleitete mich Dr. Lent am ersten Tage. Als wir nach dem Abendessen vor dem in der Nähe des Himo-Flusses aufgeschlagenen Zelt am Tisch sitzen, jeder eine lange Pfeife rauchend und die gewohnten zwei Partien Halma spielend, entsteht plötzlich unter unseren Leuten, die schon schlafend um die Feuer am Boden liegen, eine Panik. Unter dem Entsetzensschrei »Simba«, ein Löwe, stürzen alle, unsern Tisch mit der Petroleumlampe darauf umwerfend, hinter uns hinein in mein Zelt. Draussen schweigende Nacht, nur auf wenige Schritte die Umgebung von den flackernden Feuern erleuchtet. Auf Befragen erklärt der Aufseher, der etwas abseits

gelegen hat, dass er dicht an seinem Ohr das Schnauben eines grossen Raubthiers gehört habe und davon erwacht sei. Wir suchen die Sache in das Lächerliche zu ziehen, und die Leute, die zum Theil unter unsere aufgeschlagenen Betten gekrochen sind, zu beruhigen. Aber vergebens, sie lassen es sich nicht ausreden, ein Löwe sei im Lager gewesen, obgleich keiner ihn gesehen hat. Lent und ich, das Gewehr in der einen, einen Feuerbrand in der andern Hand, suchen die Umgebung des Zeltes ab; wir entdecken nichts, denn es ist stockfinster. Wieder zurückgekehrt, mache ich eben einen derben Witz über die Feigheit der Wasuaheli, als in nächster Nähe ein Brüllen ertönt, beantwortet von einem zweiten entfernteren, beide so durch Mark und Bein gehend, dass nun auch uns etwas unheimlich zu Muthe wird. Noch mehrmals wiederholt es sich, keinen Zweifel lassend, dass die Bestien, wohl ein Pärchen, das kurz zuvor, wie wir wussten, in derselben Gegend mehrere Leute zerrissen hatte, uns ständig umkreisen. Erst nach zwei Stunden geben sie trotz mehrfacher Schüsse, die wir abfeuern, den Belagerungszustand auf, nur aus weiter Ferne noch tönt ab und zu ihre Stimme an unser Ohr. Der Aufseher hatte Recht gehabt, dicht neben seiner Schlafstätte sehen wir am Morgen in den Sand eingedrückt die Fährte eines Löwen.

Am Tage greift der Löwe nach allen Berichten, die mir gegeben wurden, den Menschen nur höchst selten, vielleicht niemals an. Als Beleg dafür erzählte mir der Missionar Flick, dessen Worten absolut zu vertrauen ist, unter Anderem Folgendes. Eines Tages, als er in Begleitung mehrerer zehn- bis zwölfjähriger Masai-Knaben von Kilema aus einen Spaziergang abwärts zur Steppe macht, erblickt er plötzlich in unmittelbarer Nähe eine Löwin am Boden niedergekauert. Da sie ihn und seine Schaar bereits bemerkt hat, hält er es für das Gerathenste, auf einen Baum zu klettern, nachdem er vorher die Kinder hat das Gleiche thun lassen. Die Löwin bleibt unbeweglich. Zum grossen Schrecken des ängstlich harrenden Mannes lässt sich nach zehn Minuten einer der kleinen Burschen wieder vom Baum hinunter, schreitet geraden Wegs auf das Raubthier zu und wirft, es dabei aber immer fest im Auge behaltend, aus einer Entfernung von wenigen Schritten mit Steinen nach ihm. Als es auch jetzt noch keine Anstalten macht, sich zu erheben, holt der Knabe, rückwärts schreitend, das nur mit Schrot geladene Gewehr des Missionars und feuert es auf die Löwin ab. Ein Gebrüll ausstossend steht sie auf, macht kehrt und verschwindet im hohen Grase. Wegen seiner Tollkühnheit zur Rede gestellt, erklärt der Masai, dass Löwen das Auge des Menschen fürchteten und nie angriffen, wenn man sie scharf fixire.

Während der Löwe nur in der Steppenregion sich aufhält, dehnt der Leopard (Felis nimr, Kis.: Tschui), den auch die Wadschagga für gefährlicher denn diesen erachten, seine Raubzüge bis in den bewohnten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Theil des Gebirges aus. Er holt sich mitten am Tage nicht bloss Vieh aus den Ställen, sondern tödtet auch Menschen, namentlich Weiber und Kinder. Oft geschieht letzteres freilich nicht, denn während meines ganzen Aufenthalts ist mir nur einmal von einem solchen, sich doch schnell herumsprechenden Ereigniss Kunde geworden. Dass es also von Leoparden »wimmele«, wie Dr. Peters behauptet, dürfte stark übertrieben sein, immerhin sind die Verluste, die sie dem Viehstande zufügen, nicht unbeträchtlich. Wir selbst wurden davon betroffen. Eines Abends schreibend bei der Lampe im Hause sitzend, hören wir plötzlich auf dem Hofe trappelnde Laute, wie wenn Schafe durcheinanderjagen. Schnell werden die Laternen angezündet, Lent und ich ergreifen das Gewehr und stürmen hinaus. Draussen dunkle Nacht, nur soviel ist zu erkennen, dass der Schafstall offen steht, den eben die letzten seiner Bewohner, gegen 30 Stück Kleinvieh, in drängender Hast, aber unter tiefem Schweigen verlassen. Wir leuchten den Stall ab, finden darin zwei Schafe, denen der Bauch aufgerissen ist, und am nächsten Morgen in unmittelbarer Umgebung unserer Station noch fünf weitere, von denen eins halb aufgefressen ist, während die übrigen mit durchbissener Kehle todt daliegen. Kratzspuren an der Lehmwand bewiesen, dass der Räuber durch ein Loch eingedrungen war, das kaum einem dreijährigen Kinde Durchschlupf gewährt hätte.

Dem Leoparden äusserlich ähnlich, nur hochbeiniger, ist der Gepard (Cynaelurus guttatus), der in der Kilimandscharo-Niederung von den amerikanischen Jägern Willoughby und Jackson wiederholt erlegt wurde. Ich habe über ihn nichts in Erfahrung bringen können, jedenfalls steht er nach Allem, was man von ihm weiss, an Wildheit dem Leoparden bei Weitem nach, und dasselbe gilt natürlich von den kleineren, bisher am Berge gefundenen Vertretern des Katzengeschlechtes, dem Karakal (Felis nubica), dem Serval (Felis serval) und der Wildkatze (Felis caligata). Der erste gleicht namentlich durch seine spitzen Ohren, die in einen schwarzen Haarpinsel auslaufen, unserem Luchse, die beiden andern mehr unserer Hauskatze, doch ist der Serval grösser und auf fahlgelbem Grunde schwarz getupft; Felis caligata hat eine gelblich graue, weisslich melirte Oberseite mit bald deutlicheren, bald undeutlichen dunklen Querbinden und zuweilen einer schwarz und rothbraun gemischten Längsbinde über die Rückenmitte. Mir ist keins von den drei Thieren begegnet, doch sah ich mehrfach und hielt auch eine Zeitlang in der Gefangenschaft eine hochbeinige, äusserst bissige, tiefdunkelschwarze Katze, die entweder eine neue Art darstellt oder als Varietät zu Felis serval zu ziehen ist.

Ostafrika ist das Land der Ginsterkatzen, und so treffen wir denn auch in unserem Gebiete nicht weniger als sieben Arten davon an. Um sie bestimmen zu können, hat Matschie folgenden Schlüssel gegeben:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

A. Zwischen Nase und Mundspalte in der Oberlippe eine nackte Grube
  a) Körper gefleckt
    1. Fusssohlen vollständig behaart; ein schwarzes Kehlband . . . . . Zibethkatze (Viverra orientalis).
    2. Fusssohlen mit kahlem Längsstreifen; Kehle ohne schwarze Querbinde . . . . . Ginsterkatze (Genetta tigrina).
  b) Körper ungefleckt, gesprenkelt oder einfarbig.
    1. Von der Grösse eines Marders
      α) Schwanz länger als $^2/_3$ der Körperlänge . . Ichneumon (Herpestes caffer).
      β) Schwanz kürzer als $^2/_3$ der Körperlänge . . Kurzschwanz-Ichneumon (Herpestes galera).
    2. Von der Grösse eines Wiesels
      α) Schwanzspitze schwarz . . . . . Hermelin-Manguste (Herpestes gracilis).
      β) Schwanzspitze nicht besonders gefärbt . . . Zwerg-Manguste (Helogale undulata).

B. Zwischen Nase und Mundspalte in der Oberlippe keine unbehaarte Grube . . . . . Zebra-Manguste (Crossarchus fasciatus).

Ob die Zibethkatze, die von Johnston als häufig für die Kilimandscharo-Niederung angegeben wird, auch in die Kulturregion hinaufsteigt, weiss ich nicht zu sagen, die Ginsterkatze (Kis.: Kidschēdsche) thut es jedenfalls, denn wir haben wohl wenigstens ein halbes Dutzend davon gefangen. Sie dezimirte nicht nur unsere Hühnerschaar, sondern schlich auch nachts in das Wohnhaus, um mit grosser Frechheit und doch viel Vorsicht unter Gazeglocken aufbewahrte Fleischreste an Ort und Stelle zu verzehren. Da aus Europa bezogene Tellereisen ergebnisslos aufgestellt wurden, konstruirte uns ein Eingeborener eine sehr sinnreiche und, wie der Erfolg bewies, auch sehr wirksame Falle. Sie bestand im Wesentlichen aus einem vorn offenen, durch eingerammte Pflöcke hergestellten Gang, dessen schräg nach dem Boden zu verlaufende Decke ein mit schweren Steinen belastetes Brett war. Das Brett wurde in seiner Lage durch einen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

senkrechten Stab gehalten, der wieder mit einer leicht auslösbaren Hebelvorrichtung in Verbindung stand. Sowie die Katze, durch einen Köder angelockt, in den Gang schlüpfte, fiel der Stab und damit das Brett, den Eindringling unter sich an den Erdboden quetschend. Unbegreiflich ist mir dabei immer geblieben, dass auf diese Weise gefangene Thiere nicht nur lebend, sondern auch scheinbar unverletzt hervorgezogen wurden. Wie das möglich ist, wenn auf ein so zart gebautes Wesen eine Last von einem halben Centner mit einer gewissen Wucht herunterfällt und stundenlang, oft wahrscheinlich die ganze Nacht, auf ihm ruht, verstehe ich nicht. Die Lebenszähigkeit der Katze ist freilich ganz ausserordentlich. Sie durch Erwürgen vom Leben zum Tode zu bringen, ist uns niemals geglückt. Man mag noch so lange eine Halsschlinge mit voller Kraft zuziehen, hängt man dann das scheinbar todte Thier zu aller Vorsicht noch am Stricke auf, so kann man ganz sicher sein, dass es nach kaum einer Stunde vergnügt an eben dem Strick in die Höhe klettert.



Ginsterkatze.

Kaum minder zahlreich als die Ginsterkatze ist das Ichneumon, ein kurzbeiniges, gleichmässig grau gefärbtes Thier, dessen langer Schwanz in eine schwarze Quaste ausläuft. Man begegnet ihm darum ziemlich oft, weil es liebt, auf seinen Streifereien, die Hühnerställe zum Ziel haben, die Pfade der Eingeborenen zu benutzen. Es trottet darauf, sich zeitweilig umsehend, ganz gemächlich vor einem her, und glaubte ich anfangs, es mit einem Dachs zu thun zu haben. Erst später, als ich einen solchen lebend zu Gesicht bekam, wurde mir der Unterschied klar. Beim Honigdachs (Mellivora ratel, Kis.: Njegēre), den auch Abbot am Berge gefunden hat, läuft zwischen der hellen Ober- und der dunklen Unterseite von der Stirn bis zum Schwanz ein weisses Band.

Dass die Hyäne nicht fehlt, ist selbstverständlich, doch bleibt es ungewiss, ob beide Arten vertreten sind. Die gefleckte (Hyaena crocuta, Kis.: Fissi) habe ich in der Steppe und in Kahe, wo die Eingeborenen

sich ihrer durch Legen von Selbstschüssen erwehren, mehrfach gesehen, Johnston und Willoughby führen auch die gestreifte (Hyaena striata) an, doch steht ein zweifelloser Beleg noch aus und liegt vielleicht nach Matschie eine Verwechslung mit der Zibethhyäne (Proteles cristatus) vor. Hyänengeschrei, das uns an weinerliches Kindergeschrei erinnert, hört man in den unteren Regionen des Kulturlandes fast allnächtlich, in den oberen wird es durch das Gebell des Schakals ersetzt. Wir hatten von diesem Thiere, das dem äusseren Ansehen nach zwischen Hund und Fuchs in der Mitte steht, zwei Junge erhandelt und sie entfernt von einander unter unseren Fenstern an eine Kette gelegt. Trotzdem sie bereits vorgelegte Vögel munter frassen, wurde uns doch von unseren Leuten versichert, dass täglich in frühester Morgenstunde, kurz vor Sonnenaufgang, die Alte erscheine und die Jungen säuge. Wir glaubten es nicht, haben uns dann aber durch eigenen Augenschein von der Wahrheit überzeugt. Mir ist ungewiss, ob wir es mit dem Schabracken- (Canis variegatus) oder dem Streifenschakal (Canis adustus) zu thun hatten, denn ich erinnere mich nicht mehr, ob die Alte, die später von Dr. Lent erlegt wurde, eine weisse Schwanzspitze hatte, was für den letzteren sprechen würde. Beide sollen nach Abbot bezw. Johnston vorkommen, dazu in Aruscha der Löffelhund (Otocyon megalotis), ein sehr langohriges, mehr dem Fuchs als einem Hunde gleichendes Thier mit buschigem Schwanze.



Canis variegatus.

Wie unter den Raubthieren der Löwe, ragt unter den Huftieren der Elephant (Kis.: Tembo, Kidschagga: Ndofu) über alle seine Verwandten hinaus. Hunter, der ihn am Kilimandscharo gejagt hat, sagt: »In der trockenen Jahreszeit leben die Elephanten im Gürtelwalde in einer Höhe von 2000 bis 3000 Metern. In grösseren Höhen wurden niemals Fussspuren beobachtet. In der Regenzeit steigen sie vom Berge herab und sind dann ziemlich häufig in den dichten Büschen unterhalb Kiboschos und Moschis. Sie werden dort von Wakamba gejagt, welche zu dieser Zeit aus Ukamba kommen und sich vergifteter Pfeile bedienen. Für den Jäger ist das Umherstreifen in jenem Busch dann wegen der sehr zahlreichen und geschickt verborgenen Elephantenfallen sehr unangenehm. Während der Regenzeit wandern die Elephanten am Ki-

kafu- und Werri-Werri-Fluss hinunter bis zu den Sogonoi-Hügeln und in die Gegend am Jipe-See. In den Wäldern bei Kahe hält sich eine Heerde das ganze Jahr hindurch.« Weder Lent noch mir ist es geglückt, einen lebend zu beobachten, obwohl wir im Walde, der von seinen Pfaden nach allen Richtungen hin durchzogen ist, vielfältig noch ganz frische Losung fanden und uns auch Dutzende von Malen der eigenthümlich penetrante Geruch in die Nase drang, den eben gelassener Urin aushaucht.— Es wird allgemein angenommen, dass der Elephant sich von Laub und Baumrinde nähre, nur einmal sah Kirk einen Gras fressen. Da die Frage für die Verwendung der Rüsselträger als Lastthier wichtig ist, habe ich es mir angelegen sein lassen, die Losung daraufhin zu untersuchen, und kann sagen, ich habe sie immer fast ganz rein aus Schilfresten, Panicum- und Cyperus-Halmen, bestehend gefunden. Uebrigens hat man in letzter Zeit sich wohl endgültig davon überzeugt, dass der Elephant als Transportthier in Afrika nie eine Rolle spielen wird, dass seine Zähmung nur einen Zweck hat, wenn man von vorherein nichts weiter will, als eine Arbeitskraft gewinnen, die allenfalls beim Brücken-, Wege-, Hafenbau und dergleichen nützlich sein kann.

Nächst dem Elephanten fesselt das Nashorn (Rhinoceros bicornis, Kis.: Kifaru) am meisten unsere Aufmerksamkeit. Bezüglich seiner Nahrung herrscht derselbe Zwiespalt wie bei jenem. »Es lebt vorzugsweise von Baumzweigen in den Waldungen«, meint Hunter, »und als Mageninhalt fand ich niemals Blätter, sondern nur Gras« sagt von Höhnel. Am ganzen Fusse des Berges — es geht nie in die Landschaften hinauf — ist es von dem grösseren Wilde entschieden das häufigste, wenn auch solche Massen, wie sie nach den geschilderten Jagderfolgen Thomsons vorhanden sein müssten, in das Gebiet der Fabel gehören.

Flusspferde (Hippopotamus amphibius, Kis.: Kiboko) leben ziemlich zahlreich im Jipe-See und dringen von da längs der Flussläufe bis zu der grasreichen und stellenweise sumpfigen Ebene vor, die sich zwischen Kilimandscharo und Meru ausbreitet. Ebenda hält sich auch das Warzenschwein (Phacochoerus africanus) auf, während das Flussschwein (Potamochoerus africanus, Kis.: Ngurue) zumeist im Kulturlande den Pflanzungen gefährlich wird. Auf ein Rudel von wenigstens zehn Stück des letzteren stiess ich noch bei 2400 Meter auf einer hochgrasigen freien Wiese im Walde.

Die Giraffe fehlt vielleicht, jedenfalls ist sie selten, der Büffel ist das erst, seitdem die von 1889 bis 1891 herrschende Seuche so fürchterliche Verheerungen angerichtet hat. Noch jetzt zeugen allenthalben umherliegende, halb verwitterte Gehörne davon, welche Schaaren dieses prächtigen, aber auch gefährlichen Wildes einst die Steppe bevölkerten. Ersatz dafür bieten dem Jäger die Zebras einerseits und die Antilopen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Gazellen andererseits. Erstere (Equus böhmi, Kis.: Punda milia) gelten als scheues Wild, ich kann mich dem aber nur bedingt anschliessen. Heerden von 20 bis 30 Stück liessen mich jedes Mal bis auf 200 Schritt herankommen, ohne sich im Aesen stören zu lassen. Erst dann spitzen die Thiere die Ohren und wenden sich dem Feinde zu. Bleibt er ruhig, grasen sie weiter, im andern Fall traben sie kurzen, aber schnell fördernden Laufes ab, um bald wieder stehen zu bleiben. Wiederholt bin ich bei spärlicher Deckung bis auf 80 Schritt herangekommen, aber erlegt habe ich keins trotz reichlichen Schweisses. Das Militärgewehr mit Stahlgeschoss ist gerade wegen seiner Durchschlagskraft für ihre Jagd wie für die aller äusserst zählebigen Hufthiere der Steppe nicht zu gebrauchen. Was nicht im Feuer fällt, und das geschieht nur bei Gehirn- und Herzschuss, entkommt und stirbt an innerer Verblutung. Einem jungen Zebra war die Kugel über den Vorderbeinen hinein- und neben der Firstmitte hinausgedrungen, es sprang trotzdem davon, wurde aber eingefangen und starb erst nach zwei Tagen. Aehnliche Erfahrungen macht man mit den Antilopen. Gross ist deren Artenzahl, sind doch bisher schon einundzwanzig verschiedene als Bürger der Kilimandscharo-Fauna sichergestellt. Ich gebe auch hier wieder, um späteren Reisenden und Jägern die Bestimmung zu ermöglichen, den von Matschie gelieferten Schlüssel.

A. Ohne Mähne auf dem Nacken, Rücken oder den Halsseiten.

a) Ein Schopf auf dem Hinterkopf ist nicht vorhanden.

I. Antilope mit stark gekrümmtem Gehörn oder, wenn sie kein Geweih tragen (Weibchen!), sind sie wenigstens von der Grösse eines Damhirsches.

1. Ohne dunkle Binde über die Hüften.

α) Ohne Kniebüschel an den Vorderbeinen.

\+ Hörner nicht nach vorn gekrümmt. Behaarung kurz und straff. Schwanz mit schwarzer Quaste . . . . . Kuhantilope (Bubalis cokei, Kis.: Kongoni).

\++ Hörner fast rechtwinkelig gebogen, nach vorn gekrümmt. Behaarung mässig lang und weich. Schwanz ohne Quaste Riedbock (Cervicapra bohor, Kis.: Tohe).

β) Mit Kniebüscheln an den Vorderbeinen, Hals sehr lang. Gehörn leierförmig, mit den Spitzen gegen einander gekrümmt . . . . . Giraffen-Gazelle (Lithocranius walleri).

2. Mit einer dunklen Binde über die Hüften.

α) Diese begrenzt die Rückenfärbung gegen die weisse Unterseite. Mit Afterzehen.

+ Die weisse Farbe der Unterseite erstreckt sich nicht bis zu den Seiten der Schwanzwurzel . . . . . Zwerggazelle (Gazella thomsoni).

++ Die weisse Farbe der Unterseite erstreckt sich bis zu den Seiten der Schwanzwurzel . . . . Grant's Gazelle (Gazella granti).

β) Die dunkle Hüftbinde verläuft nicht an der Grenze zwischen der Rückenfärbung und dem weissen Spiegel. Ohne Afterzehen, dafür ein schwarzer Fleck . . . . . Schwarzfersen-Antilope (Aepyceros suara, Kis.: Suala).

II. Kleine Antilopen von höchstens Rehgrösse mit geraden, selten bis nahe an die Spitze geringelten, kurzen, spitzen Hörnern oder ohne Gehörn (die Weibchen!) und dann ohne dunkle Binden auf dem Rücken, den Körperseiten oder Hüften.

1. Schwanz kurz, aber mit abgesetzter, wohlentwickelter Rübe . . . . . Moschusböckchen (Nesotragus moschatus, Kis.: Paa).

2. Schwanz aus einem kurzen Haarbüschel bestehend . . . . . Stein-Antilope (Pediotragus neumanni).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

b) Auf dem Hinterkopfe ein Schopf.
I. Die Hörner stehen weit aus einander, Ohren doppelt so lang wie Schwanz. Nase behaart — Windspiel-Antilope (Madoqua Kirki, Kis.: Paa).

II. Die Hörner stehen nahe zusammen, Ohren nicht oder wenig länger als der Schwanz. Nase mit nackter Muffel.
1. Haarschopf lang und pinselförmig. Ohren lang und spitz . . . . . — Ducker-Antilope (Sylvicapra grimmia).

2. Haarschopf breit. Ohren kürzer als die Entfernung vom Nasenloch zum Vorderrande der Augen.
α) Dunkelkastanienbraun mit hellgraubraunem Gesicht und Hals . . . . — Dunkelbraune Schopf-Antilope (Cephalolophus harveyi).

β) Hellkastanienroth mit dunklen Beinen — Rothe Schopf-Antilope (Cephalolophus spadix).

B. Eine Mähne auf dem Rücken, Nacken oder den Halsseiten; dieselbe ist zuweilen nur durch eine hellere oder dunklere Linie auf der Wirbelsäule angedeutet.
a) Eine Mähne um den ganzen Hals . . . . — Wasserbock (Cobus ellipsiprymnus, Kis.: Kulu).

b) An den Halsseiten keine Mähne.
I. Eine Mähne am Kinn.
1. Schwärzlich-blaugrau, schwärzlich oder rothgrau. Kehlbart schwarz . . . . — Streifengnu (Connochaetes taurinus).

2. Hellbraungrau bis aschgelb. Kehlbart weiss — Weissbartgnu (Connochaetes albojubatus, Kis.: Njombo).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

II. Keine Mähne am Kinn.

1. Auf den Kopfseiten eine schwarze oder dunkelbraune, scharf gegen die helle Grundfarbe abgesetzte Zeichnung. Hörner bei beiden Geschlechtern.

α) Eine schmale, geradlinige, dunkle Binde vom Auge zum Kinn, Hörner nicht oder wenig gekrümmt, mit Ringwülsten . . . . . Spiessbock (Oryx callotis).

β) Ohne die dunkle Binde. Hörner halbkreisförmig nach hinten gebogen, mit Ringwülsten . . . . . Rappen-Antilope (Hippotragus niger, Kis.: Palla-palla).

2. Auf dem Kopfe keine scharf abgesetzte dunkle Zeichnung. Körper einfarbig oder mit hellen Flecken und Querbinden. Hörner mit spiralig gewundenem Kiel.

α) Auf dem Kopf oder auch auf dem Hals weisse Flecken oder Streifen. Weibchen ohne Gehörn. Hörner gekielt und spiralig gewunden.

+ Rumpf nur quergebändert ohne Flecke. Gehörn vorn schärfer gekielt als hinten.

× 5—9 helle Streifen über den Leib, am Kinn und Hals keine grossen weissen Flecke . . . . . Grosse Schrauben-Antilope (Strepsiceros strepsiceros).

×× 11—15 helle Streifen über den Leib, je ein weisser Fleck am Hals und an der Kehle . . . Kleine Schrauben-Antilope (Strepsiceros imberbis).

++ Rumpf einfarbig oder gefleckt und gebändert. Gehörn hinten schärfer gekielt als vorn . . . Buschbock (Tragelaphus roualeyni, Kis.: Mbala).

β) Ohne weisse Flecken auf dem Halse. Hörner gerade mit spiralig an ihnen entlang laufendem Kiel. Weibchen mit Hörnern . . . . . Gestreifte Elenn-Antilope (Oreas livingstoni, Kis.: Mpofu).

Die meisten von diesen bewohnen nur die Ebene; bis zum Walde und den Wiesen oberhalb 2000 Meter steigt allein die dunkelbraune Schopfantilope und die Elennantilope, und zwar wechselt letztere offenbar über den Berg hinüber, denn ich fand ihre Losung noch auf dem Plateau bei 4300 Meter. Sie ist die grösste von allen, da sie fast $2^1/_2$ Meter Länge erreicht, danach folgen das Streifengnu, die Rappenantilope, die grosse Schraubenantilope, die Kuhantilope und der Wasserbock, die noch 2 Meter und darüber lang werden. Die kleinsten Formen, zierliche Thierchen, die sich auf unserer Station sehr schnell an die Gefangenschaft gewöhnten, sind die Windspielantilope und das Moschusböckchen. Am häufigsten stösst man in der Steppe auf die Kuhantilope, die einem sogleich durch den stark abschüssigen Rücken auffällt, und die bald allein, bald in kleinen Heerden zusammen mit Zebras dem Weidegange nachgeht.

Zu den interessantesten Hufthieren des Kilimandscharo gehört der Baumschliefer (Dendrohyrax validus, Kis.: Pelele). Wer ihn zum ersten Mal sieht, wird ihn für einen Nager halten, denn im Aeusseren ähnelt er vollkommen einem Murmelthier. Sobald man aber das Gebiss prüft und ausserdem findet, dass nur die hintere Innenzehe eine Kralle, die übrigen Zehen platte, hufartige Nägel tragen, kann über seine Stellung im System kein Zweifel mehr sein. Er ist dem oberen Gürtelwalde eigenthümlich von 2000 bis 3000 Meter, wo er sich am Tage in hohlen Bäumen aufhält, erst zum Abend munter wird und seine Wanderungen beginnt. Dass er an geraden Stämmen in die Höhe zu klimmen vermag, bezweifle ich, ich habe ihn wenigstens immer nur auf geneigten und horizontalen Aesten entlanglaufen sehen. Sein nächtliches Geschrei ist ganz sonderbar, wer es einmal gehört hat, vergisst es nie wieder, doch lässt es sich schwer beschreiben. Die Wadschagga fangen ihn lebend, nachdem sie ihn am Tage durch Ausräuchern zum Verlassen seines Schlupfwinkels gebracht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben. Wir kauften zwei, die ein Mann uns auf eine zwischen den zusammengebundenen Vorder- und Hinterfüssen durchgesteckte Stange gereiht in das Haus brachte, indessen starben sie bald, wohl weil wir ihnen nicht das richtige Grünfutter, Knospen und Baumblätter, schaffen konnten. Den Missionaren in Kilema gelang es, ein Exemplar, das frei in und auf den Gebäuden der Station umherkletterte, mehrere Monate zu erhalten. Da die Wadschagga sein Fell für Kragen und Mäntel verwenden, wird ihm eifrigst nachgestellt, doch ist eine Ausrottung vorläufig nicht zu



Gazella thomsoni.

fürchten. Es giebt noch eine zweite, Erdhöhlen bewohnende Art in der Nähe der waldigen Ufersäume der Steppenflüsse am Fusse des Berges. Man hört dort nachts ganz dasselbe Geschrei, auch fand Dr. Lent am Unterlauf des Himo einen zahnbesetzten Kieferknochen, der zweifellos von einem Klippschliefer herrührte.

2. Vögel.

Viel reicher als die Säugethierfauna entfaltet sich das Vogelleben vor den Augen des Kilimandscharo-Bewohners. Ich möchte glauben, dass in Afrika der Ornithologe kaum irgendwo so viele Arten auf verhältnissmässig kleinem Raume zusammengedrängt findet, wie gerade hier. Sowohl in der Kulturregion des Berges, als auch an einigen durch Wasser-

reichthum begünstigten Lokalitäten der Niederung, in Taweta, Kahe, Aruscha, wird man keinen Blick um sich werfen können, ohne diesen oder jenen, meist ganze Schaaren von Vertretern der gefiederten Welt zu sehen. Auf den Marktplätzen, wenn am Spätnachmittag die feilschenden und schwatzenden Weiber heimgekehrt sind, wimmelt es förmlich von Vögeln aller Art, von hühnergrossen hinunter bis zum Zaunkönig, die alle in bunter Mischung eifrig dabei sind, zurückgelassene Brosamen, Bohnen- und Eleusinekörner, aufzulesen. Jeden Sonnabend begab ich mich gegen 5 Uhr auf den Marangu-Markt, um den Sonntagsbraten zu schiessen, und mehr als einmal ist es mir dabei vorgekommen, dass ein einziger Schuss, freilich aus nächster Nähe hinter einem Felsblock abgefeuert, zwei Frankoline, mehrere Tauben und ungewollt noch ein halbes Dutzend anderer, oft sämmtlich verschiedener Vögelchen zur Strecke brachte. Dem entspricht die grosse Zahl von Arten, die durch die Bemühungen eines v. d. Decken, Fischer, Johnston, Jackson, Hunter, Willoughby, Neumann bereits als Bälge den europäischen Museen zu Theil geworden sind, aber ich bin überzeugt, sie wird verdoppelt und verdreifacht werden, sobald einmal ein methodisch sammelnder Ornithologe für längere Zeit Aufenthalt am Berge nimmt. Um dies zu veranlassen, war ich schon vor meiner Rückkehr zur Küste beim Auswärtigen Amte vorstellig geworden, und man hatte meinem Wunsche bereitwilligst entsprochen, indem man Dr. Kretschmer hinaussandte. Leider ereilte den jungen Forscher zusammen mit Dr. Lent ein grausames Geschick, noch bevor er Erspriessliches hatte leisten können.

Um mit den Vögeln zu beginnen, welche die Nähe des Wassers lieben, so ist mir in den höheren Regionen des Berges nur einer begegnet, der Zwergsteissfuss (Colymbus fluviatilis). Wiederholt liess sich ein Exemplar dieses Tauchers, der mir aus europäischen Sammlungen bekannt war, auf dem Spiegel des Schwimmbassins nieder, das wir uns durch Einschalten in die Stationsleitung hergerichtet hatten. Er kam hierher wohl vom Jipe-See, wo Genossen seiner Lebensweise sich zeitweise zu Tausenden umhertummeln. Dicht zusammengedrängt auf den eben herausragenden Sandbänken sieht man hier die weissen Leiber der Pelikane (Pelecanus rufescens), während Enten (Anas erythrorhyncha), Höckergänse (Sarcidiornis melanotos), Nilgänse (Chenalopex aegyptiacus) und Sporngänse (Plectropterus gambensis) das Röhricht der Ufer bevölkern und von da Ausflüge in die benachbarten Steppenoasen unternehmen. Ueber dem Wasser hin streicht die weissflügelige Seeschwalbe (Hydrochelidon leucoptera), ein Bewohner des südlichen Europa und Asiens, der seinen Winteraufenthalt in Ostafrika nimmt, ein Schlangenhalsvogel (Plotus levaillantii) lugt von einem Baume hernieder, Schnepfen und Rallen (Gallinago major, Rhynchaea capensis) durchstreifen die Binsen, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

streckenweise dem Gestade ein ganz heimathliches Gepräge aufdrücken. Im Allgemeinen den Wasservögeln zuzuzählen sind auch die Kraniche, Ibisse, Störche, Reiher und Regenpfeifer, obwohl unter diesen eine ganze Anzahl selbst trockene Steppen nicht meidet. Von den Kranichen ist die stattliche Balearica gibbericeps zu erwähnen, ausgezeichnet durch eine Krone spiralig gedrehter Borsten auf dem Hinterkopf, von den Ibissen und Störchen der Hagedasch (Theristicus leucocephalus), der heilige Ibis (Ibis aethiopica) und der Marabu (Leptoptilus argala). Namentlich die feuchte und zur Regenzeit weithin überschwemmte Niederung um Aruscha, dann auch die von Sümpfen durchsetzte Ebene zwischen Kilimandscharo und Meru-Berg bieten ihnen beliebte Standplätze. Ebenda vermisst man auch den Kuhreiher (Bubulcus ibis) nicht und den Schattenvogel (Scopus umbretta), der an einem Schopf verlängerter Federn des Hinterkopfes leicht kenntlich ist. Die Regenpfeifer, durch ihren schnellen, trippelnden Gang auffällig, sind durch Cursorius chalcopterus und gracilis, Vanellus coronatus und speciosus und Oedicnemus capensis vertreten.

Von den Laufvögeln, die in den trockenen Steppengebieten des Südfusses vorzugsweise anzutreffen sind, ist in erster Linie der blauhalsige Strauss (Struthio molybdophanes) zu nennen. Wenn ich selbst auch nur einmal ein Pärchen in weiter Ferne gesehen habe, so kam mir doch die unverkennbare Fährte sehr häufig zu Gesicht. Der neugegründeten Gesellschaft für Straussenzucht, die unterhalb Moschi bereits ihre ersten Einrichtungen getroffen hat, dürfte darum ein günstiges Prognosticon zu stellen sein, zumal da junge Thiere von den Masais jederzeit leicht zu haben sind. Schon während meines Aufenthalts wurden auf der Militärstation mehrere kleine Strausse gehalten und sie gediehen, obwohl ihnen eine besondere Pflege nicht zu Theil wurde. — Dem Strauss an Körperlänge kaum nach steht die grosse Trappe (Otis kori). Zusammen mit einer kleineren Art (Otis maculipennis) ist sie von Fischer bei Aruscha festgestellt worden. Viel häufiger aber als beide sind die Flughühner (Pterocles gutturalis, decoratus und exustus). Auf dem Wege von Marangu zum Pangani traf ich sie stets in grosser Menge, weniger auf freier Grasflur, als in einem Gelände, das durch niedere Akazien und Strauchgruppen gute Verstecke bietet. Ihre Jagd ist leicht, denn hat man sich von ihrer Gegenwart überzeugt, bedarf es nur des ruhigen Ausharrens, am besten hinter Gebüsch flach auf der Erde liegend, um bald zu Schuss zu kommen. Ihre Beweglichkeit führt sie einem sicher vor den Lauf, und kann es geschehen, da sie sich nie weit entfernen, dass man aus demselben Trupp heraus mehrere hinter einander erbeutet. Bei den Perlhühnern, von denen drei Arten vorkommen, das Geierperlhuhn (Numida vulturina), das Haubenperlhuhn (Numida pucherani) und Numida reichenowi,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist das wohl kaum jemals der Fall, denn sie gehören zu den scheuesten Vögeln. Das häufigste in der Kilimandscharo-Niederung ist das Haubenperlhuhn, von den beiden anderen habe ich nur je einmal ein kleines Volk in der Nähe der Nashorn-Hügel gesehen. »Die gewöhnlich hörbare Stimme der Perlhühner«, sagt Böhm mit Recht, »ist ein sehr eigenthümliches Schnarren und Gackern, welches sich mit nichts besser als mit dem Rasseln, Knarren und Quieken einer vor dem Winde laufenden Ankerkette oder auch mit dem Quietschen eines Lastwagenrades



Columba guinea.

vergleichen lässt und sich beim Aufgehen des Volkes im Verein mit den brausenden Flügelschlägen zu einem wahrhaft ohrbetäubenden Lärm steigert«. So schwer es ist, ihnen am Tage in dem dichten Gestrüpp beizukommen, in dem sie sich mit Vorliebe aufhalten, so leicht ist es, sobald sie einmal aufbäumen. Regelmässig geschieht das gegen Abend, während sie am Tage beim Aufscheuchen zuerst schleunigst und lautlos davonlaufen, dann, wenn weiter verfolgt, jäh aufsteigen, um nach kaum hundert Schritt von Neuem einzufallen. In höheren Lagen des Berges, oberhalb 1300 Meter, sind mir Perlhühner niemals zu Gesicht gekommen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hier werden sie durch Frankoline vertreten, und zwar durch Francolinus altumi und schuetti, während Francolinus granti und F. hildebrandti, ebenso wie Pternistes infuscatus gleichfalls nur der Ebene eigenthümlich zu sein scheinen. Die Eingeborenen stellen den Frankolinen durch Legen von Schlingen eifrigst nach, nicht indessen des äusserst schmackhaften Bratens wegen, sondern nur, um sich des Schadens zu erwehren, den sie namentlich in frisch gesäten Bohnen- und Maisfeldern anrichten. Sie wetteifern darin mit den Tauben. Die grösste von diesen ist Columba arquatrix, die viel in den unteren Lagen des Gürtelwaldes, besonders aber in dem von mir als Myrica-Zone bezeichneten Streifen zwischen 1700 und 1900 Meter anzutreffen ist. Ihr sehr nahe steht die Guineataube (Columba guinea) in der Kulturregion, während für den am dichtesten bewohnten Theil des Berges eine Turteltaube (Turtur semitorquatus), die Tamburintaube (Tympanistria tympanistria) und eine Papageitaube (Vinago wakefieldi) am charakteristischsten sind. Aus dem Steppengebiet und den darin vertheilten Oasen, wo man zu Zeiten ganze Bäume von Taubenschwärmen besetzt findet, werden ausserdem Turtur lugens, perspicillatus und damarensis, Chalcopelia afra, Oena capensis und Vinago delalandei angegeben.

Wo viel Beute zu haschen ist, fehlt es natürlich auch an Raubvögeln nicht. Der Secretär (Serpentarius serpentarius) und Schlangensperber (Polyboroides typicus), der Kehlstreifhabicht (Asturinula monogrammica) und Schopfadler (Spizaëtus occipitalis) sind verhältnissmässig häufig, denn auf jedem von unserer Station nach Ost oder West gerichteten Spaziergange habe ich den einen oder anderen immer getroffen, den Schreiseeadler (Haliaetus vocifer) und Raubadler (Aquila rapax) nur gelegentlich in der Ebene, den Gaukler (Helotarsus ecaudatus) dagegen, soweit ich mich erinnere, niemals. Wenn von dem Lämmergeier erzählt wird, dass er in den Anden noch über den höchsten Spitzen, also bei 8000—9000 Meter seine Kreise ziehe, so steht ihm einer der Adler des Kilimandscharo darin kaum nach, sah ich doch einen von der Rothen Mauer bei 4700 Meter aus hoch über dem Kibo als kaum sichtbaren Punkt schweben. — Für unsern Hühnerhof erwies sich am ge-



Spizaëtus occipitalis.

fährlichsten der Schmarotzer-Milan (Milvus aegyptius), ein frecher Geselle, der wie alle bewohnten Stätten auch unsere Gebäude ständig umflog und jedes verlaufene Küchlein als gute Beute mit in die Lüfte nahm. Wo er weilt, sind meist auch Geier, seine Freunde und Genossen, nicht fern, in der Kulturregion und darüber gewöhnlich der Kappengeier (Neophron pileatus), weiter unten dazu der Pseudogyps africanus und Lophogyps occipitalis. Als dritte im Bunde, obgleich ihnen verwandtschaftlich ja fern stehend, können die Raben gelten, von denen der weisshalsige (Corvultur albicollis) weit verbreitet, der Schildrabe (Corvus scapulatus) seltener ist. Dass ersterer bis zur Schneegrenze aufsteige, wie Johnston berichtet, beruht wohl auf einem Ausnahmefall, ich selbst habe ihn nie höher als auf den oberen Bergwiesen, also bei etwa 3500 Meter beobachtet. Von Eulen sind bisher nur ein Uhu (Bubo lacteus), die Perleule (Glaucidium perlatum) und eine kleinere, dieser sehr ähnliche Art, Glaucidium kilimense, bekannt geworden.

Papageien glaubten wir lange als in der Ornis des Kilimandscharo fehlend ansehen zu müssen, denn schon weilten wir fast ein Jahr am Berge, ohne auch nur einen einzigen erblickt zu haben. Da, mit Wiedereintritt der grossen Regenzeit, fielen uns Schwärme grüner Vögel auf, die ein eigenthümliches Pfeifen ausstossend mit grosser Regelmässigkeit Tag für Tag zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags über unser Haus wegflogen. Sie kamen immer von Südost, um nach Nordwest dem oberen Gürtelwalde zuzustreichen. Bald überzeugten wir uns, dass sie in der Frühe, gleich nach Sonnenaufgang, sich in umgekehrter Richtung wieder davon machten, also offenbar den Wald, vielleicht auch den des Meru-Berges, nur Schlafens halber aufsuchten. Es war Poecocephalus massaicus, wie uns ein Exemplar belehrte, das nur ganz leicht verwundet eines Tages in unsere Hände fiel. Die stete Wiederkehr der Vögel dauerte an bis Ende Juni, wo ich den Rückmarsch antrat, hat sich aber darüber hinaus noch weiter verlängert, denn ein im Juli geschriebener Brief Dr. Lent's berichtet mir von mehreren Papageien, die neuerdings seine Volière belebten. Wo der Vogel tagsüber sich aufhält, ist mir unklar geblieben, wiewohl unsere Leute wissen wollten, er flöge morgens bis zur Küste und kehre abends zum Kilimandscharo zurück. Obgleich sein Flug ein ziemlich schneller ist, kann ich mir eine solche Leistungsfähigkeit nicht vorstellen. Von anderen Papageien habe ich nur einmal in der Ebene ein Pärchen von Poecocephalus meyeri erblickt. Poecocephalus rufiventris, der in Termitenhügeln brütet, ist am Ronga-Fluss entdeckt worden. — In ihrem ganzen Benehmen den Papageien sehr ähnlich sind die langschwänzigen Mausvögel, Colius affinis und leucocephalus, die überall häufig, in kleinen Trupps nach Beeren suchend, sowohl das Gebüsch der Kulturregion als des Steppengeländes in der Nähe von Flussläufen durchstreifen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was unter den Säugern der Colobus-Affe für den Kilimandscharo bedeutet, das ist unter den Vögeln der Kurrukurru, Turacus hartlaubi. Jeder, der auch nur kurze Zeit seinen Wohnsitz am Berge nimmt, wird ihn bemerken, ist er doch ebenso auffällig durch die purpurrothen Schwingen beim Fluge, als durch das theils grüne, theils dunkelblaue Gefieder in der Ruhe. Er gehört wie Schizorhis leucogaster, der am Jipe-See gefunden ist, zu den Pisangfressern, man möchte ihn aber, wenn er einen dummdreist aus dem Geäst eines Baumes anblickt, seiner Gestalt nach für einen Fasan halten. Man schämt sich fast, ihn zu schiessen, so ruhig bleibt er sitzen, selbst wenn man die Flinte hochnimmt, aber er schmeckt gut, und der Gedanke daran hat bei mir, wie ich zu meiner Schande gestehen muss, sehr häufig über ein sentimentales Bedenken den Sieg davon getragen. — Kaum minder zahlreich als der Kurrukurru ist der Tippu-Tipp der Wasuaheli, ein Kukuk (Centropus superciliosus), seltener und ausnahmslos bisher nur für Aruscha sichergestellt dessen Verwandte, der Sichelkukuk (Ceuthmochares australis) und der Goldkukuk (Chrysococcyx cupreus und klaasi), ferner Cuculus solitarius und clamosus, zu denen sich im Winter auch unser europäischer Kukuk (Cuculus canorus) gesellt.



Turacus hartlaubi.

Eine Reihe von weiteren Vögeln, die im Kilimandscharo-Gebiet bisher erlegt worden sind, führe ich nur dem Namen nach auf, von Honiganzeigern den Indicator indicator und böhmi, von Bartvögeln Pogonorhynchus albicauda und melanopterus, Tricholaena stigmatothorax, Barbatula affinis, Smilorhis kilimensis, Trachyphonus böhmi und erythrocephalus, von Spechten Mesopicus rhodeogaster und griseocephalus, Thripias namaquus, Campothera nubica, von Nageschnäblern Hapaloderma vittatum, von Raken den Eurystomus afer, von Eisvögeln den Riesenfischer Ceryle maxima und die Zwergfischer Halcyon senegaloides, semicaeruleus und orientalis, ferner Alcedo semitorquata. Fast alle zeichnen sich durch ihr prachtvoll buntes Gefieder aus.

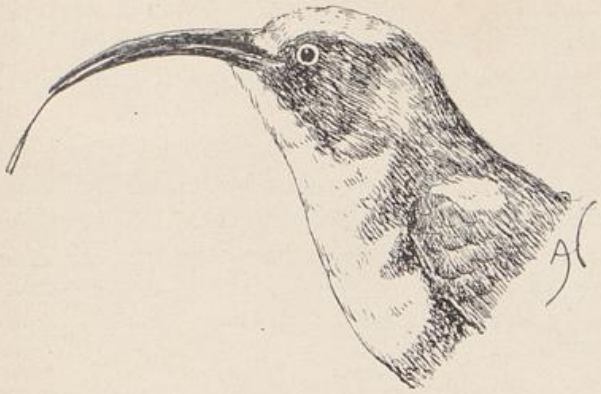
Ein grösseres Interesse als sie beanspruchen die Nashornvögel. Mit Ausnahme des Hornraben nisten dieselben bekanntlich »in Baumhöhlen, deren Zugangsloch derartig vermauert wird, dass nur ein schmaler Spalt übrig bleibt, durch welchen das brütende Weibchen vom Männchen gefüttert wird.« Den Hornraben (Bucorax cafer), nach Strauss und Trappe der grösste Vogel des Gebiets, trafen wir zuerst auf unserm Hin-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

marsch in Tarawanda, später schoss Dr. Lent ein Exemplar in meiner Gegenwart in der Nähe von Kahe. Gewöhnlich erblickt man ihn zu mehreren bedächtig im Grase schreitend, dabei vorsichtig Umschau haltend, so dass es schwer ist, sich ihm bis auf hundert Schritt zu nähern. Sein geradezu widerliches und ekelhaftes Aeussere steht im Einklang mit seiner Nahrung. Wo Geier und Marabus sich um die Reste eines Kadavers streiten, pflegt auch er nicht weit zu sein. Schön ist auch sein Verwandter nicht, der grosse Nashornvogel des Gebiets (Bycanistes cristatus), aber dabei doch in Folge des gewaltigen, helmartigen Schnabelaufsatzes eine ganz eigenartige und anziehende Erscheinung. In grosser Zahl hält sich dieser im Kahe-Walde auf, ebenso sah ich ihn häufig in den westlichen Landschaften des Berges, namentlich in Madschame. Wenn ich aus einem Einzelfall schliessen darf, muss er eine grosse Lebenszähigkeit besitzen. Ein Männchen, das ich mit der Kugel aus einem hohen Baume herunterholen wollte, strich nach dem Schuss ruhig ab, und glaubte ich darum, gefehlt zu haben. Als ich aber später zurückkehrte, fand ich den Vogel todt am Wege, und es zeigte sich, dass die Kugel vorn auf der Brust eingeschlagen und oben zwischen den Flügelansätzen wieder hinausgedrungen war. Trotz dieser furchtbaren Wunde war das Thier noch gegen 1000 Meter weit geflogen. Andere Nashornvögel, die alle einen mehr oder weniger rothgefärbten Schnabel besitzen, sind die drei in den Steppenoasen verbreiteten Lophoceros-Arten, L. melanoleucus, erythrorhynchus und deckeni.

Unter den kleineren Vögeln, die bald einzeln, bald pärchenweise, bald zu Flügen vereinigt das Gebüsch des Kulturlandes bevölkern, werden dem nordischen Fremdling am meisten die Honigsauger oder Nectarinien auffallen. Es giebt deren eine ganze Reihe, Cinnyris kirki, gutturalis, hunteri, falkensteini und mediocris, Nectarinia kilimensis, famosa und johnstoni, Drepanorhynchus reichenowi, Anthotreptes longuemarii und hypodila, alle sind sie an ihrem dünnen, gebogenen Schnabel, der weit vorstreckbaren, vorn in zwei Fäden auslaufenden Zunge leicht kenntlich und, zum wenigsten was die Männchen angeht, durch ein Gefieder ausgezeichnet, das über und über oder doch fleckenweise in den leuchtendsten Metallfarben erglänzt. Es ist in früheren Zeiten darüber gestritten worden, ob die Nectarinien, welche die Kolibris der neuen Welt vertreten, wirklich den Blüthenhonig als Nahrung verwerthen oder ob sie nur den Insekten nachgehen, welche die Blumenkronen als sogenannte unberufene Gäste beherbergen. Jetzt gilt allein die letztere Ansicht, aber ich muss gestehen, dass sie mir nach meinen Beobachtungen nicht recht in den Kopf will. Vor dem Fenster meines Zimmers stand ein prächtiges Exemplar der Aloë Volkensii, das zwei Mal im Jahr und dann immer wochenlang blühte. So lange dies der Fall war, wurde es tagtäglich morgens

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Cinnyris gutturalis.

und gegen Abend von einem Pärchen der Nectarinia johnstoni besucht. Zu wiederholten Malen prüfte ich kurz vor ihrem Erscheinen Dutzende von Blüthen und entdeckte nur höchst selten einmal in der einen oder anderen ein Insekt. Wie aber benahmen sich die Vögel? Sie versenkten ihren Schnabel in jede Blüthe, die sie absuchten, ungefähr gleich lange Zeit und dieser Zeitraum war entschieden viel, viel länger, als nöthig gewesen wäre, um ein Insekt herauszuholen. Man hat durchaus den Eindruck, gerade wie bei Schmetterlingen, dass die Vögel wirklich saugen. Thäten sie dieses nicht, so wäre es auch schwer zu verstehen, warum sie sich mit ausgeprägter Vorliebe nur ganz bestimmten Blüthenformen zuwenden. Insekten finden sich doch auch auf und in Kronen wie die der Geraniumarten, der Winden, Malven, Solaneen, Umbelliferen und tausend anderer, wo der Honig leicht zugänglich ist, aber solche habe ich nie von einer Nectarinie besucht gesehen. Am Kilimandscharo sind es gewisse Labiaten, die sie in erster Linie bevorzugen, solche wie Leonotis mollissima, bei denen dem Schnabel entsprechend krummröhrige Blüthen in Knäueln stockwerkartig über einander angeordnet sind. Diesen fliegt der Vogel an, umfasst die aufrechte Inflorescenzachse unterhalb eines Knäuels mit den Krallen und dreht sich dann, seinen Schnabel nach der Reihe in die einzelnen Blüthen tauchend, wie ein Turner herum, der die Fahne macht. Hängende Blüthenstände, so die von Kigelia aethiopica, werden im Fluge von unten her angegangen. Im Allgemeinen ist die Zahl der Pflanzen, die auf eine Bestäubung durch Vögel angewiesen sind, eine viel grössere, als man für gewöhnlich annimmt. Gekrümmte und einigermaassen verlängerte Blüthenröhren, deren Mündungssaum nicht tellerartig erweitert und zurückgeschlagen ist, werden in der Kilimandscharo-Flora fast alle, zum wenigsten gelegentlich, von Nectarinien bestäubt werden. Selbst bei denen von Lobelia Deckeni ist das der Fall, einer Pflanze, die nur auf den oberen Bergwiesen bis zu einer Höhe von 4000 Metern vorkommt. Cinnyris mediocris und Nectarinia johnstoni umfliegen sie hier als leichtbeschwingte Geschöpfe, die in einer sonst so tristen Umgebung durch den Glanz ihrer leuchtenden

Farben doppelt augenfällig erscheinen. Nur Segler, Schwalben und ein steinschmätzerähnliches, äusserst zutrauliches Vögelchen (Pinarochroa hypospodia) gehen, von dem oben erwähnten Raubvogel abgesehen, gleich hoch am Berge hinauf.

Es würde zu weit führen, wenn ich das Heer der übrigen Vögel des Kilimandscharo hier gleich ausführlich besprechen wollte, und ich kann das auch nicht, weil mir ihre genauere Kenntniss abgeht. Ich begnüge mich, um doch eine möglichst vollständige Aufzählung zu geben, eine Zusammenstellung nach dem Werke von Reichenow folgen zu lassen. Die von O. Neumann heimgebrachte Sammlung ist noch nicht berücksichtigt.

Bienenfresser, Merops albicollis. Aruscha.
Melittophagus oreobates K.*)
Hopfe, Upupa africana. Aruscha. Taweta.
Ziegenmelker, Caprimulgus fossei. Aruscha. K.
Segler, Micropus africanus. K.
» horus. K.
Schwalben, Hirundo monteiri. Aruscha. K.
Fliegenfänger, Terpsiphone perspicillata. Aruscha. Taweta
Chloropeta massaica. K.
Batis puella. Aruscha. Taweta.
» mixta. K.
Cryptolopha umbrovirens. K.
Melaenornis ater. Aruscha. Taweta. K.
Dioptrornis fischeri. Aruscha. K.
Bradyornis pallidus. »
» griseus. »
Muscicapa grisola. »
» caerulescens. Taweta.
Stachelbürzel, Campophaga nigra. Taweta.
» hartlaubi. Gross-Aruscha.
Würger, Urolestes aequatorialis. Aruscha.
Lanius caudatus. Aruscha. Rongafluss. K.
» dorsalis. Taweta.
» humeralis. Aruscha. K.
» isabellinus. Taweta.
Laniarius sulfureipectus. Aruscha. Taweta.
Eurocephalus rüppelli. Aruscha. K.
Prionops talacoma. Taweta.

*) K. bedeutet, dass der Vogel in höheren Lagen des Berges vorkommt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Würger,	Dryoscopus funebris.	Rongafluss. Aruscha.
	» aethiopicus.	Aruscha. K.
	» sublacteus.	» »
	» cubla.	Aruscha.
Drongos,	Dicrurus afer.	Aruscha.
Pirole,	Oriolus notatus.	Taweta. K.
	» rolleti.	Aruscha. Taweta.
Staare,	Buphaga erythrorhyncha.	Aruscha.
	Spreo fischeri.	K.
	» superbus.	Aruscha.
	Amydrus morio.	K.
	Poeoptera lugubris.	K.
Webervögel,	Dinemellia dinemelli.	K.
	Textor intermedius.	Aruscha.
	Simplectes reichenowi.	Aruscha. K.
	» crocatus.	» »
	Ploceus jacksoni.	»
	» aureoflavus.	Taweta.
	» bojeri.	Aruscha.
	Amblyospiza unicolor.	Aruscha.
	Spermestes scutata.	»
	Hypargus niveoguttatus.	»
	Granatina ianthinogaster.	» Rongafluss.
	Estrilda astrild.	Aruscha.
	» bengala.	»
	Lagonosticta brunneiceps.	Aruscha.
	Sporaeginthus quartinia.	K.
	Hypochera ultramarina.	Aruscha.
	Pyromelana flammiceps.	»
	Orynx xanthomelas.	»
	Penthetria eques.	K.
	Coliuspasser laticauda.	Aruscha. K.
	Steganura paradisea.	»
	Linura fischeri.	Ebene südl. von K.
	Vidua hypocherina.	» » » »
	» serena.	Aruscha. K.
Finken,	Emberiza flaviventris.	Aruscha. K.
	Passer diffusus.	»
	Poliospiza striolata.	» K.
	Serinus flavivertex.	»
	Chrysomitris melanops.	»
	» citrinelloides.	K.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bachstelzen,	Anthus cinnamomeus.	Aruscha.
	Macronyx croceus.	»
	Motacilla longicauda.	K.
Lerchen,	Mirafra poecilosterna.	Aruscha.
	Pyrrhulauda leucopareia.	»
Haarvögel,	Andropadus flavescens.	»
	Phyllostrephus placidus.	K.
	» nigriceps.	»
	Pycnonotus layardi.	Aruscha. K.
Brillenvögel,	Zosterops flavilateralis.	Aruscha.
	» eurycricota.	Aruscha. K.
Meisen,	Parus fringillinus.	Aruscha.
Timalien,	Crateropus kirki.	K.
	Argya rufula.	Aruscha.
	Cisticola erythrops.	»
	» natalensis	»
	» fischeri.	»
	» hunteri.	K.
	Bradypterus babaeculus.	K.
	Sylviella leucopsis.	Aruscha. Rongafluss.
	Prinia mystacea.	K.
	Tarsiger orientalis.	K.
	Pinarochroa hypospodia.	K.
	Cossypha caffra.	K.
	» natalensis.	Aruscha.
	» subrufescens.	»
	Alcippe kilimensis.	K.
	Cichladusa guttata.	Aruscha.
	Erythropygia ruficauda.	Aruscha.
Sänger,	Phylloscopus trochilus.	Rongafluss.
	Turdus tephronotus.	Taweta.
	» deckeni.	K.
	Pratincola axillaris.	K.
	Erithacus africanus.	Aruscha.

3. Kriechthiere, Fische, niedere Thiere.

Das grösste Reptil Ost-Afrikas, das Krokodil (Crocodilus vulgaris), welches in keinem seiner Ströme fehlen wird, gehört der Fauna des Kilimandscharo nur insofern an, als es gelegentlich aus dem Jipe-See und Pangani in die grösseren Zuflüsse dieser, wie Lumi und Himo, eine kurze Strecke hinaufsteigt. Dass es dabei über 1000 Meter Meeres-

höhe erreicht, glaube ich nicht, wenigstens habe ich keinerlei Anzeichen dafür gehabt, und auch die Eingeborenen versicherten, es bliebe weitab von der Grenze ihres Wohngebiets. Felsige und von Geröll erfüllte Bachbetten bieten ihm offenbar keinen zusagenden Aufenthalt, vielleicht scheut es auch die niedrige Wassertemperatur, die den Quellflüssen des Berges bis zu ihrem Unterlaufe eigen ist. — Von Schildkröten habe ich nur eine Art beobachtet, Testudo pardalis, diese aber mehrfach in der Steppenregion und, was mir auffiel, immer weitab von stehendem oder fliessendem Wasser. Zwei Exemplare, die wir lebend mit zu unserer Station nahmen und dort in einem Gehege hielten, verschmähten anfangs jederlei Grünfutter, das ich ihnen vorwarf, weder Gras, noch Kopfsalat, noch Kräuter aller Art nahmen sie an. Erst als ich darauf kam, ihnen die saftigen Blätter und Stengel gewisser in der Kulturregion und Niederung wachsender Commelinaceen anzubieten, hatte ich das Richtige getroffen. Sie verzehrten unglaubliche Mengen davon, und dieser Aufnahme entsprach die Abgabe, produzirte doch das grössere der Thiere, das unterarmlang war, in kurzen Zwischenräumen wurstförmige Kothballen, die quantitativ denen eines erwachsenen Fleischerhundes nicht nachstanden. Sehr unterhaltend waren beide nicht, aber sie wurden bald zahm, was sich daran zeigte, dass sie bei Annäherung den Kopf und ihre plumpen, an die des Elephanten erinnernden Gliedmaassen nicht mehr einzogen, ja sogar zuletzt aus der Hand frassen. Eine zweite Art, Sternothaerus sinuatus, hat v. d. Decken aus der Umgebung des Jipe-Sees mitgebracht.

Zu den Schildkröten, was die Beweglichkeit angeht, im denkbar schroffsten Gegensatz stehen die Eidechsen. An den Flussufern hält sich ein Varan auf (wahrscheinlich Varanus niloticus), während die trockene Steppe, das Kulturland und die Bergwiesen oberhalb 2500 Meter von je einer Mabuia-Art und zwar in so grosser Individuenzahl bewohnt werden, dass man Dutzende davon in kürzester Zeit zusammenbringen könnte, wenn es nicht eben so überaus flinke Geschöpfe wären. Namentlich die Art der Ebene, ein wenig über fingerlanges Thier, das ich für Mabuia megalura halten möchte, entwickelt eine fast unglaubliche Laufgeschwindigkeit. Wie ein Blitz huscht sie auf dem schmalen Negerpfade vor einem her, so dass man kaum die Umrissformen, geschweige denn etwas von der Beinbewegung sieht. Weniger schnell ist die Art des Kulturlandes, M. striata, mit der M. chimbana sicher identisch ist, aber auch sie ist keineswegs sehr leicht zu fangen, da sie im Handumdrehen in irgend einem Versteck, in Erdlöchern oder zwischen Steinen verschwindet. Sie scheut die Nähe des Menschen nicht, denn in den Strohdächern der Eingeborenenhütten wimmelt es von ihnen. Hier kann man sie auch am leichtesten erhaschen, sobald sie aus dem Innern herauskommen, um sich zu sonnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mabuia varia ist den oberen Bergwiesen eigen, und zwar findet sie sich dort bis zu Höhen von 4000 Metern und mehr. Eine Eidechse, die selten zu sein scheint, in den Bananenschamben vorkommt und trotz ihrer Füsse im Benehmen mehr an eine Blindschleiche erinnert, ist Lygosoma kilimensis. Eine zweite Art, Lygosoma modestum, ist von Kahe bekannt.

Chamaeleons sind durch Chamaeleon bitaeniatus und taitensis vertreten. Das erstere hält sich besonders im Gürtelwalde und auch noch in den Baumparzellen auf, die sich darüber bis zu 2800 Metern Meereshöhe erstrecken. Seine Grundfarbe ist grau-weiss mit vielen braunen Flecken an den Flanken und am Rücken und mit einer gelben oberen Seitenlinie, die über die daselbst befindlichen Tafelschuppen wegläuft. Im gereizten Zustande schlägt die Grundfarbe plötzlich in ein helles Grasgrün um, während die braunen Flecken einen leuchtenden Inkarnatton annehmen. Wir liessen eine grössere Anzahl von Exemplaren, die wir gelegentlich aus dem Walde zur Station heruntergebracht hatten, immer mit uns zu Mittag speisen. Auf ihren Antheil entfielen die Fliegen, die in Schaaren auf dem weissen Tischtuch sich niederliessen. Es giebt nichts Spasshafteres, als zuzusehen, wie sie ihre Beute in ruhiger Gemächlichkeit erhaschen. Nachdem sie sich langsam kriechend über den Tisch vertheilt hatten, duckten sie sich auf einen Fleck, und nun verrieth nur noch das nach allen Seiten, nach vorn wie nach hinten umherrollende Auge, dass Leben in ihnen war. Sowie indessen eine Fliege im Umkreis von Fingerlänge vor dem Maule sich niedersetzte, schoss auch schon die Zunge wie ein Pfeil heraus, um ebenso schnell wieder zurückgezogen zu werden. Sie fehlen dabei ihr Opfer fast niemals, man sieht kaum, wie sie es ergreifen, aber dass sie es gepackt haben, verräth der leere Fleck an der Stelle, wo die Fliege sass. Ich glaubte, ihnen einmal etwas Gutes anthun zu sollen, indem ich, an die Lebensgewohnheiten der Eidechsen denkend, den Drahtkasten, in dem sie für gewöhnlich gefangen gehalten wurden, in die pralle Mittagssonne stellen liess. Nach kaum einer Stunde brachte ihn mir mein Junge wieder mit den Worten ins Zimmer: »Herr, sie sind alle todt« und dem war so. Wenn es nun auch ein Missgriff war, ein Schattenthier, denn solches ist das Chamaeleon, in gleicher Weise behandeln zu wollen, wie eine Eidechse, so liegt doch in dieser schnell tödtenden Wirkung der Sonnenstrahlen für mich etwas Räthselhaftes. Vielleicht hängt sie mit einer Zerstörung des Pigments zusammen, das den Farbenwechsel bedingt. — Die zweite Chamaeleonart, Chamaeleon taitensis, lebt in Hecken und auf Bäumen des Kulturlandes, ändert seine Farbe nur von Grau zu Schwarz und ist durch zwei nach vorn gestreckte, am Rande ausgezackte Schnauzenhörner gekennzeichnet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

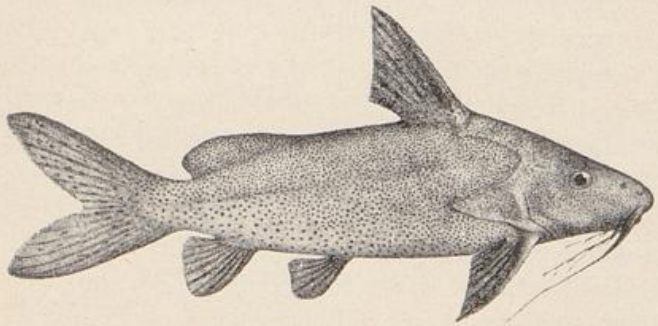
Unter den Schlangen des Gebiets ist die grösste, die 3 bis 4 Meter lang wird, die Python sebae. Häufig scheint sie nicht zu sein, denn gesehen habe ich sie nicht, wohl aber wurde Dr. Lent einmal von den Bewohnern Kahes aufgefordert, sich an einer Jagd auf sie zu betheiligen. Man hatte das Ungeheuer, das natürlich übertrieben als mannsdick geschildert wurde, in ein trockenes Gehölz gescheucht, dieses allseitig umstellt, angezündet und wartete nun darauf, dass es herauskommen sollte. Aber es kam nicht, wahrscheinlich weil es schon lange zuvor nach dem angrenzenden Fluss zu einen Ausweg gefunden hatte. — Giftige Schlangen kommen an den Abhängen des Berges selbst kaum vor, wenigstens war dem Häuptling Mareale von Marangu kein Fall bekannt, der darauf hingedeutet hätte. Das hindert natürlich nicht, dass alle Schlangen mit abergläubischer Furcht gemieden werden. Nur eine, die in der Kulturregion sehr viel zu finden ist, macht eine Ausnahme, Typhlops punctatus nämlich, weil diese allgemein als ein Wurm angesehen wird. Die Küstenneger nennen sie Vitschwa wibili, d. h. Zweikopf, und glauben in der That, dass beide Körperenden, die sich oberflächlich wenig unterscheiden, je einen Kopf tragen. Dieser Glaube, der auch bei den alten Griechen und Römern bestand, ist über ganz Afrika verbreitet, denn auch an der Westküste heissen die Typhlopiden ganz allgemein: die Zweiköpfigen. Eine Verwandte von ihnen ist Stenostoma conjuncta, die Jackson für den Kilimandscharo festgestellt hat. — Bei Weitem artenreicher sind die Nattern. Die gewöhnlichste, die mir jedes Mal bei grösseren Erdarbeiten von unseren Leuten gebracht wurde und die auch ich unter Steinen wiederholt aufnahm, ist die 20 bis 40 Centimeter lange, bald braune, bald schwarze Homalosoma lutrix. Selbst beobachtet habe ich ausserdem Boodon lineatus, Thelotornis Kirtlandi und die grüne Baumschlange Philothamnus semivariegatus; Jackson fand Lycophidium jacksoni, Dasypeltis scabra und Aparallactus jacksoni, während Fischer in Aruscha Tropidonotus olivaceus, Lycophidium capense, Coronella semiornata, Psammophylax notataenia, Aparallactus concolor, Dipsina rubropunctata, Psammophis subtaeniatus, punctulatus, sibilans, biseriatus und die Giftschlangen Dendraspis intermedius und Naja haje sammelte.

Amphibien kennt man bisher erst drei, eine Kröte und zwei Frösche. Die erstere, Bufo regularis, die handtellergross wird, macht sich namentlich des Abends bemerkbar, wenn sie ihr ungemein lautes, einen im Schlaf störendes Geschrei anstimmt. Die Frösche, Rana bravanus, der unserem Grasfrosch ähnlich sieht und dem Kulturland angehört, und der fast schwarze Rana angolensis, den man in den Bächen des Waldes und der oberen Bergwiesen bis zu Höhen von 3000 Metern findet, sind wohl überall anzutreffen, aber sie beleben die Gewässer doch keines-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wegs in solcher Menge, wie dies bei uns in Deutschland gemeinhin der Fall ist.

Die Thierwelt der Bäche am Bergeshang oberhalb 1200 Meter ist überhaupt, genau wie die Pflanzenwelt der Bäche, sowohl an Individuen als an Arten ganz auffällig arm. Fische fehlen darin durchaus, von Crustaceen ist eine Krabbe in ihnen häufig, die Telphusa depressa var. Johnstoni, die auch über Land geht, von Käfern einige, die wie Quecksilberkügelchen auf der Oberfläche umherfahren und mir aus meinen Jugendjahren als »bleierne Enten« bekannt sind. Erst wenn die Bäche tiefer zur Ebene gelangen und sich zu kleinen Flüssen vereinen, wird das Thierleben in ihnen ein reicheres und zwar vorwiegend an Fischen, die wohl vom Jipe-See und Pangani her in dieselben aufsteigen. Fischer entdeckte in den Bächen, die westwärts vom Kilimandscharo abfliessen,



Synodontis punctulatus.

zwei Barben (Barbus pagenstecheri und neumayeri), ferner Chromis und Clarias mossambicus, Jackson in den Gewässern Aruschas den Tylognathus montanus, Barbus jacksoni und Synodontis punctulatus, welch letzterer durch weit herabhängende Bartfäden einem Wels ähnlich sieht. Einen sehr eigenthümlichen Fisch, Oreochromis hunteri, birgt auch der Dschalla-See, was um so auffälliger ist, als der See, der ja den Grund eines erloschenen Kraters ausfüllt, nach meinen Feststellungen keinerlei oberirdischen Abfluss besitzt.

Die Gewässer der mittleren und höheren Bergregionen enthalten auch weder Schnecken noch Muscheln, die ganze Molluskenfauna ist nur durch Landthiere vertreten. Unter den deckellosen Stylomatophoren, die ihre Augen am Ende der Fühler tragen, fällt darunter am meisten die in der Kulturregion allgemein verbreitete Achatina castanea auf, eine Schnecke, deren konisches, spiralig gewundenes, braunes Gehäuse über fingerlang wird und an der Basis den Umfang einer Kinderfaust erreicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kaum minder häufig sind ebenda die mehr gethürmt erscheinenden und etwas kleineren Limicolaria colorata und dimidiata, an einem dunkelbraunen, auf weissem Grunde sich abhebenden Striemen erkennbar, seltener dagegen der Buliminus rhodotaenia, dessen konisches, aus acht Windungen bestehendes und ziemlich bunt gefärbtes Gehäuse etwa die Länge eines Fingergliedes besitzt. Die gemeinste Schnecke des Kulturlandes, wie auch noch des Gürtelwaldes, Trochonanina simulans, die man namentlich während der Regenzeiten überall an Sträuchern und auf Wegen gewahrt, ebenso die sehr ähnliche Trochonanina rufofusca, gleichen im Aeussern vollkommen unserer heimischen Helix arbustorum, während die spärlicher vertretenen Trochonanina mossambicensis und obtusangula ein mehr niedergedrücktes, kreiselförmiges und in den Windungen kantiges Gehäuse erkennen lassen. Auch eine echte Helix, H. Kilimae, entdeckte ich am Fusse des Mawenzi bei 3800 Meter Meereshöhe zusammen mit einer vorläufig unbestimmbaren Helicarion-Art. — Kleinere Thiere, die an die europäische Gattung Pupa erinnern, die Ennea tudes und Streptaxis enneoides, findet man lebend nur mit grosser Mühe, aber die todten Gehäuse massenhaft, sobald man nach dem Brennen seitens der Eingeborenen die trockene Erde eines zur Saat vorbereiteten Mais- oder Bohnenfeldes durch ein gröberes Sieb laufen lässt. Eine sehr hübsche Stylomatophore endlich, die dem Gürtelwalde angehört und von da aufwärts sich in den Schluchten fast bis zum Plateau verbreitet, ist Vitrina nigrocincta. Zu Dutzenden kann man sie hier besonders von den Blättern des Cyperus Deckeni ablesen, wobei einem zu statten kommt, dass sich der schwarz gefleckte, die dünne Schale durchschimmernde Leib der Schnecke von dem Hellgrün seiner Unterlage auffällig abhebt.

Von Cyclostomiden, d. h. Schnecken, die ihr Gehäuse mit einem Deckel zu verschliessen vermögen, sind aus der Kulturregion des Berges bisher nur zwei bekannt, die Cyclostoma anceps und Cyclophorus volkensi. Die Cyclostoma letourneuxii hat Kretschmer nebst einer nach ihm benannten Hapalus-Art, einer Stylomatophore, am Dschalla-See, die Cyclostoma delmaresi ich selbst am Ufer des Jipe-Sees gefunden. Ebenda halten sich auch Achatina zanzibarica und Limicolaria martensiana auf, während die grösste Schnecke des Gebiets, die oft handlange Achatina bloyeti var. fatalis, deren Gehäuse als Giftbecher bei den Gottesurtheilen dient, gerade die trockensten Steppenstriche am Fusse des Kilimandscharo zu lieben scheint. Süsswasserschnecken birgt der Jipe-See mit den Arten Isidora strigosa, Ampullaria gordoni var. volkensi und Melania tuberculata; Nacktschnecken sind in der Kulturregion in schwarzen, weissen und braunen Formen der verschiedensten Grösse zahlreich vertreten, indessen bis auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die als Parmarion oder Janella kersteni beschriebene wissenschaftlich noch unbekannt.

In gleicher Ausführlichkeit wie auf die höhere auch auf die niedere Thierwelt des Kilimandscharo einzugehen, muss ich mir versagen. Ich könnte da kaum mehr thun, als nach den Bearbeitungen der Sammlungen eines Claus v. d. Decken, Johnston, Hans Meyer, Baumann, Leroy, v. Höhnel und nach dem, was ich selbst in dieser Beziehung zusammengebracht habe, eine Aufzählung in Form einer Liste zu geben. Dieselbe würde ziemlich lang werden, da besonders an Käfern und Schmetterlingen in den Museen Berlins, Wiens, Londons und Brüssels bereits ein reiches Material aufgehäuft ist. Interessenten werden in dem Werk: »Deutsch-Ost-Afrika«, dessen dritter Band der Thierwelt gewidmet ist, alles Wissenswerthe zusammengetragen finden.

Die Schmetterlingsfauna des Kilimandscharo ist an grossen und durch ihre Farbenpracht in die Augen stechenden Arten arm zu nennen, mit der häufigste Falter ist die auch bei uns gemeine Vanessa cardui, dagegen dürften Mikrolepidopteren in einer Fülle vorhanden sein, wie nur an wenigen Punkten der Erde. An manchen Abenden, hauptsächlich im August, wenn die Regen seltener werden, waren die Milchglasglocken unserer Petroleumlampen von ihnen in Wolken umschwärmt, und wurden wir nicht müde, die Mannigfaltigkeit der Gestalten, den in tausend Abänderungen schimmernden Glanz ihrer Flügel zu bewundern. Kaum weniger artenreich sind die Käfer. Formen, die an unsere Mistkäfer erinnern (Scarabaeus cribricollis und Orthophagus Johnstoni), bemerkt man am häufigsten, daneben Maikäfer und Cetonienähnliche in den mannigfachsten Farbenschattirungen. Senkt sich die Nacht hernieder, so fesseln Leuchtkäfer (Lampyris volkensi und kilimana) am meisten die Aufmerksamkeit, und will ich hier ein Geschehniss erwähnen, das für die Intensität des Lichtes spricht, welches diese Thiere — nicht alle, aber einzelne Individuen der madenartigen Weibchen — mitunter zu verbreiten vermögen. Während wir noch in der Militärstation weilten, waren wir eines Abends durch zahlreiche, in der Umgebung fallende Schüsse alarmirt worden. Wir setzten uns in Vertheidigungszustand, da ein nächtlicher Ueberfall seitens der damals noch unbezwungenen Wamoschi nicht zu den Unmöglichkeiten zählte. Nach einer Stunde gespannter Erwartung, die wir mit dem Gewehr im Arm auf dem Mauerwall der Station verbrachten, kam eine beruhigende Aufklärung. Ein aus Versehen losgegangener Schuss hatte die Leibwache Mareale's veranlasst, zu den Waffen zu greifen und auf den vermeintlichen, im Dunkeln verborgenen Feind ein Feuergefecht zu eröffnen. Trotz dieser Aufklärung zitterte in uns eine gewisse Unruhe nach und sie machte sich in erneuter, schleuniger Besetzung der Bastionen des Forts Luft, als der wachthabende Unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

offizier meldete, im Osten, in dem Gebüsch, das den Abfall zum Thal des Unna-Baches bedeckte, mache sich verdächtiges Licht bemerkbar. In der That sahen wir dort an mehreren Stellen einen Schein, der ganz gut von kleinen, etwas verdeckt gehaltenen Feuerbränden herrühren konnte. Er hielt sich unbeweglich am gleichen Ort, flammte mal etwas auf, um dann wieder in der Helligkeit abzunehmen. »Das sind Leuchtkäfer«, sagte ich zum Schluss, fand aber weder bei meinen europäischen Genossen, noch bei den Sudanern der Schutztruppe Glauben, und ich musste zugestehen, dass mir selbst eine derartige, die Umgebung bis auf einen Schritt im Umkreis kenntlich machende Lichtausstrahlung bisher noch niemals vorgekommen sei. Aber durch den Widerspruch gereizt, mache ich mich, von sechs bis an die Zähne bewaffneten Soldaten begleitet, auf den Weg und stosse bald auf den ersten Feind, wie ich vorausgesagt hatte, auf ein kaum fingergliedlanges Würmchen, das unbeweglich im Grase sitzt.

Die Betrachtung der Thierwelt beschliessend, führe ich noch an, dass ausser Käfern und Schmetterlingen unter den Insekten die Orthopteren innerhalb der Kulturregion des Berges durch ein ganzes Heer von Blatta- und Mantis-Arten, von Acridiern und Locustinen am entwickeltsten zu sein scheinen. Fast nur der Steppe angehören die Ameisen und Termiten, deren Bauten ja schon so vielfach beschrieben sind, und ebenso ist die Steppe das Gebiet der Erdspinnen, unter denen mir namentlich eine Vogelspinne von der Grösse eines Handtellers und mit fingerlangen Beinen wiederholt in der Umgebung von Kahe zu Gesicht kam.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

XII. KAPITEL.

Wirthschaftliche Aussichten.

Wenn man die Ansichten verfolgt, die bisher über den wirthschaftlichen Werth des Kilimandscharo laut geworden sind, wird man die Erfahrung machen, dass eine mit den Jahren ständig wachsende Ernüchterung Platz gegriffen hat. Die ersten Besucher des Berges, Claus v. d. Decken, Thomson und Johnston, finden nicht Worte genug, seine Fruchtbarkeit und Besiedlungsfähigkeit zu preisen, und ihnen schliesst sich Peters an, indem er das auf sein Betreiben für Deutschland erworbene Gebiet des Schneedoms als die Perle und den Stolz unseres ostafrikanischen Besitzes bezeichnet. »Wohl werden noch Jahrzehnte vergehen«, sagt er,*) »bevor seine eigenartige Schönheit weiteren Kreisen zugänglich werden wird. Erst muss die Eisenbahnschiene ihn mit der Küste verbunden haben, erreichbar in sechs- bis siebenstündiger Fahrt. Erst dann auch werden wir ernstlich dem Plan einer deutschen Besiedelung des Berges näher treten können. Wenn aber einstmals deutsche Bewohner in grösserer Anzahl um ihn wohnen, dann wird er die mächtige Felsenburg der deutschen Herrschaft für die umliegenden Steppenländer sein, und von ihm aus wird der belebende Unternehmungsgeist der indo-germanischen Rasse befruchtend und anregend auch die Nachbargebiete mehr und mehr durchdringen. So wird der Kilimandscharo in der That zu einem der wesentlichsten Ausgangspunkte für die wirthschaftliche Einverleibung Ostafrikas in den Weltverkehr werden.« Als kulturfähiges Gebiet hält Peters den ganzen Berggürtel von 900 bis 3900 Meter Höhe und berechnet daraus ein Areal von 2400 Quadratkilometern oder 43 Quadratmeilen, welches europäischer Schaffenskraft offen stehe. Auf die in Handeï bei 950 Meter belegenen Plantagen von Derema und Nguelo verweisend, meint er,

*) Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet, p. 133.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass kein Grund vorliege, weshalb nicht in der gleichen Zone des Kilimandscharo dieselben d. h. also Kaffeekulturen möglich wären. Jeder, der beide Gebiete gesehen hat, wird den Kopf dazu schütteln. In Handei um 1000 Meter herum ein üppiges Waldland, am Kilimandscharo eine sonnendurchglühte, sterile Steppe, kann es zwei Gegensätze geben, welche die klimatische Verschiedenheit beider Gebiete uns schroffer vor Augen führen. Und beide sollen sich für die gleichen Kulturen eignen! Was die oberen Bergwiesen, also den Abhang aufwärts von 2600 bis 3900 Meter angeht, so giebt Peters zu, dass dort der Thermometer häufig des Nachts unter 0° sinkt, dass dort monatelang Nebel und Regen herrschen, die dann wieder von Dürre abgelöst werden, aber trotzdem könne das Gelände für Ackerbau oder wenigstens Viehzucht ausgenutzt werden. Die europäische Technik müsse nur den Verhältnissen Rechnung tragen! Möglich ist europäischer Technik sicherlich Vieles, die Frage bleibt aber, ob zu erwarten ist, dass den aufzuwendenden Mitteln jemals ein entsprechender Erfolg gegenüberstehen wird.

Um Vieles nüchterner als Peters urtheilt Hans Meyer. Er kennt nur eine begünstigte Besiedelungs-Zone: das Dschagga-Land auf der Südhälfte des Gebirges zwischen 1100 und 1900 Metern Höhe und mit einem Flächeninhalt von rund 800 Quadratkilometern. Unter dem Dschagga-Gürtel schränke die Unfruchtbarkeit der Steppe das bewohnbare Gebiet auf die an den Flussläufen liegenden Waldlandschaften Taweta, Kahe, Aruscha ein, über dem Gürtel herrschten die ewigen Nebel und Regen, die den Urwald erzeugen und erhalten, und über diesem die Niederschläge und Kälte der alpinen Region. Die ganze Nordhälfte des Gebirges sei wegen ihrer Wasserarmuth nicht von Ackerbauern bewohnbar, sondern biete nur viehzüchtenden Masai-Nomaden ausgiebige Weidegründe. »In dieser Beschränkung indessen«, fährt er fort, »ist die Dschagga-Zone ein herrliches Land. Es könnte ein einziger grosser Garten sein, wenn die Streitigkeiten der Eingeborenen, die gegenseitigen Befehdungen der vielen kleinen Stätchen nicht wären. Bisher hat der Kilimandscharo allerdings noch nichts hervorgebracht, was im Sinn der europäischen Kultur werthvoll wäre; die Hölzer des Urwaldes sind schwammig, Kautschuk führende Gewächse sind selten, Orseille-Flechten nicht sehr häufig, mineralische Schätze führt das basaltische Gestein gar keine. Aber die Grundlagen zu werthvollen Produktionen sind auf der Südseite die besten. Der vulkanische, zersetzte Boden ist ausserordentlich fruchtbar, der Wasserreichthum enorm, das Klima in jeder der verschiedenen Zonen gleichmässig. Kaffee, Kakao, Thee, Cinchona, Zimmt, Vanille müssen da so gut gedeihen wie in jeder bevorzugten Tropenkolonie. Verglichen mit den anderen Gebirgsländern Ostafrikas ist der mittlere Kilimandscharo das einzige ostafrikanische Gebiet, das an Fruchtbarkeit und Schönheit den tropischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Höhen von Südindien, Ceylon, Java und der Philippinen nahekommt und an Ueppigkeit den freilich schmalen und des Bergklimas entbehrenden Küstenstrich der deutschen Interessensphäre übertrifft.«

Dr. Brehme, der als Arzt der Schutztruppe fast zwei Jahre am Berge geweilt und während dieser Zeit neben seiner Berufsthätigkeit, und soweit es ihm mit primitiven Instrumenten möglich war, meteorologische Beobachtungen angestellt hat, fasst seine Ansichten über den wirthschaftlichen Werth des Kilimandscharo dahin zusammen:*) »Eine Besiedelung durch Weisse ist möglich, aber nur innerhalb der Zone, die zur Zeit von den Eingeborenen bewohnt wird. Dem Plantagenbau eröffnen sich keine günstigen Aussichten. Einerseits stehen demselben, da ein grosser Theil des Kulturareals bebaut und in festen Händen ist, keine ausreichend grosse jungfräuliche Landflächen zur Verfügung, andererseits lassen auch die Kühle und das feuchte nebelige Klima ein hervorragendes Gedeihen tropischer Gewächse nicht erwarten. Es bleibt somit den Einwanderern nur die Aussicht auf Produktion durch Viehzucht und Felderwirthschaft. Was die erstere betrifft, so stösst sie, um mit grossen Heerden und auf Grundlage des Weideganges betrieben zu werden, zur Zeit sicher und vielleicht für immer auf bedeutende Schwierigkeiten. Ackerbauer aber, welche nur mit der Absicht kommen, sich ein Anwesen zu gründen und ihr Eigenthum selbst zu bewirthschaften, und die keine allzu grossen Anforderungen an eine rasche Rentabilität ihrer Unternehmungen stellen, werden zu einer auskömmlichen Nahrung gelangen. Sie können dauernd mit ihren Familien am Berge wohnen, ohne besonderen Gesundheitsgefahren ausgesetzt zu sein. Sie müssen selber arbeiten, unterstützt vielleicht durch einige mitgebrachte Küstenneger, denn der Dschagga ist als Lohnarbeiter nicht zu gebrauchen.«

Noch einen Schritt weiter endlich in der Zurückhaltung geht Brehme's Kollege und Nachfolger Dr. Widenmann.**) Nachdem er im Einzelnen die materiellen Aussichten einer Plantagen- wie Ackerbauwirthschaft durchgegangen ist, kommt er in einem Schlusswort zu dem Resultat: »Es ist der Kolonie und dem Vaterlande wohl mehr gedient, wenn die hiesige, an sich bescheidene und sehr arbeitsame Bevölkerung in ihren Lebensumständen gehoben, an grössere Bedürfnisse und reichere Produktion gewöhnt wird, als durch einen Zuzug von deutschen Landleuten, die nicht finden würden, was sie von dem gelobten Lande erhoffen.«

Was mein eigenes Urtheil angeht, so deckt es sich mit dem Dr. Brehme's, das beweisen die schon vor den seinigen geschriebenen Ausführungen auf Seite 74 bis 77 und 109 bis 112 dieses Werkes. Auf

*) Mittheilungen aus den Deutschen Schutzgebieten, VII, 1894 p. 130.
**) Ebenda, VIII, 1895 p. 307.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der einen Seite halte auch ich die Darlegungen eines Johnston und Peters, die sich nicht auf exakte Beobachtungen stützen, sondern aus Gefühlsregungen entspringen, für indiskutable Utopien, auf der anderen möchte ich nicht so weit gehen wie Dr. Widenmann und den Versuch einer Besiedelung des Kilimandscharo durch Kleinbauern geradezu widerrathen. Die Möglichkeit einer solchen ist durch die klimatischen und Gesundheitsverhältnisse nicht weniger garantirt, als durch die Fruchtbarkeit des Bodens, der je nach der Höhe der Lage die meisten europäischen Produkte, wie auch manche subtropische und tropische zu liefern verspricht. Bedenken erregen könnte die Frage, ob eine genügende Sicherheit der Person gewährleistet ist. Wenn man auf den Feldzug v. Wiffmann's gegen Sina von Kiboscho, die Niederlage und den Tod v. Bülow's und Wolfrum's, die Expedition von Schele's und die grausame Ermordung Dr. Lent's und Kretschmer's hinweisen wollte, so könnte man meinen, dass diese Frage nicht unbedingt zu bejahen sei. Geht man aber den Gründen der erwähnten traurigen Vorfälle nach, so kommt man zu einer anderen Auffassung. Der Abfall Sina's, der seine Bestrafung zur Folge hatte, wurde dadurch veranlasst, dass an ihn der Befehl ergangen war, sich unter die Oberhoheit des Sultans von Uru zu stellen, ein aus Unkenntniss der Verhältnisse entsprungenes Ansinnen, das gerade so verkehrt war, als ob man dem Könige von Preussen zumuthete, den Fürsten von Lippe-Detmold als Lehnsherrn anzuerkennen. Warum Meli von Moschi abfiel, v. Bülow und Wolfrum in den Tod gehen und die Expedition v. Schele's nothwendig werden musste, habe ich früher erörtert. Die Ermordung Lent's und Kretschmer's endlich beweist ebenso wenig. Die Bewohner von Rombo Mkulia, in deren Gebiet sich die Katastrophe ereignete, gestatteten zur Zeit meiner Anwesenheit Niemandem, ihr Gebiet zu betreten, gingen aber auch selbst aus diesem nicht hinaus. Ich meine, man hätte sie ruhig sich selbst überlassen können, zumal damals wie noch jetzt kein direktes Interesse vorlag, sie zur Aufgabe ihrer Abgeschlossenheit zu zwingen. Ein Militär aber denkt anders und muss es vielleicht. So führte man den Krieg, wie es allein geschehen konnte. Da die geflüchteten und sich in künstlich ausgegrabenen Höhlen versteckt haltenden Feinde selbst nicht zu fassen waren, begnügte man sich, ihnen durch Anzünden der Hütten, durch Vernichten der Pflanzungen und Rauben allen Viehes, dessen man habhaft werden konnte, einen möglichst grossen Schaden zu thun. In diese Landschaft kommt nun Lent ein paar Monate später mit wenigen Leuten und fast ohne Waffen, weil er darauf baut, dass die Warombo ihre Unterwerfung erklärt hätten und Friede geschlossen worden sei. Auf allen seinen Streifzügen, die er allein oder gemeinsam mit mir unternommen, waren die Eingeborenen ihm immer in der freundlichsten Weise gegenübergetreten, und das gab ihm ein Vertrauen, welches

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vielleicht etwas zu weit ging. Von einer Bevölkerung jedenfalls, die durch das Geschehene aufs Höchste erbittert sein musste, die ausserdem davon unterrichtet war, dass der Befehlshaber der deutschen Truppe den Berg verlassen hatte, kann man es nicht wunderbar finden, wenn sie einer Wallung des Rachegefühls folgend nicht scheidet zwischen dem friedlichen Forscher und dem kriegführenden Soldaten und jenen entgelten lässt, was die Auffassung seines Amtes und seiner Pflichten diesem gebot.

Nach Allem berechtigen die Ermordung Lent's und die Expeditionen, die gegen die Wadschagga nöthig wurden, nicht ohne Weiteres zu der Annahme, dass wir es am Kilimandscharo mit besonders kriegerischen und den Bestrebungen der Weissen sich grundsätzlich widersetzenden Negern zu thun hätten. Im Gegentheil, nach unseren Begriffen von persönlichem Muth sind es dieselben Feiglinge wie alle anderen sesshaften und Ackerbau treibenden Stämme Ostafrikas. Nimmt man ihnen obendrein das Recht, Feuerwaffen zu tragen, und benutzt man auch ferner die Rivalität, die zwischen den einzelnen Häuptlingen von jeher besteht, so bin ich der Ueberzeugung, wird eine Truppenmacht in der Stärke der jetzigen, selbst eine kleinere, immer ausreichen, um die Autorität der Behörde aufrecht zu erhalten und Leben und Eigenthum des Ansiedlers zu sichern.

Gelegentliche Konflikte werden sich nicht vermeiden lassen, aber man kann sie beschränken, indem man eine Einwanderung dahin sich wenden lässt, wo eine eingeborene Bevölkerung überhaupt nicht vorhanden oder so schwach ist, dass sich keine »Konkurrenz um den Raum« entwickelt. Solcher Gebiete giebt es genügend im Süden und Westen des Berges, in der Landschaft Uru vor Allem, in Madschame und Schira, dann auch in den wüstliegenden Theilen Kiboschos am Ostufer des Werri-Werri. 2400 Quadratkilometer, wie Dr. Peters berechnet, sind es freilich nicht, aber immerhin doch genügend, um etwa tausend Familien Unterkommen und Brot finden zu lassen. Der ganze Osten des Berges bleibt zunächst ausser Frage. Hier ist ganz ungemein durchlässiger Tuff das Hauptgestein und überall, wo solcher ansteht, bleibt die Fruchtbarkeit bei Weitem hinter der zurück, die ein Boden aus zersetzter Lava zur Folge hat. Ferner liegt der Osten im Regenschatten, wie ihm auch die Bäche und Wasseradern fehlen, die der ständigen Eishaube des Kibo ihren Ursprung verdanken. Alle diese Momente zusammen müssen selbstverständlich als Resultat haben, dass der Osten, vom Norden ganz abgesehen, geringere Aussichten für eine Besiedelung darbietet, als der Süden und Westen. Für jeden, der aus dem Pflanzenwuchs auf das Klima zurückzuschliessen vermag, drängt sich seine grosse Trockenheit auch ohne Weiteres auf, und man wundert sich nicht, wenn man hört, dass die Eingeborenen dort wochenlang von dem Wasser leben, das sie durch Auspressen aus Bananenschäften gewinnen. Ausserhalb der Schamben, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihr Dasein unterirdischen Stauwässern verdanken, herrscht dürrer Sand, eine Einwanderung Weisser könnte demnach hier nur mit einer Verdrängung der Schwarzen zusammenfallen. Ganz anders, wie gesagt, im Süden, Südwesten, Westen und Nordwesten. Da ist überall Wasser und Freiland in Fülle und eine Fruchtbarkeit, gegen die alle übrigen Gebiete gar nicht aufkommen können. Sucht man dort die untere Grenze des kulturfähigen Landes da, wo sie schon jetzt liegt, bei etwa 1200 Meter und dehnt sie nach oben, weil der Wald intakt zu halten ist, bis 2000 Meter aus, so ergiebt eine ungefähre Schätzung, dass, wie schon Hans Meyer angenommen hat, gegen sechs- bis achthundert Quadratkilometer zur Verfügung stehen. Lässt man den Eingeborenen davon die Hälfte, was bei einer intensiveren Bewirthschaftung ausreichen dürfte, können immer noch drei- bis vierhundert Quadratkilometer unter Ansiedler aufgetheilt werden. Den geringen Werth einer solchen Berechnung verhehle ich mir nicht, denn ist das deutsche Element erst erstarkt am Berge, wird Manches sich anders gestalten, als vorauszusehen ist. Wenn ich doch eine bestimmte Zahl glaube angeben zu müssen, geschieht es lediglich in der Absicht, der eignen Ueberzeugung den Auffassungen des Herrn Dr. Peters gegenüber einen möglichst konkreten Ausdruck zu leihen.

Goldene Berge kann man den Zuwandernden nicht versprechen, sie werden hart arbeiten, grosse und viele Schwierigkeiten überwinden müssen und doch in absehbarer Zeit zu nichts Anderem gelangen, als zur Fristung einer einigermaassen behaglichen Existenz. Leute, die an einen gewissen Komfort gewöhnt sind, sollen daher draussen bleiben, nur Bauern und Handarbeitern, die daheim, so namentlich in den östlichen Provinzen des Reiches, unter den kärglichsten Verhältnissen zu leben gezwungen sind, eröffnet sich am Kilimandscharo eine Verbesserung ihrer Lage. Sie haben schon gewonnen und werden zufrieden sein, wenn sie auf eigenem Grund und Boden für sich und ihre Kinder fürder nicht Mangel zu leiden haben. Gelegenheit, das, was über den eigenen Bedarf hinaus erzeugt wird, auch lohnend zu verwerthen, ist wenigstens nicht ganz ausgeschlossen. Vorerst käme dafür freilich nur die Kolonie selbst in Betracht. Korn, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Gemüse aller Art, vielleicht auch lebendes Vieh werden unter Umständen als billige Rückfracht an der Küste und in den Plantagenbezirken einen Absatz finden, auch mit der einheimischen Bevölkerung des Flachlandes, die ja nur zu oft unter Dürre und Misswachs zu leiden hat, wird sich möglichenfalls ein Tauschverkehr anbahnen lassen. Der europäische Markt ist nur für Produkte aussichtsreich, die einen 14 tägigen Transport zur Küste und eine drei- bis vierwöchige Seefahrt aushalten, und zwar aushalten in Rücksicht sowohl auf ihre Verderbbarkeit als auf ihre Preislage. Ich wäre in einiger Verlegenheit, wenn ich angeben sollte, was da wohl von den augenblicklichen Erzeugnissen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Kilimandscharo in Frage käme. Gewürzpflanzen, Oelpflanzen, solche die Handels- und Industrieprodukte liefern, wie Gerbstoffe, Fasern, Farben, trägt er überhaupt nicht oder in so beschränktem Maasse, dass an eine Ausfuhr nicht zu denken ist. Was also in dieser Beziehung einen Werth hat und als einstige Exportwaare von Bedeutung ist, müssten wir ihm erst zuführen. Kaffee, Kakao, Zucker, Pfeffer, Zimmet, Vanille, alles was gemeinhin als Kolonialwaaren zusammengefasst wird, sind als Ausfuhrartikel aussichtslos. Wenn da auch wirklich am Fusse des Berges einzelne beschränkte Lokalitäten vorhanden sind, wo ihr Anbau möglich wäre, so sind solche doch zu wenig umfangreich und andererseits der Küstentransport zu vertheuernd, um auf dem Weltmarkt konkurriren zu können. Eher wäre an Paraguaythee zu denken, an die ölliefernde Guizotia abyssinica, an Kampfer- und Chinabaum, Yute, Ramie, Manilahanf, vor Allem aber an einige Kautschukproduzenten, die, schon jetzt vorhanden, nur vermehrt zu werden brauchten. Die Landolphia florida kommt an den Steppenflüssen überall wild vor, und in den Wäldern von Kahe und Aruscha namentlich wären prächtige Plätze gegeben, wo sie in eine Art von Halbkultur genommen werden könnte. Auch unter den Feigenbäumen, von denen ich zehn verschiedene Arten als vorkommend feststellte, lernte ich einige, so besonders Ficus Holstii kennen, die ausserordentlich reich an Milchsaft sind. Leider ist durch das Eingehen der wissenschaftlich-wirthschaftlichen Station jede Möglichkeit genommen, diese und andere Nutzpflanzen auf ihren Werth und ihre Anbauwürdigkeit prüfen zu lassen.

Wie man sich die ersten Anfänge einer Besiedelung des Kilimandscharo vorstellen soll, sei dahingestellt. Ohne materielle Unterstützung seitens staatlicher Behörden oder privater Gesellschaften geht es auf keinen Fall. Mit dem Vorschlage, deutsche Soldaten in die Schutztruppe einzustellen und diese ähnlich, wie es in Südwestafrika geschieht, nach Absolvirung einer zwei- bis dreijährigen Dienstzeit zur Gründung eines Heimwesens zu veranlassen, stiess ich bei allen in Afrika dienenden Militärs auf den heftigsten Widerspruch. Geschehen aber muss etwas. Wozu, fragt man sich, jahraus jahrein eine kostspielige Besatzung am Berge erhalten, wenn nichts weiter dabei herausspringt, als dass durch gelegentliche kleine Kriege für die Erhaltung des Friedens unter den Eingeborenen gesorgt wird? Der jetzige Befehlshaber hat ein Uebriges gethan, indem er sich daneben aufs Eifrigste angelegen sein liess, ein verbessertes Wegesystem zu schaffen, Brücken zu bauen, den Verkehr in jeder möglichen Weise zu sichern und zu erleichtern. Darüber hinaus aber gehen weder seine Befugnisse noch seine Mittel. Um etwas herauszuwirthschaften aus dem ihm unterstellten Gebiet, was doch der Zweck jeder kolonialen Besitzergreifung sein soll, ist die Einwanderung produk-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tiver Europäer unerlässlich. Dann erst, wenn solche freudig schaffend ihre Hände regen, wird der Kilimandscharo etwas mehr für Deutschland bedeuten, als eine schöne Gegend, an deren Besitz man sich erfreut.

Alle im Vorhergehenden dargelegten Besiedelungsgedanken sind indessen Hirngespinnste, so lange nicht eine Zeit und Kosten ersparende Verbindung mit der Küste geschaffen ist. Dr. Lent hat darüber kurz vor seinem Tode dem Auswärtigen Amte eine Denkschrift unterbreitet, die wenigstens theilweise im »Deutschen Kolonialblatt« zum Abdruck gelangt ist. Da ich mit Lent in allen Hauptpunkten übereinstimme, kann ich es mir nicht versagen, hier kurz ein Resumé seiner Vorschläge zu geben.

Von Tanga, das als Ausgangspunkt allein in Betracht zu ziehen ist, liegt der Kilimandscharo in Luftlinie rund 300 Kilometer entfernt, also so weit etwa wie Kassel von Berlin. Für diese Strecke, die durch die gebotenen Umwege auf etwa 365 Kilometer wächst, brauchen die Karawanen jetzt, wo nur die üblichen fussbreiten Negerpfade vorhanden, wo Sümpfe zu durchschreiten und Flüsse zu überqueren sind, im Allgemeinen etwa drei Wochen. Der Europäer muss Alles, was er braucht, Zelt, Bett, Kochgeräth mit sich schleppen. Jede Last erfordert gegen 18 Mark Trägerlohn, für jede Wellblechplatte, welche die Moschi-Station zur Dachdeckung benöthigte, hatte die Regierung 8 bis 9 Mark nur an Transportspesen zu bezahlen. Weiterer Ausführungen bedarf es gar nicht, um zu begreifen, dass bei Fortbestand solcher Verhältnisse schon die Anbahnung jedes Siedelungsprojektes auf unüberwindliche Schwierigkeiten stösst. Die Mittel, die selbst besser situirte Auswanderer aufzuwenden vermögen, reichen kaum aus, die Reise zum Endziel zu bestreiten. Güterbestellungen in der Heimath zu machen oder Erzeugnisse dahin zu senden, wird vollends zur Chimäre. Können wir nun eine Aenderung herbeiführen, können wir, worauf Alles hinauskommt, die Sätze für Personen- und Güterbeförderung so verbilligen, dass auch ein Ansiedler, der mit mässigem Kapital zu wirthschaften hat, noch seine Rechnung findet? Ich meine mit Lent, dass wir wenigstens den Versuch dazu machen müssen. Für den ersten Theil der Strecke, für das Küstengebiet bis zu den Kaffeeplantagen Handeïs wird in einigen Jahren die doch wohl schliesslich fertig werdende Usambara-Eisenbahn mit der Endstation Korogwe zur Verfügung stehen. Daran ist bis Buiko, ungefähr dem Laufe des Pangani folgend, ein Betrieb mit Ochsenwagen zu schliessen. Ob dieser bis zur Kilimandscharo-Niederung fortzuführen ist, oder ob es angeht, nun den Pangani-Fluss selber als Transportweg zu benutzen, ist noch eine offene Frage. Jedenfalls verdienen die darauf bezüglichen Erwägungen Lent's die höchste Beachtung und lassen es angebracht erscheinen, die Wasser- und Gefällsverhältnisse des oberen Stromlaufs einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Es bedürfte nur der Stiftung eines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bootes und der Aussendung eines Stromtechnikers, um die Schiffbarkeit festzustellen. Sind Güter und Personen, sei es nun auf dem Wasserwege, sei es ohne Umladung auf Ochsenwagen, erst in der Kilimandscharo-Niederung angelangt, so hat ihre Weiterbeförderung bis zur unteren Kulturregion des Berges keinerlei Schwierigkeiten mehr. Sie können dann auf schnurgerader, mit leichtester Mühe zu bahnender Strasse zu Wagen, auf Esel- oder Maulthierrücken in höchstens zwei Tagen an ihren Bestimmungsort gebracht werden. Nach dem Lent'schen Projekt, das allerdings mit der theilweisen Benutzung des Pangani rechnet, würde es möglich sein, mit nur einem als Schlepper gedachten Motorboot und nur einem Wagentrain einen regelmässig alle vierzehn Tage thal- wie bergwärts verkehrenden Transportzug ins Werk zu setzen. Die Beförderungsspesen würden nur einen geringen Bruchtheil der jetzigen ausmachen, die Anlage- und Unterhaltungskosten gegenüber denen, die eine Eisenbahn verursacht, gar nicht in Betracht kommen. An ein Anwachsen des Verkehrs derart, dass eine vierzehntägliche und verhältnissmässig immer noch primitive Verbindung nicht mehr ausreichte, ist in absehbarer Zeit nicht zu denken.

Gegen eine Fortführung der Usambara-Bahn bis zum Kilimandscharo und weiter zum Victoria-Nyanza, die geplant war, scheint man in neuerer Zeit mit Recht Bedenken zu hegen. Dafür nehmen die Bestrebungen, einen Schienenweg von der Küste über Tabora zu den Seen zu schaffen, festere Gestalt an. Obgleich nun das Gebiet, welches ich auf den voraufgegangenen Blättern zu schildern versuchte, durch ein solches Unternehmen nicht direkt berührt wird, sei es mir doch gestattet, meine Meinung dazu zu äussern und mit Betrachtungen zu schliessen, die sich auf Deutsch-Ostafrika in seiner Gesammtheit beziehen.

Als ich im Anfang des Jahres 1893 in Tanga landete, während zweier Monate die Umgebung dieser Stadt bis fast nach Pangani hin durchstreifte, Usambara kennen lernte, später zum Kilimandscharo zog und die ersten Exkursionen an dem so viel gepriesenen Schneeberge hinter mir hatte, überkam mich eine ständig wachsende Enttäuschung. Ich war ausgezogen mit dem Gedanken, in ein tropisches Land zu kommen, in ein Land, in dem, wenn auch nicht überall, so doch auf weite Strecken hin Fülle herrschte, wo Urwälder mit himmelhoch ragenden Bäumen nicht bloss die Gebirge, sondern auch ausgedehnte Gebiete längs der Flussläufe bedeckten. Was sah ich dafür? Einen theils mit Mangrove bewachsenen, theils von sterilen Kalkfelsen gebildeten Meeresstrand, dahinter auf Strecken fast vegetationslose, salzdurchtränkte Sandflächen, im Uebrigen einen durchaus nicht lückenlosen, verschieden breiten Küstenstreifen, auf dem sich vor Allem Kokospalmenpflanzungen, dazwischen Sorghum-, Maniok-, Sesam- und Bohnenfelder ausbreiteten. Fast auf dem ganzen 26tägigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Marsche zum Kilimandscharo begleitete mich Steppe, nicht immer dieselbe, sondern bald aus zerstreuten, krüppeligen Laubbäumen, bald aus Akazien- und anderen Dorngebüschen, bald aus Grasfluren, Sansevieren- oder Succulentenformationen gebildet. Nur die Rastplätze am Abend des Tagemarsches und nicht einmal alle, in der Mehrzahl an Fluss- und Bachläufen gelegen, hatten etwas von tropischem Charakter, wenigstens von dem, was uns gewöhnlich mit dem Begriff des Tropischen verknüpft ist. Da ragten höhere Baume auf, da waren auch wohl Lianen, auf denen Affen sich schaukelten, Bananenhaine, Ricinus-, Papayen-, Orangen- und Pandanusgebüsche.

Von wirklichen Wäldern längs der Flussläufe kann nur an deren Mündung die Rede sein, im Innern begleitet die kleineren und grösseren Wasserstrassen ein baumreicher Ufersaum, den die Reisenden euphemistisch Galleriewald nennen, den ein guter Springer aber häufig mit drei oder vier Sätzen durchmisst. Der eigentliche Urwald ist also ganz auf die Gebirge beschränkt, auf die des Nyassa-Hochlandes, Ukamis, Usagaras, Pares und des Kilimandscharo. Ich habe ihn in Usambara, Ugueno und am Kilimandscharo kennen gelernt. Am letzteren macht er nichts weniger als den Eindruck eines tropischen, er muthet einen fast nordisch an; Bäume von höchstens 18—20 Metern sind die Regel, solche von 30 Metern eine Seltenheit, Lianen treten ganz zurück. In Usambara ist er bei Weitem üppiger, denn da sind bis zu 40 Meter aufsteigende Säulenstämme häufig, Lianen, Baumfarrne, dichtes Unterholz, Bambusdickichte machen ihn ausserhalb der schmalen Negerpfade ganz oder fast unzugänglich. Falsch ist es aber, anzunehmen, wie es vielfach geschieht, dass dieser wirklich tropische Wald, der freilich immer noch nicht an die Fülle eines javanischen oder brasilianischen heranreicht, nun ganz Usambara bedecke. Nach den Schätzungen des Forstassessors Dr. Krüger umfasst er etwa drei Quadratmeilen, das Uebrige ist mit Gebirgsbusch und Grasland bedeckt.

Nach Allem ist der Eindruck, den man von Ostafrika bekommt, ein ungünstiger. Dürre und Steppe sind seine Signatur; die fruchtbaren Distrikte, die sich ohne Weiteres auch dem Laien als solche zu erkennen geben, sind Oasen kleineren und grösseren Umfangs, die sich über eine ungeheure, scheinbar sterile und während eines grossen Theils des Jahres auch wirklich sterile Fläche vertheilen. Man wird mir entgegenhalten, dass ich ja nur den nördlichen Theil des Schutzgebietes aus eigenem Anschauen kenne. Verfolgt man aber die Berichte wirklich naturwissenschaftlich gebildeter Reisender, wie Stuhlmann und Baumann z. B., so ergiebt sich, dass man immer dasselbe Bild erhält, ob man nun von Tanga, Pangani, Bagamoyo oder Dar-es-Salaam westwärts ins Innere zieht. Hans Meyer, dessen allgemeine Betrachtung über den wirthschaftlichen Werth

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ostafrikas ich Wort für Wort unterschreibe, spricht von 80 Prozent, die ein unfruchtbares, von den Bergländern als Inseln durchbrochenes Meer menschenarmer Steppen und Buschwälder darstellen, und stimmt somit vollständig mit von Wiffmann überein, wenn dieser sagt: »Zwei Zehntel sind gutes Land, acht Zehntel sind trockene Savannen.« Diese acht Zehntel und jene zwei Zehntel müssen streng auseinandergehalten werden und was die letzteren angeht, so sind wieder die Küste und die Gebirgsländer gesondert zu betrachten.

Der Werth der Gebirgsländer, soweit sie bewaldet sind, ist unbestritten. Fast alle eignen sich mehr oder weniger für Plantagenkultur, und es bleibt nur fraglich, ob deren Rentabilität nicht durch eine über ein gewisses Maass hinausgehende Entfernung von der Küste zu sehr herabgedrückt wird. Usambara darf man bestimmt, die Nguru- und Uluguru-Berge mit einiger Wahrscheinlichkeit noch innerhalb der Grenze liegend betrachten, wo namentlich Kaffeebau mit Aussicht auf lohnenden Gewinn betrieben werden kann, und diese Gebiete darum durch einen Schienenstrang mit den Hafenstädten zu verbinden, ist ein Unternehmen, das jedem diskutirbar erscheinen wird. Ob Ueberschüsse aus den Bahnen selbst zu erzielen sind, sei dahingestellt, ich glaube, man thut gut, von vornherein darauf zu verzichten und ihre Anlage und Unterhaltung, sei es direkt, sei es durch Gewährung einer Zinsgarantie, dem Staate zu überlassen. Die Fortführung der Usambara-Bahn bis Korogwe ist in erster Linie anzustreben, denn der jetzige Zustand, der die Lokomotive nach Zurücklegung einer fast wasserlosen Strecke mitten im Sande stecken lässt, fordert geradezu Hohn und Spott heraus. — Eine gesonderte Stellung unter den Gebirgsländern nehmen der Kilimandscharo und das Nyassa-Hochland ein. Beide sind nach meiner Ueberzeugung die einzigen Gebiete in Ostafrika, wo der Weisse als Ansiedler dauernd zu leben vermag. Eine Eisenbahn aber dahin zu legen, lohnt in dem einen Fall zweifellos nicht, weil das kulturfähige Areal zu klein ist, in dem anderen möglichenfalls nicht, weil ein billigerer Wasserweg zur Verfügung steht.

Die Fruchtbarkeit und der wirthschaftliche Werth des Küstenstreifens werden im Allgemeinen überschätzt; nach den Boden- wie nach den klimatischen Verhältnissen halten beide jedenfalls keinen Vergleich beispielsweise mit Kamerun aus. Kaerger*) hat durchaus Recht, wenn er Folgendes schreibt: »Die Ackerkrume der Küstenzone besteht überwiegend aus hellem, humosem Sande, unter welchem sich in einer Tiefe von durchschnittlich einem Meter ein röthlicher, schwachlehmiger Sand findet, der an einzelnen Stellen auch an die Oberfläche tritt. Hin und wieder finden sich in diesem Sandmeer Inseln von röthlichem, seltener von gelbem Lehm.

*) Tanga-Land und die Kolonisation Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1892.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei trockenem Wetter wird dieser so hart, dass er nur mit dem Pickel zu bearbeiten ist, die beste Stahlhacke prallt an ihm zurück. Der humose Sand, der im Uebrigen das Charakteristikum der ganzen Küstenzone ist, macht bei feuchtem Wetter einen ganz leidlich fruchtbaren Eindruck, herrscht jedoch Wochen hindurch absolute Regenlosigkeit, so gewinnt er ein förmlich staubartiges Aussehen und erhitzt sich tagsüber in so hohem Grade, dass längeres Hineinstecken der Hand ein unangenehmes Gefühl bewirkt.« Mit dieser Darlegung trifft es vollkommen zusammen, wenn Wohltmann aus den einzigen bisher vorliegenden Analysen den Schluss zieht, dass der Boden in Kamerun in jeder Hinsicht vorzüglichen Plantagenboden darstellt, der sich namentlich auch für Kakao eignet, während der Boden Ostafrikas mit wenigen Ausnahmen sich als arm an Pflanzennährstoffen erweist.

Viel ungünstiger aber noch als ein Vergleich, der auf den Bodenwerth gegründet ist, fällt für die ostafrikanische Küste eine Gegenüberstellung der Niederschlagsmengen aus. Für Kamerun sind wir über dieselben so ziemlich orientirt, denn von verschiedenen Punkten sind über ganze Jahre sich erstreckende, lückenlose und verlässliche Zahlenreihen vorhanden. Auch in Ostafrika wurden in allen grösseren Städten, so in Tanga, Bagamoyo, Dar-es-Salaam fortlaufend und zum Theil mit vortrefflichen Instrumenten meteorologische Beobachtungen gemacht, aber, wie sich später herausgestellt hat, waren sie sämmtlich nicht zu brauchen. Als man sich anschickte, das eingesandte Notizenmaterial, in Form fein säuberlich ausgefüllter, mit Vordruck versehener Tabellen, rechnerisch zu verwerthen, ergab sich, dass das Küstengebiet ein Land sein müsste, in dem die gewaltigsten Cyclone herrschten, in dem das Klima sich die tollsten Sprünge erlaubte. Die Zahlen waren eben von den niederen Militärs und Lazarethgehülfen, denen die Ablesung der Instrumente oblag, in ganz willkürlicher Weise eingetragen worden. Für den Mangel entschädigt einigermaassen, dass aus Zansibar über mehrere Jahre sich ausdehnende Beobachtungsreihen bekannt sind und diese ohne grossen Fehler auf unsere Kolonie übertragen werden können. Einen Ueberblick über die Niederschlagsmengen, soweit möglich als Mittelwerthe aus verschiedenen Jahren genommen, giebt folgende Tabelle.

	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	Summe
Zansibar	59	76	150	377	176	53	59	63	47	95	188	205	1549
Kamerun	46	28	349	214	221	496	525	947	491	466	156	110	4049

Es zeigt sich daraus, dass an der Kamerun-Küste ungefähr dreimal so viel Regen fällt als an der ostafrikanischen*) und dass diese zwei

*) Dr. Stuhlmann schätzt die Regenmenge Dar-es-Salaams nur auf 1000 mm.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutlich ausgesprochene, über sechs bis sieben Monate sich erstreckende Trockenzeiten besitzt, während jene nur im Dezember und Januar als regenarm zu betrachten ist. Bei uns in Norddeutschland ist das Verhältniss etwa so, dass in den vier Monaten vom Mai bis August, wo für die Kulturen der grösste Bedarf an Wasser vorhanden ist, auch die Hälfte der ganzen Jahressumme dem Boden zu Gute kommt. Wir haben die ausgiebigsten Niederschläge in der heissen Zeit, wenn an die Verdunstung der Pflanzen die höchsten Ansprüche gestellt werden; in Ostafrika, wie in den Tropen überhaupt, ist es gerade umgekehrt, grösste Hitze und geringster Ersatz für das an die Luft abgegebene Wasser fallen da zusammen. Die Verdunstung aber ist in Ostafrika enorm hoch. Wenn wir auch verlässliche Zahlen darüber nicht besitzen, so kann man das doch aus den mannigfaltigsten Erscheinungen schliessen. Von einem Regenschauer, der in Deutschland den Boden tagelang durchfeuchtet erhält, merkt man in der Umgebung Tangas kaum noch nach ebenso vielen Stunden etwas. Eine Regenmenge von 40 bis 50 Millimeter im Monat ist also in Deutschland ausreichend für den Landbau, in Ostafrika ist sie ein Tropfen auf einen heissen Stein.

Die Trockenheit der Küste, die sich auch an ihrer Vegetation zu erkennen giebt, schliesst von vornherein alle tropischen Kulturgewächse aus, die an eine Versorgung mit Wasser höhere Ansprüche stellen, also Baumwolle, Tabak, Reis, Zuckerrohr, Kakao zum Beispiel. Für solche kommen nur die Mündungsgebiete der Flüsse in Betracht, nur dort, wo auch der Boden mit Nährstoffen angereichert ist, darf man auf aussichtsvolle Kulturen hoffen. Ueberall sonst bietet die Anpflanzung der Kokos-Palme fast ganz allein die Gewähr für eine rentable Produktion. Vom Liberia-Kaffee, von dem man ebenfalls grosse Erwartungen hegt, verspreche ich mir nur an wenigen begünstigten Stellen etwas. Bei Tanga sah ich ihn in ausgesprochene Steppenflora hineinversetzt, die jungen Bäumchen zwischen Akazien, Euphorbien, Dichrostachys nutans und ähnlichem gepflanzt. Ich glaube nicht, dass man in irgend einem Lande der Welt den Muth hat, in solcher Umgebung Kaffee zu bauen.

Welche weiteren Nutzpflanzen bei den geschilderten klimatischen und Bodenverhältnissen der Küste für europäische Unternehmungen, wie für die eingeborene Bevölkerung jetzt und zukünftig in Frage kommen können, will ich, als hier zu weit führend, unerörtert lassen. Hinlenken möchte ich die Aufmerksamkeit nur auf ein Produkt, das bisher viel zu wenig beachtet worden ist, auf den Kopal nämlich. Ich bin überzeugt, dass noch grosse Schätze davon in der Erde ruhen und dass es nur planmässig durchgeführter Ausgrabungen bedarf, um der Kolonie eine Einnahmequelle zu eröffnen, die das hält, was man unberechtigter Weise von Gold- und Kohlenfunden erträumt hat. Die Wälder, die einst die ost-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

afrikanische Küste bedeckten und mit oder durch deren Schwinden das Klima immer trockener wurde, bargen zweifellos den Baum (Trachylobium verrucosum), der Kopalharz liefert, in reicher Fülle. Noch jetzt sind kleine Bestände davon vorhanden, und ist damit wohl die Möglichkeit gegeben, ihn zu mehren und sein Erzeugniss auch für die Zukunft, wenn die fossilen Lager erschöpft sind, der Industrie zu erhalten.

Ist schon die Küste Ostafrikas durch eine für ein tropisches Land bedeutende Trockenheit gekennzeichnet, so noch viel mehr das flache Innere, jenes ungeheure Gebiet, welches selbst nach der Schätzung eines Optimisten acht Zehntel des gesammten Flächeninhalts der Kolonie einnimmt. Beobachtungen, die uns erlaubten, diese Trockenheit zahlenmässig zu belegen, existiren nicht, wir sind ganz darauf angewiesen, unsere Kenntniss der Vegetationsverhältnisse zu Schlüssen zu verwerthen. In der Vegetation spiegelt sich das Klima eines Landes wieder und für den Kundigen besteht darum die Möglichkeit, selbst aus einer Mappe getrockneter Pflanzen, aus der Durchsicht von Herbarien den wirthschaftlichen Werth eines Landes im Ungefähren bestimmen zu können. »Sage mir, was in einem Lande wild wächst, und ich will dir sagen, was du dort pflanzen kannst«, ist die durchaus berechtigte Variante eines bekannten Sprüchworts. Die Vegetation im Norden des Gebietes glaube ich nun zu kennen, besser wie irgend einer, für den mittleren Theil boten namentlich die Sammlungen Stuhlmann's genügende Aufschlüsse, im Uebrigen habe ich aufmerksam verfolgt, was in den zahlreichen Reisewerken an gelegentlichen Bemerkungen über den Pflanzenwuchs der durchmessenen Strecken enthalten ist. Wenn ich von dem in dieser Hinsicht noch wenig erforschten Süden absehe, ergab sich aus Allem, dass, wo auch Gewächse aufgenommen wurden, wo auch verlässliche botanische Namen angegeben werden, es sich immer um Typen handelt, die für eine Steppenflora und zwar mit wenigen Ausnahmen für die Flora einer trockenen Steppe sprechen. Kommen einmal andere Vertreter vor, so sind sie in Gebirgen, an Seegestaden, Flussläufen und von solchen gebildeten Sümpfen gesammelt.

Ueber die Bodenverhältnisse des Innern, die nach den klimatischen Faktoren für die kulturelle Werthschätzung eines Landes die meiste Beachtung verdienen, wissen wir so gut wie nichts, denn mit so allgemeinen Angaben, wie sie gang und gäbe sind: fruchtbar, unfruchtbar, Lehm, Sand, Laterit, kann man nichts machen. Die Leute, von denen sie herrühren, sind ja überdiés in der Mehrzahl der Fälle keine Fachmänner, sondern Offiziere, Missionare, Reisende, die gewöhnlich rein geographische Zwecke im Auge hatten. — Auf Böden mit hohem Humusgehalt stösst man nur sehr selten. In einigermaassen tiefgründiger Schicht sah ich solche nur in den Gebirgswäldern, auch in alten Bananenhainen, im Allgemeinen da, wo eine dauernde Durchfeuchtung der Erdkrume mit einer dauernden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beschattung zusammenfällt. Die gewaltigen Flächen, auf denen eine typische Steppenvegetation sich ausbreitet, sind so gut wie humuslos; Torfablagerungen fehlen ganz, Sphagnummoore scheinen nur in ganz bedeutenden Höhen, wie am Runssoro, vorzukommen. Humöse Alluvialböden sind auch nicht häufig; wir finden sie in den flacheren Gebirgsthälern und Mulden, dann am Unterlauf der Flüsse, und hier am Pangani und Rufidschi z. B., weitere Strecken bedeckend und aussichtsvolle Bedingungen für Zuckerrohrkultur darbietend.

Als Regel für das Innere kann gelten, dass der Boden aus Laterit besteht. Wohltmann charakterisirt diesen als einen an Eisenoxydhydrat und Eisenoxyd reichen, daher gelblichen, röthlichen bis blutrothen Lehm, der in den heissen Regionen löcherige, zellige und schlackenähnliche Konkretionen oder auch sandsteinartige Verhärtungen bildet. Sein Werth als Kulturboden sei ein recht zweifelhafter. »Im Allgemeinen kann man annehmen, je älter ein Lateritboden ist, desto ausgelaugter und ärmer ist er an Kalk, Kali und Natron und auch wohl Magnesia und Phosphorsäure und desto unrentabler ist seine Kultur . . . Man hat wohl die Lateritgebiete mit dem Namen Hungergebiete im schlimmsten Sinne des Wortes bezeichnet und aus der Geschichte Indiens, Afrikas und Brasiliens die furchtbarsten Beispiele dafür angezogen, aber man thut mit dieser Bezeichnung insofern den Lateritböden unrecht, als sie bei günstigen klimatischen und Feuchtigkeitsverhältnissen diesen Ruf durchaus nicht immer verdienen. Sind dieselben jedoch nicht vorhanden oder bleiben die Niederschläge einmal aus, dann freilich ist die Region des Lateritbodens der Gefahr unterworfen, totale Missernten für Mensch und Vieh zu liefern, weil dieser Boden gemeiniglich wenig wasserhaltende Kraft besitzt.«

Welche Kulturpflanzen sind es nun, die für das deutsch-ostafrikanische Steppenland mit sicher weniger als 1000 Millimeter jährlichem Regenfall und einer mittleren Jahrestemperatur von 25—26° C. lohnenden Ertrag versprechen? Von ausdauernden würden einige Fasergewächse, wie Aloë, Foucroya, Sanseviera überall gedeihen, aber da darf man sich nicht verhehlen, dass solche nur im grossen Maassstabe angebaut, bei billigsten Arbeiter- und Frachtspesen und unter Anwendung kostspieliger Entfaserungsmaschinen rentabel sind. Im Uebrigen kommen nur Einjährige in Betracht. Für den südlichsten Theil des Schutzgebietes, der nach Allem für Farmenwirthschaft der aussichtreichste ist, würden sich Versuche mit der Erdnuss empfehlen, sonst, bin ich der Ueberzeugung, sind es nur die schon jetzt von den Negern in günstigeren Strichen angebauten Nährpflanzen, Sorghum in erster Linie, dann Knollen wie Maniok und Bataten, Bohnen, endlich Sesam, die eine Kultur in grösserem Umfange erlauben. Für den Export haben allein davon die Oelfrüchte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erdnuss und Sesam, eine Zukunft. Wenn auf Weizen hingewiesen wird, der in kleinen Quantitäten gelegentlich von Tabora und anderen Araberniederlassungen aus zur Küste kommt, so darf wohl nur daran erinnert werden, dass er an den bezeichneten Oertlichkeiten ausschliesslich unter Beihülfe einer künstlichen Bewässerung gewonnen wird.

Nach dem Vorhergehenden ergiebt sich von selbst, wie ich zu dem geplanten und von vielen Seiten so lebhaft befürworteten Bau einer ostafrikanischen Centralbahn stehe. Solche soll das Land erschliessen, lautet das gewöhnliche Schlagwort und man denkt dabei unwillkürlich an die Verhältnisse, wie sie in Europa und Nordamerika gegeben sind. Von einem Menschenstrom aber, der sich in das »erschlossene« Gebiet auf der neuen Bahn ergiesst, kann doch in unserer Kolonie keine Rede sein, denn selbst die eifrigsten Verfechter des Schienenweges geben zu, dass das ungesunde Klima jeder Masseneinwanderung im Wege stehe. Man kann also nur auf Güterbeförderung rechnen. Mit dem, was augenblicklich erzeugt und ausgebeutet wird, wird Niemand glauben, auch nur einen Zug im Monat füllen zu können. Die Zukunft soll nun aber mehr bringen. Ich frage mich, was kann denn das sein? Elfenbein kommt als Eisenbahnfracht gar nicht in Betracht, sondern nur Massenprodukte, von denen tausende von Centnern verladen werden können. Von technisch verwendbaren Erzeugnissen, welche die Wildniss liefert, wäre da an Kautschuk, Gummi, Gerbstoffe und werthvolle Hölzer zu denken. Die Kautschukliane, die an allen Steppenflüssen, auch in einzelnen Waldoasen zu finden ist, dürfte wohl geeignet sein, um in Halbkultur genommen zu werden. Man brauchte sie nur an den Stätten ihres Vorkommens auszupflanzen und ihr Wachsen und Gedeihen, besonders aber das Abzapfen des Milchsaftes zu überwachen. Jedenfalls sind von einer solchen Art der Mehrung des Exportes bessere Resultate zu erwarten, als von den verschiedenen Experimenten, die man mit einer Reihe fremdländischer Kautschukproduzenten, wie Manihot Glaziovii und Hevea brasiliensis, angestellt hat. Wenn diese auch scheinbar üppig emporschiessen, so ist es doch eine bekannte, freilich immer wieder vergessene Thatsache, dass sie nur in der Heimath den Anbau lohnen. Ueber schenkelstarke und 5 Meter hohe Exemplare von Manihot Glaziovii, die ich in Tanga anzuzapfen versuchte, lieferten mir auch nicht einen Tropfen Saft.

Aehnlich steht es mit den gummispendenden Akazien. Massenhaft sind sie in unserer Kolonie verbreitet und zwar botanisch genau dieselben Arten, die in Senegal, im Somal-Lande und in den oberen Nil-Ländern so reiche und so werthvolle Ernten geben. Aber es ist längst sichergestellt, dass eben diese Arten in anderen Gegenden Afrikas ganz ertraglos sind. Wenigstens im Norden unseres Schutzgebietes von Gummiwäldern zu sprechen, die nur der Ausbeutung harrten, ist gänzlich unangebracht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

davon habe ich mich durch genaue Prüfung zahlloser Akazienbäume überzeugt. Vielleicht sieht es auch damit im Süden besser aus.

Ueber gerbstoffhaltige Rinden, die es lohnte, aus dem Innern zur Küste zu bringen, wissen wir nichts, solche sind auch kaum zu erwarten. Werthvolle Hölzer dagegen sind gewiss in beschränkter Zahl vorhanden, indessen nur in den Gebirgswäldern, denn die Steppengehölze bestehen fast ausnahmslos aus Krüppelbäumen, die zwar ein sehr hartes, aber für Möbelfabrikation unverwendbares Material liefern. Wie dem nach Allem auch sei, kann man nicht die Hoffnung hegen, dass die aufgeführten technisch brauchbaren Erzeugnisse des inneren Ostafrika die Kosten einer Centralbahn auch nur zum Geringsten decken werden. Das einzige Produkt, das einen längeren Landtransport aushält, ist Kautschuk, und was will es für einen Güterverkehr heissen, wenn es gelänge, die jetzige Ausfuhr auf das Zehn- selbst Hundertfache zu steigern.

Massenprodukte, mit denen sich regelmässig verkehrende Züge füllen lassen, schaffen allein Kaffee-, Thee-, Kakao-, Baumwollkultur etc. auf der einen, Sesam-, Erdnuss-, Sorghumbau, der Bau von Faserpflanzen und Aehnlichem auf der anderen Seite. Man kann auch sagen, Plantagenbetrieb und Farmbetrieb sind unerlässliche Vorbedingungen. Sieht man von der Küste ab, so ist aber Plantagenbetrieb nach meiner Ueberzeugung in Ostafrika nur in den Gebirgen möglich, und ich setze hinzu, nur in den zur Zeit noch mehr oder weniger bewaldeten Gebirgen, wo der Wald wenigstens bis auf 1000 oder 800 Meter Meereshöhe herunterreicht. Nur da haben wir nach allen bisherigen Erfahrungen die nothwendigen Regenmengen und günstige Bodenverhältnisse. Solche Gebirgswälder sind nun leider spärlich gesät, und ich behaupte, wo auch im ganzen nördlichen und mittleren Theil der Kolonie eine Bahn von der Küste zum Seengebiet gelegt wird, sie wird immer nur auf ganz beschränkte Areale stossen, die sich für Plantagenbetrieb eignen. Für kurze Strecken mögen sie ausreichen, um eine Bahn eben gerade zu erhalten, für längere ganz gewiss nicht.

Die Massenprodukte der Steppenländer, auf die durch vergrösserten Farmbetrieb nach meinen Darlegungen vielleicht in der Zukunft zu rechnen wäre, sind Sorghum, Maniok, Bataten, Bohnen und Sesam. Mit Ausnahme des letzteren, wird niemand annehmen, dass diese in absehbarer Zeit in Europa einen Markt finden. Aber abgesehen davon, wer soll die Hunderttausende von Centnern erzeugen, die einer Centralbahn Rentabilität sichern könnten? Die Gesammtbevölkerung Deutsch-Ostafrikas schätzt man zur Zeit auf $4^1/_2$ Millionen und die sind auf einen Raum vertheilt, wenigstens doppelt so gross wie Deutschland. Ja, hätten wir auch nur ein einziges Gebiet, das in seinem Umfange und seiner Bevölkerungsdichtigkeit Uganda entspräche, so wäre dies als Kopfstation denkbar. So aber fehlen durch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus die Hände, und nur wenn man an eine Einführung von Chinesen oder Malayen denken wollte, könnte man zu Arbeitskräften gelangen, die ausreichende Mengen von Exportprodukten hervorzubringen vermöchten. Die geringe Bevölkerung Ostafrikas und die ungünstigen Kulturbedingungen für einjährige Nutzpflanzen stehen eben in engster Beziehung zu einander. Sie allein aus der decimirenden Wirkung der Sklavenjagden und des allgemein üblichen Kindermords erklären zu wollen, geht nicht an, denn Kindermord ist in Westafrika gleichfalls allgemein und Sklaven sind von da doch in einem ganz anderen, viel bedeutenderen Umfange ausgeführt worden als aus Ostafrika. Trotzdem ist Westafrika um Vieles reicher bevölkert, es vermag mehr Menschen zu ernähren, weil es besseren Boden und ausgiebigere Niederschläge hat.

Von einem »Erschliessen« Ostafrikas durch eine Centralbahn kann auf Grund der vorhergehenden Ausführungen nicht die Rede sein. Das, was zu erstreben ist, Mehrung der Bevölkerung und Umänderung der ungünstigen klimatischen Faktoren für Nutzgewächse in günstigere, vermag sie nicht zu leisten. Ihre Anlage ist ein Projekt, das wie alles Ungeheuerliche auf die Sinne der grossen Menge blendend wirkt, Erfolg kann sie nicht haben, denn es fehlen die Werthe, die Garantie für eine Verzinsung bieten. Die aufzubringenden Millionen würden uns unter den Händen zerrinnen, während solche, bei ruhiger, stetiger Arbeit für Meliorationen aller Art angewandt, nicht verloren sein werden. Langsam von der Küste aus in das Innere vordringend, daneben die küstennahen Gebirge mit Plantagen besetzend, suche man durch planmässig durchgeführte Aufforstungen auf den Regenfall bessernd einzuwirken und durch Bewässerungsanlagen das anbaufähige Land zu mehren. Dann wird, wenn zugleich die Schutztruppe ihre Aufgabe in der Erhaltung des Friedens sieht, die Bevölkerung von selbst zunehmen und der Tag näherrücken, wo Ostafrika in die Reihe der Kolonien eintritt, die dem Mutterlande zum Segen gereichen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Register.

Abdallah, Führer 9.
Abdallah, Wali 3.
Aberglauben 254.
Abmarsch zur Küste 56.
Abreise zum Kilimandscharo 1.
Abschied von Lent 57.
Abutilon-Arten 268, 286.
Acacia senegalensis 268.
Achatina fatalis 249.
Achyranthes asper 285.
Ackerbau bei den Wadschagga 232.
Adansonia digitata 295.
Adenia globosa 18, 81.
Adenia Keramanthus 81.
Adenocarpus Mannii 161, 205, 313.
Adina rubrostipulata 291.
Adler 343.
Adlerfarrn 295, 306.
Aeschynomene Telekii 293.
Agauria salicifolia 88, 203, 295, 313.
Ageratum conyzoides 285.
Ahnenkultus 254.
Ajuga bracteosa 305.
Akaziensteppe 265.
Akiden der Häuptlinge 247.
Albizzia Brownei 268.
Albizzia maranguensis 284, 289.
Alchemilla Johnstoni 315.
Alchemilla Volkensii 292.
Allophilus africanus 287.
Aloë Volkensii 68, 290.
Amphibien 353.
Amphiloma elegans 320.
Amulette 254.
Anacardiaceen-Baum 267.
Anagallis Quartiniana 312.
Anaphrenium abyssinicum 17.
Anaptychia leucomelaena 300.
Anbetung der Sonne 253.
Anemone Thomsoni 319.
Andropogon exotheca 311.
Ankunft in Marangu 33.
Anona senegalensis 10.
Anspeien als Verehrungszoll 253.
Anthospermum Wighteanum 305.
Anthoxanthum nivale 316.
Anthriscus silvestris 314.
Antilopen 334.
Arabis albida 165, 316.
Arbeiter der Station 53.
Arctotis Rueppelliana 316.
Ardisiandra sibthorpioides 314.
Argyrolobium kilimandscharicum 175, 313.
Aristea alata 305, 312.
Armringe 222.
Armspangen 63, 223.
Artabotrys nitida 271.
Artemisia afra 286, 314.
Aruscha Tschini, Landschaft 122, 267.
Askaris, Gewaltthätigkeiten der 6.
Aspidium Kiboschense 159, 299.
Astephania africana 285.
Astrochlaena hyoscyamoides 263.
Aufgabe der Marangu-Station 36.
Augitkrystalle 174.
Ausfuhrartikel 110, 364.
Aussetzung der Todten 253.
Ax, Lieutenant 12, 42, 122.

Bagamoyo 4.
Bambus 292.
Bananenkultur 232.
Bananen, wilde 170, 291.
Bararia von Muika 63, 85, 184.
Bartsia abyssinica 312.
Bartsia kilimandscharica 315.
Basella alba 292.
Batatenkultur 238.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Bau der wissenschaftl. Station 39.
Bauhinia reticulata 10, 263.
Baumann, Dr. Oskar 153.
Baumannhügel 122, 256.
Baumfarrne 159, 160, 299.
Baumschliefer 92, 244.
Begonia Meyeri Johannis 298.
Begräbnissgebräuche 252.
Behandlung der Neger 53.
Benennung der Kulturpflanzen 238.
Berathungen der Wadschagga 250.
Berchemia discolor 263.
Bereitung der Felder 233.
Bergwiesenformation 306.
Berieselungssystem 240.
Bersama Volkensii 289, 291.
Beschäftigung der Arbeiter 51.
Beschäftigung der Wadschagga 232.
Beschneidung 251.
Besiedlung Rombos 61.
Besiedlungsfähigkeit des Kilimandscharo 76, 360.
Bewölkung in Marangu 277.
Bidens pilosus 285.
Bienenröhren 170.
Bienenwirthschaft 244.
Bierbereitung 234.
Bismarckhügel 48, 179.
Blanchard, Missionar 42, 47, 106.
Blepharis Togodelia 17.
Blutgenuss der Wadschagga 243.
Blutsfreundschaft 157.
Bogen und Pfeile der Wakamba 223.
Bohnen 154, 236.
Boma Mattolos 193.
Boma in Rombo Mku 68.
Boma Sina's von Kiboscho 133.
Bondëi 3.
Borassus-Palme 2.
Bosquiea cerasiflora 284.
Brandmale 219.
Brauereibetrieb 235.
Brautwerbung 251.
Brehme, Dr., Oberarzt 34, 360.
Brennen bei der Feldbestellung 233.
Bridelia micrantha 287.
Brombeeren 203.
Bryum bicolor 319.
Bryum ellipsifolium 320.
Buellia stellulata 320.
Büffel 333.
Buhuri 2.
Bülow, Freiherr von 35.
Bündniss zwischen Mareale und Mattolo 196.
Butter der Wadschagga 51, 243.

Cactus-Euphorbien 17.
Cajanus indicus 191, 237.
Callitriche stagnalis 319.
Candelaria vitellina 320.
Capsicumkultur 239.
Caralluma codonoides 17.
Cardamine Johnstoni 305.
Cardamine pratensis 319.
Cardamine trichocarpa 292.
Carduus leptacanthus 292, 316.
Carex Johnstoni 314.
Carex monostachya 316.
Cassine aethiopica 299.
Caylusea abyssinica 285.
Celsia floccosa 313.
Cengue, Häuptling 190.
Centralbahn 366.
Cerastium vulgatum 312.
Chamäleons 352.
Chenopodium Botrys 285.
Chlorophytum macrophyllum 30.
Cigano, Häuptling von Uru 246.
Cineraria kilimandscharica 305, 315.
Cissus quadrangularis 10, 17.
Cissus rotundifolia 10, 17.
Cladonia crispata 320.
Claoxylon Volkensii 299.
Clausena inaequalis 299.
Clematis simensis 298.
Cleome monophylla 285.
Clerodendron discolor 286.
Clerodendron Johnstoni 223, 291.
Cluytia robusta 305.
Coleus aquaticus 293.
Coleus kilimandschari 286.
Colobus-Affen 91, 199, 212, 323.
Colocasien 108, 130, 237.
Combretumbäume 127, 264.
Conyza subscaposa 312.
Cordia Holstii 291.
Courmont, Bischof de 113.
Crambe hispanica 285.
Crassula abyssinica 175, 313.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Crassula pentandra 305.
Crassula Vaillantii 316.
Craterostigma pumilum 305.
Crepis carbonaria 305.
Crinum pedicellatum 10,
Crossandra nilotica 264.
Crotalaria spinosa 293.
Croton macrostachys 268, 271, 287.
Cussonia Holstii 284.
Cussonia spicata 176, 291.
Cyathea Manniana 159, 299.
Cyathula cylindrica 286.
Cycnium Meyeri Johannis 313.
Cycnium Volkensii 127.
Cyperus alopecuroides 28.
Cyperus esculentus 285.
Cyperus Kersteni 311.
Cyperus nigricans 316.

Dalbergia lactea 287.
Danckelman, Professor von 273.
Danthonia trisetoides 316.
Dattelpalmen, wilde 30, 188, 291.
Deinbollia kilimandscharica 291.
Deschampia caespitosa 311.
Dianthoseris Schimperi 316.
Dichrocephala latifolia 285.
Dicranum Stuhlmanni 300.
Dierama pendula 312.
Dioscorea bulbifera 237.
Dioscorea Quartiniana 286.
Dioscoreen 108, 237.
Diphaca Kirkii 10, 264.
Diplolophium abyssinicum 293.
Diploschistes scruposus 314.
Dipsacus pinnatifidus 204, 320.
Disa polygonoides 305, 312.
Disa Wiffmanni 319.
Dissotis alpestris 305.
Dodonaea viscosa 287.
Doenje Ngai, Vulkan 207.
Dolichos Lablab 236.
Dolichos Oliveri 263.
Dombeya leucoderma 299.
Dörfer am Kilimandscharo 229.
Dornenboma, Bau einer 15.
Dracaena Steudneri 130, 290.
Dracaena usambarensis 299.
Drahtzieherei 222, 245.
Drymaria cordata 293.
Dschallahügel 84.
Dschallasee 61, 78, 96.
Dum-Steppe 265.
Düngung der Bananen 135, 232.
Durchbohren der Ohrläppchen 218.

Eberhard, Lieutenant 58.
Echinops Hoehnelii 320.
Ehe bei den Wadschagga 251.
Eichhörnchen 326.
Eidechsen 351.
Eigenthumsvergehen 250.
Einfall der Maranguleute in Kilema 45.
Einführung fremder Viehrassen 76.
Eintheilung der Landschaften 187, 247.
Eisenschmuck 222.
Ekebergia Rueppelliana 284.
Elenn-Antilopen 102, 338.
Elephanten 93, 161, 332.
Elephantenjäger 71, 244.
Eleusine Coracana 233.
Elpons, Lieutenant von 42.
Eltz, Lieutenant von 113.
Empfang bei Sina von Kiboscho 131.
Englische Mission 125.
Enten 340.
Enthostodon Hildebrandtii 312.
Epilobium cordifolium 319.
Epilobium hirsutum 292.
Eragrostis megastachya 263.
Eragrostis olivacea 311.
Erbfolge 247.
Erbrecht 253.
Erbsenbohnen 237.
Erdbeben 119.
Erdhörnchen 326.
Erica arborea 91, 172, 304.
Ericinella-Formation 162, 203, 311.
Ericinella Mannii 304.
Eriosema parviflora 305.
Ermordung Lent's und Kretschmer's 58, 361.
Ernte der Dioscoreen 238.
Ernte des Eleusinekorns 234.
Eroberung der Meli-Boma 44.
Eriocaulon Volkensii 316.
Eröffnung der wissenschaftl. Station 41.
Erucastrum leptopetalum 285.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eruptionsspalten 64.
Erythrina tomentosa 271, 293.
Euclea Kellau 293.
Eulen 344.
Euphorbia Engleri 299.
Euphorbia heterochroma 17.
Euphorbia Reinhardti 272.
Euphorbia Tirucalli 17.
Europäische Tracht der Häuptlinge 72.
Euryops dacrydioides 315.
Exportproducte des Kilimandscharo 110, 364.

Familienleben der Wadschagga 245, 251.
Feindseligkeiten der Kerualeute 75.
Feindseligkeiten in Madschari 191.
Feldbestellung 233.
Festspiele der Wadschagga 224.
Festuca abyssinica 311.
Fetische 254.
Fettschwanzschafe 65, 244.
Feuerzeug der Wadschagga 171.
Ficinia gracilis 311.
Ficus capensis 268.
Ficus Holstii 192, 217.
Ficus Schimperiana 170, 284.
Ficus Sycomorus 268.
Ficus vallis choudae 268.
Fiebererkrankung 30.
Fimbristylis atrosanguinea 311.
Fische 354.
Flechtarbeiten der Wadschagga 232.
Flechtenbehänge der Bäume 300.
Flechtenregion 320.
Fledermäuse 326.
Fleischhunger der Träger 32.
Fleurya monticola 299.
Flick, Missionar 105, 106.
Flucht ausser Landes 131.
Flueggea fagifolia 268.
Flughühner 341.
Flussläufe in der Steppe 268.
Flusspferde 333.
Flussschwein 333.
Frankoline 343.
Freizügigkeit am Berge 132.
Freundschaftsbündnisse 255.
Friede mit Fumba 47.
Friedensverhandlungen mit Meli 36, 46.
Fukathal 154.
Funaria abyssinica 314.
Fumba von Kilema 36, 112.
Funaria kilimandscharica 312.
Fussschellen bei den Wadschagga 222.

Galami, Unterhäuptling von Schira 246.
Galiniera coffeoides 299.
Galium Aparine 292, 320.
Garangaschlucht 128, 130, 143.
Garcinia Volkensii 200.
Gardenia riparia 272.
Gardenia Thunbergii 264.
Gartenbohnen 237.
Garten der Kilema-Mission 107.
Gasseni, Landschaft 197.
Gazellen 334.
Gehöfte der Wadschagga 230.
Gehölzbusch der Kulturregion 288.
Geier 173, 344.
Geisterglauben 253.
Geldverkehr 55.
Gemüsebau am Kilimandscharo 108.
Gepard 329.
Geranium aculeolatum 286.
Geranium kilimandscharicum 312.
Gerbera piloselloides 313.
Gerichtssitzungen 131, 249.
Geschichte der Mission Kilema 113.
Geschichte Kiboschos 142.
Geschichte der Wadschagga 213.
Getreidespeicher in Kiboscho 136.
Gewitter am Berge 155.
Gifttränke 249.
Gilcher, Landwirth 60.
Ginsterkatzen 329.
Gladiolus Quartinianus 294, 313.
Gletscher des Kibo 156.
Glycine javanica 286.
Gnidia apiculata 293.
Gnidia Holstii 175, 313.
Gnidia Volkensii 203, 313.
Gnu 338.
Goma-Bach 18.
Gommenginger, Missionar 42, 113, 143.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Gomphocarpus fruticosus 263.
Gondja 21.
Gottesurtheile 249.
Gräben zur Vertheidigung 116.
Grasfluren am Kilimandscharo 262.
Grenzabkommen, deutsch-englisches 83.
Grenze, obere des Waldes 304.
Grenzen, natürliche der Landschaften 246.
Griechische Krämer 55.
Grimmia argyrotricha 320.
Grumilea platyphylla 299.
Gründung der Kilema-Mission 113.
Gründung der wissenschaftlichen Station 38.
Gunnera perpensa 292.
Gurkenkultur 239.
Gürtelwald des Kilimandscharo 88, 111, 295.
Gyrophora umbilicarioides 320.

Haarfrisur in Useri 193.
Haartracht der Wadschagga 217.
Habenaria macrantha 293.
Haemanthus eurysiphon 160, 299.
Hagedasch 341.
Hägele, Sergeant 87, 89, 94.
Hagenia abyssinica 89, 169, 299.
Halleria abyssinica 299.
Halsringe 222.
Handëigebirge 5.
Handel bei den Wadschagga 239.
Handelswege ins Masailand 196.
Hans Meyer-Scharte 202.
Hase 326.
Häuptlinge, die des Kilimandscharo 247.
Häuptlingssklaven 248.
Häusliches Leben in der Station 50.
Hausbau der Europäer 106.
Hauseinrichtung der Wadschagga 230.
Hausgeräthe der Wadschagga 230.
Haussklaven 248.
Hausthiere 243.
Hautfarbe der Wadschagga 217.
Hebenstreitia denticulata 313.
Hecken in der Kulturregion 289.
Heeria insignis 263.
Heirathsfähiges Alter 251.
Helichrysum abyssinicum 313.
Helichrysum foetidum 285.
Helichrysum fruticosum 316.
Helichrysum globosum 305.
Helichrysum Guilelmi 320.
Helichrysum Hoehnelii 165, 315.
Helichrysum Lentii 176.
Helichrysum Meyeri Johannis 313.
Helichrysum Newii 165, 315, 316.
Helinus mystacinus 287.
Herkunft der Wadschagga 213.
Herstellung von Metallketten 245.
Hesperantha Volkensii 312.
Heteromorpha arborescens 287.
Heuschreckenschwärme 181, 240.
Hibiscus cannabinus 76, 293.
Hibiscus fuscus 285.
Hibiscus Volkensii 286.
Himobach 104, 170.
Himoschlucht 93, 94, 169.
Hirse 233.
Hochzeitsgebräuche 251.
Höckergänse 340.
Höhlen, unterirdische 194.
Höhle Yumba yā Mbassa 161.
Holothryx pleistodactyla 312.
Holst, Gärtner 53, 237, 298.
Holzgeräthe der Wadschagga 231.
Honigdachs 331.
Honiggewinnung 170, 244.
Hornraben 11, 345.
Hoslundia verticillata 287.
Humusbildung 271.
Hungersnoth der Masai 152.
Hunter 332.
Hütten der Wadschagga 134, 230.
Hyänen 331.
Hydrocotyle americana 312.
Hygrophila Volkensii 127.
Hypericum kiboënse 314.
Hypericum lanceolatum 314.
Hypericum peplidifolium 292, 312.
Hymenophyllaceen 89, 279.
Hyphaene-Palmen 265.
Hypnum involvens 300.
Hypoxis angustifolia 305, 312.
Hyptis pectinata 286.

Jackson 329.
Jasminum abyssinicum 287.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Ichneumon 331.
Jipe-See 25, 28, 96.
Ileto, Häuptling von Keni 67.
Ilex mitis 169, 299.
Impatiens Ehlersii 160.
Impatiens Sultani 289.
Impatiens Volkensii 305.
Industrieerzeugnisse 245.
Industrie in Kiboscho 142.
Johannes, Kompagnieführer 37, 83, 157, 183.
Johnston 179.
Ipomoea kilimandscharica 286.
Jühlke-Höhe 112.
Juniperus procera 199, 211, 298.
Iwaschibach 189.

Kabeljau, Führer 172.
Kaerger, Dr. 368.
Käfer und Schmetterlinge 356.
Kahe, Landschaft 122, 267.
Kalkfunde 121.
Kalula, Häuptling von Mrele 190.
Kalulaweg 49, 179.
Kamlé, Akide Mareales 199.
Kampfspiele der Wadschagga 227.
Kandelaber-Euphorbien 12, 272.
Karakalkatze 329.
Karrakiaschlucht 198.
Kartenmaterial Lent's 59.
Kartoffelbau am Kilimandscharo 107.
Kasigaoberg 96.
Kasseni, Landschaft 189.
Kaufleute, griechische 55.
Kautschukliane 77.
Keni, Landschaft 67, 190.
Kerongobach 158.
Kersten-Hügel 28.
Kerua Tschini, Landschaft 189.
Kerua Yu, Landschaft 189.
Kettenschmuck 222.
Kibanga, Träger 82, 95.
Kibo 140, 146, 156, 209.
Kibongoto, Landschaft 153.
Kiboscho, Landschaft 129, 140.
Kidschaggasprache 148.
Kielmeyer, Lieutenant 42.
Kifinika-Schutzhütte 90.
Kifinika-Vulkan 49, 91, 172.
Kigelia aethiopica 6, 271.
Kihüiro 16.
Kikafuschlucht 151.
Kikongobach 74, 189.
Kilema, Missionsstation 104, 113.
Kilimandscharo, Besitzergreifung des 35.
Kilimandscharo, erster Anblick 28.
Kilimandscharo-Niederung 256.
Kimangano-Gottesurtheil 249.
Kimangelia, Landschaft 197.
Kinabo, Häuptling von Rombo Mku 68, 188.
Kindermord 252.
Kindi, Landschaft 145.
Kirchenbau in Kilema 105.
Kiruaberge 115.
Kirua, Landschaft 116.
Kirua, Rombolandschaft 190.
Kischongo-Gebrauch 255.
Kischorroschlucht 62.
Kisuani 22.
Kitangara, Landschaft 190.
Kitungati, Häuptling von Kirua 116.
Kiwindaschlucht 63.
Klassen der Eingeborenen 247.
Kleidung der Wadschagga 220.
Klettermaus 326.
Klima der Bergwiesen 307.
Klima des Gürtelwaldes 296.
Klima der Kulturregion 272.
Klima der Mischwaldregion 268.
Klima der Steppenregion 257.
Klima von Moschi 122.
Klimazonen 256.
Kniphofia Thomsoni 313.
Kochtöpfe der Wadschagga 232.
Koeleria cristata 311, 316.
Kofferberg 174.
Kombo, Landschaft 145.
Kondeni, Landschaft 63.
Kongoni-Antilope 32, 85.
Kopfbedeckung der Wadschagga 220.
Kopfputz der Wadschagga 224.
Korogwe 6, 7.
Körperbau der Wadschagga 214.
Kossobaum 89.
Kötzle, Premierlieutenant 34.
Krabben 354.
Kraniche 341.
Krankenbehandlung 4.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Krapf-Hügel 201.
Kretschmer, Dr. 57.
Kriechthiere 350.
Kriegführung der Wadschagga 229.
Krieg gegen Meli 36, 42.
Krokodile 350.
Kröten und Frösche 353.
Kuhantilope 338.
Kuhreiher 341.
Kuimbere, Häuptling von Mamba 62.
Kukuke 345.
Kulturpflanzen des Kilimandscharo 76, 109, 232.
Kulturregion des Kilimandscharo 272.
Kultus der Wadschagga 253.
Kurrukurru-Vogel 345.
Kwa Kobwe 8.
Kwa Sigi 8.
Kylingia aurata 285.

Labyrinthbau der Häuptlingsbomen 69.
Lactuca capensis 285.
Lambangabach 158.
Lambungu, Landschaft 145.
Landolphia florida 81, 268.
Landschaften, die des Kilimandscharo 246.
Lantana viburnoides 287.
Lasianthus kilimandscharicus 299.
Lassaberg 15.
Latemba, Häuptling von Kitangara 190.
Lateritboden 372.
Lathyrus hygrophilus 292.
Lathyrus kilimandscharicus 312.
Laubwechsel der Bäume 294.
Lebensmittelpreise 76.
Ledertaschen der Wadschagga 232.
Leibwachen der Häuptlinge 247.
Leikibona, Häuptling von Kerua Tschini 189.
Leikturu, Häuptling von Kerua Yu 59, 189.
Leipziger Mission 146.
Lelavi, Häuptling von Uschiri 189.
Lelio, Unterhäuptling von Schira 211.
Lemanoschlucht 192.
Lengaki, Häuptling von Sai Yu 63, 180.
Lent, Dr. Carl 26, 57, 177, 207.
Leonotis mollissima 286.
Leoparden 328.
Leroni, Häuptling von Rombo Kirua 190.
Leuchtkäfer 356.
Lieder, Geologe 12, 47.
Lightfootia arabidifolia 312.
Lightfootia Sodeni 293.
Limburgit 175.
Lippia asperifolia 287.
Litemakette 141.
Lobelia Deckenii 206, 319.
Lobelia Holstii 313.
Lobelia minutula 312.
Lobelia Volkensii 299.
Löffelhund 332.
Lohnauszahlung an die Arbeiter 55.
Longoni, Landschaft 196.
Löwen 327.
Luengerathal 6.
Luftfeuchtigkeit in Marangu 276.
Lumifluss 74, 189.
Lumischlucht 175, 179.
Luzula Johnstoni 314.
Lycopodium clavatum 314.

Mabruku, Sohn Fumba's 113, 115.
Macaranga kilimandscharica 159, 299.
Macht der Häuptlinge 247.
Madschame, Landschaft 146.
Madschame-Mission 147.
Madschari, Landschaft 190, 191.
Madschele, Häuptling von Tschimbi 68, 188.
Madschimabach 198.
Madumu-Sumpf 10.
Maesa lanceolata 289.
Mafiberg 12.
Maguero, Häuptling in Ugueno 195.
Mahlzeiten, tägliche 52.
Maji Kununua 26.
Maimbi, Unterhäuptling von Schira 246.
Maisbau 235.
Maki-Halbaffe 325.
Makunga, Häuptling von Naruma 246.
Mamba, Landschaft 62.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Manamia von Useri 196.
Mandara von Moschi 229.
Mangele, Häuptling von Kasseni 189.
Manteuffel, von, Expeditionsführer 37, 114.
Marabu 341.
Marago ya kanga, Lagerplatz 203.
Marangu-Station 35, 37, 103.
Mareale's Boma 104.
Mareale von Marangu 39, 71, 227.
Margaretta rosea 294.
Markgraf, Feldwebel 8.
Märkte der Wadschagga 239.
Maroschlucht 191.
Martens, Professor von 323.
Masai, Charakter der 154.
Masai-Esel 9.
Masaigefahr 8, 9.
Masaiknaben in der Mission 106, 115.
Maschongaschlucht 192.
Masinde 12.
Massika mkuba, Einbruch der 16.
Massu, Häuptling von Longoni 190.
Matschie, Custos 323, 329, 334.
Mattolo, Häuptling von Useri 192.
Maurui 9.
Mäuse 326.
Mausvögel 344.
Mawenzi 96, 167, 200.
Mawere, Häuptling von Kondeni 63, 184.
Mayepea Gilgii 291.
Mbangaschlucht 63.
Mbuschi, Landschaft 190.
Mdongo, Häuptling von Rau 190.
Medizinmänner 254.
Meerkatzen 325.
Melanodiscus oblongus 299.
Meli, Häuptling von Moschi 125.
Melia Volkensii 263.
Melinis minutiflora 263, 286.
Mengue, Landschaft 189.
Mergler, Lieutenant 42.
Meruberg 96, 122, 153, 208.
Messer der Wadschagga 224.
Metallschmuck 222.
Meteorologische Beobachtungen 50, 272.
Meyer, Dr. Hans 98, 210, 316, 359.
Mforroschlucht 187.
Micania scandens 292.
Micromeria abyssinica 305.
Milane 344.
Mimulopsis kilimandscharica 314.
Mimusops usambarensis 267.
Mischwald, der am Kilimandscharo 268.
Missernten 240.
Missionen am Kilimandscharo 147.
Mission, englische 125.
Mission in Kiboscho 143.
Mission Korogwe 7.
Mission, Leipziger 146.
Missionsstation Kilema 104.
Missionsthätigkeit 105, 147.
Mittelstädt, Feldwebel 43.
Mkomazifluss 9, 12, 16.
Mkulia, Landschaften von 73.
Mkumba, Häuptling 190.
Mkumbarafluss 14.
Mkumbo, Führer 48.
Mkunde, Häuptling von Schira 156, 212.
Mlanga, Häuptling 190.
Mlatie, Häuptling von Olele 190.
Mlaui, Häuptling von Mamba 62.
Mlingagebirge 3.
Mlombiaschlucht 189, 191.
Mombofluss 11.
Möka, Landschaft 246.
Mokandakette 21.
Moltke-Stein 94.
Momordica Schimperi 6.
Mondjobach 87, 104, 170.
Moralebach 74, 189.
Moschi, Landschaft 117.
Moschi, Militärstation 35, 118.
Moschosma multiflora 290.
Moschusböckchen 338.
Mrele, Landschaft 190.
Mriti, Landschaft 64, 189, 291.
Mruazi 4.
Mrusungabach 127.
Mschambiozibach 8.
Msinna, Häuptling von Uru 246.
Msobach 158.
Msoma, Häuptling von Mbuschi 190.
Mtengebach 158.
Mtiroschlucht 187.
Mtoë, Häuptling von Keni 189, 190.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Muanamata 29.
Muëbachschlucht 107, 115, 169.
Muengue, Landschaft 64.
Muika, Landschaft 63.
Munifazi, Träger 82, 95, 102.
Mwule-Baum 10.
Myosotis abyssinica 314.
Myrica kilimandscharica 88, 295.
Myrica Meyeri Johannis 314.
Myricazone 170, 295.
Myrsine africana 314.
Myrsine rhododendroides 314.

Nambu von Useri 196.
Namensänderung bei den Wadschagga 252.
Namubach 151.
Nangaschlucht 116.
Naruma, Landschaft 145.
Nashorn 333.
Nashornhügel 32.
Nashornvögel 345.
Nasikirabach 199.
Nasua von Madschame 150.
Ndeaberg 25.
Ndungu 18.
Nebelbildungen 48, 94, 165- 282.
Neckera Hoehneliana 300.
Nectarinien 346.
Neuschneebildungen 321.
Ngaptuk, Berg 207.
Ngare na lalla, Lagerplatz 207.
Ngatschi, Häuptling von Mriti 64, 189.
Ngombere fluss 130.
Ngomeni 3.
Ngowe, Häuptling von Muengue 64, 189.
Ngurungani-Hügel 25.
Niederlage der Deutschen in Moschi 36.
Njiaschlucht 68, 188.
Njirisee 203, 204.
Nilgänse 340.
Niuzibach 6.
Noholu-Höhle 201.
Nordseite des Kilimandscharo 101.
Nostoc-Kugeln 293.
Nseribach 145.
Nutzpflanzen des Kilimandscharo 77, 232, 363.
Nutzpflanzen, tropische 108, 364.
Nuxia usambarensis 293.

Oasen in der Steppe 267.
Obstgartensteppe 4, 127, 264.
Ochsenwagen 365.
Ohrenratte 327.
Ohrschmuck der Wadschagga 63, 219.
Olele, Landschaft 190.
Olinia Volkensii 299.
Oelpflanzen 108.
Oriwokrater 180.
Ornabach 49, 169.
Ornithogalum caudatum 293.
Osyris tenuifolia 287.
Oxalis corniculata 285, 312.
Oxalis obliquifolia 293.
Oxygonum sinuatum 285.

Panganifluss 6, 31, 365.
Panicum maximum 263.
Papageien 344.
Papaya 108.
Papyrus-Sumpf 30.
Parasitäre Vulkane 174.
Paregebirge 18.
Paesler, Missionar 151.
Patriarchalisches Regiment in Kiboscho 137.
Paulinia pinnata 271.
Paviane 324.
Pavonia kilimandscharica 299.
Paxiodendron usambarense 170, 298.
Peddiea Volkensii 299.
Pelikane 340.
Pentas longiflora 286.
Periploca linearifolia 271.
Perlhühner 341.
Perlschmuck 221.
Peters, Dr. Carl 35, 73, 358.
Peters-Höhe 112.
Peucedanum aculeolatum 305.
Peucedanum Kersteni 320.
Phaseolus radiatus 237.
Phaseolus Schimperi 263.
Phaseolus vulgaris 237.
Phoenix reclinata 170, 291.
Phragmites communis 263.
Physalis minima 285.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Phytolacca abyssinica 292.
Pilotrichella imbricatula 300.
Pinarochroa hypospodia 101.
Piper capense 271, 299.
Pittosporum abyssinicum 272.
Plantago palmata 305.
Plateaurand im Süden 178.
Platystoma africanum 293.
Pocomo, Landschaft 127, 246.
Podlech, Lieutenant 42.
Podocarpus Mannii 90, 160, 199, 303.
Pohlia elongata 312.
Polygonum setulosum 292.
Polytrichum pungens 312.
Pombebereitung 70.
Pombehäuser in Rombo 70.
Pombetöpfe der Wadschagga 231.
Pombetröge 138.
Prostitution 252.
Protea abyssinica 293.
Protea kilimandscharica 161, 314.
Pseudarthria Hookeri 263.
Psiadia arabica 287.
Psiadia inuloides 305.
Psoralea foliosa 314.
Pteridium aquilinum 295.
Pterolobium lacerans 271, 287.
Purtscheller 98.
Pycnostachys Volkensii 299.
Pyrenacantha malvifolia 18.

Quarebach 152.

Raben 344.
Ranunculus oreophytus 316.
Ranunculus pubescens 305, 319.
Ranunculus Volkensii 319.
Rappenantilope 338.
Rathgeber der Häuptlinge 247.
Ratten 327.
Ratzel-Gletscher 167.
Raufluss 128.
Rau, Landschaft 190.
Rauwolfia inebrians 231, 291.
Rechtsangelegenheiten 249.
Regenbinden 199.
Regenpfeifer 341.
Regenmenge, jährliche in Moschi 269.
Regenverhältnisse in der Steppe 258.
Regenzeiten in Marangu 281.
Regenzeiten, wechselnde 72.
Regierungsformen am Berge 137.
Regierungsgebäude in Kiboscho 139.
Reichenow, Dr. 323.
Rhamnus prinoides 287.
Rhizocarpon geographicum 320.
Rhus villosa 287.
Riciella fluitans 293.
Ricinus 108, 239.
Rinder der Wadschagga 243.
Rieselkanäle 240.
Rohmer, Missionar 114, 144.
Rohrratte 327.
Romboberge 179.
Rombolandschaften 189, 190.
Rombo Mku, Landschaft 68.
Romulea campanuloides 312.
Rothe Mauer 167.
Ruabach 104, 170.
Rubia discolor 224, 286.
Rubus apetalus 287.
Rubus Volkensii 203.
Rumex nervosus 286, 292.
Rumex Steudelii 292, 319.

Saatzeiten 234.
Säcke für Feldfrüchte 232.
Sagina abyssinica 319.
Sai Tschini, Landschaft 63, 184.
Sai Yu, Landschaft 63, 180.
Salben des Körpers bei den Wadschagga 219.
Salvia nilotica 292.
Sangaibach 198.
Sangalaschlucht 175.
Sangatschibach 118, 120.
Sanjafluss 153.
Sanicula europaea 305.
Sansevieren-Steppe 14.
Sassenifluss 16.
Sauromatum abyssinicum 289.
Sawuza 8.
Scabiosa columbaria 315.
Schafe und Ziegen 244.
Schakale 332.
Schamschürzen der Mädchen 221.
Schangali, Häuptling von Madschame 113, 150.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schattenvogel 341.
Schaurihäuser in Kiboscho 153.
Schauris 250.
Schefflera Volkensii 298.
Schele, Oberst von 42.
Schild der Wadschagga 223.
Schildkröten 351.
Schinikaschlucht 68, 188.
Schirakette 146, 152, 209.
Schira, Landschaft 154, 212.
Schiribach 170.
Schlachten des Viehs 243.
Schlangen 353.
Schlangenhalsvogel 340.
Schliessung der wissenschaftlichen Station 60.
Schmarotzer, kryptogamische 300.
Schmiedehandwerk 245.
Schmuck der Weiber 193, 221.
Schnecken und Muscheln 354.
Schnupftabaksdosen 239.
Schnitzwerke der Wadschagga 231.
Schomba, Tschausch 14, 22.
Schopfantilope 338.
Schrenck, Lieutenant von 43.
Schraubenantilope 338.
Schubert, Unteroffizier 189.
Schulterkragen der Wadschagga 227.
Schundi, Unterhändler 139.
Schutzhütte 47, 49.
Schwalben 101.
Schwert der Wadschagga 224.
Schwur in Gerichtsfällen 249.
Scirpus fluitans 319.
Scirpus setaceus 319.
Scutia indica 287.
Sebaea brachyphylla 312.
Secretärvogel 343.
Seelenzahl der Kilimandscharo-Bewohner 246.
Seeschwalben 340.
Sega 3.
Seitenplateau am Kibo 205, 206.
Sendéo, Masaihäuptling 154.
Senecio cyaneus 314.
Senecio denticulatus 305.
Senecio discifolius 285.
Senecio Johnstoni 97, 210, 319.
Senecio Meyeri Johannis 316.
Senecio multicorymbosus 286, 290.
Senecio sarmentosus 286.
Senecio Schweinfurthii 315.
Senecio Telekii 316.
Senecio Volkensii 320.
Servalkatze 329.
Setaria aurea 311.
Siebenschläfer 326.
Siga, Häuptling von Sai Tschini 63, 184.
Silene Burchellii 313.
Simba, Askari 121.
Simbodja 13.
Sina, Häuptling von Kiboscho 46, 113, 136.
Singano-Gottesurtheil 249.
Sittlichkeit der Wadschagga 54, 252.
Sitzleder bei den Wadschagga 220.
Sklaverei bei den Wadschagga 229, 248.
Smilax Kraussiana 287.
Smithia recurvifolia 313.
Soden, von, Gouverneur 38.
Solanum villosum 285.
Sparmannia abyssinica 285.
Speer der Wadschagga 223.
Speicherhäuschen für Getreide 234.
Speisung der Krieger in Kiboscho 137.
Spilanthes Acmella 293.
Sporngänse 340.
Staatswesen, die des Kilimandscharo 246.
Stachelschwein 326.
Stallfütterung des Viehs 138.
Stauanlagen 243.
Steiner, Forstgehilfe 60, 273.
Stellaria media 319.
Stenophragma Thalliana 320.
Stephania abyssinica 286.
Steppenbrände 266.
Steppenflüsse 128.
Steppenregion des Kilimandscharo 256.
Sterculia appendiculata 10.
Stoebe kilimandscharica 161, 304, 314.
Strafexpedition gegen die Warombo 59.
Strauchstaudenformation 286.
Strauchsteppe 265.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Strauss 341.
Streptocarpus montanus 300.
Streptocarpus Volkensii 293.
Striga hirsuta 293.
Strychnos Engleri 4, 10.
Stuhlmann, Dr. Franz 306.
Stylidium chinense 272.
Suaeda monoica 29, 203, 266.
Suaeda-Steppe 31, 266.
Subularia monticola 316.
Succulenten-Steppe 17.
Swertia kilimandscharica 314.
Swertia pumila 312.
Synadenium Volkensii 287, 293.
Syzygium owariense 267, 284, 291.

Tabakkultur 239.
Tabernaemontana usumbarensis 267.
Tacca pinnatifida 5.
Taitaberge 96.
Talinum caffrum 18, 265.
Tänze der Wadschagga 224.
Tänzerinnen, öffentliche 252.
Tapura Fischeri 268.
Taro 108, 237.
Tätowirung 193, 219.
Tauben 343.
Taweta, Landschaft 267.
Tela, Landschaft 246.
Teleki, Graf 82, 207.
Telfairia pedata 108, 239.
Temperaturverhältnisse in Marangu 273.
Tengere, Häuptling von Kitangara 170.
Terrassirung der Felder 234.
Thalictrum rhynchopetalum 319.
Thalsperren 145.
Thaubildung 259.
Themeda Forskahlii 263.
Thesium kilimandscharicum 313.
Thesium Schweinfurthii 293.
Thespesia Garckeana 263.
Thierwelt 323.
Thonkrüge aus Useri 177, 232.
Thonlager in Useri 195.
Thornton-Wasserfall 21.
Thunbergia alata 286.
Toddalia aculeata 287.
Tod Dr. Lent's und Kretschmer's 58, 361.
Tod von Bülow's und Wolfrum's 36.
Todtenbestattung 252.
Tolpis abyssinica 312.
Tomaten 239.
Tornier, Dr. 323.
Trachydium abyssinicum 316.
Tragia cordifolia 286.
Trappen 341.
Traunia albiflora 292.
Trema guineensis 267.
Trichilia emetica 272.
Trichilia Volkensii 289.
Tricholaena Teneriffae 263.
Trifolium Johnstoni 319.
Trifolium kilimandscharicum 312.
Trifolium usambarense 292.
Trisetaria quinqueseta 311.
Tristicha hypnoides 293.
Triumfetta abyssinica 232.
Trockenheit des Ostens 72, 362.
Tröge der Wadschagga 231.
Tschimbi, Landschaft 68, 188.
Tufflandschaften 64.

Uebelinia rotundifolia 319.
Uimbikorn 233.
Ukambaberge 189, 203.
Umbilicaria pustulata 320.
Umbuebach 145.
Ungassifluss 74.
Unnabach 62.
Unterirdische Höhlen 194.
Unterkleider der Weiber 221.
Unzuchtsvergehen 252.
Urombo, Häuptling 66, 67.
Urophyllum Holstii 299.
Ursachen des Kriegs gegen Meli 114.
Urtheilssprechung in Gerichtsfällen 249.
Uru, Landschaft 128, 246.
Usambarabahn 2, 365, 368.
Uschiri, Landschaft 74, 189.
Usnea barbata 300, 313.

Valeriana kilimandscharica 320.
Vangueria Volkensii 289.
Vegetation der Kulturregion 283.
Vegetation der Schluchten 290.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vegetationszonen 256.
Verbindung mit der Küste 84, 365.
Verbindungsweg, oberer 168, 176, 201.
Vernonia lasiopus 285.
Veronica aquatica 292.
Versuchsgarten 77.
Vertheidigungsgräben 116.
Verwandtenmord 248.
Vicia Volkensii 292.
Viehreichthum in Kiboscho 138.
Viehunterstellung 138.
Viehzucht der Wadschagga 243.
Vielweiberei 251.
Vigna sinensis 236.
Viola abyssinica 299.
Voacanga dichotoma 284, 299.
Vögel 339.
Vogelspinnen 357.
Volksleben der Wadschagga 245.
Vulkansee des Dschalla 77.

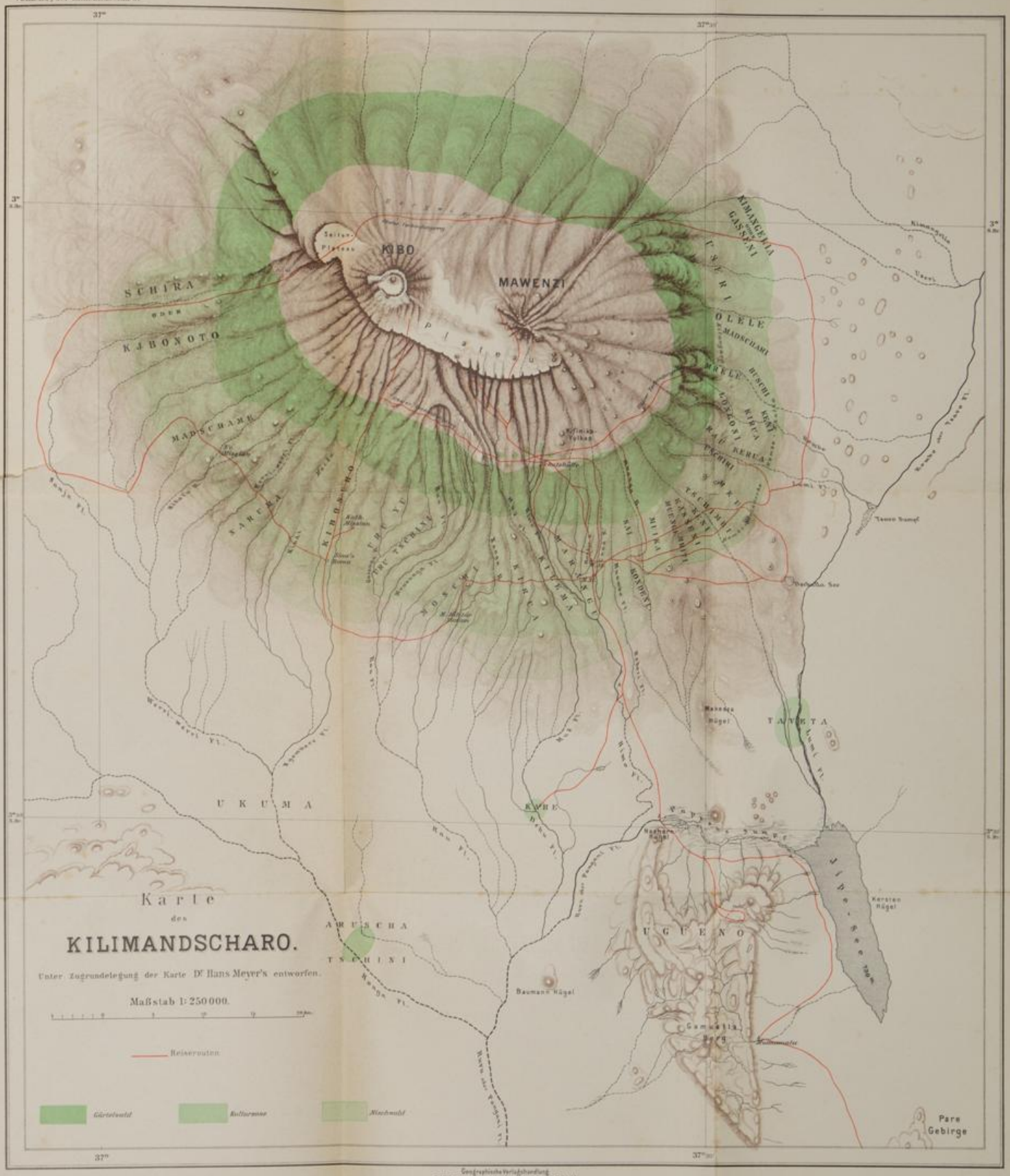
Wadschagga, erste Bekanntschaft mit 33.
Wadschagga, die 213.
Wadschimbahügel 64, 174, 187.
Waffen der Dschagga 223.
Wahlenbergia Oliveri 312.
Wakambaansiedlung in Moschi 223.
Wald am Garanga 128.
Wald in Kiboscho 145, 162.
Waldlichtungen 305.
Waldwiesen 89, 171, 304.
Waltheria americana 285.
Wapare 23.
Warzenschwein 333.
Wasserbock 338.
Wasserfall des Unnabachs 184.
Wasserleitungen der Wadschagga 240.
Wasuaheli, Charakter der 53.
Wasuahelidorf am Kilimandscharo 112.
Weberkarden 204.
Wechsel der Jahreszeiten 294.
Wegberg 178.
Wegebau 117.
Weiber in Kiboscho 141.
Weiber in Muengue 66.
Weiber in Useri 192.
Weidegang des Viehs 138.
Weihnacht in Kiboscho 143, 144.
Weinberger, Sergeant 43.
Weissagungen bei den Wadschagga 254.
Weizenbau am Kilimandscharo 109.
Werri-Werrifluss 145.
Widenmann, Dr. 268, 360.
Wiener, Forstassessor 7, 9, 38.
Wiesenformationen der Kulturregion 292.
Wildfallen 88, 244.
Wildkatzen 329.
Wildreichthum 25, 32.
Wilken, Baumeister 47, 119, 120.
Willoughby 329.
Windspielantilope 338.
Windverhältnisse in Marangu 278.
Wirthschaftliche Aussichten 358.
Wissenschaftliche Station 35.
Wissmann's Zug gegen Kiboscho 136.
Wolfrum, Lieutenant 35.
Wolkenbildungen am Kilimandscharo 258.
Wurunibach 10.
Wurzelratte 327.

Xerophyten-Vegetation 81.

Yams 108, 130, 237.
Yumba ya Galuma, Höhle 206.
Yumba ya Mbassa, Höhle 161.
Yumba ya Nguaro, Höhle 201.

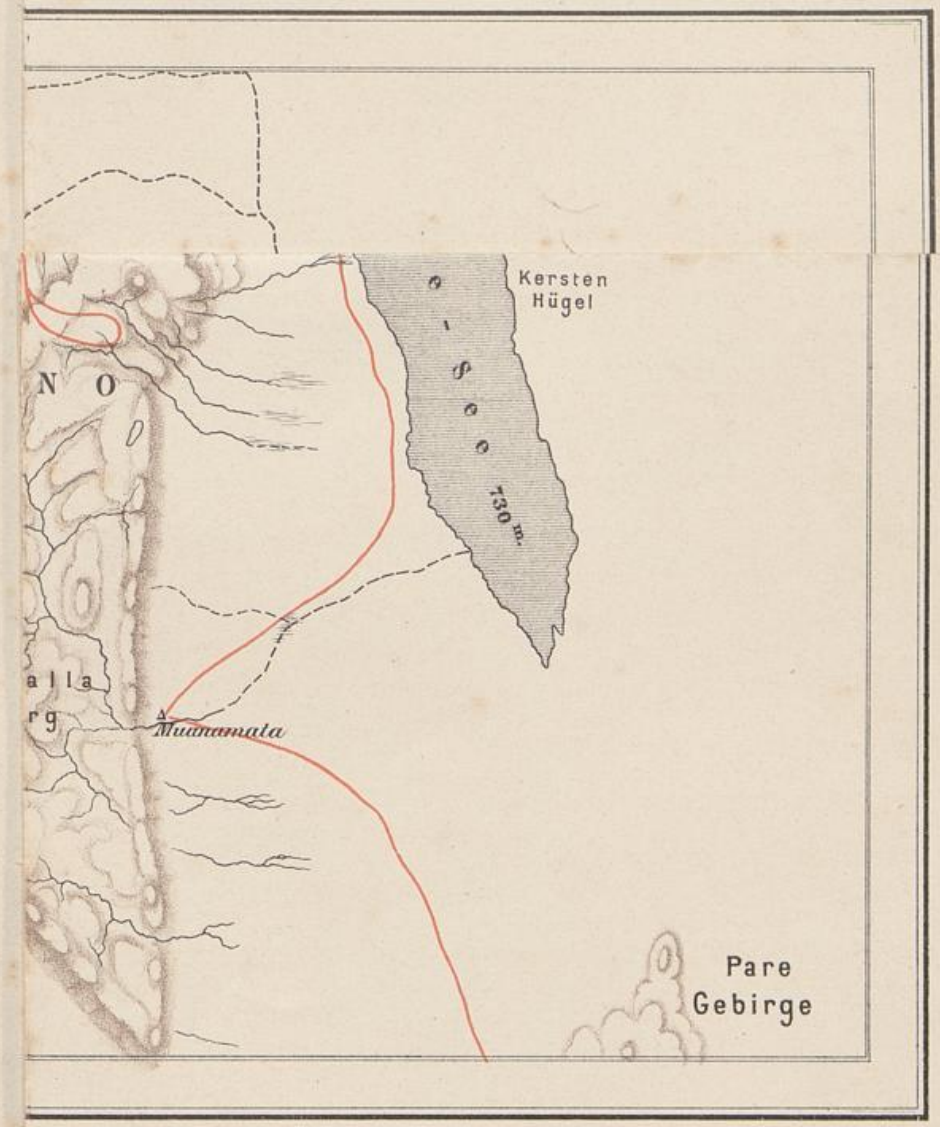
Zauberkünste der Wadschagga 254.
Zebra 333.
Zibethhyäne 332.
Zibethkatzen 330.
Ziegenfellkleider 220.
Zierpflanzen 107.
Zinnarmbänder 222.
Zubereitung der Bananen 233.
Zuckerrohrkultur 238.
Zwergmaus 327.
Zwergsteissfuss 340.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



Geographische Verlagshandlung
DIETRICH REIMER (E. VOHSEN) BERLIN.
Wilhelmstrasse 29.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG


Kersten
Hügel
730 m.
Muanamata
Pare
Gebirge



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

AZ 4754

•AZ 4754•

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

DFG

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Kilimandscharo

von

G. Volkens

A Z
4754

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG